Geſchichten

charakteriſtiſche Züge und Sagen

der deutſchen Volksſtämme

aus der

Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun.

Nach den Quellen erzählt

von

D. Klopp, Dr. phil.,
Gymnaſiallehrer in Osnabrück.

Erſter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Den Anſtoß zu dieſem Buche gaben mir die Worte von Gervinus in ſeiner Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur Bd. I. p. 32, wo er eine Anzahl langobardiſcher Sagen aufführt und dabei bemerkt, daß ſie längſt eine zweckmäßige Bearbeitung für die Jugend verdient hätten. Indem ich mir eine ſolche zur Aufgabe ſtellte und zu dieſem Zwecke den Paulus Diaconus und den Procop durchlas, drängte ſich mir der Gedanke auf, daß wie noch keine der Wißenſchaft genügende Geſchichte der Völkerwanderung ſich finde, ſo noch viel weniger die Ergebniſſe der Geſchichtswißenſchaft auf dieſem Felde unſerer Jugend und dem ganzen Volke quellengemäß zugleich und in populärem Gewande dargeboten ſind. Vielleicht kommt es eben daher, daß über keine andere Zeit ſo verworrene Vorſtellungen umlaufen, und zwar nicht bloß in den Köpfen der Jugend, ſondern auch in denen der Gebildeten

unſeres Volkes, wenn ſie ſich nicht ſelbſt als gelehrte Forſcher damit beſchäftigt haben. Man fertigt jene Zeit gemeiniglich kurzweg mit dem Urtheile ab, daß ſie roh ſei; aber wenn ich auch weit entfernt bin, die Richtigkeit desſelben zu beſtreiten, ſo glaube ich doch, daß wir in unſerer Zeit wohl eine Eigenſchaft uns wünſchen möchten, welche jene in reichem Maße hatte und oft genug in charakteriſtiſchen und ſelbſt in ſchönen Zügen an den Tag legte, Feſtigkeit und Thatkraft. Ich lege in dem Nachfolgenden eine Anzahl von Geſchichten, charakteriſtiſchen Zügen und Sagen aus der Zeit der Völkerwanderung vor, welche nach dem Plane geſammelt ſind, daß ſie uns nicht durch die Beſchreibung von Zuſtänden, ſondern wo möglich durch die Erzählung einer Handlung, eines lebendigen Ereigniſſes einführen ſollen in das Leben und Thun jener Zeit und ſo die Geſtalten der alten rohen Helden in den Erweiſen ihrer Thatkraft uns nahe bringen mögen. Indem es mir darauf ankam, hauptſächlich die ſittlichen Triebfedern der Handlungen hindurchleuchten zu laſſen, war ich genöthigt, durchaus quellenmäßig zu erzählen und frei von allem Schmuck und Beiwerk unſerer Zeit, als wo es zum Verſtändnis durchaus nöthig erſchien. Am liebſten bin ich den Erzählungen von Augenzeugen gefolgt; wo dieß nicht möglich war und die Begebenheit weiter in die Ferne rückte, habe ich mich bemüht, ſie darzuſtellen, wie ſie das betreffende Volk als Sage mit ſich herumtrug und der Reflex, den ſie dadurch erhält, dient doch immerhin dazu in das Gemüthsleben des betreffenden Volksſtammes einen oft wohlthuenden, immer aber lehrreichen Blick werfen zu laſſen.

Wer mir in dieſer Anſchauung der Dinge beiſtimmt,

wird die Idee solcher einzeln ausgeführter Bilder willkommen heißen. Das Begräbnis des Königs Alarich im Bette des Busentoflußes, der Heldentod des Königs Tejas wird das Bild der mannhaften Thatkraft der Gothen niemals wieder entschwinden laßen und uns Achtung vor dieser Kraft abfordern. Die edle Ritterlichkeit in der Werbung des Authari um Theudelinde wird uns unvergeßlich bleiben, der Trotz des Friesenfürsten Radbod gegen die Annahme der Taufe zeigt uns die Abneigung der seßhaften Stämme gegen das Christenthum klarer und einleuchtender, als lange Auseinandersetzungen. In dieser Hinsicht dürfte mein Buch manchem Lehrer der Geschichte nicht unwillkommen sein, zumal wenn, wie es jetzt häufig geschieht, der Unterricht in der Geschichte von früh auf zu Uebungen im freien Wiedererzählen mit angewandt wird. Es kommt ja für unsere Jugend hier ein wesentliches Moment mit hinzu, das noch niemals diese Bedeutung hatte, wie gerade jetzt, das deutsche Nationalinteresse. Den deutschen Knaben, den Jüngling möchte ich sehen, der nicht warm wird für eine Heldengestalt wie Totilas, für den herrlichen Aelfred, der zum Kriege gezwungen mit dem Lorbeer des Sieges in der Feldschlacht die Palme des Friedens verbindet und überhaupt alle Eigenschaften vereint, die wir bei den Fürsten unserer Zeit vergebens suchen.

Mein Zweck forderte eine ethnographische Anordnung. Ich konnte darum meinen terminus a quo nur da setzen, wo die einzelnen Völker sich sondern, welche nach und nach Staaten zerstörend und neue bildend auftreten. Auch sind ja die Geschichten vom ersten Zusammentreffen der Römer mit den Deutschen hinlänglich bekannt, so daß ein kurzer Rückblick genügen durfte. Der allgemeine Theil der

Germania aber war mir nothwendig, weil die dem erzählten Züge, welche wie Grimm sagt, ein so schönes Morgenroth auf die deutsche Urgeschichte werfen, sich auch bei den wandernden Stämmen der Hauptsache nach bis zur Annahme des Christenthumes und selbst darüber hinaus wieder finden. Eins der wichtigsten Momente wird im Verlauf der Erzählungen die Christianisierung der germanischen Stämme und darum konnte ich nicht eher schließen, als bis diese zu Ende geführt war. Auch mit Karl dem Großen durfte ich nicht schließen, weil erst der Vertrag von Verdun der Völkerwanderung oder wenigstens den mit ihr in nächster Verbindung stehenden Ereignissen ein Ziel setzt. Zugleich hat die Geschichte Ludwigs des Frommen ein hohes psychologisches Interesse, auf welches meinem Erachten nach noch immer nicht hinreichendes Gewicht gelegt ist. Um die deutschen Stämme zu vervollständigen, mußten auch die Angelsachsen mit herangezogen werden, welche unabhängig von den andern Stämmen und fast ohne Berührung mit ihnen für sich allein daſtehen.

Es sind aber nur diejenigen Stämme behandelt, welche selbst Reiche bildeten und auch diese nicht einmal alle, sondern nur die, über welche ich eine genügende Anzahl von Berichten fand, die zu meinem Zwecke dienten; denn ich wiederhole es, daß es mir nicht in den Sinn kommen konnte, eine vollständige wissenschaftliche Geschichte der Völkerwanderung zu schreiben, sondern daß mein Interesse vorzugsweise das praktische war, nämlich einzelne Handlungen dem Leser quellengemäß zu erzählen, so daß er aus diesen sich eine Vorstellung jener Zeit machen könne, auch ohne alle Namen und Jahreszahlen im Kopfe zu haben.

Deshalb habe ich die Erzählungen von Gepiden, von Thüringern, von Burgunden, von Friesen unter die anderen Volksstämme verwebt; ja ich muß da selbst den Vorwurf hinnehmen, daß die Familien der Völker auseinander gerißen sind, daß die Gepiden und Langobarden, bei denen jene hauptsächlich vorkommen, der Abstammung nach nicht zusammen gehören, und eben so wenig die Burgunden zu den Franken; aber es war nicht anders zu machen, weil die Gepiden nach ihrer Trennung von den stammverwandten Gothen mit den Langobarden in Verbindung kommen und nicht mehr mit jenen. Auch das Maß des Raumes, der den einzelnen Stämmen zugedacht ist, hat von den Berichten und Quellen abhängen müßen. Ich leugne z. B. gar nicht, daß die Westgothen mindestens eben so wichtig sind, als die Ostgothen; dennoch ist der Untergangskampf der Ostgothen so sehr weit ausgeführt. Dieß liegt nicht bloß darin, daß dem Westgothenreiche fast in einem einzigen Treffen ein Ende gemacht wird, während der Kampf der Ostgothen sechszehn Jahre dauerte; sondern namentlich auch in dem Berichte, der mir darüber zu Gebote stand. Wenn ich überall einen Procop zum Führer gehabt hätte mit seinen ausführlichen Schilderungen, so würde überhaupt die Sache wohl ein wenig leichter gewesen sein.

Die Erzählungen nach den einzelnen Stämmen sind festgehalten bis dahin, wo sie alle in das große Frankenreich zusammenfließen. Karl der Große und seine Zeit forderte einen selbständigen Abschnitt für sich und eben so dann auch Ludwig der Fromme, unter welchem das Stammesinteresse zu ruhen scheint, bis sich allmälig das durch Zwang und Herrschereigenwillen unnatürlich Verbundene

in seine natürlichen Bestandtheile auflöst, welche zur Grundlage des neuen Europa bestimmt sind.

Nach diesen Gesichtspunkten bitte ich die vorliegende Arbeit zu prüfen, immer aber dabei den leitenden Grundsatz festzuhalten, daß es mein Bestreben gewesen ist die strenge Wißenschaft zu populariſieren.

Der Verfaßer.

Inhaltsverzeichnis nebst Angabe der Quellen.

Ich gebe im Folgenden meine Quellen nur im Allgemeinen an und bemerke nicht jede einzelne Notiz, die ich etwa nicht in der Hauptquelle gefunden, sondern anderswoher genommen habe. Es haben mir nicht alle Quellen in genügender Weise zu Gebote gestanden und darum habe ich mich außer Mascov, der doch immer seine Quellen wörtlich gibt, in Einzelheiten auch auf Leibnitz, Muratori, Grimm, so wie auf Gibbon, Pertz, J. v. Müller, Aschbach, Lappenberg stützen müssen.

Die Einleitung, so weit sie über die Sitten der Deutschen handelt, ist mit wenigen Auslaßungen eine Uebersetzung des allgemeinen Theils der Germania von Tacitus.)

Seite

Einleitung 1

Gothen 24

1. Die Herkunft der Gothen. Jordanes de rebus geticis cp. 1. 3. 4. 24
2. Die Gothen in Scythien. Jord. d. r. g. cp. 5. 14. Grimm Geschichte der deutschen Sprache. 26
3. Der Kaiser Maximin. Jord. 15. 27
4. Sage vom Kampfe der Gothen mit den Gepiden. Jord. 17. 29
5. Die Lebensweise der Alanen. Amm. Marc. XXXI. cp. 2. . 30
6. Sagen vom Könige Ermanrich und dem Andrange der Hunnen. Jord. 23. 32
7. Die Lebensweise der Hunnen. Amm. Marc. XXXI. cp. 2. 36
8. Sage von dem Einbruch der Gothen in das römische Reich. Nach J. Grimm. 39

Seite

9. **Der Uebergang der Westgothen über die Donau.** Jord. de r. g. cp. 25. Amm. Marc. XXXI. 3. 4. Zosimus IV. 20. 39
10. **Das Treffen bei Adrianopel und die Folgen desselben.** Amm. Marc. XXXI. 3. 4. 5. Zosimus IV. 26. . . 42
11. **Die Westgothen werden Christen.** Jord. 25. Sozom. hist. eccl. VI. 37. 52
12. **Athanarich.** Jord. 28. 54
13. **Erste Züge des Westgothenkönigs Alarich.** Jord. 29. Zosimus V. 5. Claudian. de bello getico. Die Nachrichten namentlich über den Zug nach Griechenland sind bei Zosimus verworren; die Ordnung, in welcher Gibbon sie beschreibt, schien mir die geeignetste. 55
14. **Radagais.** Zosimus V. 26. Mascov bringt I. p. 344. (2. Aufl.) auch Orosius VII. 37. bei, so wie einige Stellen aus Augustin, wo dieser über den Zug des Radagais spricht. . . 62
15. **Alarichs zweiter Zug in Italien.** Zosimus lib. VI., ferner die Quellen, welche Mascov zitiert im 4ten Buch, I. p. 356 sqq. Auch hier bin ich in manchen Einzelheiten Gibbon gefolgt. 65
16. **Athaulf. Wallia.** Jord. 31. und verschiedene Stellen aus Olympiodor. bei Mascov I. p. 376 sqq. 76
17. **Attila und die Hunnen.** Jord. 34 – 50. Priscus bei Mascov I. 423 sqq. Andere Einzelheiten sind nach Mascovi und nach Gibbon. 79
18. **Attilas Zug gegen die Weströmer und Westgothen.** Jord. cp. 36 sqq. 92
19. **Theriemund.** Jord. 41. 103
20. **Weitere Züge Attilas.** Jord. 42. 105
21. **Der Westgothenkönig Theoderich II.** Sidonii Apollinaris epistolae in Peringskiöld: vita Theoderici p. 161. Peringskiöld benutzt den Brief fälschlich auf den Ostgothenkönig Theoderich. Jord. 44. 109
22. **Gurich König der Westgothen.** Ennod. vita Epiphan. p. 391., bei Mascov I. 487 111
23. **Attilas Tod und Begräbnis.** Jord. 49. . . . 117
24. **Auflösung des Hunnenreiches.** Jord. 50. . . . 119
25. **Der Sturz des weströmischen Kaiserthumes.** Fragmenta Valesiana incerti auctoris de Od. Theod. etc. am Schlusse der Ausgabe des Amm. Marc. von Gronov. . . . 120
26. **Theoderich der Große.** Jord. 51 sqq. Peringskiöld: vita Theoderici. Strobelm 1699. 4. wird den darin angeführten Quellen. Fragm. Vales. incerti auctoris. — Verschiedenes auch bei Muratori. — Proc. de bello Goth. I. 1. . . 122
27. **Theoderichs Enkel Athalarich.** Proc. de b. G. I. 2. . 143

Seite

Vandalen 146

1. **Der Zug der Vandalen nach Süden.** Mateer I. 345. Idatius in Chron. ad ann. XVII. Honor. . . . 146
2. **Der Kampf der Sueven und Vandalen.** Gregorius Turonensis II. 2. 148
3. **Bonifacius ruft die Vandalen nach Afrika.** Proc. de bello Vand. I. 3. 149
4. **Der Vandalenkönig Genserich.** Jord. 32. Proc. de bello Vand. I. 3. Victor Tun. de pers. Vand. II. 4 . . 150
5. **Die Strenge der Vandalen.** Salvian. VII. p. 137 sqq. Victor Tun. de pers. Vandal. II. 4. 153
6. **Genserich und Marcian.** Proc. de bello Vandal. I. 4. . 154
7. **Die Plünderung Roms durch die Vandalen.** Proc. de bello Vandal. I. 5. Jord. de rebus Geticis 45. Quellen von geringerer Bedeutung Mateer I. 451 sqq. . . 155
8. **Die Gesandtschaft der Vandalen aus ihren alten Wohnsitzen an Genserich.** Proc. de bello Vandal. I. 23. . 159
9. **Genserichs Seeräuberei und der Angriff der Oströmer.** Proc. de bello Vandal. I. 6. Einzelne Züge sind nach Gibbon. 161
10. **Der Kaiser Majorian und die Vandalen.** Proc. de bello Vandal. I. 7. 164
11. **Die folgenden Könige der Vandalen.** Proc. de bello Vandal. I. 8. 167
12. **Der Entschluß Kaiser Justinians zum Kriege.** Proc. de bello Vandal. I. 9. 170
13. **Belisars Fahrt und Ankunft in Afrika (533).** Proc. I. 11. 12 sqq. In den Erzählungen von diesem Kriege folge ich noch mehr als vorher dem Berichte Procops. Mag er immerhin Wahrheit und Dichtung mengen, für uns läßt sie sich nicht mehr scheiden. 172
14. **Belisars Zug durch Afrika.** Proc. de bello Vand. I. 17. 177
15. **Die Lebensweise der Vandalen und die der Mauren.** Proc. de bello Vandal. I. 21. II. 5. 182
16. **Fortsetzung des Krieges. Die Waffenthat des Diogenes.** Proc. de bello Vandal. I. 23. 183
17. **Fortsetzung des Krieges. Der Entscheidungskampf.** Proc. d. b. Vand. I. 25. II. 1—4. 185
18. **Die Flucht Gelimers.** Proc. d. b. Vand. II. 4. . . 193
19. **Belisar erlangt die Schätze Gelimers.** Proc. d. b. Vand. II. 4. 195
20. **Gefangennahme Gelimers.** Proc. d. b. Vand. II. 6. Aimoin. de gest. Francorum II. 196

Seite

21. Beliſars Rückkehr und Triumph. Proc. d. b. Vand. II. 9. 200
22. Das Ende des vandaliſchen Stammes. Proc. d. b. Vand. II. 14. 203

Der oſtgothiſche Krieg 204

1. Amalaſunthe. Proc. d. b. Goth. I. 2. 204
2. Der Anfang des oſtgothiſchen Krieges bis zum Ende Theodats. Proc. d. b. Goth. I. 5 sqq. 212
3. Der Anfang des oſtgothiſchen Krieges bis zum Ende Theodats (Fortſetzung). Proc. d. b. Goth. I. 5 sqq. . 215
4. Vitiges befeſtigt ſich in der Herrſchaft. Proc. d. b. Goth. I. 11. 226
5. Beliſars Fortſchritte. Proc. d. b. Goth. I. 12 . . 227
6. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Oſtgothen. Proc. d. b. Goth. I. 13 sqq. 229
7. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Oſtgothen (Fortſetzung). Proc. d. b. Goth. I. 24 sqq. . 246
8. Beliſar und Narſes. Proc. d. b. Goth. II. 13. 15. . 264
9. Die Belagerung von Oſimo durch die Römer. Proc. d. b. Goth. II. 20. 269
10. Die Einnahme von Ravenna durch die Römer. Proc. d. b. Goth. II. die letzten Capitel des Buchs. 271
11. Beliſar in Conſtantinopel. Proc. d. b. Goth. III. 1 . 275
12. Der König Ildibad. Proc. d. b. Goth. III. 1. . . . 276
13. Der erſte Kampf des Königs Totilas gegen die Römer. Proc. d. b. Goth. III. 2. 279
14. Fortgang der Siege des Königs Totilas und ſeine Gerechtigkeit und Milde. Proc. d. b. Goth. III. 6. 7 280
15. Beliſars Rückkehr nach Italien und die nächſten Jahre des Krieges. Proc. d. b. Goth. III. 10. 11. sqq. . 284
16. Die Noth in Rom während der Belagerung durch Totilas. Proc. d. b. Goth. III. 17 290
17. Die Einnahme Roms durch König Totilas. Proc. d. b. Goth. III. 19. 290
18. Die Kriegsbegebenheiten bis zur Rückberufung Beliſars und Beliſars Ende. Proc. d. b. Goth. III. 21. 293
19. Die zweite Einnahme Roms durch Totilas. Proc. d. b. Goth. III. 36. 37. ejusd. historia arcana . . 298
20. Narſes kommt nach Italien. Proc. d. b. Goth. IV. 21. . 300
21. Der Entſcheidungskampf. Proc. d. b. Goth. IV. 29 sqq. 302
22. Teja, der letzte König der Oſtgothen. Proc. d. b. Goth. II. 33 sqq. 313

Seite

Die Westgothen in Spanien 320

1. König Leovigild und seine Söhne Hermenegild und Reccared. Mascov II. p. 194. Greg. Turon. V. 38. — Aschbachs Geschichte der Westgothen. 321

2. Der Sieg der Araber bei Xerez und das Ende des westgothischen Reiches. Ueber diese Begebenheit haben mir wenige Quellen zu Gebote gestanden. Ich habe mich begnügen müssen mit dem Wenigen, was Mascov II. 268 anführt, meine Erzählung in der Hauptsache sowohl wie in Einzelheiten ganz nach Aschbachs Geschichte der Westgothen p. 316 sqq. verfaßt. 324

Langobarden 331

1. Sage vom Ursprunge der Langobarden. Paul. Diacon. de gestis Langob. I. 1. 332

2. Sage von dem weiteren Zuge der Langobarden und Verlaßung eines Sklaven. Paul. Diac. I. 11. 12. 13. 334

3. Sage vom Könige Lamissio. Paul. Diac. I. 14. 15. 16. 335

4. Sage vom Könige Tato und seinem Kampfe mit den Herulern. Paul. Diac. I. 20. 337

5. Wohnsitz und Lebensweise der Heruler. P. d. b. G. II. 14. 15. 340

6. Alboin wird seinem Vater tischfähig. Paul. Diac. I. 23. 345

7. Ildigisal und Ustrigothus. Proc. d. b. Goth. IV. 27. . 348

8. Der Schrecken der Langobarden und der Gepiden. Proc. d. b. Goth. IV. 18. 349

9. Alboins Sieg über Cunimund (566). Paul. Diac. I. 27. 351

10. Alboins Zug nach Italien (568). Paul. Diac. II. 5 . 352

11. Alboin vor Ticinum. Paul. Diac. II. 26 . . . 354

12. Der Tod Alboins und Rosmundes. Paul. Diac. II. 28. 355

13. Autharis Werbung um Theudelinde. Paul. Diac. III. 16. 31. 357

14. Der Grenzstein der Langobarden. Paul. Diac. III. 33. . 359

15. Theudelinde und Agilulf. Paul. Diac. III. 36 . . 360

16. Einige Sitten der Langobarden. Paul. Diac. IV. 23. Mascov II. 213. Muratori, Geschichte Italiens IV. 61. . 361

17. Der kleine Grimoald. Paul. Diac. IV. 38. 41 . . 363

18. Die Königin Gundeberg. Muratori, Geschichte Italiens IV. 74. Obwohl Muratori seine Quelle nicht angibt, glaubte ich mich auf ihn verlaßen zu dürfen. 366

19. Rothari. Paul. Diac. IV. 44. 47. 48. v. d. Hagens und Büschings deutsche Gedichte des Mittelalters. . . . 368

20. Grimoald und Godebert. Paul. Diac. IV. 53 . . 371

Seite

21. Ueberbleibſel des Heidenthums bei den Langobarden. Grimms Mythologie 573. 395. Gregorii M. diall. III. cp. 27. 373

22. Die Feindſchaft zwiſchen Grimoald und Bertarid. Paul. Diac. V. 2. 375

23. Grimoalds Kriege gegen die Franken und gegen die Avaren (665). Paul. Diac. V. 5. 19. 381

24. Oswalds Treue und Romualds Sieg über die Griechen (663). Paul. Diac. V. 6 384

25. Grimoalds Tod und Bertarids Rückkehr in ſein Vaterland. Paul Diac. V. 33. 387

26. Cunibert und Alachis. Paul. Diac. V. 35. 390

27. Cuniberts Nachſtellung gegen Aldo und Grauſo. Paul. Diac. VI. 6. 394

28. Der Tod des Herzogs Ferdulf. Paul. Diac. VI. 24. . 396

29. König Aribert II. Paul. Diac. VI. 22. 35. 398

30. König Liutprand. Paul. Diac. VI. 38. 57. Muratori Geſchichte Italiens IV. 355. 400

31. König Ratchis. Murat. IV. 334 sqq. Paul. Diac. VI. 51 sqq. 405

32. König Aiſtulf. Muratori IV. 341. 409

33. König Deſiderius. Muratori IV. 360 sqq. 411

34. Sage von dem langobardiſchen Spielmanne. Pertz Monumenta h. G. IX. p. 99. Chronicon Novaliciense III. 10. 415

35. Sage von dem eiſernen Karl. Pertz Mon. II. p. 759. Monach. SG. II. 17. 417

36. Sage von der Einnahme von Pavia. Pertz Mon. IX. 101. Chron. Noval. III. 14. 419

37. Sage von Algis. Pertz Mon. IX. 103. Chron. Noval. III. 21 sqq. 420

38. Die Herkunft des langobardiſchen Geſchichtſchreibers Paul Diaconus, Warnefrieds Sohn. Paul Diac. IV. 29. Muratori IV. 432. Leibnitii Annales Imperii ad A. 787. 423

Einleitung.

Die Völker der Erde wandern von Osten nach Westen. Zwar mag es scheinen, als wäre manchmal ein Zurückzug von Westen nach Osten eingetreten; aber wenn solche Züge gelangen, so waren sie immer nur von einer kleineren Anzahl Menschen unternommen und können darum die Erfahrung des Wanderns nach Westen im Großen nicht aufheben. Im Süden des jetzigen Rußland sind deutsche Ansiedelungen und in Siebenbürgen sogar größere Bezirke, in denen nur Deutsche wohnen; aber was will das sagen gegen die zahllose Menge, die jährlich über das Meer hinzieht, um sich in Amerika eine beßere Heimat zu erwerben! Wenn aber einmal eine größere Volksmenge vom Abendlande nach dem Morgenlande zu ziehen versuchte, so sind sie selbst bei diesem Unternehmen zu Grunde gegangen. Als im Mittelalter die Sehnsucht erwachte, die Stätte zu schützen und zu besitzen, wo der Heiland der Welt gewandelt und seine welterschütternde und umbildende Friedensbotschaft gepredigt hatte, zeigte sich ein fortdauerndes Hinstreben der Völker des Westens nach dem Osten, wie ein Sehnen des Jünglings nach den Tagen seiner Kindheit; allein die Massen kamen um und Einzelne nur kehrten zurück. Eben so wenig wie der Jüngling

oder der Mann wieder Kind zu werden vermag, anders als nur im Traume, so wenig kann auch Europa oder Amerika wieder heimkehren nach der Wiege des Menschengeschlechts, die in Asien unter den schneeigen Gipfeln des Himalaya stand. Dort hat das ganze Menschengeschlecht seine Kindheit verträumt.

Von jenen Gegenden wanderten auch einst die Urväter der europäischen Völker nach Westen. Wann das geschehen, vermag Keiner mehr zu ergründen, nur dunkle Sagen der einzelnen Völker deuten darauf hin; aber unwiderleglich beweist es uns die Sprache. Alle Sprachen der Völker deutschen Stammes, sowie der Griechen, der Römer, der Slaven deuten auf eine einzige Muttersprache, von welcher alle diese nur Töchter sind, so verschieden auch die Gaben der Töchter sein mögen, und diese eine Sprache haben wir in Indien zu suchen.

Als nun die deutschen Stämme vielleicht nach langen Wanderungen und Streifzügen in dem Lande angekommen waren, das im Allgemeinen, nur mit bestimmterer und engerer Begrenzung, auch noch jetzt von den Deutschen bewohnt wird, ließen sie sich da bleibend nieder und verdrängten die Kelten, die vor ihnen auch eingewandert waren, in die westlichsten Länder der großen Halbinsel Europa. Aber außerdem wohnten die Deutschen auch noch ferner nach Osten den großen Donaustrom entlang; denn wie J. Grimm*) und außer ihm noch Andere**) in unseren Tagen gegen die bisherige Annahme dargethan haben, so waren doch vielleicht die Geten, welche die Römer längst dort kannten, dieselben mit dem deutschen Volke der Gothen. Wenn dieß sich immer klarer und bestimmter

*) Geschichte der deutschen Sprache, namentlich p. 176 sqq.

**) Besonders vgl. J. G. A. Wirths Geschichte der Deutschen, 2. Aufl. I. p. 220 sqq.

ausweisen ſollte, ſo würde uns die Urgeſchichte der Deutſchen weniger dunkel ſein. Aber die Erwägung dieſer Fragen gehört annoch ausſchließlich dem Felde der Wißenſchaft an.

Die erſten Nachrichten von den Thaten unſrer Vorfahren haben wir aber nicht aus ihren Geſängen und Liedern, in welchen ſie ſelbſt ihre Schickſale aufbewahrten und ihre Helden feierten, ſondern aus den Berichten der Römer, zu der Zeit da dieſe von den Deutſchen angegriffen wurden.

Zum erſten Male in der Geſchichte hören wir von den Deutſchen im Jahre 113 vor Chriſti Geburt. Da vernahm man in Rom die Kunde, aus dem rauhen kalten Norden ziehe ein Volk ſüdwärts und fordere Land für ſich zu Wohnſitzen. Es ſei von großer Geſtalt, langgeſtreckten Gliedern, mit blondem Haar und blauen Augen, deren drohender Blick allein ſchon ihre Feinde einſchüchtere. Durch die Steiermark wollten dieſe Cimbern und Teutonen ſüdwärts ziehen und der römiſche Conſul geſtattete es ihnen; aber während ſie auf dem Zuge waren, fiel er hinterliſtig über ſie her, als ſie nichts Böſes ahnten. Er muſte dieß büßen mit ſeinem ganzen Heere, und die Römer wurden bis auf wenige erſchlagen. Da ſandten die Römer neue Heere; aber eins nach dem andern unterlag dem gewaltig andrängenden Sturme dieſer nordiſchen Geſtalten. Seit der Zeit nannten die Römer einen großen Schrecken einen cimbriſchen.

Es war nur ein Mann in Rom, dem man die Rettung des Reiches anvertrauen durfte, das war der finſtere Demokrat Marius, der Sieger über den afrikaniſchen König Jugurtha. Marius führte ſeine Römer zuerſt gegen die Teutonen, die ſich von ihren Freunden getrennt hatten und im ſüdlichen Gallien umherirrten; doch ehe er es zum Kampfe kommen ließ, gewöhnte er ſeine zagenden Krieger nach und nach an den Anblick

der Riesengestalten der Deutschen, der Wucht ihrer Glieder, und zeigte ihnen, daß die rohe Kraft des Leibes der Kraft des Geistes unterliegen müße. Die Römer schraken zusammen vor den grausen Tönen des Barritus, wenn die Deutschen den hohlen Schildrand an den Mund setzten und also ihre wilden Schlachtgesänge anstimmten; aber Marius lehrte seine Krieger durch die Gewöhnung dieselben verlachen und brachte es zuletzt dahin, daß die Römer ihn baten um den Kampf, den sie anfangs so sehr gescheut hatten. Da endlich gab Marius ihren Bitten nach und der Tag von Aquä Sertiä (Aix) machte dem teutonischen Volke ein Ende. Alsdann wandte sich Marius gegen die Cimbern, die an der Etsch durch Baumstämme und Balken die Brücken des anderen Consuls, Catulus, zerstörten und ihn sehr bedrängten. Als Marius heranzog, forderten die Cimbern von ihm Land, wie auch für ihre Brüder die Teutonen; aber der Arglistige erwiderte ihnen, daß diese schon Erde genug hätten, so viel sie bedürften, und daß er auch den Cimbern eben so viel geben wollte. Da wurde das Treffen festgesetzt und zwischen Vercelli und Verona geschlagen. Es ward nicht mit gleichen Waffen gekämpft; denn Sonnenschein und Wind war den Cimbern im Gesicht. Sie theilten das Looß ihrer Brüder. Zwar hatten sie ihre vordersten Glieder mit Ketten verbunden; allein dieß hatte nur zur Folge, daß ihre Reihen dalagen, wie an der Schnur dahingestreckt.

Von da an schweigt die Geschichte der Römer eine Zeitlang über die Deutschen, bis im Jahre 58 Cäsar nach Gallien kam. Einige Völker deutschen Stammes hatten schon den Rhein überschritten und drängten die Kelten, die in Gallien wohnten. Diese Thoren riefen den Römer zu Hilfe, Cäsar führte seine krieggeübten Schaaren gegen die rohen Deutschen; aber der cimbrische Schrecken kam abermals über die römischen

Legionen, sie saßen in ihren Zelten und weinten, wenn sie an Rom gedachten. Einige auch machten ihr Testament, weil es doch nun so gar aus wäre mit ihnen. Der Feldherr aber rief das Ehrgefühl der zehnten Legion an; „denn sie," sprach er, „wird mich nicht verlaßen." Da folgten ihm auch die Andern, und trotzdem daß auch der deutsche Anführer Ariovist mit seinen Schaaren vierzehn Jahre lang ununterbrochen dem Kriege obgelegen, muste er doch dem größeren Geschicke und Glücke des Cäsar fallen. Da erst, aber zu spät, ermannte sich ein Volk Galliens nach dem andern zum Widerstande gegen die Römer; aber nun vergebens. Wohin Cäsar drang, vernichtete sein Schwert die Menschen mit ihrer eigenthümlichen Cultur, ihren Sitten und Gebräuchen, und ihr Reichthum wurde die Beute des bluttriefenden Eroberers. Auch den Rhein wollte er überschreiten ostwärts hin, aber die deutschen Wälder, die deutschen Sümpfe und der kampfgerüstete Sinn ihrer Bewohner, dabei ihre Armuth scheuchten den gierigen Mann zurück.

Von da an erlischt die Kunde nicht mehr, die wir durch die Römer von den deutschen Stämmen erhalten; aber sie ist nur das Flackern eines matten Lämpchens bis auf die große That im Teutoburger Walde im Jahre 9 nach Christi Geburt. Was der Römer durch die Kraft des Armes nicht hatte erreichen können, das sollte ihm die List gewinnen; der Deutsche sollte durch Gewöhnung an römische Sitte, an römische Gesetze eher ein Römer werden, als er selbst es merkte. Diese List der Römer entgieng Vielen, nur einem nicht, der sich berufen fühlte sein Vaterland zu retten. Armin, der Cherusker, sammelte um sich die Schaaren seines Volkes und der anderen benachbarten Völker, und in dreitägiger Schlacht im Teutoburger Walde wurden die besten Legionen Roms vernichtet, also daß ihr Anführer Varus sich zuletzt selber in sein Schwert stürzte

und daß auf die Nachricht der Kaiser Augustus sich geberdete wie ein Verzweifelter und vor Schmerz und Zorn ausrief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Sechs Jahre nachher drang ein anderer römischer Feldherr, Germanicus, in jene Gegenden an der Ems, der Weser, der Lippe vor und machte weit und breit das Land zur Einöde. Er betrat das Schlachtfeld und forschte da den Spuren des Kampfes nach; denn man sah dort noch die Reste der römischen Lager, welche sie an jedem Abend noch geschlagen hatten, weiß gebleichte Gebeine, hier zerstreut, dort haufenweise, je nachdem die Römer einzeln oder in Schaaren gefallen waren, und in den benachbarten Schluchten und Wäldern noch die Altäre, auf denen die römischen Anführer den Göttern waren zum Opfer dargebracht worden. Doch konnte man die Leichen nicht mehr unterscheiden, und deshalb wurde ein großes Grab bereitet für Alle gemeinsam, und der Feldherr selbst warf den ersten Rasen auf den Grabhügel, der die Gefallenen umschließen sollte.

Auch gegen Germanicus kämpfte Armin, und obwohl die Römer sich des Sieges rühmten, so zogen sie sich doch bald zurück und räumten den Deutschen das Feld. Diese wandten die folgende freie Zeit nach althergebrachter deutscher Gewohnheit zu Bruderkriegen an, an welchen die Geschichte kaum eines Volkes der Erde so reich ist, als die der Deutschen. Doch auch die Kämpfe mit den Römern nahmen kein Ende; aber es waren von da an trotz aller prunkenden Namen der Römer keine mehr von solcher Bedeutung, wie der des Armin. In der Hauptsache blieb die Freiheit der Deutschen einerseits und das römische Reich andererseits jetzt noch ungefährdet. Erst als um die Mitte des vierten Jahrhunderts der uralte Wandertrieb des deutschen Volkes sich in den gewaltigen Zügen äußerte, die wir im Besonderen mit dem Namen der Völker-

wanderung bezeichnen, erſt da erſchütterten die Stöße dieſer Züge das römiſche Reich und löſten es zuletzt in viele Trümmer auf. Aus dieſen Trümmern erblühte dann ein neues, reiches Leben.

Doch bevor ich meine Leſer zu dieſer Zeit der Wanderungen und Erſchütterungen führe, möchte es nicht unzweckmäßig ſein, einige Züge aus dem Bilde aufzunehmen, welches uns der ernſteſte und ſtrengſte Geſchichtſchreiber der Römer mit unparteiiſcher Hand von dieſen Feinden ſeines Volkes entwirft. Tacitus erzählt alſo. In alten Liedern, die ihnen das einzige Denkmal der Erinnerung und der Geſchichte ſind, ſingen ſie von einem erdgeborenen Gotte Tuiſto und ſeinem Sohne Mannus und preiſen beide als die Urheber ihres Geſchlechts. Dem Mannus aber ſchreiben ſie drei Söhne zu, nach deren Namen die zunächſt am Meere Wohnenden Ingävonen heißen, die in der Mitte Hermionen, die übrigen Iſtävonen. Einige auch ſchreiben dem Gotte noch mehr Söhne zu und leiten davon die Namen ihrer Völkerſtämme ab. Sie verehren auch einen Gott des Krieges und wenn ſie ins Treffen gehen, ſingen ſie ihm zu Ehren jene uns (den Römern) ſo wohlbekannten Geſänge, aus deren ſchwächerem oder ſtärkerem Klange ſie eine Weiſſagung von dem Ausgange des Kampfes entnehmen. Die Menſchen ſelbſt ſind faſt alle von derſelben Geſtalt, ſie haben trotzige blaue Augen, röthlich blonde Haare und einen langgeſtreckten Gliederbau. Aber ihre Wucht iſt mehr geeignet zum ſtürmiſchen Andrang, als zum Ertragen der Beſchwerden, der Hitze und der Kälte. Obwohl das Land hier und da verſchieden iſt, ſo iſt es doch faſt überall mit Wäldern oder Sümpfen bedeckt, mehr feucht nach Weſten, mehr ſtürmiſch im Südoſten. An Fruchtbäumen iſt es arm, reich an Kleinvieh, aber nicht ſo an Rindern, denen ſogar die Hörner fehlen. Die Deutſchen aber wenden Fleiß auf die Viehzucht und haben darin ihre lieb-

ſten und einzigen Schätze. Gold und Silber haben ihnen die Götter verſagt und ich weiß nicht, ob das eine Ungnade oder eine Gunſt iſt, und nur durch den Verkehr mit den Römern erhalten ſie goldene und ſilberne Münzen. Auch an Eiſen haben ſie keinen Ueberfluß, wie man aus ihrer Bewaffnung erkennt; denn ſelten bedienen ſie ſich der Schwerter oder größerer Speere; dafür haben ſie Wurfſpieße mit kurzer aber ſcharfer und ſo wohl eingerichteter Eiſenſpitze, daß ſie die Waffe gleichmäßig zum Kampfe aus der Ferne und zum Handgemenge brauchen können. Auch der Reiter iſt zufrieden mit Schild und Wurfſpieß; die Fußgänger, die entweder nackt oder nur mit einem leichten Ueberwurf umhüllt ſind, ſchleudern Wurfſpieße in eine unglaubliche Entfernung. Auf den Schmuck der Waffen verwenden ſie wenig Sorgfalt, nur die Schilde bemalen ſie mit hellen Farben. Wenige haben Panzer, kaum einer oder der andere einen Helm.

Ihre Pferde zeichnen ſich weder durch ihre Geſtalt aus noch durch ihre Schnelligkeit, und im Allgemeinen beſteht ihre Kraft mehr in den Kämpfern zu Fuß. Dieſe vertheilen ſich unter die Reiter: je ein Reiter nimmt einen Freund zu ſich aufs Pferd und wenn ſie ſo dem Feinde nahe ſind, treten vor die Reiter auf einmal eben ſo viele Fußgänger hervor. Ihre Schlachtordnung iſt keilförmig. Sie halten es nicht für ſchimpflich zurückzuweichen, wenn ſie nur nachher wieder vordringen. Die Leichen ihrer Gefallenen nehmen ſie mit, auch da, wo das Kriegsglück gegen ſie iſt. Für die größte Schande gilt es ſeinen Schild im Treffen zurück zu laßen; ein ſolcher Feigling darf fortan weder bei der Verehrung der Götter zugegen ſein noch in die Volksverſammlung treten, und Viele die ſo aus einem Treffen kamen, haben durch den Strick freiwillig ihre Schande geendet.

Ihre Könige wählen sie nach der vornehmen Abstammung, ihre Anführer nach der Tapferkeit. Jedoch haben jene keine unbeschränkte Gewalt und diese gelten mehr durch eigenes Beispiel, als durch Befehle. Weder diesen Obersten übrigens, noch einem Andern ist es gestattet, einen Germanen zu binden oder zu schlagen; nur die Priester dürfen es: aber nicht wie zur Strafe oder auf Befehl eines Höheren, sondern nach der Anordnung der Götter: denn diese sind nach ihrer Meinung immerdar zugegen und ihre Bilder begleiten die Kämpfer ins Treffen.

Wenn sie aber zum Treffen gehen, so treten sie nicht zusammen, wie der Zufall sie führt, sondern jede Familie und jede Verwandtschaft macht einen Haufen für sich, und darin sehen sie einen besonderen Sporn ihres Muthes. Die Weiber und Kinder sind nicht fern, so daß die Krieger ihr Weinen und Wehklagen immer vernehmen können, und sie sind auch für Jeden die heiligsten Zeugen seines Muthes; denn zu ihnen begeben sie sich mit ihren Wunden und die Frauen bringen den Kämpfenden Speise zugleich und mit derselben ihre Aufmunterung zum Kampfe. Man erzählt, daß weichende Schlachtordnungen wiederhergestellt wurden durch das Bitten und Flehen der Weiber, welche den Fliehenden entgegentraten und sie zur Umkehr bewogen*). Die Deutschen glauben nämlich, daß den Weibern etwas Heiliges und Ahnungsvolles einwohne, und darum vernachlässigen sie ihre Rathschläge nicht. So genoß zur Zeit des Kaisers Vespasian lange Zeit die Veleda eines göttlichen Ansehens**). Auch die Aurinia und noch andere Frauen haben sie hoch verehrt, und nicht aus Schmeichelei, wie man in Rom Kaisern und Kaiserinnen göttliche Verehrung erweist.

---

*) Vergl. die Lebensgeschichte Theoderichs, des Ostgothen.

**) Veleda wohnte auf einem Thurme im Lande der Bructerer.

Als den höchſten ihrer Götter verehren ſie den Wodan. (Der Römer Tacitus nennt ihn Mercurius; aber wir wißen aus anderen Zeugniſſen genau, daß dieß der deutſche Wodan war.) Zu beſtimmten Zeiten werden ihm auch Menſchenopfer dargebracht. Donar (Thor) und Ziu (der Römer nennt ſie Mars und Hercules) werden mit Thieropfern verehrt. Aber ſie halten es der Würde der Götter nicht für angemeßen, ſie in die Wände eines Tempels einzuſchließen oder menſchenähnliche Bilder von ihnen zu machen, ſondern ſie weihen ihnen Wälder und Haine und im geheimnisvollen Rauſchen derſelben verehren ſie die Gottheit, obwohl das menſchliche Auge ſie nicht erblickt. Die nordöſtlichen Stämme haben miteinander die Verehrung der Herthus gemein, d. h. der Mutter Erde. Von ihr glauben ſie, daß ſie zuweilen die Menſchen heimſuche und zu den Völkern fahre. Auf einer Inſel des Meeres iſt ein Hain, den nie eine Art berührt hat, und in demſelben ein mit Teppichen verdeckter Wagen. Ihn darf nur der Prieſter berühren. Dieſer erſteht, wann die Göttin den Wagen mit ihrer Anweſenheit beglückt; dann ſchirrt er Kühe daran und leitet den Wagen, auf welchem die Göttin verborgen iſt, unter tiefer Verehrung durch das Land. Dann ſind Feſttage überall und der Boden, den die Göttin beſucht, iſt durch ihre Anweſenheit geheiligt. Dann ruhen Krieg und Waffen und nur Friede und Stille herrſcht durch das ganze Land, bis der Prieſter die am Zuſammenſein mit den Menſchen erſättigte Göttin dem heiligen Haine wiedergibt. Dann wird der Wagen und ſeine Teppiche in einem geheimen See abgeſpült; die Sklaven aber, welche dabei ihre Dienſte leiſten, verſchlingt ſofort dieſer geheimnisvolle See. Wollen die Deutſchen über einen Gegenſtand berathen, ſo pflegen ſie vorher durch das Looß den Willen der Götter zu erforſchen. Sie ſchneiden eine Gerte von einem Fruchtbaume in kleine

Stücke, unterſcheiden dieſe durch gewiſſe Zeichen und werfen ſie alsdann durcheinander auf ein weißes Tuch. Wenn es allgemeine Angelegenheiten ſind, ſo tritt dann der Prieſter hinzu, wenn es Familienſachen ſind, der Vater, betet zu den Göttern und hebt dann, das Auge zum Himmel gewandt, drei Stücke der Gerte nach einander auf und deutet ſie nach den vorher darauf angebrachten Zeichen. Wenn die Zeichen die Berathung verbieten, ſo iſt an dem Tage nicht mehr davon die Rede; wenn ſie dieſelbe geſtatten, ſo werden noch andere Vorzeichen befragt. Solche ſind wie bei den Römern das Geſchrei und der Flug der Vögel; den Deutſchen eigenthümlich aber iſt, auch die Weiſſagung der Pferde zu erforſchen. Es werden nämlich in den Hainen und Wäldern der Götter ganz weiße Pferde gehalten, welche niemals eine Arbeit für die Menſchen verrichtet haben. Dieſe ſchirrt der Prieſter oder der König oder der Heerführer an den heiligen Wagen und achtet genau auf das Wiehern und Knirſchen der Roſſe. Das gilt für die ſicherſte aller Vorbedeutungen, nicht bloß beim Volke, ſondern auch bei den Vornehmen und den Prieſtern; denn dieſe halten ſich ſelbſt für Diener der Götter, jene Thiere für die Vertrauten derſelben. Noch gilt bei ihnen ein anderes Mittel, den Ausgang ſchwerer Kriege zu erforſchen, welches ſie für untrüglich halten. Sie laßen einen Gefangenen desjenigen Volkes, mit welchem ſie Krieg führen, mit einem aus ihrem Stamme kämpfen, einen Jeden mit den eigenthümlichen Waffen ſeines Stammes, und der Sieg des Einen oder des Andern gilt für eine ſichere Vorbedeutung des Ausganges für die beiden Völker.

Ueber Dinge von minderer Erheblichkeit berathen die Edeln, über wichtigere das ganze Volk, ſo jedoch, daß dieſem auch die Entſcheidung über alles das zuſteht, was von den Vornehmen berathen iſt. Wenn nicht ein unvorhergeſehener Zufall

ſie beſonders beruft, ſo treten ſie regelmäßig zu beſtimmten Zeiten zuſammen, bei Neumond oder Vollmond; denn dieſe Zeiten halten ſie für die günſtigſten. Sie rechnen dabei nicht nach Tagen, ſondern nach Nächten; denn die Nacht, ſagen ſie, geht dem Tag voran und führt ihn. Dabei waltet zufolge ihrer Freiheit der Uebelſtand ob, daß ſie nicht zur beſtimmten Friſt und nicht zugleich zuſammenkommen, ſondern daß immer ein oder mehre Tage durch das Zaudern der Kommenden verloren gehen. Jeder ſetzt ſich in der Verſammlung bewaffnet nieder, wo es ihm gefällt. Die Prieſter, welche dabei das Strafrecht haben, gebieten Schweigen. Dann tritt der König oder ſonſt ein Vornehmer auf, je nachdem Alter, edler Stand, Kriegsruhm, Beredtſamkeit ihn zum Reden vor dem Volke befähigen; aber der Redner ertheilt nur Rath und nicht Befehl. Wenn die Meinung des Redners mißfällt, ſo bringt Gemurmel ihn zum Schweigen; findet ſie Beifall, ſo ſchlagen ſie ihre Speere zuſammen; denn es gilt für die edelſte Art des Beifalls alſo mit den Waffen zu loben.

Bei der Volksverſammlung können auch ſchwere Anklagen vorgebracht werden, die einem Andern ans Leben gehen. Die Strafen werden nach dem Verbrechen beſtimmt. Verräther und Ueberläufer werden an Bäumen aufgehängt, Feiglinge und ehrloſe Wichte in Schlamm und Sumpf geworfen, und durch Flechtwerk, das über ſie geworfen wird, in dieſem naßen Grabe erſtickt. Für geringere Vergehen werden zur Buße eine Anzahl von Pferden und Rindern gegeben und dadurch das Vergehen geſühnt; von dieſen kommt ein Theil dem Könige oder der Volksgemeinſchaft zu, ein anderer dem Geſchädigten oder deſſen Verwandten.

Weder in öffentlichen noch in Privatangelegenheiten pflegen ſie Etwas unbewaffnet vorzunehmen; aber Keiner iſt eher

zur Führung der Waffen berechtigt, als bis die Volksgemeinschaft ihn für befähigt dazu anerkennt. Sobald dieß der Fall ist, schmückt in der Volksversammlung selbst einer der Edeln oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Speer und Schild. Das ist fast dasselbe bei ihnen, was bei den Römern die Toga, die im sechszehnten Lebensjahre gegeben wird, es ist die erste Ehre des Jünglings; denn bis dahin ist er nur ein Glied der Familie, von da aber gehört er seinem Volke an. Edler Stand der Eltern oder große Verdienste der Vorfahren sichern denselben edlen Stand auch dem Sohne zu; es darf dieser sich unter die Kräftigeren und die längst Erprobten mengen, achtet es jedoch seinerseits nicht für eine Erniedrigung, unter den anderen Gefährten zu verweilen, die geringeren Standes sind. Auch unter den Gefährten eines Führers, unter seinem Gefolge, finden höhere und geringere Grade der Geltung bei dem Führer statt, und sie wetteifern untereinander, welcher bei ihm für den ersten gehalten werden möge, und die Führer selbst wieder wetteifern untereinander, welcher das zahlreichste und wackerste Gefolge habe; denn von einem großen Haufen auserlesener Jünglinge umringt zu sein, ist im Frieden eine Zier, im Kriege eine feste Schutzwehr, und solcher Ruhm eines Führers beschränkt sich nicht auf den eigenen Stamm, sondern dringt auch weiter zu den benachbarten Völkern, so daß zu dem Führer eines solchen Gefolges Gesandte geschickt werden, und er oft durch den bloßen Ruhm seines Gefolges Kriege entscheiden kann. Wenn sie ins Treffen kommen, so hält es jeder Führer eines Gefolges für schimpflich, von einem Manne seines Gefolges an Tapferkeit übertroffen zu werden, und jeder Gefolgsmann achtet es seiner unwürdig, seinem Führer an Kampfesmuth nachzustehen. Der aber trägt für sein Lebenlang Schande davon, welcher seinen gefallenen Führer überlebt und sich aus

dem Kampfe zurückzieht; denn ihn zu vertheidigen und zu schützen und die eignen Thaten dem Ruhme des Führers hinzufügen, iſt für jeden Gefolgsmann die heiligſte Verpflichtung. Die Führer des Gefolges kämpfen für den Sieg, ihre Mannen für ſie. Wenn aber die Volksgemeinſchaft, welcher ſie angehören, einmal durch langen Frieden erſchlafft, ſo ziehen viele der vornehmen Jünglinge aus eigenem Antrieb zu den Völkern, welche irgendwo in Krieg verwickelt ſind, und dieß müßen ſie auch ſchon deshalb thun, weil ein großes Gefolge nur durch Streit und Krieg zu erhalten iſt; denn die Gefolgsmannen fordern von der Freigebigkeit ihres Führers, der eine ein Streitroß, der andere einen Sperr; denn das tägliche Mahl und der Lebensunterhalt wird für den Sold gerechnet. Die Mittel aber zu dieſer Freigebigkeit gewähren Krieg und Raub, und man könnte ſie wahrlich nicht ſo leicht dahin bringen, das Land zu bauen und die Ernte abzuwarten, als die Feinde zum Streite herauszufordern und ſich Wunden zu holen im grimmigen Kampfe; denn es gilt für Schlaffheit und Unthätigkeit, mit Schweiß erwerben zu wollen, was man durch Blut erringen kann.

So oft ſie keinen Krieg führen, verbringen ſie ihre Zeit auf der Jagd, noch mehr aber mit Müßiggehen unter Schlafen und Eßen. Die Sorge für Haus und Hof wird den Weibern und Greiſen und Schwächlingen überlaßen, während die muthigſten und ſtärkſten Männer müßig liegen und einen wunderbaren Widerſpruch der menſchlichen Natur an ſich offenbaren, indem dieſelben Männer zu einer Zeit ſo ſehr die Unthätigkeit lieben, und zur andern ſo ſehr die Ruhe haßen.

Es iſt bei den Volksgemeinſchaften Sitte, daß ſie den Fürſten einzeln und unaufgefordert Gaben darbringen an Vieh und Früchten, welche als Ehrengeſchenke angenommen doch für die Bedürfniſſe hinreichen. Beſonders aber haben ſie ihre

Freude an Geſchenken umwechſelnder Völker, an auserleſenen Roſſen, an vorzüglichen Waffen, an Pferdeſchmuck und Halsketten. Auch haben ſie von uns ſchon Geld als Tribut nehmen gelernt.

Die Deutſchen wohnen nicht in Städten, ja ſie dulden nicht einmal Anhäufung von Wohnungen, ſondern bauen ſich allein und getrennt von einander an, je nachdem den Einen oder den Andern ein Feld, ein Hain oder eine Quelle anlockt. Auch ihre Dörfer beſtehen nicht aus mehren Gebäuden, die aneinanderſtoßen, ſondern Jeder umgibt ſein Haus mit einem freien Raume, ſei es, daß ſie es nicht verſtehen ordentlich zu bauen, oder daß ſie ſich ſichern wollen gegen Feuersgefahr. Sie kennen weder Bruchſteine, noch Ziegel, ſondern bedienen ſich eines beliebigen Baumſtoffs, der ihnen zur Hand iſt, gewöhnlich roher Stämme, die ſie zuſammenfügen, und deren Zwiſchenräume ſie mit Raſen oder anderen Dingen ausfüllen, unbekümmert um Schönheit oder gefälliges Anſehen; aber ſie überſtreichen den Bau dann noch ſtellenweiſe mit einer weißen, glänzenden Erdart, ſo daß er doch dadurch dem Auge ein gewiſſes Farbenſpiel zeigt. Sie höhlen ſich auch Gruben unter der Erde aus als Zufluchtsorte im Winter und namentlich zur Aufbewahrung der Früchte, einestheils gegen den Froſt, dann aber auch, weil ein etwa eindringender Feind doch nur das verwüſten und hinwegnehmen kann, was ihm in die Augen fällt.

Zur Kleidung bedienen ſie ſich Alle eines Ueberwurfs, der entweder durch eine Spange, oder, wenn dieſe fehlt, durch einen Dorn feſtgehalten wird; im Uebrigen unbekleidet liegen ſie ganze Tage um ihre Feuer umher. Die Wohlhabendſten tragen auch eng anliegende Kleidungsſtücke, welche die einzelnen Glieder hervortreten laſſen. Auch tragen ſie Thierfelle, und zwar die den Römern zunächſt Wohnenden weniger ausgeſuchte,

weil ſie die beſſeren an die Männer verhandeln; die Entfernteren jedoch ſchmücken ſich ſo, daß ſie die Felle der wilden Thiere aus ihrer Heimat mit Streifen fremder Häute beſetzen. Gewöhnlich haben auch die Frauen keine andere Kleidung als die Männer, außer daß ſie ſich häufig leinener Kleider bedienen, jedoch ohne Aermel.

Die Ehe wird bei ihnen heilig gehalten, und es gibt ſchwerlich einen anderen Theil ihrer Sitten, der ſolchen Ruhm verdiente; denn die Deutſchen ſind von allen ungebildeten Stämmen faſt die einzigen, wo der Mann ſich mit einer Frau begnügt, mit wenigen Ausnahmen, wo ein vornehmer Mann es ſeines Standes willen für nöthig hält, mehre Weiber zu nehmen. Nicht die Frau übrigens bringt dem Manne eine Mitgift, ſondern der Mann muß ſeiner Frau gleichſam eine Mitgift darbringen. Die Eltern und nahen Verwandten prüfen das Geſchenk, welches nicht auf weiblichen Putz und Schmuck berechnet iſt, ſondern es ſind Rinder, ein Roß mit Zaum und Zügel, und ein Schild mit dem Sperre. Auf dieſe Geſchenke hin erwirbt der Gatte die Gattin und dieſe bringt ihrerſeits auch dem Mann etwas von Waffen dar. Das gilt für das ſtärkſte Band und für ein Heiligthum der Ehe. Und damit die Frau nicht etwa glaube, daß kriegeriſche Gedanken und die Wechſelfälle des Kriegs ſie nichts angehen, wird ſie eben bei der Schließung des ehelichen Bundes daran erinnert, daß ſie eine Genoſſin des Mannes ſei in Mühſal und Gefahr, und mit ihrem Gatten in Krieg und Frieden dasſelbe zu dulden und zu wagen habe; denn das ſollen die angeſchirrten Rinder, das das geſäumte Pferd, und das die Waffen anzeigen. So ſoll ſie auch leben und ſterben, und was ſie empfangen, einſt ihren Kindern würdig und unverſehrt hinterlaſſen.

Die Frauen leben auch in ſtrenger Keuſchheit, von keinen

Reizmittel des Schauſpiels, von keiner Verführung bei Schwelgereien verderbt. So zahlreich das Volk iſt, ſo hört man nie von einem Ehebruch, und wenn er vorkommt, ſo folgt ihm augenblicklich die Strafe, die der Mann beſtimmt. Er jagt ſeine Gattin, nachdem er ihr die Haare abgeſchnitten, mit Schlägen aus dem Hauſe und durch das Dorf. Die einmal verletzte Keuſchheit findet niemals Verzeihung, weder durch Schönheit, noch durch Jugend, noch durch Reichthum; denn es lacht bei ihnen Niemand über die Sünde, und verführen und ſich verführen laßen heißt bei ihnen nicht der Zeitgeiſt. Bei vielen von den deutſchen Völkerſchaften heirathen nur die Jungfrauen, nicht die Witwen, und es wird alſo nur einmal dort von einer Frau ein Ehebund geſchloßen. So haben ſie nur einmal einen Gatten, wie ſie nur ein einziges Leben haben, und denken über dieſen nicht hinaus, und lieben ihn nicht ſowohl als ihren Gatten, als vielmehr in ihm allein die Ehe ſelbſt; denn es haben dort die guten Sitten mehr Kraft, als anderswo gute Geſetze.

In allen Häuſern wachſen die Kinder nackt und ſchmutzig zu dem gewaltigen Gliederbau heran, welcher die Bewunderung der Römer erregt. Jede Mutter nährt ihr Kind ſelbſt und übergibt es nicht Wärterinnen und Ammen. Den künftigen Herrn kann man von dem künftigen Sklaven durch keine Feinheiten der Erziehung unterſcheiden; ſie weilen unter demſelben Vieh, liegen auf demſelben Boden umher, bis das Alter ſie ſcheidet und den Freien ſeine Kraft als ſolchen erweiſt. Spät entwickelt ſich die Mannbarkeit bei den Jünglingen und Jungfrauen, deren Glieder dieſelbe Länge und Kraft zeigen.

Vor ſeinem Tode macht der Deutſche kein Teſtament; denn ſeine Kinder ſind ſeine Erben. Wenn keine Kinder da ſind, treten dafür die nächſten Verwandten ein; je mehr Ver-

wandten aber einer hat, desto angenehmer ist sein Alter. Jeder ist verpflichtet, sowohl die Freundschaften als die Feindschaften seiner Angehörigen zu seinen eigenen zu machen. Die Feindschaft ist jedoch nicht unversöhnlich, denn selbst der Mord kann gebüßt werden durch eine Anzahl Rinder oder Schafe oder anderes Vieh, und die ganze Verwandtschaft empfängt ihren Antheil an der Genugthuung. Dieß ist dem Gemeinwohl ersprießlich, weil die Feindschaften in solchen nicht streng durch Gesetze verbundenen Staaten gefährlicher sind, als in anderen.

Kein Volk hält mehr auf Gastfreundschaft gegen Fremde und unter einander. Einen Menschen, wer er auch sei, von der Thür abzuweisen, gilt für gottlos; ein Jeder nimmt ihn auf, und bewirthet ihn nach seinen Mitteln. Sind diese verzehrt, so wird Der, welcher eben noch Wirth war, Führer und Geleitsmann zu seinem Nachbar und uneingeladen betreten beide dessen Haus. Dem Gaste wird beim Scheiden gegeben, was er wünscht, und er selbst gestattet auch seinem Wirthe zu fordern, was er will. Sie haben ihre Freude an Geschenken; aber sie rechnen die gegebenen weder an, noch werden sie dadurch zu Gegengeschenken verpflichtet.

Sie schlafen gemeiniglich bis in den Tag hinein und waschen sich sogleich nach dem Schlafe, meist mit warmem Wasser; denn die rauhe Zeit nimmt die meiste Zeit ihres Jahres ein. Nach dem Waschen essen sie, wobei Jeder seinen besonderen Sitz und Tisch hat. Dann gehen sie bewaffnet an ihre Verrichtungen, und nicht minder häufig zu Gelagen: denn es gereicht Keinem zum Schimpfe, Tag und Nacht unablässig beim Gelage zu sein. Wie es sich bei Trunkenen leicht denken läßt, so entsteht unter ihnen auch häufig Streit, der selten mit Worten und Schmähungen, viel öfter mit Wunden und Todtschlag endet. Aber auch über Ausgleichung von Feindseligkeiten, über An-

knüpfung von Verschwägerungen und Wahl ihrer Fürsten, ja auch über Krieg und Frieden berathen sie gemeiniglich bei Gelagen, wie wenn das Gemüth sonst nie so leicht für einfache Fragen offen oder für wichtige warm genug sei. Schlau und verschmitzt sind sie nicht und verrathen häufig ihre Geheimnisse in ihrer Fröhlichkeit: denn ihr Gemüth ist offen und treuherzig. Am folgenden Tage aber wird die Sache wieder überlegt, und so behält die Trunkenheit ihr Recht, wie die Nüchternheit: denn sie berathen zu einer Zeit, wo sie nicht im Stande sind zu heucheln, sie beschließen zu einer Zeit, wo sie nicht mehr irren können.

Ihr Getränk ist ein Saft aus Gerste oder Weizen, welchen sie gähren laßen, bis er eine gewisse Aehnlichkeit mit Wein erreicht. Die den Römern zunächst Wohnenden tauschen auch Wein ein. Ihre Speisen sind einfach: Früchte, frisches Wildpret, geronnene Milch, und sie vertreiben den Hunger ohne Kochkunst und Gewürze. Beim Durste aber sind sie nicht so mäßig. Wollte man ihrer Trunksucht gewähren, so viel sie wünschen, so könnte man sie leichter durch dieses Laster als durch Waffen sich unterwürfig machen.

Sie kennen nur eine Art der Spiele, die immer dieselbe bleibt. Nackte Jünglinge, die sich daraus eine Kurzweil machen, tanzen zwischen Schwertern und schneidig drohenden Speeren umher; die Uebung gewährt ihnen Fertigkeit, und diese selbst Anmuth der Bewegungen. Dieß thun sie jedoch nicht um Gewinnes oder Lohnes willen, denn der einzige Lohn des kühnen Muthwillens ist das Wohlgefallen der Zuschauer.

Das Würfelspiel treiben sie nüchtern, wie eine ernste Sache, und mit ungeheurem Wagen auf Gewinn oder Verlust, daß wenn Alles fehlgeschlagen ist, sie Leben und Freiheit auf den allerletzten Wurf setzen. Wer verloren hat, geht willig in

die Knechtschaft, und wäre er auch jünger und kräftiger, als der Gewinner, er läßt sich ruhig von ihm binden und zum Verkaufe führen. So groß ist ihre Beharrlichkeit in einer so schlechten Sache; sie selbst nennen es Treue. Der Gewinner aber verkauft den also gewonnenen Sklaven darum, damit er sich der Scham über seinen Sieg entledige. Die übrigen Sklaven haben nicht, wie die der Römer, jeder seinen besonders vorgeschriebenen Dienst, sondern jeder hat sein eigenes Haus, und der Herr legt dem Sklaven auf, ein Maß Weizen, ein Stück Vieh oder ein Gewand zu liefern, und in soweit ist der Sklave ihm unterthan. Die Frau aber und die Kinder besorgen die Geschäfte des Hauses. Selten wird ein Sklave mit Schlägen, mit Fesseln oder mit Zwangsarbeit bestraft. Die Deutschen tödten sie auch wohl, aber nicht aus überlegter Zucht und Strenge, sondern im Zorn und in der Aufwallung, und fast wie einen Feind, nur daß sie eine solche That nicht zu büßen haben.

Die Freigelaßenen stehen nicht viel über den Sklaven; sie haben im Hause des Herrn nur selten Bedeutung, in der Volksgemeinschaft gar keine, ausgenommen bei denjenigen Völkern, welche unter Königen stehen: denn dort steigen sie durch die Gunst des Königs selbst über Freie und Edle empor.

Zinsen zu fordern, und dieß bis zum Wucher auszudehnen, ist bei ihnen unbekannt, und darum fällt es weniger vor, als wenn es verboten wäre. Es wird eine Anzahl Aecker nach Verhältnis der Bebauenden von ganzen Gemeinen in Besitz genommen und dann unter die Einzelnen nach dem Verhältnis ihres Standes vertheilt; das Vertheilen erleichtert die weite Ausdehnung der Ländereien. Sie wechseln jährlich die Felder und doch bleibt noch Land genug übrig. Sie mühen sich aber nicht sehr ab, durch Anstrengung dem Boden Fülle und Ueppigkeit

abzugewinnen, Obſtpflanzungen anzulegen, Gärten abzutheilen und Wieſen zu bewäßern, ſondern übergeben die Saat der Erde, und überlaßen das Weitere dem Zufall. Das Jahr theilen ſie ein in drei Theile: Winter, Frühling, Sommer; der Name des Herbſtes iſt ihnen unbekannt, wie ſeine Gaben.

Bei dem Beſtatten ihrer Leichen zeigen ſie keinen Wetteifer in der Prunkſucht, nur beobachten ſie ſtreng die Sitte, daß bei der Verbrennung der Leichen vornehmer Männer beſtimmte Hölzer angewandt werden. Der Scheiterhaufen wird weder durch ſchöne Decken verziert, noch mit Wohlgerüchen beduftet; einem Jeden werden ſeine eigenen Waffen, Manchem auch ſein Pferd beigegeben. Das Grab wird mit einem Raſenhügel bedeckt; aber ſie verſchmähen eine mühſame und koſtſpielige Verzierung mit Denkſteinen, und meinen, das drücke die Todten. Wehklagen und Thränen legen ſie bald ab, aber Schmerz und Trauer bleibt ihnen lange. Das Klagen gehört für die Frauen, für die Männer ein treues Andenken.

So waren im Allgemeinen die Sitten der Deutſchen beſchaffen, als der Römer Tacitus gegen Schluß des erſten Jahrhunderts nach Chriſtus dieſe Stämme zu erforſchen ſuchte. Er hatte Gelegenheit zu ſolchen Forſchungen, weil die Kriege der Römer mit den Deutſchen faſt nicht wieder ausſetzten, und wir haben nur das zu bedauern, daß er nicht daran dachte, oder vielleicht auch nicht vermochte etwa ein oder das andere Heldenlied der Deutſchen zu ſammeln und der Nachwelt mit zu überliefern. Freilich hat Tacitus uns die Sitten der Deutſchen ſeiner Zeit geſchildert; aber wir haben keinen Grund anzunehmen, daß ſie ſich in den nächſten Jahrhunderten ſehr geändert hätten, und manche Einzelheit in den folgenden Ge-

schichten wird meine Leser wieder an die Schilderung des Römers erinnern.

Die Kämpfe freilich in den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt bieten uns im Ganzen ein ewiges Einerlei von Raub und Mord und Zerstörung, und nachdem Tacitus seine Erzählung der deutschen Kämpfe beendet hat, schimmern in den spätern Berichten der kaiserlich römischen Hofschmeichler nur wenige Züge durch, welche uns unsere Vorfahren in lebenden und ansprechenden Bildern zeigen können. Darum übergehe ich die ganze Zeit und wende mich sofort zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Völkerwanderung.

Schon oben zu Anfang ist gesagt, daß die Völker von Osten nach Westen wandern, und von diesem Gesichtspunkt aus zeigt uns in der That die ganze uns bekannte Geschichte des Menschengeschlechtes ein ewiges Drängen nach Westen, und namentlich sehen wir die deutschen Stämme von Anfang ihrer Geschichte an bis auf den heutigen Tag immer auf dieser Wanderung begriffen. Aber dennoch nennen wir eine Zeit vorzugsweise die Zeit der Völkerwanderung; denn in der Mitte des vierten Jahrhunderts zeigt sich auf einmal dieser Wandertrieb in wunderbarer Stärke. Von Osten her dringt auf die deutschen Stämme das wilde Volk der Hunnen, und von diesem Andrange gestoßen, gerathen die westlich von ihnen wohnenden deutschen Stämme alle in Unruhe und Bewegung. Diese Bewegung ist südwestlich gerichtet und hört auch nicht wieder auf, als die Hunnen in der gewaltigen Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern erliegen, sondern drängt weiter und weiter. Die deutschen Völkerstämme zerstören das weströmische Reich und setzen neue Reiche an seine Stelle; aber ein wunderbares, unbegreifliches Geschick will es, daß gerade die herrlichen Stämme der Gothen untergehen, und daß es zuletzt einem der rohesten und wildesten

von allen, dem Frankenstamme, gelingt, seine Herrschaft über die andern noch vorhandenen zu befestigen. Das innerlich morsche Reich der Franken wird durch keinen äußeren Feind bedroht und hält sich so, bis das kraftvolle Geschlecht der Karolinger sich zu Leitern der Geschicke Westeuropas aufschwingt und nach und nach fast alle Völker deutschen Stammes mit Hilfe des Christenthums unter seiner Herrschaft vereint. „Denn Karl diente der Kirche," sagt Möser, „und die Kirche diente ihm".

Aber mit Karls schwachem Sohne Ludwig zerfällt dieß große Reich schon wieder, und eine Folge seiner Schwächen und der Feindseligkeit der Enkel Karls des Großen ist die Theilung im Vertrage zu Viridun (Verdun). Damals mochte der Patriot des fränkischen Reiches diese Theilung beklagen, wir aber gedenken ihrer mit Freuden; denn sie löste, was auf die Dauer nicht verbunden bleiben konnte. Ich will nun meinen Lesern diese Begebenheiten in einzelnen Bildern vorführen, wo ich es vermag, mit den Worten und in der Denkweise jener Zeit selbst und ihrer Augenzeugen, wo dieß nicht möglich war, doch so, daß der Kundige meine Zugabe von der Ueberlieferung jener Zeit wird scheiden können.

Zuerst wollen wir uns wenden zu den Völkern, welche Reiche gründeten, die im Sturme der Zeit wieder untergiengen, zu den Gothen, Vandalen, Langobarden. Bei den Gothen müßen wir zugleich auch von dem Stamme der Hunnen reden, der mit keinem der deutschen verwandt ist, aber den äußerlichen Anstoß zu den gewaltigen Bewegungen der Völkerwanderung gibt. Der Anfang der Geschichten aller deutschen Stämme beginnt mit Sagen. Diese sind uns aber nicht mehr in deutscher Sprache erhalten, sondern wo sie uns überliefert sind, ist es durch die lateinische Sprache geschehen, in welcher die Geschichtschreiber uns erzählen.

Gothen.

1. Die Herkunft der Gothen.

Die Gothen des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt erzählten von ihrer Herkunft folgende Sage:

Hoch im Norden liegt eine große Insel, Namens Scanz (Scandinavien), aus deren Innern einstmals das Volk der Gothen wie ein Bienenschwarm hervorbrach und sich über Europa ergoß. Wie das Blatt eines Zederbaumes breitet sich diese Insel aus und ihr gerade gegenüber mündet in drei Armen die Weichsel aus, welche von den sarmatischen Bergen niederfließt und Germanien von Scythien trennt. Von Osten und Westen wird Scanz von einem gewaltigen Meere umflossen, auch von Norden her entsendet der dort unzugängliche Ocean gleichsam wie einen Arm dasjenige Gewässer, welches das deutsche Meer genannt wird. Die Völker, welche die Insel bewohnen, leben nur von Fleisch. Es gibt dort noch mehre kleinere Inseln, die durch Meeresarme getrennt sind. Diese Gewässer erstarren im Winter von der allzugroßen Kälte, und wenn dann die Wölfe sie überschreiten, so werden sie blind. So ist dieses Land nicht bloß den Menschen unwirthlich, sondern auch grausam gegen die Thiere; selbst Honig findet man da nicht wegen des gar zu strengen Frostes. Da wo im nördlichen Theile das

Volk Adogit wohnt, soll man mitten im Sommer vierzig Tage und vierzig Nächte ununterbrochen die Sonne erblicken, und eben so lange muß man dort in der Winterzeit ihren Glanz entbehren. Während aber uns die Sonne von unten aufsteigt, soll sie ihnen am Rande der Erde hinzuschleichen scheinen.

Aus dieser Insel Scanz, die gleichsam eine Werkstatt der Völker und eine Scheide der Nationen (vagina gentium) ist, wanderten einstmals die Gothen unter ihrem König Berich nach Süden aus. Sie vertrieben die Völker, auf welche sie trafen, und nachdem sie auch die Vandalen besiegt hatten, nahmen sie diese als Gefährten ihrer Siege mit. Die wachsende Menge des Volkes zwang sie, immer weiter zu wandern, bis sie in das Land Scythien kamen. Da ergetzten sie sich an der reichen Weide, die sie fanden. Als aber hier einstmals ein Haufe Gothen einen Fluß überschritten, soll die Brücke, über die sie giengen, elendiglich zusammengebrochen sein und Keinem war es gestattet, vorwärts noch zurück zu gehen; denn der Ort, wo dieß geschah, ist umschloßen von trügerischen Sümpfen, welche Niemand mehr zu betreten wagte. Aber auch heute noch soll man da das Gebrüll der Heerden vernehmen und Spuren von Menschen finden; denn das bezeugen die Kaufleute, die in jene Gegend gekommen sind.

Der größere Theil aber der Gothen war glücklich in das ersehnte Land gekommen, ließ sich da nieder und vertrieb die Völker, welche früher daselbst wohnten. Die Gothen bauten sich zunächst dem Mäotischen See (dem asow'schen Meere) an und westlich von ihnen wohnten die Gepiden. Weiter östlich hinaus aber waren die Sitze der Bulgaren und auf sie folgten ostwärts die Hunnen, der fruchtbare Stamm vieler tapferen Völker.

So erzählten die Gothen selbst von ihrer Herkunft; aber diese Sage hebt die geschichtliche Wahrheit nicht auf, daß die Voreltern des ganzen Stammes aus Asien eingewandert sind. Dieses Zurückgehen der Gothen wieder nach Osten ist auch nur ein vorübergehendes; denn nicht lange hernach dringen sie ja mit aller Macht gegen Westen. Jacob Grimm aber nennt diese Sage von dem Zurückweichen der Gothen nach Osten hin eine reine Erdichtung der Sage.

2. Die Gothen in Scythien.

Die Gothen erzählten sich im sechsten Jahrhundert von ihren Vorfahren also:

Während die Gothen in Scythien wohnten, fehlte es ihnen nicht an Männern, welche sie in allen Dingen unterrichteten und es waren selbst bei ihnen einige, welche sich durch Weisheit auszeichneten. Darum waren sie auch alle weniger roh, als die übrigen Barbaren*) und hießen fast Verwandte der Griechen. Sie hatten edle Geschlechter, aus denen sie ihre Könige und Priester wählten. Diese edlen Geschlechter stammten ab von den Anses, d. i. Halbgöttern, wie die Gothen in den Liedern ihres Volkes sangen. Der erste dieser Anses hieß Gapt und sein Urenkel war Amal, von dem das unter allen Völkern gothischen Stammes berühmte Geschlecht der Amelungen herkommt.

Sie verehrten einen Gott, den die Römer Mars nennen, vorzüglich aber mit einem grausamen Gottesdienste: denn die

*) Barbar, βάρβαρος, war den Griechen jeder Nichtgrieche; die Römer nahmen mit der griechischen Cultur auch dieß Wort an, und ihnen waren daher alle Deutsche Barbaren.

Gefangenen wurden ihm zum Opfer dargebracht, weil die Gothen glaubten, daß der Gott des Krieges nur durch die Vergießung von Menschenblut zu versöhnen wäre. Darum wurden diesem Gotte die Erstlinge der Beute geweiht und an Baumstämmen im heiligen Haine aufgehängt. Hernach aber, als sie weiter westlich wohnten, wurden sie weiser und milder und theilten sich damals auch in zwei Völker, von denen die Westgothen der Familie der Balthen, die Ostgothen derjenigen der Amaler oder Amelungen gehorchten. Unter den Königen aus diesen Geschlechtern haben sie lange am Pontus euxinus (dem schwarzen Meere) gewohnt und viele Kriege geführt.

Was bedeuten die Namen der Balthen und der Amaler? Im Neuhochdeutschen ist von dem gothischen Stamme balths kaum noch ein anderes Wort übrig, als das Adverbium bald. Im Mittelhochdeutschen aber sagte man: ein ritter balt, ein balder recke, und es bedeutete kühn, schnell. Man kann das gothische balths oder in der schwachen Form baltha auch zusammenhalten mit dem nordischen Lichtgotte Baldr, dann würden die gothischen Balthen die Lichten, die Göttlichen sein. In Amala liegt der Begriff von Amal, altnordisch ami, das ist labor die Anstrengung, und die Amaler oder Amelungen wären dann die tapferen, geschäftigen, mühevollen Helden. So urtheilt Jacob Grimm.

3. Sage vom Kaiser Maximinus.

Von dem Kaiser Maximin erzählten die Gothen des sechsten Jahrhunderts folgende Geschichte.

Als der Kaiser Severus den Geburtstag seines Sohnes feierte, kam ein gothischer Hirtenjüngling ins römische Lager.

Der Kaiſer hatte für die römiſchen Soldaten Spiele angeordnet und Preiſe ausgeſetzt für die Sieger. Als das dieſer noch rohe Gothe Namens Mariminus ſah, bat er in ſeiner Sprache den Kaiſer, daß er ihm doch erlauben möchte mit den römiſchen Soldaten zu ringen. Severus erſtaunte über die gewaltige Größe des Jünglings; denn er ſoll mehr als acht Fuß lang geweſen ſein. Dennoch erlaubte der Kaiſer ihm mit den Troßknechten zu ringen, aber ohne Waffen, damit von dem ungeſchlachten Menſchen ſeinen Leuten kein Unglück widerführe. Mariminus warf dann ſechszehn ſolcher Troßbuben mit ſo vielem Glücke zu Boden, daß er ſich nicht einmal nach jedem Siege auch nur einen Augenblick Ruhe gönnte. Als er deshalb ſeine Belohnung empfieng, erhielt er auch zugleich die Erlaubnis ins Heer zu treten und zwar unter die Reiterei.

Am dritten Tage, als der Kaiſer durch das Lager gieng, ſah er ihn ſich nach der rohen Weiſe ſeiner Landsleute herumtummeln und befahl deshalb, daß man ihn beſſer nach der römiſchen Sitte unterweiſen ſollte. Sobald aber Mariminus bemerkte, daß der Kaiſer über ihn zu ſeiner Umgebung redete, eilte er ſchnell herbei und fieng an zu Fuß neben dem reitenden Kaiſer her zu laufen. Dieſer ſpornte ſein Roſs zum Galopp und verſuchte allerlei Schwenkungen und Querritte, um den Gothen zu ermüden; aber es gelang ihm nicht. Endlich ſprach Severus: „willſt du dich nun nachher auch noch nach deiner thraciſchen Weiſe üben?“ Mariminus antwortete: „wie es dir beliebt, Kaiſer.“ Dieſer ſprang vom Roſſe, rief die nächſten Soldaten herbei und befahl ihnen, mit dem Gothen zu ringen. Aber er warf wiederum ſieben der kräftigſten Leute zu Boden und ſo ſchnell, daß er ſich nicht einmal Zeit ließ friſchen Athem zu ſchöpfen. Der Kaiſer beſchenkte ihn darauf mit Geld und einer goldenen Kette und ließ ihn unter ſeine Leibwache aufnehmen.

Nach Severs Tode ſtieg Maximin unter Caracalla zu höheren Befehlshaberſtellen und trug bei den Anſtrengungen des Kriegsdienſtes immer den Preis davon. Aber als Macrinus Kaiſer wurde, zog er ſich drei Jahre von den Waffen zurück, weil er dieſen nicht gern ſah, und erſt unter Alexander, dem Sohne der Mammäa, kämpfte er wieder mit und zwar gegen die Parther, wo er ſich vielen Ruhm erwarb. Als Alexander zu Mainz ermordet war, wurde Maximin von den Soldaten zum Kaiſer erhoben: aber als Kaiſer verdunkelte er ſeinen früher erworbenen Ruhm durch die abſcheulichen Verfolgungen, welche er gegen die Chriſten richtete.

4. Sage vom Kampfe der Gothen mit den Gepiden.

Einſtmals fiel Oſtrogotha, der König der Gothen, mit groſſer Heeresmacht in das römiſche Reich ein und brachte herrliche Beute zurück. Als das die Gepiden erfuhren, wurden ſie neidiſch und fiengen Krieg mit ihren bisherigen Freunden an. Beide Völker waren aber auch mit einander verwandt und zwar auf folgende Weiſe. Wir haben vorher erfahren, daß die Gothen unter ihrem Könige Berich von der Inſel Scanz ausgewandert ſind. Sie waren auf drei Schiffen an das andere Meeresufer gefahren, von denen aber das eine Schiff ſpäter als die beiden andern ankam und davon dem einen Volke den Namen gegeben haben ſoll. Gepanta bedeutet nämlich in ihrer Sprache träge. So geſchah es, daß von dem Schimpfe ihnen der Name blieb und nur ein wenig verändert wurde. Der Name ſagt aber auch die Wahrheit; denn die Gepiden ſind langſamen Geiſtes. Der König Faſtida und ſeine Gepiden nun waren neidiſch, und weil ihnen ſchon länger ihr Land nicht mehr behagte, und ſie deshalb auch ſchon vorher die Burgunden be-

kriegt hatten, ſo ſchickten ſie auch Boten an ihre Verwandten, die Gothen und beklagten ſich über die Rauhheit und Unfruchtbarkeit ihres Landes. Sie ſagten, ſie wären von rauhen Gebirgen und dichten Wäldern allzuſehr beſchränkt, und darum forderten ſie, daß die Gothen ihnen ihr Land abtreten oder mit ihnen kriegen ſollten. Darauf antwortete Oſtrogotha, der ſowohl über die Oſt- als die Weſtgothen König war: es wäre freilich hart und grauſam mit Blutsverwandten zu kämpfen, und er ſchauderte zurück vor einem ſolchen Kriege; aber die Gepiden könnten darum doch nicht verlangen, daß die Gothen ihnen die eigenen Wohnſitze freiwillig abtreten ſollten. Doch die Gepiden zauderten nicht lange, ſondern kamen mit Heeresmacht heran. Von beiden Seiten ward mit großem Muthe gekämpft: aber die beſſere Sache und die größere Lebhaftigkeit verſchaffte den Gothen den Sieg. Die einbrechende Nacht machte dem Treffen ein Ende; aber beim Anbruch des Morgens eilte Faſtida mit den Seinigen in die Heimat zurück, eben ſo ſehr gedemüthigt und niedergeſchlagen, als er vorher aufgeblaſen und ſtolz geweſen war. Die Gothen aber waren zufrieden, daß die Gepiden ſich zurückzogen und verfolgten ſie nicht.

5. Die Lebensweiſe der Alanen.

Zu der Zeit, als das Gothenreich ſich am weiteſten nach Oſten ausdehnte, bis an den Don, wohnten an der andern Seite derſelben die Alanen. Der Name dieſes Volkes wurde auch andern Völkern mitgetheilt, welche durch die überlegene Macht der Alanen bezwungen, ſich ihnen angeſchloßen hatten. Von ihrer Lebensweiſe erzählt uns ein byzantiniſcher Schriftſteller jener Zeit Folgendes. Sie ſtreifen mit ihren Heerden in dem Lande weit umher; denn ſie haben keine feſte Wohnſitze und

verſtehen es nicht, den Pflug zu gebrauchen. Sie leben von Fleiſch und der reichlichen Milch ihrer Heerden, ſie ſitzen auf ihren großen Wagen, welche ſie mit einem Dache von Baumrinde überdecken, und auf dieſe Weiſe durch die endloſen Steppen fahren. Wenn ſie zu grasreichen Plätzen gekommen ſind, ſo ſtellen ſie die Wagen in einen großen Kreiß und leben dann von dem Ertrage ihres Viehes. Wenn aber der Boden leer gefreßen iſt, ſo werden die Heerden weiter getrieben, und die Menſchen fahren auf ihren Fuhrwerken fort. Auf dieſen werden die Kinder geboren und erzogen, und haben da ihren beſtändigen Wohnſitz, und wohin ſie auch gehen mögen, ihre Wagen ſind ihre Heimat. Die Rinderheerden treiben ſie vor ſich her; aber ſie verwenden mehr Fleiß auf die Zucht der Pferde. Das Land dort am Don iſt weidereich und bringt immer Gras, an einigen Stellen auch Obſtbäume hervor; denn es wird von großen Strömen durchfloßen, und darum fehlt es ihnen nicht leicht an Nahrung. Die Weiber und Töchter ſind beſtändig auf den Wagen; aber die männliche Jugend übt ſich von früh an zu reiten, und hält es für ſchimpflich, zu Fuße zu gehen. Darum ſind ſie auch alle vortreffliche Krieger. Die Alanen ſind beinahe alle von langem Wuchſe und ſchöner Geſtalt, mit mäßig gelbem Haar und den Feinden fürchterlich durch den zornigen Blick der Augen, wie durch ihre Schnelligkeit und ihre leichte Bewaffnung. Sie ſind den Hunnen in vielen Dingen ähnlich; aber in Lebensart und Sitte milder als dieſe*). Raubend und jagend durchſtreifen ſie die

*) J. Grimm ſagt, daß die Alanen etwa ſythiſche Völker (Hunnen) und gothiſche vermitteln. Jordanes oder Jornandes, der uns einige der gothiſchen Sagen überliefert hat, wie z. B. Nr. 1. 2. 3., iſt von alaniſcher Abſtammung; denn ſein Großvater Peria

Länder am mäotischen Sumpfe und den kimmerischen Bosporus, ja sie dringen selbst bis nach Armenien und Medien. Wie den ruhigen und betrachtenden Menschen die Muße erwünscht ist, so erfreuen sie sich an Kampf und Gefahr. Sie preisen den glücklich, der im Kampfe sein Leben aushaucht; diejenigen aber, welche altern und durch den Zufall an einer Krankheit sterben, werden als Entartete und Feige mit Schmähungen überhäuft. Auch ist es der höchste Ruhm, einen Feind getödtet zu haben. Den Erschlagenen wird die Kopfhaut abgezogen und als Schmuck den Pferden und Wagen der Sieger angehängt. Kein Tempel findet sich bei ihnen, nicht einmal eine Hütte zur Ehre der Götter; sondern ein nacktes Schwert wird in die Erde gestoßen und dann verehrt als der Gott des Krieges; denn dieser Gott beherrscht nach ihrem Glauben das Land, in welchem sie umherziehen. Die Zukunft erforschen sie auf eine wunderliche Weise; denn sie sammeln Weidenruthen, und lösen sie unter Absingung geheimer Gesänge zu einer vorherbestimmten Zeit wieder von einander und dann wißen sie genau, was die Ruthen ihnen anzeigen. Aber was Knechtschaft ist, wißen sie nicht; denn alle sind von gleich edler Art. Ihre Richter wählen sie, und zwar solche Männer, welche sich durch Kriegserfahrung bewährt haben.

6. Sagen vom Könige Ermanrich und dem Andrange der Hunnen.

Jordanes erzählt uns ferner also: Nachdem der Gothenkönig Geberich gestorben war, folgte ihm in der Herrschaft

---

war Schreiber beim Alanenkönige Candac im fünften Jahrhundert. Von der andern Seite her aber war Jordanes aus gothischem Stamme und nennt sich deshalb selbst einen Gothen.

Ermanrich, der Edelſte aus dem Geſchlechte der Amaler oder Amelungen, welcher weit und breit viele kriegeriſche Völkerſchaften ſich unterwarf. Darum haben ihn Einige nicht mit Unrecht mit Alexander, dem Könige der Macedonier, verglichen. Nachdem er ſchon viele andere bekriegt hatte, wendete er ſich auch gegen die Heruler, über die damals Alarich herrſchte, tödtete einen großen Theil derſelben und vereinigte die übrigen mit ſeinem Reiche. Das Volk der Heruler wohnte vordem an den Sümpfen, die um das mäotiſche Meer herumliegen, und war berühmt wegen ſeiner leicht bewaffneten Streiter; denn es war damals kaum ein Volk, welches nicht unter ſeinen leicht Bewaffneten einige Männer aus dem Stamme der Heruler hatte. Aber wiewohl ihre leichte Behendigkeit ihnen faſt immer den Sieg gewann, ſo mußten ſie doch der gothiſchen Feſtigkeit und Standhaftigkeit unterliegen, und ſo kam es, daß auch ſie mit den übrigen Völkern gothiſchen Stammes dem Könige Ermanrich gehorchten.

Nach der Beſiegung der Heruler wendete ſich Ermanrich auch gegen die Veneter (Wenden), welche im Kriege zwar unerfahren, doch auf ihre große Anzahl pochten und deshalb anfangs zu widerſtehen wagten. Aber im Kriege iſt die Menge nicht die Hauptſache und vermag ſehr wenig, wenn ihr eine andere eben ſo große Zahl, und noch dazu wohlbewaffnet und kriegserfahren entgegentritt. Darum unterlagen auch die Veneter und wurden dem großen Gothenreiche beigeſellt.

Nicht lange hernach aber brach das übermäßig wilde und rohe Volk der Hunnen gegen die Gothen vor. Ueber den Urſprung dieſes entſetzlichen Volkes, das mit den deutſchen Stämmen gar Nichts gemein hatte, erzählen die Gothen Folgendes. Einſtmals, nachdem die Gothen ſchon lange aus Scanz ausgewandert wären, hätte Filimer, der König der Gothen, unter

seinem Volke einige Zauberinnen gefunden, und weil sie ihm verdächtig waren, hätte er sie weit von seinem Heere und Reiche in eine öde Wüste verbannt. Aber da hätten sich diese Zauberinnen mit unreinen Geistern verbunden und aus dieser Verbindung wäre dieß grausige Volk hervorgegangen. Anfangs wären diese kleinen und kaum menschenähnlichen Geschöpfe, auch kaum mit einer menschlichen Stimme begabt, innerhalb der Sümpfe und Wüsten geblieben, dann aber weiter gegen die Gothen vorgedrungen. Die Hunnen lebten nur von der Jagd und kannten kein anderes Mittel, sich auch andere Dinge zu erwerben, als Betrug und Raub an den benachbarten Völkerschaften.

Als einstmals ein Theil der Hunnen am jenseitigen Ufer eines großen Sumpfes jagte, bemerkten sie, wie auf einmal eine Hirschkuh nahe vor ihnen stand. Diese gieng dann über den Sumpf und stand bald still, bald lief sie vorwärts, gleich als wollte sie sich zum Wegweiser darbieten. Da folgten ihr die Jäger und überschritten trockenen Fußes den Sumpf, welchen sie bis dahin für unzugänglich gehalten hatten. Als dann an dieser Seite des Sumpfes das scythische Land sich ihrem Anblicke darbot, war die Hirschkuh verschwunden. Daher glaubte man, daß einer der bösen Geister, von denen die Hunnen herstammten, ihnen diesen Weg gezeigt hätte. Die Jäger aber, welche nie gewußt hatten, daß auch jenseits des großen Sumpfes noch ein Theil der Welt wäre, bewunderten das schöne Land und, wie sie denn erfinderisch sind, so glaubten sie, daß dieser ihnen vormals unbekannte Weg ihnen nur von den Göttern gezeigt sein könnte. Darum kehrten sie froh zu den Ihrigen zurück, erzählten was vorgefallen, lobten das herrliche Land, das sie gesehen, und baten ihre Freunde mit ihnen hinüberzugehen. So geschah es. Sie wanderten Alle hinüber und die ersten Scythen, die sie

ſiegen, wurden dem Gotte des Sieges zu Ehren geſchlachtet, die anderen bezwungen und unterworfen und genöthigt, ihnen Kriegsdienſte zu thun. Unter dieſen waren auch die Alanen, die ihnen im Kampfe wohl gewachſen, aber an Bildung und Sitte ihnen weit überlegen waren. Die Hunnen drängten und ermüdeten dieß Volk ſo lange durch unaufhörliche Angriffe, bis ſie ſie endlich bezwangen.

Bevor noch die Hunnen ihre Gegner im Kampfe überwinden, ſchrecken ſie dieſelben durch ihr abſcheuliches Ausſehen in die Flucht; denn ihr Anblick iſt äußerſt widerwärtig durch ihren Schmutz. Ihr Geſicht iſt nicht einem menſchlichen Geſichte, ſondern eher einem Klumpen Fleiſch zu vergleichen, und wo ſonſt die Augen ſtehen, ſieht man bei ihnen nur wie Punkte. Ihr Selbſtvertrauen ſtützt ſich auf ihr ekelhaftes Ausſehen, und darum verunſtalten ſie ihre Kinder gleich am Tage der Geburt. Denn den männlichen Kindern zerſchneiden ſie mit einem Meſſer die Wangen, damit ſie lernen Wunden zu ertragen, noch bevor ſie die Milch an der Bruſt der Mutter ſaugen. Daher kommt es, daß den Jünglingen die Farbe der Jugend fehlt und die Männer bartlos ſind, weil das durch Meſſerſchnitte gefurchte Antlitz in den Narben keine Haare wachſen läßt. Sie ſind zwar klein von Geſtalt, aber lebhaft, gewandt und die ſchnellſten Reiter, auch ſind ſie geübt im Gebrauch des Bogens und der Pfeile. Sie ſind breit von Schultern und ſtark von Nacken, den ſie immer aufgerichtet tragen.

Als die Gothen dieß leichte, gewandte Volk, die Verderber ſo vieler Nationen, erblickten, entſetzten ſie ſich und beriethen mit ihrem Könige, wie ſie einen ſolchen Feind von ſich abwehren könnten. Denn obwohl Ermanrich als der Beſieger ſo vieler Völker berühmt war, ſo war er doch ſehr bedenklich. Während er einmal ſo in Nachdenken verſunken ſaß, benutzte dieß das

Geſchlecht der Aorolanen zu ſeinem Verderben und rächte ſich an ihm. Denn eine Frau aus dieſem Geſchlechte, welche ihren Mann böslich verlaſſen hatte, war auf Befehl des erzürnten Königs an wilde Roſſe gebunden und darauf, während die Thiere nach verſchiedenen Richtungen auseinandergetrieben wurden, elendiglich zerrißen worden. Ihre Brüder ſtießen ihm dafür, als er ruhig da ſaß, ein Schwert in die Seite. Krank an dieſer Wunde ſchleppte der König ein hinfälliges Leben hin. Als nun Balamir, der König der Hunnen, dieß erfuhr, ſtürzte er ſogleich auf die Oſtgothen los, von denen ſich die Weſtgothen ſchon damals gleich getrennt hatten, als der König verwundet und krank wurde. Da konnte Ermanrich den Schmerz ſeiner Wunde und den Jammer über den Einbruch der Hunnen nicht länger mehr ertragen und ſtarb im hundert und zehnten Jahre ſeines Lebens. Durch ſeinen Tod aber erlangten die Hunnen die Uebermacht und machten ſich die Oſtgothen völlig unterthan.

7. Die Lebensweiſe der Hunnen.

Wir haben in der vorhergehenden Erzählung geſehen, was die Gothen von den Hunnen berichteten: wir wollen nun damit vergleichen, was ein byzantiniſcher Schriftſteller jener Zeit von ihnen ſagt.

Das Volk der Hunnen wohnt jenſeit des mäotiſchen Sumpfes bis an das Eismeer und geht über alles bekannte Maß der Wildheit hinaus. Gleich nach der Geburt werden den Kindern mit ſcharfen Meſſern tiefe Furchen in die Wangen geſchnitten, damit, wenn die Zeit des Bartwuchſes kommt, die Falten der Narben ihn unmöglich machen. So wachſen die Hunnen heran und altern bartlos, ohne alle Schönheit, mit gedrungenen Gliedern und kurzem Nacken. Es ſind wunder-

liche Geſtalten, die man faſt für zweifüßige Thiere oder für roh behauene Brückenpfähle halten möchte. Sie kennen weder den Gebrauch des Feuers zum Kochen, noch überhaupt ſchmackhaft zubereitete Speiſen, ſondern ſie verzehren Wurzeln von Kräutern und halbrohes Fleiſch von ihren Heerden. Dieſes Fleiſch legen ſie unter ihren Sattel auf das Pferd und reiten es ſo zu, bis es auf dieſe Weiſe warm und einigermaßen gar wird, und ſo eſſen ſie es dann. Sie haben keine Wohnungen, ſondern ſehen ſolche an als Grabmäler, die zum Gebrauch des Lebens ſich nicht eignen; nicht einmal haben ſie ſchilfbedeckte Hütten, ſondern ſie ſchweifen wild in Wald und Feld umher und lernen von früheſter Kindheit an, ſich an Froſt, Hunger und Durſt gar nicht zu kehren. Auch in einem andern Lande gehen ſie nicht unter Dach, wenn nicht die Nothwendigkeit ſie zwingt; denn unter einem Dache halten ſie ſich nicht für ſicher. Ihre Kleider ſind von Leinen oder auch aus zuſammengenähten Fellen von Waldthieren, und von einem Unterſchiede eines Hauskleides und eines anderen für das öffentliche Leben wißen ſie nichts. Das einmal angelegte Gewand wird nicht eher wieder abgelegt oder verändert, als bis es nach langer Fäulnis in Lumpen zerſtückelt abfällt. Sie bedecken ihr Haupt mit runden Mützen, ihre ſtruppigen Beine mit Ziegenfellen, und ihre formloſen Schuhe verſtatten ihnen nicht, mit freien Schritten einherzugehen. Deshalb ſind ſie auch allen Kämpfen zu Fuß abgeneigt; dagegen ſind ſie an ihre zwar dauerhaften, aber häßlichen Pferde wie angeheftet und verrichten ſo ſelbſt die gewöhnlichſten Beſchäftigungen, indem ſie ſich auch zuweilen wie die Weiber darauf ſetzen. Zu Pferde ſitzend iſt Jeder von ihnen im Stande, Tag und Nacht hindurch zu kaufen und zu verkaufen, Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, und auf den Rücken des Thieres gelehnt ſich dem tiefſten Schlafe hinzugeben.

Auch wenn eine Berathung über ernste Dinge gepflogen werden soll, kommen sie zu Pferde stehend zusammen und besprechen sich auf diese Weise. Sie sind keiner königlichen Strenge unterworfen, sondern zufrieden mit der willkürlichen Leitung ihrer Vornehmsten brechen sie auf Alles los, was ihnen auftößt; zuweilen jedoch entschließen sie sich erst dann zum Kampf, wenn sie gereizt sind. Sie gehen in keilförmiger Ordnung zum Treffen, und zwar mit verwerrenem Geheul. Leicht und schnell nahen sie heran und auch wenn sie sich einmal zerstreut haben, sammeln sie sich schnell wieder und fallen mit großem Blutvergießen auf die Schlachtordnung der Feinde. Sie befestigen mit merkwürdiger Kunst spitze Knochen an ihre Geschoße und kämpfen mit diesen aus der Ferne, aus der Nähe aber mit dem Eisen ohne alle Rücksicht auf sich selbst, und binden dann die Glieder ihrer gefangenen Feinde. Keiner pflügt bei ihnen und berührt auch nur eine Pflugsterze. Denn Alle schweifen wild umher ohne festen Wohnsitz, ohne Gesetz und beständige Sitte, und mit ihren Wagen, auf denen sie wohnen, sind sie immer Fliehenden ähnlich. Keiner von ihnen kann die Frage beantworten, wo er geboren ist; denn er kennt die Stätte nicht und ist anderswo geboren, anderswo erzogen. In der Waffenruhe sind sie treulos und unbeständig; wo nur eine leise Hoffnung sich darbietet, sind sie zur Veränderung geneigt und schieben dann die Schuld auf ihren nicht zu bändigenden Kampfesmuth. Fast wie unvernünftige Thiere scheinen sie gar nicht zu wissen, was ehrenhaft oder unehrenhaft ist: sie reden zweideutig und lassen sich durch keinen Eid und keine Gottesfurcht binden, ja sie sind so veränderlich und zum Zorne gereizt, daß sie ohne alle Anreizung an einem und demselben Tage sich mit ihren Freunden entzweien und wieder versöhnen können. Am leichtesten aber werden sie entflammt durch den Durst nach Gold und unternehmen darum

häufig Raubzüge. Auf einem ſolchen Zuge kam dieß ungezähmte Volk an die Alanen, und zwang dieſelben, ſich ihnen anzuſchließen gegen die Gothen.

8. Sage von dem Einbruch der Gothen in das römiſche Reich.

Im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, als die Macht der Gothen ſich immer weiter ausdehnte und ſie ſchon anfingen das römiſche Reich zu bedrohen, erzählte man folgende Sage. Als der Kaiſer Conſtantius regierte, ward einmal dem Präfecten von Thracien, Namens Valerius, Anzeige von einem Schatz gemacht, den man entdeckt hatte. Er begab ſich hin an den bezeichneten Ort und vernahm von den Umwohnern der Gegend, daß ein altes Heiligthum dort im Boden läge, welches nur mit Gefahr gehoben werden könnte. Er berichtete dieß an den Kaiſer Conſtantius und dieſer gab ihm ſogleich den Auftrag den Schatz heraus zu nehmen. Als man nun die Erde ausgrub, fanden ſich drei Bildſäulen aus gediegenem Silber gearbeitet, die Arme in die Seite geſtemmt, mit bunten Gewändern und Haaren auf dem Haupte. Ihr Geſicht war nach Norden gewandt, nach dem Lande, woher die Barbaren kamen. Sobald aber dieſe Bildſäulen hinweggenommen waren, brachen wenige Tage darauf die Gothen ein, zuerſt in Thracien, und bald folgten ihnen andere barbariſche Völkerſchaften und überſchwemmten verheerend und zerſtörend das ganze Land.

9. Der Uebergang der Weſtgothen über die Donau.

Als das zahlloſe Volk der Hunnen gegen die Gothen anſtürmte, wurden die Oſtgothen ihnen ſofort unterthan. Auch

zu den Weibgothen und den anderen Stämmen drang die Kunde, daß ein unwiderstehliches Menſchengeſchlecht, unwiderſtehlich wie ein Wirbelwind von hohen Bergen, gegen Weſten dränge. Ein Theil von ihnen wagte es ſich zur Wehre zu ſetzen und wurde bald beſiegt: aber die Meiſten zogen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut ſüdweſtwärts in das römiſche Gebiet und lagerten ſich dem Ufer der Donau entlang. Dann ſandten ſie Boten an den römiſchen Kaiſer Valens und baten ihn um Aufnahme in ſein Reich und verſprachen, daß ſie nach ſeinen Geſetzen leben und ihm unterthan ſein wollten. Flehend ſtreckten die Gothen ihre Arme aus und baten um Hilfe und Rettung vor den nahenden Feinden, vor dem Schwerte der Hunnen und vor dem Hunger. Valens ließ ſich erweichen: doch ſtellte er die Bedingung, daß die Gothen ihre Waffen abliefern ſollten.

Darauf ward der große Uebergang geſtattet. Die Römer brachten alle Fahrzeuge und Böte zuſammen, die ſie konnten; aber ſie reichten nicht aus und die Gothen zimmerten ſich ſelbſt Flöße und ſetzten ſich in ausgehöhlte Baumſtämme, einige wagten es auch ſich in die Wellen zu ſtürzen, um ans andere Ufer zu ſchwimmen. Aber die Donau war angeſchwollen und über eine halbe Stunde breit und ihre Wellen riſſen manchen mit hinab. Als alle Gothen hinübergekommen waren, ſchlugen ſie ein Lager auf und die Römer erſchraken vor der gewaltigen Anzahl. Sie verlangten nun von den Gothen ihre Waffen; allein dieſe machten den römiſchen Anführern allerlei Geſchenke, ja ſie erduldeten ſchimpfliche Behandlung, um nur ihre Waffen zu behalten, und ſo kam es, daß die Römer, die lieber ihre Habſucht und alle ihre Wünſche befriedigen, nur wenige Waffen erhielten. Nur mußten die vornehmen Gothen viele ihrer Söhne abgeben und dieſe wurden als Geiſeln für die

Treue ihrer Eltern weggeführt und in römische Städte gebracht, um dort erzogen zu werden.

Eine Zeitlang gieng nun Alles gut und beide Theile lebten in Frieden und Freundschaft mit einander. Aber bald litten die Gothen Hunger, denn sie mußten ihre Lebensmittel von den Römern kaufen und die Anführer derselben wollten großen Vortheil davon haben und verkauften ihnen die Lebensmittel zu theuren Preisen. Ja sie verhöhnten sie noch dazu und verkauften ihnen bald nicht bloß das Fleisch gesunder Thiere, sondern gaben ihnen auch für ihr Geld unreine Thiere, welche die Menschen sonst nicht zu eßen pflegen. So hoch stieg der Preis, daß die Römer den Gothen für einen Sklaven oder zehn Pfund Silbers nur ein einziges Brot verkauften. Aber bald hatten die Gothen alles Geräth und alle Sklaven verhandelt; da forderte der hartherzige Kaufmann ihre Kinder von ihnen. Die Eltern aber hielten es für beßer die Freiheit ihrer Kinder hinzugeben, wenn sie nur am Leben blieben, und glaubten durch den Verkauf derselben zugleich das eigene Leben und das ihrer Kinder zu erhalten. Zwar blickten die Väter murrend auf ihre Waffen, welche die unklugen Römer in ihrer Gewalt gelaßen hatten; doch Fridigern, der vorsichtige Anführer, ermuthigte sie zur Geduld, bis ihre Zeit gekommen wäre.

Aber der römische Feldherr Lupicinus fürchtete den Fridigern und seinen ruhig überlegenden Blick und gedachte sich seiner zu entledigen. Darum lud er ihn eines Tages zu einem großen Gastmahle ein. Fridigern kam mit wenigen Begleitern; denn die anderen Gothen wurden an den Thoren der Stadt zurückgewiesen. Als sie nun beim Gastmahle saßen, entstand draußen Streit und die Gothen erschlugen einige Römer, welche sie um ihres Hungers willen verhöhnten. Diese Nachricht wurde dem Lupicinus gebracht, als er von Wein und

Schlaf ſchon trunken war, und er gab den Befehl, die Römer ſollten die Begleiter des Fridigern erſchlagen. Doch dieſer hörte das Geſchrei der Kämpfenden und ihn durchfuhr die Ahnung des Frevels. Er zog ſein Schwert und ſtürzte ſchnell hinaus, ſo daß ihn Keiner zu halten vermochte. Draußen fand er die Seinigen, von welchen die Römer ſchon einige erſchlagen hatten. Er ſchied den Streit, befreite die Seinen und eilte dann ſchnell ſeinem Lager zu. Dort forderte er das Heer der Gothen auf, die Frevelthat zu rächen, und ſie folgten ihm mit Jubel: denn ſie hatten längſt dieſen Tag herbeigewünſcht. Lupicinus raffte auch ſogleich ſeine Schaaren zuſammen und rückte mit ihnen aus; aber die Gothen ſtürzten mit ſo heftigem Andrange auf die Römer, daß ſie ſofort in blutiges Handgemenge kamen. Da verloren die Römer alle ihre Feldzeichen, und fielen bis auf wenige, nur Lupicinus rettete ſich früh genug und erreichte die Stadt. Frohlockend legten nun die Gothen die beßeren Waffen der Gefallenen an. So geſchah es, daß jener Tag für die Gothen das Ende ihres Hungers, für die Römer aber das Ende ihrer Ruhe und Sicherheit war. Denn die Gothen nahmen Beſitz von Allem, was den Römern dort eigen war und lebten fortan nicht mehr als hungernde Fremde und der Hilfe Bedürftige, ſondern als Herren und Gebieter und unterwarfen ſich das Land weit und breit umher.

10. Das Treffen bei Adrianopel (378) und die Folgen deſſelben.

Die Nachricht von Fridigerns Aufſtande verbreitete ſich ſchnell und erfüllte alle Römer mit großem Schrecken. Unermüdlich ſetzten die Gothen ihren Siegeslauf fort und belagerten mehre Städte; aber es war ihnen unmöglich ſie zu gewinnen, weil es ihnen an allem Belagerungsgeräth und an

aller Erfahrung in dieſen Dingen mangelte. Nach vielen vergeblichen Verſuchen erkannte dieß Fridigern, ließ deßhalb bei den wenigen Städten, die er beſtürmt hatte und die in ſeinem Rücken lagen, eine Anzahl ſeiner Leute zurück, die hinreichte gegen einen Ausfall der Beſatzungen, und zog mit den Andern von dannen, indem er zu ihnen ſprach: „wir wollen mit Menſchen kämpfen, aber nicht mit Mauern!“ Raubend und plündernd ergoßen ſich dann die Gothen durch das Land.

Alle dieſe Nachrichten aber bekümmerten den Kaiſer Valens ſehr und er entſchloß ſich ſelbſt an der Spitze eines Heeres dieſe furchtbaren Feinde zu bezwingen. Er gab auch ſeinem Mitkaiſer Gratianus Nachricht davon, der am Oberrheine mit den Alemanen kämpfte, und bat ihn zur Hilfe herbeizueilen. Er ſelbſt ſammelte in Kleinaſien ein mächtiges Heer und als er mit dieſem über die Meerenge geſetzt war, erfuhr er bald, daß die Gothen mit ungeheurer Beute von ihren Streifzügen zurückgekehrt, bei der Stadt Adrianopel ſtünden, dieſe ſelbſt umlagernd. Obwohl nun Gratian ſchon auf dem Marſche war und bei Singidunum (Belgrad) angelangt nur durch die Sumpffieber der Donauniederungen eine Zeitlang aufgehalten wurde, duldete doch die Ungeduld des Kaiſers Valens keinen Aufſchub; denn ſeine Schmeichler ſtellten ihm vor, wie unangenehm es für ihn ſein würde, wenn er den Ruhm des Sieges über die Gothen mit ſeinem Mitkaiſer Gratian theilen müße, der doch eben erſt die Alemannen niedergeworfen hätte. Dieſen Reden gab Valens Gehör; denn als er nur erſt in der Nähe der Feinde bei Adrianopel war, hielt er den Sieg ſchon halb für errungen. Während aber Alles zum Treffen vorbereitet wurde, kam ein chriſtlicher Prieſter als Geſandter von Fridigern zum Lager des Kaiſers. Dieſer nahm ihn freundlich an; da reichte ihm der Prieſter einen Brief des gothiſchen Führers,

in welchem er bat, daß ihm und seinen Gothen, welche schon seit langer Zeit heimatlos umherirrten, in Thracien feste Wohnsitze mit Vieh und Früchten angewiesen würden. Wenn ihnen der Kaiser das bewilligte, so wollten sie für immer friedlich und ruhig leben. Zugleich setzte der christliche Priester hinzu, daß der Trotz seiner Landsleute nur dadurch gebrochen werden könnte, daß man sie allgemach vom Kriege entwöhne. Valens aber wollte darauf nicht eingehen, weil diese Versprechung ihm nicht sicher genug schien.

Als nun der Morgen des achten August 378 anbrach, weckten von beiden Seiten die Hörner zum Kampfe. Das Gepäck der Römer, der Kriegsschatz und die kaiserlichen Abzeichen wurden nahe an die Mauern der Stadt in Sicherheit gebracht. So gieng ein Theil des Morgens hin und die Sonne stieg heiß am Himmel empor, als die Römer so weit vorgedrungen waren, daß sie die runden Fuhrwerke der Gothen erblickten. Unter dem dumpf ertönenden Geheul der Gothen stellten sich die Römer in Schlachtordnung. Der rechte Flügel, auf welchem die meiste Reiterei stand, war vorgeschoben, in der Mitte stand als feste Stütze der Schlachtordnung das Fußvolk, und der linke Flügel muste sich erst noch ordnen, da der Boden sehr schwierig war, auf welchem er sich zu bewegen hatte. Während auch dieser Flügel sich endlich in Ordnung stellte, vernahm man ein entsetzliches Geräusch von dem Klange der Waffen, dem drohenden Aneinanderschlagen der Schilde und dem Geschrei der Menschen im gothischen Lager; denn weil diesen noch zwei Führer mit ihren Schaaren ausgeblieben waren, schickten sie erst noch einmal Gesandte an den Kaiser, um den Frieden zu erbitten, und standen deshalb noch nicht in Schlachtordnung. Die Boten aber waren gewöhnliche Gothen aus dem Heere, deshalb wollte der Kaiser ihre Sendung nicht anerkennen, sondern ver-

langte andere Männer von vornehmerem Stande, damit der Vertrag eine beßere Bürgschaft erhielte. Die Gothen aber zauderten klüglicherweise, damit unterdessen die sehnlichst erwarteten Truppen heimkehren möchten. Währenddem standen die römischen Soldaten den Strahlen der heißen Augustsonne schutzlos ausgesetzt, sie lechzten nach Labung; denn zu der dörrenden Sommerhitze kam noch der Schein der Feuer, welche die Gothen angezündet hatten und mit Reisig und dürrem Holze nährten. Auch der Hunger quälte die Römer, denn sie hatten noch nichts gegeßen, sondern standen nüchtern seit dem Morgen.

Fridigern schickte darauf einen Herold aus seinem Volke zu dem Kaiser und verlangte von diesem, daß er ihm erst einige vornehme Geiseln schicken sollte. Diese Forderung des klugen Gothenführers schien dem Kaiser billig, und er wollte ihm sogleich seinen Verwandten Equitius schicken. Der aber weigerte sich; da bot sich von selbst ein Anderer, Namens Richomer an; denn er hielt es für eine schöne That und eines tapferen Mannes wohl würdig, sich als Bürgen für seine Freunde in die Gewalt der Feinde zu begeben. Als er dem gothischen Lager schon nahe war, hatten einige Bogenschützen der Römer es nicht länger aushalten können, sie hatten die Feinde unzeitig angegriffen. Da wagte auch Richomer nicht weiter vorzugehen; während er aber zurückkehrte, sah er die erwarteten gothischen Führer Alatheus und Saphrax mit ihren Reiterschaaren von den benachbarten Höhen herunterſprengen. Das ganze gothische Heer war beisammen.

Da erklangen auf einmal von allen Seiten zugleich die Hörner zum Angriff und das Kampfgewühl war allgemein. Wie im Seetreffen die Schiffe aufeinander losfahren und mit ihren Schnäbeln sich gegenseitig in den Grund zu bohren

ſuchen: ſo drangen im Felde die Schaaren der Krieger auf einander, bereit ſich gegenſeitig zu vernichten. Der linke Flügel der Römer war durch eine Schwenkung bis an die Fuhrwerke der Gothen vorgedrungen und hätte ſie genommen, wenn man ihn unterſtützt hätte; aber die übrigen Reiter ließen ihn im Stich und darum ſtürzten die Feinde mit ungeheurer Gewalt über ihn her und zerſprengten ihn. Eine Zeitlang ſtand noch das Fußvolk, deſſen Schaaren ſo dicht zuſammengedrängt waren, daß einer kaum das Schwert ziehen oder wieder einſtecken konnte. Die Staubwolken wirbelten hoch und dicht empor, ſo daß man den Himmel nicht zu ſehen vermochte, und Alles hallte wieder vom ſchrecklichen Geſchrei. Die Geſchoße der Gothen aber fielen in die dichtgedrängte Menge der Römer, und auch ohne zu zielen, trafen ſie. Laut erklangen die Helme und die Panzer von den Schlägen der Streitäxte; aber lange konnte der ungleiche Kampf an dieſer Stelle nicht dauern, denn es reichte weder die geiſtige, noch die Körperkraft der Römer lange hin dieſen Andrang auszuhalten, und doch wußten ſie, daß kein Entrinnen möglich war. Der Boden unter ihnen wurde ſchlüpfrig von dem niederrinnenden Blute, und die Füße glitten aus; wer aber fiel, wurde ohne Erbarmen zertreten. Immer heißer und heißer wurden die Strahlen der Auguſtſonne, da brach zuletzt der ganze linke Flügel des römiſchen Heeres zuſammen. Nun wurde die Verwirrung bald allgemein, Jeder ſuchte ſich zu retten, wo und wie er konnte.

Der Kaiſer wandte ſich ſtehend zu den Mattiariern, welche allein noch unerſchütterlich ſtanden und den Andrang der Feinde abwehrten. Einer der Führer ſah es und rief dem Kaiſer zu, er habe gar keine Hoffnung auf Rettung, wenn nicht ſeine Waffenträger ihn verließen, und er ſich nur der Hilfe dieſer fremden Krieger anvertrauen wollte. Das mochte

aber der Kaiser nicht. Unterdessen fochten unermüdlich die Barbaren, denen die Wuth aus den Augen leuchtete, während die Römer erschlafften vor Furcht und Schrecken. Einige stürzten unter den Streichen der Verfolger, Andere bloß durch die Wucht der Nachdringenden und konnten sich dann nicht wieder aufrichten, wieder Andere wurden durch ihre eigenen Freunde niedergestoßen. Der Weg war wie besäet mit Leichen von Menschen und Pferden, und mit halbtodten Verwundeten. Ueber allem diesem Würgen brach der Abend und die Nacht herein, aber kein Schimmer des Mondes durchdrang die Finsternis derselben. In der ersten Dunkelheit des Abends soll der Kaiser von einem Pfeilschusse getroffen worden sein, wie man nachher erzählte; denn Niemand hatte es gesehen. Er war aber nur verwundet und begab sich mit einigen Begleitern in eine nahe Hütte, wo er verbunden werden sollte. Bald aber kamen die Feinde nach und hielten die Hütte rings umlagert. Während sie versuchten die Thür zu erbrechen, schoßen die Begleiter des Kaisers von oben nieder und tödteten einige der Gothen. Diese aber wollten an einer solchen kleinen Hütte die Zeit nicht verlieren, welche sie beim Plündern nützlicher anwenden zu können meinten, schleppten deshalb Reisig und anderes dürres Holz zusammen vor die Thür und zündeten den Haufen an. So verbrannte die Hütte mit Allen, die darin waren. Nur einem von den Dienern gelang es durch das Fenster zu entkommen. Die Gothen jedoch faßten ihn sogleich und waren auf seine Erzählung sehr ärgerlich, daß sie sich eine solche Beute hatten entgehen laßen. Jener Diener aber entkam später aus seiner Gefangenschaft und erzählte es den Römern. Da erinnerten sich diese aus ihrer Geschichte, daß auf ähnliche Weise einst der eine der Scipionen in Spanien sich in einen Thurm geflüchtet haben und dort verbrannt sein soll. Kaum

der dritte Theil des Heeres entkam aus diesem Treffen bei Adrianopel und die Jahrbücher der römischen Geschichte haben außer dieser keine andere so mörderische Schlacht verzeichnet, als nur die bei Cannä. Aber nach der Niederlage von Cannä hatte sich erst die wahre Größe Roms, nämlich der Muth im Unglücke gezeigt, und der größte Sieg Hannibals war der Anfang seines Falles; die Folgen des Sieges der Gothen aber waren verderblicher für die Römer.

Sofort drangen nun die Gothen vor die Mauern der Stadt Adrianopel. Dort faßten sie einen schlauen Plan. Am Tage vor der Schlacht waren einige Römer zu ihnen übergegangen; diesen befahlen sie sich zu stellen, als kämen sie auf der Flucht an die Thore und bäten um Schutz vor den nachsetzenden Gothen. Wenn dann die Römer die Thore öffneten, so wollten die Gothen zugleich mit ihnen hereindringen, oder wenn dieß nicht gienge, so sollten sie nachher den Gothen die Thore öffnen. Sie wurden in die Stadt gelaßen, aber sogleich einzeln über die Pläne der Gothen befragt. Als ihre Antworten alle verschieden waren, schöpften die Römer Verdacht, spannten sie auf die Folter und da bekannten Alle was sie gewollt hatten. Sie wurden getödtet, aber die Gothen stürmten auch so heran. Sie hatten ihre frühere Furcht vor den Wurfgeschützen der Römer vergeßen und berannten die Stadt von allen Seiten. In dichten Haufen umdrängten sie die Mauern, aber um so eifriger schoßen die Römer; denn die Menge der Gothen war so dicht, daß oft ein Pfeil, der aufs Gerathewohl abgeschoßen war, seinen Mann unter ihnen nicht verfehlte. Bald bemerkten die Römer, daß die Barbaren dieselben Geschoße wieder zurückwarfen, welche erst auf sie geschleudert waren. Deßhalb wurde Befehl gegeben, in die Stricke und Sehnen, welche das Holz und das Eisen der Pfeile mit einan-

der verbinden, Einschnitte zu machen, so [illegible] sie zwar noch auf die Gothen geschoßen werden und diese tödten konnten, aber dann zerbrachen und eben so auch zerbrechen mußten, wenn sie ohne zu treffen niederfielen. Die Gothen aber selbst vermochten nicht solche Pfeile zu verfertigen. Die Römer hatten auch eine Art Wurfgeschütze, welche sie Skorpionen oder mit einem anderen Namen Onagri, das ist wilde Esel nannten. Mit einem dieser Geschütze warfen sie einstmals einen ungeheuren Stein nach der Richtung, wo die gothischen Haufen am dichtesten standen. Zwar fiel der Stein zu Boden ohne einen Gothen zu verletzen; aber sie wurden von der Wucht desselben so erschreckt, daß sie davon eilen wollten, und nur mit großer Mühe vermochten ihre Anführer sie dort zu halten. Aber bald sachte die Lust nach Beute ihren Muth von neuem an, und wiederum stürmten sie gegen die Mauern und die Leichen ihrer gefallenen Freunde und Brüder schreckten sie nicht zurück. Aber Alles war umsonst und als sie spät am Abend traurig in ihre Zelte heimkehrten, machten sie sich unter einander Vorwürfe, daß sie nicht dem früheren Rathe Fridigerns getreu geblieben, sondern nun doch von ihm die Belagerung und Bestürmung der Stadt verlangt hatten.

Die Nacht hindurch hatten sie genug zu thun mit ihren Wunden und ihren Vorwürfen gegeneinander: am andern Morgen aber wurden verschiedene Vorschläge gemacht, was sie nun beginnen sollten. Am Ende hielten sie es für das Beste weiter zu ziehen, das Land auszuplündern und dadurch die Römer zu einem vortheilhaften Frieden zu zwingen. Sie lagerten sich in der Nähe von Perinth und durchstreiften von da aus das Land, nur die Mauern der Städte vermieden sie. Einmal rückte eine große Schaar Gothen auch gegen Constantinopel vor. In dieser Stadt war eine Anzahl Sarazenen, die erst

kurz vorher in die Dienſte der Römer getreten waren. Sobald dieſe die herannahenden Gothen erblickten, brachen ſie ohne Furcht aus der Stadt hervor und kämpften mit den Gothen. Schon ſchien es, als wollten ſie ſich von einander trennen, ohne daß ein Trupp über den andern den Sieg erhalten konnte; da ward der Kampf auf eine ſonderbare Weiſe entſchieden. Unter den Sarazenen war einer mit lang herabwallendem Haupthaar, nackt bis an den Gürtel, mit heiſerer Stimme. Dieſer zog ſeinen Dolch, ritt mitten hinein unter die Schaar der Gothen und ſtieß einem derſelben ſein Meſſer in die Kehle. Als dieſer fiel, ergriff er ihn und zog ihn auf ſein Pferd hinüber, ſetzte ſeine Lippen an die Wunde und ſog dem ſterbenden Gothen das warme Blut aus. Ueber dieſen Anblick entſetzten ſich die Gothen und eilten davon.

Im ganzen römiſchen Kaiſerthum aber war Furcht vor Allem, was gothiſch hieß, zumal da in vielen Städten die großen kräftigen Geſtalten der Gothen vor Aller Augen waren. Dieß verhielt ſich aber alſo. Valens hatte früher die Gothen über die Donau gelaſſen; aber nur unter der Bedingung, daß ſie ihre Waffen ablieferten und die männliche Jugend als Geiſeln ſtellten. Die Waffen hatten die Gothen damals freilich behalten, aber ein großer Theil ihrer Jugend war hinweggeführt worden. Ein gewiſſer Julius war vom Kaiſer Valens mit der Sorge für die Erziehung dieſer Jünglinge beauftragt und hatte ſie durch alle Städte vertheilt, damit nicht die große Zahl der jungen Leute ſie veranlaßte, irgend eine Unternehmung auszuſinnen. Allmälig waren nun dieſe zum Theil herangewachſen und hatten auch vernommen, was mit ihren Landsleuten geſchehen war. So viele nun ihrer in einer Stadt waren, die traten zuſammen und redeten miteinander von allen dieſen Ge-

schichten. Auch gaben sie ihren Freunden in den benachbarten Städten einen Wink und Alle kamen überein, sobald die Gelegenheit sich böte, wollten sie sich der Städte bemächtigen und Rache nehmen für ihre gefallenen Stammesgenossen. Julius aber vernahm von diesem Plane und war rathlos, was er thun sollte. Denn an den Kaiser Theodosius, welcher nach Valens Tode von Gratian zum Mitkaiser angenommen und nachher der Große genannt wurde, wollte er sich nicht wenden, weil ihm Valens dieß Amt anvertraut hatte und nicht Theodosius, und weil dieser auch noch so neu in der Herrschaft war. Deshalb wandte er sich an den Senat in Constantinopel um Rath, was er thun sollte, und erhielt von diesem die Antwort, er solle thun, was er dem Staate für zuträglich halte. Er berief nun alle Befehlshaber der Städte zu sich und legte ihnen seinen Plan vor, wie der Gefahr am besten zu begegnen wäre. Diese verbreiteten unter die gothischen Jünglinge das Gerücht, der Kaiser habe vor, ihnen viele Wohlthaten zu erweisen, er wollte ihnen nicht bloß Geld, sondern auch Aecker geben, um sie sich und dem römischen Volke geneigt zu machen. Deshalb beföhle der Kaiser, daß sie an einem bestimmten Tage alle zugleich in die Hauptstädte der Provinzen zusammen kommen sollten. Durch diese Hoffnung wurden die gothischen Jünglinge hocherfreut und ließen von ihrem Zorne gegen die Römer und ihrem Plane zum Verderben der Städte gern ab. Am festgesetzten Tage strömten sie in großer Menge an den bekannten Orten zusammen. Die Soldaten aber hatten Befehl und begaben sich in einer jeden Stadt auf die Dächer, welche auf den Marktplatz schauten. Sobald die gothischen Jünglinge diesen betreten hatten, wurden die Zugänge durch Soldaten abgesperrt und dann begann von den Dächern das Schießen und Werfen auf die wehrlosen gothischen Jünglinge. Vergebens versuchten

dieſe den Römern die Waffen zu entreißen, um ſich einen Weg zu bahnen, die Menge war zu groß und alle Gothen ſtarben.

Dieſe Nachricht reizte die Wuth ihrer Landsleute noch mehr und dennoch konnten dieſe ſehr wenig ausrichten, weil ſie die Städte weder zu erobern, noch zu behaupten vermochten. So war es endlich der Vortheil beider Parteien, daß wieder Friede wurde, und der Kaiſer Gratian brachte ihn zu Stande. Er verſprach den Gothen Lebensmittel und Geſchenke und Wohnungen im römiſchen Gebiet. Fortan wohnten die Weſtgothen nach ihren eigenen Sitten und Geſetzen im römiſchen Gebiete und hatten Frieden und Bündnis mit dem Kaiſer.

11. Die Weſtgothen werden Chriſten.

Als die Weſtgothen im römiſchen Reiche wohnten, drang auch die Botſchaft des Chriſtenthums zu ihnen; denn ſchon der Kaiſer Valens bemühte ſich darum und ſorgte dafür, daß ſie Lehrer erhielten, die der gothiſchen Sprache kundig waren. Von den Weſtgothen kam dann nachher das Chriſtenthum auch zu den Oſtgothen und Gepiden und überhaupt allen denjenigen Stämmen, welche gothiſch ſprachen. Einer der Biſchöfe eines Theiles der Weſtgothen, benannt die kleineren oder möſiſchen Gothen, war Ulfilas oder Wulfila, der ſeinem Volke die Bibel in die gothiſche Sprache überſetzte. Nur die vier Bücher von den Königen ließ er aus, damit durch die Kriegsgeſchichten ſein Volk nicht noch mehr zu kriegeriſchen Unternehmungen angereizt würde. Damit meine Leſer eine kleine Probe der gothiſchen Sprache haben und ſie als eine deutſche erkennen, ſetze ich das Vaterunſer hierher.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein.
Vater unſer du in Himmeln, geweiht werde Name dein.
Qimai thiudinassus theins. Vairthai vilja theins, svê in
Es komme Reich dein. Es werde Wille dein, wie im
himina, jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sin-
Himmel, auch auf der Erden. Brot unſeres das immer dau-
teinan gif uns himma daga. Jah aflêt uns, thatei
ernde (tägliche) gib uns an dieſem Tage. Und erlaß uns, daß
skulans sijaima, suasvê jah veis aflêtam thaim skulam
Schuldner wir ſeien, ſo wie auch wir erlaßen den Schuldnern
unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubniai, ak
unſeren. Und nicht bringeſt du uns in Verſuchung, ſondern
lausei uns af thamma ubilin. Untê theina ist thiudangardi,
löſe uns von dem Uebel. Denn dein iſt Reich
jah mahts, jah vulthus in aivins, amên.
und Macht und Herrlichkeit in Ewigkeiten.

Jahrhunderte lang war dieſe Bibel vergeßen; gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts vernahm die ſtaunende Welt, daß in der Abtei Werden die Handſchrift einer Bibelüberſetzung in einem unbekannten deutſchen Dialekte liege. Vielleicht war ſie in früheren Zeiten aus dem weſtgothiſchen Reiche bei Gelegenheit der Vermählung irgend einer weſtgothiſchen Königstochter mit einem fränkiſchen Könige dahin gekommen; denn die Abtei Werden liegt im ehemaligen ripuariſchen Franken. Dieſe Handſchrift kam nach Prag, und wurde 1648, als die Schweden Prag einnahmen, von dort mit nach Upſala geſchleppt. Dort iſt ſie ſeitdem geblieben und bekannt geworden unter dem Namen des ſilbernen Codex, weil die Buchſtaben in Silber eingezeichnet und das Ganze in maſſives Silber eingebunden iſt. Auch in der Lombardei, namentlich im Kloſter Bobbio, hat man in neuerer Zeit einzelne Stücke der gothiſchen Bibel ge-

funden und ſie bekannt gemacht. Dieſe Bibelüberſetzung, das einzige zuſammenhängende gothiſche Sprachdenkmal, welches auf uns gekommen, iſt zugleich das älteſte Ueberbleibſel der deutſchen Sprache und darum das wichtigſte Buch, welches es für die Erforſchung unſerer Sprache gibt.

Der Gothenkönig Fridigern ſchützte und hegte das Chriſtenthum; aber ſo dachten nicht alle gothiſchen Fürſten: namentlich war Athanarich, der Freund des römiſchen Kaiſers Theodoſius, den man den Großen nennt, ein Feind und Verfolger der neuen Lehre. Um die rechten Anhänger des Chriſtenthums aus ſeinem Volke herauszufinden, ließ er die Bildſäule des Hauptgottes der Gothen, des Wodan, auf einem Wagen vor den Wohnungen aller derer, die des Chriſtenthums verdächtig waren, herumführen. Weigerten ſich welche niederzufallen und zu opfern, ſo galt ihr Abfall von dem Glauben der Väter für erwieſen und das Haus wurde ihnen über dem Kopfe angezündet. Solche Götterwagen hatten die alten Deutſchen oft; denn wir haben ſchon oben von einem ſolchen vernommen, auf welchem die Göttin Herthus umhergefahren wurde, und eben ſo zog auch der nordiſche Gott Freyr und ſeine Prieſterin zu heiliger Zeit unter dem ſchwediſchen Volke auf einem vagn (Wagen) umher. Ja auch im Mittelalter hatte man noch ſolche heilige Wagen, die man Karräsehen nannte, und das caroccio der Mailänder in dem Kampfe der lombardiſchen Städte gegen die Gewalt der hohenſtaufiſchen Kaiſer war ein Ueberbleibſel jener alten Sitte.

12. Athanarich.

Von dem Könige Athanarich erzählten die Gothen Folgendes.

Während die Weſtgothen mit den Römern in Frieden und

Bündnis lebten, war Athanarich ihr König. Er war ein guter Freund des Kaisers Theodosius und darum lud ihn auch dieser ein, daß er zu ihm nach Constantinopel kommen und ihn besuchen möchte. Als man nun dem Athanarich alle Herrlichkeiten der Stadt zeigte, rief er aus: „Fürwahr, ich erblicke mit eigenen Augen, was ich früher nur ungläubig vernahm, die Pracht und die Herrlichkeit dieser Stadt.“ Er wendete die Augen bald auf den weiten Umfang der Stadt, bald auf den mit Schiffen gefüllten Hafen, bald auf die Stärke der Mauern. Alsdann betrachtete er das Gemisch der Menschen aus verschiedenen Völkern und Gegenden, wie sie alle in der großen Weltstadt zusammenströmten, und die geordneten Reihen der Soldaten. Ueberwältigt von Allem was sich seinen Blicken darbot, sprach er dann: „wahrlich, der Kaiser ist einem Gott der Erde zu vergleichen, und wer gegen ihn die Hand zu erheben wagt, ist schuld an seinem eigenen Blute.“

Er gedachte noch einige Zeit bei dem Kaiser zu verweilen; aber nicht lange hernach überraschte ihn der Tod und er starb in der Hauptstadt des oströmischen Reiches. Der Kaiser ehrte ihn, wie es seinem Freunde zukam, und ließ ihn in ein prächtiges Grabmal legen, ja bei dem Begräbnis schritt er selbst der Bahre voran. Als Athanarich gestorben war, blieben die Gothen im Reiche des Kaisers und waren nach wie vor eng mit ihnen verbunden, und ein großer Theil der Gothen diente im Heere des Kaisers.

13. Erste Züge des Westgothenkönigs Alarich.

Als der große Theodosius, der Friedliebende und Freund der Gothen, gestorben war, theilten seine beiden Söhne Arcadius und Honorius das römische Reich unter sich, zerrütteten es aber beide theils durch ihr zügelloses Leben, theils durch ihre

Schwäche. Arcadius residierte in Byzanz, das ist Constantinopel, der Hauptstadt des römischen Reiches, Honorius in Rom oder gewöhnlich in Ravenna: denn er besaß das weströmische Reich. Von da an (395) blieben die beiden Reiche für immer getrennt. Der schwache Arcadius entzog bald seinen Verbündeten, den Westgothen, aus Geiz die gewöhnlichen Geschenke. Dazu war auch Rufin, der bei dem schwachen oströmischen Kaiser allmächtig und der eigentliche Regent des Reiches war, ein übermüthiger und stolzer Mann. Die Gothen wurden mit Geringschätzung gegen solche Menschen erfüllt, und da sie fürchteten, daß durch einen allzulangen Frieden ihre Mannhaftigkeit erschlaffen möchte, wählten sie Alarich zum Anführer über sich. Alarich war aus dem Geschlechte der Balthen, welches nach dem der Amelungen bei den Gothen am meisten galt und um seiner Kühnheit willen diesen Namen erhalten hatte. Sobald Alarich zum Führer erwählt war, beschloß er die Kraft seiner Gothen durch einen neuen Kriegszug zu erproben und zu stählen. Das billigten Alle und darum zogen sie zuerst südwärts ins oströmische Reich hinein durch Macedonien und Thessalien (396).

Da wo das Oetagebirge nahe an den malischen Meerbusen herantritt und an einigen Stellen einen Engpas von nur etwa hundert Fuß Breite übrig läßt, in derselben Gegend, wo einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern dem unermeßlichen Perserheere sich entgegenstemmte, da hätte auch dem Andrang der gothischen Schaaren mit leichter Mühe ein Damm entgegengesetzt werden mögen; aber die dort aufgestellten Griechen zogen sich zurück, sobald Alarich heranrückte, und man sagt, daß auf die Botschaft des Gothenführers von seiner Annäherung der kaiserliche Befehlshaber sogleich verrätherischer Weise abgezogen sei. So ergoßen sich die Gothen über die

fruchtbaren Gefilde von Böotien, ſchlugen alle Männer nieder und führten die Frauen und Kinder als Beute mit ſich auf ihrem Zuge, den die Flammen und die Aſche der Dörfer bezeichnete; nur die Mauern Thebens waren den Gothen zu ſtark. Von da eilte Alarich nach Athen, in der Meinung, dieſe Stadt leicht einnehmen zu können, weil ſie wegen ihrer ungeheueren Ausdehnung ſchwer zu vertheidigen war. Doch bevor er einen Angriff unternahm, ließ Alarich die alte hochberühmte Stadt zur Uebergabe auffordern, und kaum hatten die Athener die Stimme des Herolds vernommen, als ſie gern bereit waren, einen großen Theil ihrer Habe als Löſegeld für die Stadt der Göttin Pallas hinzugeben. Alarich nahm dieß an, weil er auch hier ſeine Zeit nicht mit einer Belagernng verlieren wollte; die wenigen noch übrigen Heiden aber erzählten dieſe Sache alſo. Als Alarich rund um die Stadt ritt und ihre Befeſtigung beſichtigte, blickte ihn von der Mauer die Göttin Pallas Athene in vollem kriegeriſchem Schmucke drohend an, ſo daß er erſchrak und zur Nachgiebigkeit bewogen wurde. Ferner erzählen ſie, daß dem Alarich da der Held Achilles erſchienen ſei, ſo wie ihn Homer beſchreibt, als er an den Trojanern den Tod ſeines Freundes Patroclus rächen wollte. Dagegen ließe ſich aber die Frage aufwerfen, ob wohl der damals noch ſo jugendliche Held der Gothen jemals ſchon die Namen der Pallas und des Achilles gehört haben ſollte. Wie dem auch ſei, Alarich betrat mit wenigen Begleitern die Stadt Athen und wurde mit einem glänzenden Gaſtmahle empfangen, während ſeine Schaaren das Land verheerten; nur das attiſche Gebiet wurde verſchont.

Von da aus drang Alarich weiter vor und der Iſthmus, welcher zum Peloponnes führt, wurde ihm eben ſo überliefert, wie die Päſſe der Thermopylen. Auch im Peloponnes ergaben

ſich ihm alle Städte ohne Widerſtand. Die koſtbarſten Werke der Kunſt fielen in die Hände der Gothen, welche ſie unter ſich vertheilten, aber nicht nach dem Werthe der Kunſt, ſondern nach dem des Stoffes, aus welchem ſie gebildet waren. Denn die Gothen hatten wohl ſo ziemlich dieſelbe Anſicht über die Werke der Kunſt, welche ein halbes Jahrtauſend vor ihnen der römiſche Feldherr Mummius bei der Eroberung von Korinth in dem Gebote ausſprach, daß jeder Soldat, der ein Kunſtwerk zerbräche, daſſelbe wieder machen ſollte. Die Gothen drangen immer weiter. Auch die Spartaner hatten längſt die Antwort vergeßen, welche einſt ihre Vorfahren einem gefährlicheren Feinde als Alarich, dem Epirotenkönige Pyrrhus, auf ſeine Aufforderung zur Uebergabe gegeben hatten: „Wenn du ein Gott biſt, ſo wirſt du die nicht kränken, die dir nichts Böſes zugefügt haben; wenn du aber ein Mann biſt, ſo komm heran und du ſollſt Männer finden, welche dir gleich ſind.“ Dem Gothenanführer Alarich ergab ſich Sparta ohne Widerſtreben.

Rufin, der erſte Miniſter des Kaiſers Arcadius in Byzanz, vernahm wohl die Boten und das Hilfeflehen der Griechen; aber er konnte oder wollte auch nicht helfen. Da muſten wohl die Griechen ihre Blicke ſehnſuchtsvoll nach Weſten lenken. Dort war Stilicho, ſelbſt von gothiſchem oder vandaliſchem Urſprunge, der Vormund des weſtrömiſchen Schattenkaiſers Honorius. Er ſetzte ſein Heer auf Schiffe und fuhr über das ioniſche Meer nach Griechenland, nahe bei den Trümmern von Korinth landend. Bald drängte er die Gothen zurück und ſchloß ſie nahe bei den Quellen des Flußes Peneus ein. Das Waßer des Flußes ward in einen anderen Kanal abgeleitet, und während die Zahl der Gothen ſchmolz unter dem täglich mehr laſtenden Drucke des Durſtes und des Hungers, rückte die Umwallung des römiſchen Feldherrn näher und näher an ihr Lager heran.

Aber Stilicho freute ſich zu früh über ſeinen Sieg; er ergetzte ſich an den Spielen und Tänzen der Griechen, und ſeine Soldaten, die ihren Feind ſicher in die Wälle eingeſchloſſen zu haben glaubten, ergoßen ſich über das Land, um auch ihrerſeits zu rauben und zu plündern, was der begehrlichen Hand der Gothen etwa noch entgangen ſein möchte. Dieſen Augenblick benutzte Alarich; im Sturme durchbrach er die Verſchanzung, innerhalb deren er verſchmachten ſollte, und zog dann mit aller ſeiner Mannſchaft, ſeiner Beute und ſeinen Gefangenen durch das feindliche Land bis an den korinthiſchen Meerbuſen. Ehe noch Stilicho herankommen konnte, hatte Alarich den Meeresarm überſchritten, wo er am ſchmalſten iſt, und war ſo vollkommen in Sicherheit. Darauf leitete er Friedensunterhandlungen mit dem Kaiſer Arcadius in Conſtantinopel ein, und als dieſe gelangen, muſte Stilicho in dem Feinde Weſtroms den Freund und Verbündeten Oſtroms ehren. Stilicho gieng wieder zurück nach Italien.

Alarich benutzte dann dieſe Friſt ſich aufs neue auszurüſten. Er verlangte von den Städten des Reiches neue Schilde, Helme, Schwerter und Speere; und die unglücklichen Bewohner der oſtrömiſchen Provinzen muſten demſelben Manne, der ſie kurz vorher ſo ſehr bedrängt und ihre Freunde und Brüder erſchlagen hatte, aufs neue die Werkzeuge zu ihrer eigenen Unterdrückung liefern. Alsdann begab er ſich wieder nach Illyrien und ward hier nach dem gemeinſamen Willen aller Weſtgothen auf dem Schilde als König der Weſtgothen emporgehoben.

Dort ſtärkte er noch einige Jahre hindurch ſeine Macht, dann aber lockte ihn der Ruhm und die Schönheit Italiens und er beſchloß dieß reiche Land für ſich und für ſein Volk zu erwerben. Darum berief er die Seinen und fragte ſie, ob es

nicht beſſer wäre, durch eigene Anſtrengung, ein neues Reich zu erwerben, als im fremden Lande ſich zu verliegen. Da forderten Alle von neuem auszuziehen und Alarich betrat mit ihnen den Weg nach Italien (402). Schrecken und Angſt überkam die Bewohner Italiens und Viele brachten ihre Habe auf Schiffe und entflohen. Honorius, durch ſeine kaiſerliche Würde der erſte, zeigte ſich auch als den erſten in Furcht und Schrecken und entfloh aus ſeinem Palaſte in Mailand, lange bevor Alarich herankam. Nur Stilicho verlor den Muth und ſeine Zuverſicht nicht. Mitten im Winter überſtieg er den Schnee der Alpen und zog ſo viele Legionen aus den nordweſtlichen Ländern herbei, als er nur vermochte; auch auf die deutſchen Stämme am Oberrhein, die Alemannen, denen wie allen andern Deutſchen noch immer Ehrfurcht vor dem römiſchen Namen einwohnte, übte das ſtolze gebietende Weſen der Stütze des römiſchen Reiches mächtigen Einfluß und ſie folgten Stilichos Rufe, als er einen Theil von ihnen aushob, damit ſie Italien gegen ihre Stammverwandten ſchützen ſollten.

Unterdeſſen war Alarich weiter gedrungen und hatte ſich ſchon in mehren italiſchen Städten reiche Beute geſammelt. Honorius war auf ſeiner Flucht von Mailand nur bis Aſta (jetzt Aſti) gekommen, und als Alarich das vernahm, eilte er dahin und ſäumte nicht ihn in dieſer Stadt zu belagern. Die Noth wurde groß und man berieth ſchon über die Bedingungen der Uebergabe, da erhielten die Eingeſchloſſenen die Kunde, daß Stilicho zu ihrer Rettung herannahe. Raſch zog dieſer am Addafluße herunter und ſchlug ſich mit einer auserleſenen Schaar mitten durch das Lager der Gothen hindurch bis in die Stadt hinein. Die Macht der Römer war nun gewaltig und wohl geeignet, die Gothen in Furcht zu ſetzen. Da trat Alarich mit den Führern der gothiſchen Schaaren zum Kriegsrathe

zuſammen, und dieſe meinten Alle, es wäre beſſer, zunächſt die gegenwärtige Beute in Sicherheit zu bringen und ſpäter einen Verſuch zu wagen; aber Alarich ſprach: „Ich will mir in Italien ein Königreich erwerben, oder ein Grab.“

Stilicho faßte ſeinerſeits den Plan die Gothen zu überfallen, während ſie das Oſterfeſt feierten und an Kampf nicht dachten. So geſchah es; aber Alarich war ſchnell beſonnen und trotz der erſten Verwirrung ſtand bald ſein Heer dem römiſchen gerüſtet gegenüber. Der Führer der Alanen, welche auf Stilichos Seite kämpften, fiel und ſein Volk zerſtreute ſich in wilder Flucht, aber Stilicho führte das römiſche Fußvolk heran und bedrängte damit wieder die Gothen. Am Abend des blutigen Tages zogen ſich dieſe vom Schlachtfelde zurück und ließen ſelbſt einen Theil ihres Lagers in den Händen der Römer. Da ward den weſtlichen römiſchen Legionen aus Gallien und Britannien die Beute zu Theil, welche die Gothen von Korinth und Argos her mit ſich umhergeführt hatten. Noch einmal griff nicht lange darauf Stilicho den Gothenkönig an, der durchaus Verona erobern wollte, um ſich da ſchadlos zu halten: aber wiederum wurden die Gothen geſchlagen. Dennoch fürchtete Stilicho den Gothenkönig und trug im römiſchen Senate darauf an, daß man um des Friedens willen Alarich einen Jahrgehalt von viertauſend Pfund Goldes anbieten möge. Die Senatoren ſchwiegen und Keiner wagte zu widerſprechen, nur einer, Namens Lampadius, ereiferte ſich über dieſen Vorſchlag und rief: non est ista pax, sed pactio servitutis! (das iſt nicht ein Frieden, ſondern ein Vertrag zur Knechtſchaft!) Die Andern aber bewilligten den Vorſchlag und Lampadius flüchtete ſich aus Furcht vor Stilicho in die nächſte chriſtliche Kirche und hielt ſich da verborgen.

Dieſen Vorſchlag eines Jahrgehalts nahm Alarich an und

erſt ſein Rückzug ward als die Befreiung Italiens betrachtet. Stilicho ward als der Erretter Roms begrüßt und hielt neben ſeinem Schützling Honorius ſitzend ſeinen Einzug in Rom. Zur Feier des Sieges wurden dann Gladiatorenſpiele aufgeführt oder mit anderen Worten: es wurden Menſchenopfer dargebracht, aber nicht zur Ehre eines Gottes, wie bei den rohen Barbaren in den deutſchen Wäldern, ſondern zum grauſamen Vergnügen eines rohen Pöbelhaufens, der ſich chriſtlich nannte. Eine Erzählung aber berichtet, es ſei damals dem blutigen Spiele der Todesſtoß gegeben worden. Ein aſiatiſcher Mönch, Namens Telemach, ſtieg unbemerkt auf die Arena nieder und warf ſich zwiſchen zwei kämpfende Gladiatoren, um ſie auseinander zu bringen. Von Zorn erfüllt über die Störung der Freude warfen die Zuſchauer einen Hagel von Steinen auf den unglücklichen Mönch nieder, der augenblicklich ſtarb. Aber ſein Tod nützte der Menſchheit mehr als ſein Leben; denn nicht lange nachher beklagte man ſeinen Tod und der Gräuel dieſer blutdürſtigen Vergnügungen begann auch Andern zu mißfallen. Damit war die Bahn zur Aufhebung derſelben gebrochen.

14. Radagais (405).

Während Alarich von ſeinem erſten italiſchen Zuge zurückgekehrt nordweſtlich von Italien ruhig abwartete, bis eine zweite günſtigere Gelegenheit ſich darbieten möchte, drang ein unendlicher Völkerſchwarm, wahrſcheinlich von den Ufern des baltiſchen Meeres, ſüdwärts gegen die Alpen vor. Es waren Alanen, Vandalen, Burgunden, Sueven, vielleicht auch Sachſen und Franken, und eine große Anzahl Gothen. Ihr Anführer nannte ſich Radagais und die Römer erzählen uns von ihm, daß er ein grauſamer Mann und von den damaligen Feinden Roms der allerwildeſte und unbändigſte geweſen ſei. Er ſelbſt

war noch ein Heide, wie faſt alle Krieger ſeiner großen Schaar, und hatte gelobt, nach der Sitte der deutſchen Volksſtämme alles römiſche Blut dem Wodan zum Opfer darzubringen. Als er in Italien einfiel und der Schrecken ihm vorherging, traten die Heiden in Rom zuſammen und ſagten, Radagais wäre nicht bloß ſtark durch ſeine unzählige Schaar, die man auf zweihunderttauſend angab, ſondern namentlich auch durch den Schutz der Götter: die Stadt aber ſei darum von aller Hilfe verlaſſen und ihrem Untergange nahe, weil ſie die alten Götter und ihre Heiligthümer verlaſſen habe. Darum thue es Noth, alsbald den Dienſt der alten Götter wieder zu beginnen, damit ſie dem römiſchen Volke wieder gnädig geſinnt würden. Jammer und Klage erfüllte ganz Italien, und die Römer rühmten den Alarich, daß er doch wenigſtens ein Chriſt und nutzloſem Blutvergießen und Morden nicht geneigt wäre; aber außer dieſem durchzog nun noch ein zweiter Feind die römiſchen Länder, und zwar ein ſolcher, der nach der Beſchreibung Aller, die von ihm gehört hatten, der wildeſte und grauſamſte Feind alles deſſen war, was ſich römiſch nannte.

In dieſer Noth zog ſich der Kaiſer Honorius hinter die unzugänglichen Sümpfe und feſten Wälle von Ravenna zurück, wie es ſeine Gewohnheit war, und harrte da der Entſcheidung; Stilicho aber ſammelte alle Mannſchaft, die er nur aus allen nahegelegenen römiſchen Ländern herbeiziehen konnte. Unter dieſem Heere waren auch Gothen und Alanen und andere deutſche Völker im Dienſte der Römer. Aber Stilicho wußte wohl, daß es das einzige römiſche Heer war, welches er zuſammenbringen konnte, und daß, wenn es geſchlagen würde, keine Rettung mehr übrig war. Darum vermied er eine Schlacht und ließ das Gewimmel der deutſchen Völkerſchaften ruhig ziehen, bis die Mauern von Florenz ihnen einen Damm entgegenſetz-

ten. Fruchtlos erschöpften da die Deutschen ihre Kraft: denn auch sie kannten die Künste der Belagerung nicht und von den hohen Mauern herab konnten die Bewohner von Florenz ruhig dem Treiben zusehen. Da rückte auch Stilicho heran und zwang durch seine Feldherrnkünste und seine Listen den Radagais, sich auf die Gebirge von Fäsulä (Fiesole) zurückziehen, damit er nicht nahe bei Florenz dem doppelten Angriffe ausgesetzt würde. Aber nun begann die Kunst des Stilicho sich erst recht zu zeigen. Immer enger und enger umgab er die Deutschen mit einer Verschanzung und wo Radagais stürmend durchbrechen wollte, da war auch Stilichos Macht an der Verschanzung ihm entgegengestellt und alle Versuche zu einer offenen Feldschlacht waren vergebens. Da begann Hunger und Durst die Reihen der Deutschen zu lichten: denn das Gebirge von Fäsulä konnte ihnen wenig Nahrung liefern. Die Römer aber aßen und tranken und spielten und höhnten während dessen die Unglücklichen, die bei aller Begierde nach Kampf und Blutvergießen' innerhalb des Lagers jämmerlich hinstarben. Der König Radagais verließ endlich die Seinen, um allein zu Stilicho hinüberzugehen und Bedingungen des Friedens zu ermitteln: aber Stilicho setzte ihn gefangen und ließ ihn nach wenigen Tagen tödten. Die noch übrigen Deutschen ergaben sich den Siegern, um nur Nahrung zu erhalten, und wurden als Sklaven verkauft. So groß war ihre Menge, daß je einer für ein Goldstück verkauft wurde. Allein Hunger und Entbehrung und die ungewohnte Luft Italiens hatten ihre Gesundheit zerrüttet und sie starben haufenweise. Darum konnte man sagen, daß die Römer das, was sie am Preise dieser Sklaven erspart, doch zu bezahlen hatten, weil sie die Leichen begraben laßen mußten.

So war Rom auch dieß Mal gerettet. Allein der Völker-

ſchwarm des Radagais war nicht ganz in Italien eingebrochen, ſondern es waren viele an den Alpen ſtehen geblieben, und dieſe ergoßen ſich nun über das ungeſchützte Gallien und nahmen es ein. Es waren Alanen, Vandalen, Burgunden und Sueven. Eine große Zahl aus dieſen Völkerſtämmen, die von den Ufern des baltiſchen Meeres ſüdweſtwärts gezogen waren, fiengen dort allmälig an, ihrer wild umherſchweifenden Lebensweiſe zu entſagen und ſich dem Ackerbau zuzuwenden, andere von ihnen aber wie die Sueven und Vandalen trieb die deutſche Wanderluſt immer weiter ſüdweſtwärts.

15. Alarichs zweiter Zug in Italien (409).

Alarich ruhte nicht. Von ſeinem Lager aus an der Grenze Italiens beobachtete er aufmerkſam Alles was vorgieng, und mit großer Freude vernahm er die Thorheit des Kaiſers Honorius, der den Ränken und Tücken in ſeinem Palaſte ein williges Ohr lieh und die Stütze des Reiches, den klugen, umſichtigen und muthvollen Stilicho ſeinen Feinden überlieferte. Nun fielen ſofort die Römer über die Weiber und Kinder aller deutſchen Krieger her, die in Italien verweilten, und mordeten ſie und um das Maß der Beleidigung voll zu häufen, verweigerte der römiſche Senat dem Gothenkönige ſeinen Jahrgehalt von viertauſend Goldſtücken, welchen einſt Stilicho ihm bewilligt hatte. Dafür verlangte Alarich Genugthuung, er brach mit einem gewaltigen Gothenheere in Italien ein und hieß ſeinen Schwager Athaulf ihm mit einem andern Heere nachfolgen. Alarich plünderte alle Städte auf ſeinem Wege und ohne daß ſich ihm ein Feind entgegenſtellte, gelangte er bis an die Moräſte, welche Ravenna umgeben. Hier hatte Honorius in Erinnerung an ſeine Flucht aus Mailand, das ihm nicht feſt genug ſchien, ſich für immer einen Sitz auserſehen,

den die Macht der Natur faſt unangreifsbar gemacht hatte; denn über die Sümpfe, welche Ravenna umgeben, führt nur ein ſchmaler Zugang, der mit einer geringen Schaar zu vertheidigen iſt. Allein Alarich mochte nicht ſeine Kräfte hier nutzlos vergeuden, er hatte ſich die Eroberung und Plünderung der Weltſtadt ſelbſt als ſein Ziel geſteckt.

Unterwegs wollte ihn ein Einſiedler, von deſſen Glaubenseifer und Heiligkeit die Kunde auch zu den gothiſchen Völkerſchaften gedrungen war, und der darum auch bei ihnen in großem Anſehen ſtand, von ſeinem Zuge zurückhalten. Er ließ ſich vor den Gothenkönig führen und verkündete ihm den Zorn des Himmels über die Unterdrücker der Erde; aber Alarich erwiderte ihm: „es iſt in mir ein unwiderſtehlicher und übernatürlicher Drang, meine Gothen gegen die Hauptſtadt der Welt zu führen und ſie zu plündern.“ Da ſchwieg der Einſiedler und die Gothen zogen weiter.

Es waren 619 Jahre verfloſſen, ſeit zum letzten Male die ſtolze Stadt einen Feind vor ihren Mauern erblickt hatte. Damals aber waren Senat und Volk gleichmäßig entſchloſſen das Vaterland zu retten, und vor den Thoren Roms hatte der kluge Hannibal umkehren müßen. Auch dieſes Mal zürnten die Römer, daß ein Barbar es wagen durfte ſie im Kerne des römiſchen Lebens zu bedrohen; aber ihr Zorn war macht- und thatlos und kehrte ſich zunächſt nur gegen eine hilfloſe Frau. Einſam und verlaßen lebte in Rom Serena, die Witwe Stilichos. Das unſinnige Volk beſchuldigte ſie des Einverſtändniſſes mit Alarich, den ſie aus Rachſucht um den Tod ihres Gemahls herbeigerufen haben ſollte, und forderte vom Senate ihr Todesurtheil. Ohne einen Beweis ihrer Schuld zu haben ſprach der Senat das Urtheil aus und die unglückliche Frau ward erdroßelt. Die bethörte Menge vermeinte, daß in Folge

dieſer Mordthat Alarich abziehen würde, und war ſehr verwundert, als das nicht geſchah. Vielmehr ſchloß er die Stadt enger und enger ein und ſchnitt ihr alle Zufuhr ab, bis der Hunger in grauſiger Geſtalt die Bevölkerung der Stadt verminderte. Da muſte wohl Mancher, der im Genuße des Luxus und aller Bequemlichkeiten des Lebens erzogen war, auf ſchmerzliche Weiſe erfahren, wie wenig hinreicht die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens zu befriedigen, und wie ſelbſt dieß Wenige nur mit Mühe zu erlangen war und mit Gold und Silber aufgewogen werden muſte. Tauſende der Bewohner Roms ſtarben in den Häuſern, tauſende auf den Straßen, und es wurden zur Erhaltung des eigenen Lebens Greuelthaten ohne Maß verübt, wie ſie nur in ſolchem Elende möglich ſind. In dieſer Noth riethen wieder Einige, man ſolle zurückkehren zu den alten Göttern; denn Alarichs Angriff wäre nur eine Strafe der Götter für den Abfall von ihnen. Ja einige Männer aus Etrurien verſprachen durch Opfer die Götter dazu zu bewegen, daß ſie mit Blitz und Donner die Feinde zerſchmetterten. Aber obwohl im Senate noch viele heidniſch geſinnt waren, wagten ſie es doch nicht die Opfer zu geſtatten.

Der Kaiſer Honorius ſaß indeſſen in Ravenna und ließ von dort aus verſichern, daß er bald zur Hilfe kommen würde; aber die Hoffnung der Belagerten ſchwand immer mehr und der Zuſtand in der Stadt ward immer ſchrecklicher. Die zahlreichen Begräbnisplätze um die Stadt waren in den Händen Alarichs, und die Menſchen, die haufenweiſe hinſtarben, konnten nicht begraben werden, ſondern lagen zum Theil faulend in den Straßen der Stadt und erfüllten die Luft mit tödtlichen Dünſten. Als alle Hoffnung geſchwunden war, da muſten wohl die Römer die letzte Zuflucht ſuchen, die ſich ihnen bot, die Milde des Belagerers. Der Senat ſchickte zwei Geſandte ab,

welche bei dem gothischen Anführer günstige Bedingungen der Uebergabe auswirken sollten. Die Abgeordneten sagten dem Gothenkönige, daß die Römer entschlossen wären ihre Würde zu behaupten, und wenn Alarich ihnen ehrenvolle Bedingungen verweigerte, so möchte er nur seine Hörner ertönen lassen und er würde sehen, mit welchem unzähligen und durch die Verzweiflung gestählten Volke er zu thun haben würde. Alarich blickte sie an und sprach: „je dichter das Heu, deste leichter ist es zu mähen" und brach dann in ein gellendes Hohngelächter aus. Die beiden Römer standen stumm und blickten zur Erde. Endlich fragten sie ihn, was er denn begehre, wenn er abziehen wollte, ohne die Stadt zu plündern, und Alarich erwiederte: „alles Gold, alles Silber, mag es das Eigenthum des Staates oder des Einzelnen sein, alle reiche und kostbare Geräthschaften, und alle Sklaven, welche ihren deutschen Ursprung nachweisen können." Die römischen Gesandten fragten demüthig: „wenn das, o König, deine Forderungen sind, was willst du uns denn noch übrig lassen?" Alarich erwiederte kurz und ruhig: „euer Leben," und die Gesandten zogen sich zitternd zurück. Dennoch bewilligte er dann einen Waffenstillstand und die Römer schickten eine zweite Gesandtschaft, die nicht mehr, wie die erste, mit einem Muthe prahlte, der in Rom längst verloren gegangen war.

Als die Römer nun ihre hoffnungslose Lage bekannten, ward Alarich milder gesinnt. Er verlangte jetzt nur fünf tausend Pfund Goldes, dreißig tausend Pfund Silbers, vier tausend seidene Gewänder, drei tausend von feinem Scharlachtuche und dreitausend Pfund Pfeffer; denn dieß Gewürz war bei den Gothen sehr beliebt und damals selten und theuer. Aber es war schwer, dieß Lösegeld aus den öffentlichen Cassen herbeizuschaffen, weil die Kriegsnoth diese fast ganz geleert hatte,

und die Einzelnen hielten mit dem Ihrigen zurück, bis man erst die öffentlichen Mittel verwendet hätte. Mit den Ueberbleibseln der Beute, welche die Krieger Roms in glücklichern Tagen den Göttern geweiht hatten, mußten nun die entarteten, weibischen Nachkommen der Helden sich Frieden und Schonung erkaufen. Der Geschichtschreiber jener Zeit, der uns dieß erzählt, war noch ein Heide. Er beklagt es bitterlich, daß die Römer auch das Bild der Tapferkeit mit in den Schmelztiegel geworfen hätten und meint, damit wäre nun zugleich auch alle Mannhaftigkeit der Römer untergegangen; aber es war ja nichts mehr davon da, was untergehen konnte. Sobald Alarich das Lösegeld empfangen hatte, hob er die Belagerung auf und zog mit seiner reichen Beute nach Etrurien in die Winterquartiere. Dort ward sein Lager der Zufluchtsort für mehr als vierzigtausend Sklaven deutschen Ursprungs, welche in allen Theilen Italiens ihre Ketten zerbrachen, um mit dem Gothenheere vereint sich für die Schmach zu rächen, welche sie in der Gewalt ihrer Feinde hatten erdulden müßen.

Um diese Zeit kam Athaulf, der Schwager Alarichs, mit seinem Heere über die Alpen, um sich zu seinem Könige zu begeben. Ein römisches Heer zog ihm entgegen, und da es einige Vortheile über ihn erlangte, ward Honorius hinter den Sümpfen von Ravenna wieder übermüthig. Aber sein Minister Jovius urtheilte nicht wie er, sondern schlug dem Kaiser vor, er wolle mit Alarich zusammenkommen, damit sie sich gütlich über einen Frieden besprächen. Das war Honorius zufrieden, und auch Alarich war bereitwillig und kam nach Ariminum (Rimini), dort mit Jovius sich zu besprechen. Er forderte eine jährliche Summe Geldes, Getreide, die Länder nördlich um das adriatische Meer als Wohnsitze für die Westgothen und für sich selbst die Oberanführung aller römischen Heere.

Das ſchien Jovius nicht zu viel verlangt, und er ſchrieb an den Kaiſer und rieth ihm dieß zu bewilligen. Aber Honorius ward zornig über ſeinen Miniſter und ſchrieb ihm wieder, daß er dem Barbarenkönige ſo viel Geld geben könne, als er wolle; aber die kriegeriſche Ehre Roms ſolle niemals angetaſtet werden durch die Verleihung des Oberbefehls an einen Barbaren.

Dieſer Brief gelangte zu Jovius, als gerade wieder Alarich bei ihm war und ſich mit ihm beſprach. Jovius erbrach das Schreiben, und weil er dachte, der Kaiſer würde nach ſeinem Rathe handeln, las er es laut in Alarichs Gegenwart. Der Gothe hörte erſt ruhig zu: als Jovius ihm aber vorlas, wie der Kaiſer über ihn dachte, ward er zornig. Er eilte weg und befahl ſogleich den Gothen, ſich zu rüſten zum abermaligen Marſch gegen Rom. Jovius reiſte nach Ravenna; aber er ſah das nahende Unglück vorher, und weil er ſich von aller Schuld befreien wollte, forderte er vom Kaiſer Honorius, daß er nun auch ſchwören ſollte, bei ſeinem Entſchluße zu bleiben und daß auch alle Feldherren und Beamte denſelben Eid bei dem Haupte des Kaiſers ſchwören ſollten. Ein Eid beim Haupte des Kaiſers aber galt den Römern für heiliger, als der bei der Gottheit.

Alarich zog zum zweiten Male vor Rom. Aber dennoch war er erſt mild und forderte die Biſchöfe aus allen Städten Italiens auf, daß ſie als Friedensboten zum Kaiſer gehen und ihn bewegen möchten, die Weltſtadt vor dem Feuer und dem Schwerte der Gothen zu bewahren. Aber Honorius war in Ravenna und dort war keine Gefahr. Da ließ Alarich hinzufügen, daß er abſtünde von ſeiner Forderung eines Jahrgehalts, daß er aber den Oberbefehl aller Heere des Kaiſers um ſo feſter verlange; aber Honorius und ſeine Miniſter antworteten: „wir haben geſchworen und unſer Eid iſt heilig und unverletzlich.

wir dürfen ihn nicht brechen.“ Als dem Gothenkönige diese Antwort wurde, besetzte er Ostia, die Hafenstadt an der Tiber, wo die Vorräthe zur Versorgung der ungeheuren Weltstadt aufgeschüttet lagen, und forderte nun von den Römern und dem Senate, daß sie seinen Willen thun sollten gegen Honorius. Das Volk jammerte und schrie über Hunger wie bei der ersten Belagerung; der Senat aber wollte es nicht wieder so weit kommen laßen; er setzte Honorius ab und wählte auf Befehl des Gothenkönigs seinen Schützling Attalus zum Herrn der Welt und dieser that sofort, was Alarich von Honorius vergebens verlangt hatte; er ernannte den Gothenkönig zum Anführer aller Heere des römischen Kaiserreichs.

Alsdann wurden die Thore der Stadt geöffnet und Attalus hielt seinen Einzug unter dem Schutze gothischer Waffen. Attalus aber war stolz und hochmüthig und unfähig dazu, und verscherzte dadurch die Gunst Alarichs. Dieser rieth ihm, sofort sich auch Afrikas zu bemächtigen; allein Attalus war säumig und es geschah Nichts. Zwar giengen die früher so hochfahrenden Minister und Feldherren des Kaisers Honorius zu Attalus über, und Honorius erbot sich selbst mit Attalus seine Länder zu theilen; aber Attalus verlangte in seinem Stolze, daß Honorius den Rest seines Lebens fern vom Verkehr mit Menschen auf einer einsamen Insel zubringen sollte. Allein das war selbst dem Kaiser Honorius zu viel und er wartete ruhig ab, was andere Menschen und der Zufall für ihn thun würden und fütterte seine Hühner. Das Beste aber für Honorius that sein Statthalter in Afrika; denn er sperrte alle Häfen in Afrika, so daß weder Korn noch Oel nach Rom gelangen konnte und eine entsetzliche Hungersnoth in Rom ausbrach. Es kam so weit, daß bei den Gladiatorenspielen in Rom einige Bürger vor Hunger schrieen: „laßt doch das Menschenfleisch verkaufen!“

Da entstand eine allgemeine Erbitterung gegen Attalus und selbst sein Gönner Alarich verachtete ihn. Er gedachte, daß es doch wohl gerathen wäre, einen solchen Kaiser wieder abzusetzen und berief deshalb viele Römer mit seinen Gothen auf eine weite Ebene bei Ariminum (Rimini). Dort ward Attalus als unfähig und unwürdig der kaiserlichen Abzeichen beraubt und Alarich schickte diese an den Honorius als Zeichen seiner Freundschaft. Das brach die Bahn zum Frieden und es schien, als ob die Gothen fortan mit den Römern nur ein Reich ausmachen würden.

Aber es war nur ein Schein, denn wiederum erwachte der alte Hochmuth des römischen Hofes und zum dritten Male muste Rom ihn büßen. Honorius gab einem Erbfeinde Alarichs eine Stelle in seinem Heere und dieser griff einen Haufen Gothen an, die nichts Böses dachten und vernichtete die ganze Schaar. Da forderten die Gothen Rache und Alarich gab ihrem Verlangen nach und zog zum dritten Male vor Rom. Der Senat und die Bürger wusten, was ihrer wartete, und entschloßen sich zu muthiger Gegenwehr; aber sie dachten nicht daran, daß außer ihnen auch noch Sklaven in großer Menge in der Stadt waren und daß diese durch die Eroberung der Stadt nur zu gewinnen hatten. In der Nacht öffneten einige Sklaven ein Thor und der schreckliche Klang der gothischen Hörner scheuchte die unglücklichen Römer aus dem Schlafe auf.

Dennoch suchte Alarich auch da noch seine Truppen zurückzuhalten, soweit es möglich war. Zwar gestattete er ihnen und ermunterte sie auch, sich mit der Beute des schwelgerischen und weichlichen Volkes zu bereichern; aber er ermahnte sie zugleich, das Leben Unschuldiger zu schonen und die Kirchen zu achten. Dann ergoßen sich die Gothen durch die Straßen und drangen in die Häuser um Beute zu suchen, und Raub und

Plünderung begann an allen Ecken und Enden. Wie reich aber Rom damals war, kann man daraus ersehen, daß es viele Paläſte gab, in denen ſich eine Rennbahn zu einem Pferderennen befand, ferner ein großer Platz, Tempel, Springbrunnen und Bäder. Darum ſagte ein Römer damaliger Zeit: die ganze Stadt iſt ein Palaſt, tauſend Städte enthält die eine Stadt. Die öffentlichen Bäder waren von ungeheurer Größe; in dem des Antoninus z. B. waren ſechszehnhundert Sitze von poliertem Marmor und in dem des Diocletian noch einmal ſo viele. Viele römiſche Familien ſollen ein Einkommen von je vier Millionen Goldſtücken jährlich gehabt haben. Ein Prätor Namens Probus wandte bei ſeinem Amtsantritt zu Spielen und Feſten eine Million und zweimalhunderttauſend Goldſtücke auf, ein anderer zwei Millionen, und ein dritter gar vier. Danach können wir abmeßen, was die Gothen zu plündern vorfanden. Aber es kamen auch Beweiſe von Mäßigung vor. So trat ein Gothe in die Wohnung einer alten Frau, die ihr Leben dem Dienſte Gottes geweiht hatte, und forderte von ihr alles Gold und Silber, das in ihrem Beſitze wäre. Er war erſtaunt über die Willfährigkeit, mit welcher ſie ihn zu einem Schranke führte, der angefüllt war mit den koſtbarſten Gegenſtänden, von künſtleriſcher Hand gearbeitet. Der Gothe betrachtete erſtaunt den wunderbaren Reichthum, als die alte Frau zu ihm ſprach: „Dieſe heiligen Gefäße gehören dem Apoſtel Petrus. Willſt du ſie anrühren, ſo magſt du die kirchenſchänderiſche That auf dein Gewißen nehmen. Was mich anbetrifft, ſo wage ich nicht das noch zu bewahren, was ich doch nicht vertheidigen kann.“ Als der Gothe die Koſtbarkeiten ſeinem Anführer brachte, ſchickte dieſer ſofort einen Boten zu Alarich, ihn von dieſem Schatze in Kenntnis zu ſetzen und empfieng auch ſogleich den Befehl zurück, ihn ungefährdet

und unverzüglich in die Kirche des Apostels zu bringen. Eine zahlreiche Abtheilung der Gothen ward herbeigerufen, nahm den Schatz in ihre Mitte und schritt dann in geschloßener Reihe durch die Hauptstraßen, und beschützte mit gezogener Waffe den heiligen Schatz. Ein Haufe von Christen sammelte sich rund um sie und ohne Unterschied des Ranges, des Geschlechts und des Alters sangen sie im Geleite gothischer Waffen ihre kirchlichen Lieder zum Preise des Apostels, bis sie in die Kirche desselben und in seinen Schutz gelangten.

Doch das war nur eine augenblickliche Unterbrechung des allgemeinen Elends; denn vorher und nachher wüthete Plünderung und Gemetzel an allen Orten der Stadt. Der Durst nach Gold und Silber war die hauptsächlichste Leidenschaft der Gothen und wenn sie nur dieser fröhnen konnten, schien alles Andere gleichgültig. Auch nur um deswillen führten die Gothen Gefangene mit sich fort, welche ihnen auf die Dauer sehr beschwerlich werden musten; sie forderten für dieselben ein Lösegeld, welches oft die Anhänglichkeit der Freunde der Unglücklichen, oft auch das Mitleiden Fremder bezahlte. Gläubige Christen damaliger Zeit deuteten die Offenbarung Johannis auf diese Eroberung Roms durch die Gothen. Vom Kaiser Honorius aber erzählen uns griechische Schriftsteller, die nicht lange nachher geschrieben haben, folgende Geschichte. Es kam ein Bote eilig nach Ravenna, und als er mit seiner traurigen Nachricht sogleich vor den Kaiser gelaßen wurde, sprach er zu diesem: „ach Herr, die Gothen haben Rom genommen!“ Da schlug Honorius seufzend die Hände zusammen und sprach: „aber wie ist das nur möglich, Roma war ja noch vor kurzem hier?“ Er beschäftigte sich aber viel mit Hühnern und hatte einer Lieblingshenne den Namen Roma gegeben und diese meinte er. Der Bote aber erwiderte traurig: „Herr, ich

rede nicht von einem Vogel, sondern von der Weltstadt Rom.“

Am sechsten Tage verließ Alarich mit seinen Gothen die noch rauchende Stadt und zog sich südwärts auf der appischen Straße. Alle Städte, die sich auf diesem Wege dem siegreichen Heere darboten, erfuhren das Schicksal Roms, sie wurden geplündert und zum Theil auch zerstört. Die Früchte eines langen Friedens schienen nur für die Hand der Gothen gereift zu sein, und der rohe Eingriff dieser Krieger, die die Annehmlichkeiten eines gebildeten Lebens nicht zu schätzen wußten, zerstörte mit dem, was ihnen dienen konnte, auch oft ganz nutzlos die höheren Werke der Kunst und der Cultur überhaupt. Die gothischen Führer wohnten in den Villen und Gärten der römischen Großen längs der schönen Küste von Campanien, und ihre zitternden Gefangenen, die feingebildeten Söhne und Töchter römischer Senatoren, boten in kunstvollen Schalen und Bechern die herrlichsten Weine Italiens ihren Ueberwindern dar, welche ihre kräftigen Glieder auf den schönen Polstern streckten und im Schatten der Platanen, welche sie vor den Strahlen der italischen Sonne schützten, sich erinnerten an ihre heimatlichen Wälder und die Entbehrungen ihrer Wanderzüge.

Aber Alarichs weiterstrebender Sinn fand dort noch keine Ruhe; denn ihn lockte schon wieder ein anderes Land; das schöne Sicilien, welches über die Meerenge von Messina herüber ihn einzuladen schien, gedachte er sich zur nächsten Beute zu erwerben. Die Felsen der Scylla und der Strudel der Charybdis schreckten ihn nicht, seine Gothen mußten Schiffe bauen, um ihre Kraft an dem ihnen noch unbekannten Elemente zu versuchen. Aber hier war ihnen ein Ziel gesteckt. Als die erste Abtheilung der Gothen eingeschifft war, erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und zerstreute und versenkte

die Fahrzeuge. Aber Alarich gab sobald nicht den einmal gefaßten Plan auf und ermuthigte seine Gothen zu neuen Versuchen; allein da traf die Gothen ein Schlag, den sie nicht erwartet hatten. Ihr König starb in der Blüthe seiner Jahre, 410 nach Christi Geburt.

Bei seinem Begräbnis zeigte sich der kräftige und trotzige Charakter seines Volkes. Sie lenkten unfern der Stadt Cosenza die Wellen des Flußes Busento in ein anderes Bett, das ihre Gefangenen hatten graben müßen, und begruben dann in dunkler Nacht die Leiche ihres geliebten Führers im alten Bette des Busento. In voller Rüstung wurde er hineingelegt mit seinem Rosse und vielen Schätzen, während die Gothen seine Thaten in Liedern priesen. Nachdem dann das Grab geschloßen war, wurden die Gewäßer des Busento wieder in ihr altes Bett gelenkt, und damit Niemand die Stelle erführe, muſten die unglücklichen Gefangenen, die das Grab dort gegraben hatten, am Fluße sterben.

16. Athaulf. Wallia.

Nach Alarichs Tode hoben die Gothen seinen Schwager Athaulf auf dem Schilde als König empor. Er zeichnete sich vor allen Gothen durch die Schönheit seines Körpers wie durch die Gaben seines Geistes aus. Er gab sogleich den Plan Alarichs auf, noch weiter nach Süden zu dringen, kehrte wieder um nach Rom und nahm die Beute mit, welche Alarich dort noch übriggelaßen hatte. Auch Placidia, die Schwester des Kaisers Honorius, die Tochter des großen Theodosius, nahm er gefangen und führte sie mit sich fort. Dann schlug er dem Kaiser Honorius vor, daß er weiter westwärts ziehen wolle nach Gallien und Frieden mit ihm halten würde, wenn der Kaiser seinen Gothen dieses Land übergäbe. Das wollte Honorius wohl

zugeſtehen, aber erſt forderte er ſeine Schweſter Placidia zurück. Allein dieß war nicht nach Athaulfs Sinn; denn er hatte Placidia liebgewonnen und ſie ihn und er meinte, der Bund des Friedens würde noch um ſo feſter ſein, wenn die Kaiſerstochter Königin der Gothen würde. Das ſchien dem Kaiſer Honorius unerträglich, daß ſeine Schweſter den Barbarenkönig heirathen ſollte; aber um des Friedens willen muſte er einwilligen. Zu Narbo, das jetzt Narbonne heißt, ward dann die Hochzeit gehalten. Placidia ſaß auf einem höheren Sitze als Athaulf, nach römiſcher Sitte geſchmückt, auch Athaulf hatte ſeine gothiſche Kleidung abgelegt und ſich nach römiſcher Sitte mit Wollkleidung angethan. Unter anderen Hochzeitsgeſchenken brachten die Gothen ihrem Könige fünfzig ſchöne in Seidenzeuge gekleidete Knaben, deren jeder ihm zwei Schüßeln darbot, die eine mit Gold und die andere mit edeln Steinen gefüllt. Das Alles war aus der römiſchen Beute genommen. Dann wurden Hochzeitslieder geſungen und Attalus, der eine Zeitlang auf Alarichs Befehl römiſcher Kaiſer geweſen und dann um ſeiner Unfähigkeit willen von dem Gothenkönig ſelbſt wieder abgeſetzt war, ſtimmte die Lieder an. Römer und Gothen ſchienen von gleicher Freude erfüllt einen ewigen Bund geſchloßen zu haben. Man deutete auf dieſe Vermählung die Worte des Propheten Daniel, welche lauten: „Die Tochter des Königs gegen Mittag wird kommen zu dem Könige gegen Mitternacht, Einigkeit zu machen.“ Einige aber vergaßen nicht die folgenden Worte hinzuzuſetzen: „Aber ſie wird nicht bleiben bei der Macht des Armes, dazu ihr Same auch nicht ſtehen bleiben.“

Athaulf ereilte bald das Unglück. Zuerſt muſte er ſeinen und Placidias einzigen Sohn begraben und alsdann nahte auch ihm der Tod. An ſeinem Hofe war ein verwachſener Sklav, über deſſen Geſtalt der König oft zu ſpotten pflegte. Der

Sklave ſann auf Rache, und eines Tages, als der König arglos ſeine Pferde im Stalle betrachtete, nahte ſich ihm der Mörder und erſtach ihn, zu Barcelona im Jahre 415.

Da brach auch über Placidia ſchweres Leid herein. Eine Partei der Gothen bemächtigte ſich der Herrſchaft und machte ihren Anführer zum Könige. Dieſer achtete das Unglück der Königin nicht; er ermordete erſt ihre Stiefkinder, die ein alter ehrwürdiger Biſchof mit ſeinen ſchwachen Armen vergebens ſchützend zu bedecken ſuchte, und dann ließ er die Königin ſelbſt unter einem Haufen von Gefangenen viele Stunden weit vor ſeinem Pferde hergehen. Das duldeten die Gothen aber nicht lange. Die Herrſchaft des Mörders dauerte nur ſechs Tage, alsdann wählten die Gothen Wallia zum Könige, der nachher das Reich der Weſtgothen in Gallien und Spanien erſt recht feſt begründete. Er ſendete Placidia mit den Ehren die ihr gebührten, ihrem Bruder Honorius wieder zu und verſprach dann dem Kaiſer treue Dienſte mit ſeinem Gothenheere. Er durchzog Spanien und blickte von der ſüdlichen Küſte des Landes auf das nahegelegene Afrika, deſſen Fruchtbarkeit ihn lockte. Dorthin wollte er mit ſeinen Gothen über das Meer; aber Wind und Wellen zerſtörten auch ſeine Schiffe, wie einſt die des Alarich, und er kehrte wieder um in die Wohnſitze der Gothen. Weil aber dieſe auf dem Kriegszuge alle ihre Lebensmittel verzehrt hatten und der Hunger ſie drängte, ſchickte Honorius ihnen ſechshunderttauſend Maß Weizen. Von da an wanderten die Weſtgothen nicht weiter, aber ſie machten ſich ſpäter, als die Vandalen aus Spanien weggezogen waren, beinahe dieß ganze Land unterthan und wohnten dann von der Loire bis an die Meerenge von Gibraltar. In dieſem ſchönen Lande fiengen ſie nach und nach an, das rohe Handwerk des Krieges zu vergeßen und ſich den Künſten des Friedens zuzu-

wenden. Wallia ſchlug ſeinen Sitz in Toloſa (Toulouſe in Frankreich) auf, welches acht und achtzig Jahre lang die Hauptſtadt der Weſtgothen blieb, bis ſpäter Chlodwig ſie zwang ganz nach Spanien hinüberzugehen.

Aber ſchon während dieſer Zeit fiengen die Gothen allmälig an mit den ehemaligen römiſchen Einwohnern zu verſchmelzen, wie nachher die Franken ganz mit den Römern in Gallien zuſammenwuchſen und ihre deutſche Weiſe vergaßen vor der römiſchen. Die gothiſchen Einwanderer waren auch gar nicht ſchlimm gegen die Römer. Als der Kaiſer ihnen das Land abgetreten hatte, waren dadurch den Gothen alle Hoheitsrechte der römiſchen Herrſchaft zugefallen, und wegen der Ländereien beſtand bei den Gothen die feſte Gewohnheit, daß die Unterworfenen ein Drittel ihres Landes abgeben muſten. Wollte aber einer der Gothen außerdem das Haus oder die Beſitzung eines römiſchen Mannes an ſich bringen, ſo muſte er es vertragsweiſe durch einen Kauf erwerben. Das war überhaupt nicht bloß die Sitte der Weſtgothen, ſondern aller wandernden deutſchen Völkerſtämme. Der Antheil des Bodens, den die deutſchen Völkerſtämme erhielten, wurde von ihnen sors d. i. Looß genannt, und ſo entſtanden je nach den verſchiedenen Ländern sortes Gothorum, Vandalorum, Burgundionum u. ſ. w.

17. Attila und die Hunnen, um die Mitte des fünften Jahrhunderts.

Als die Weſtgothen ſo ſich in Südgallien und in Spanien feſtſetzten, gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, herrſchte über das von Oſten her immer mehr herandrängende Volk der Hunnen Attila, der Sohn Mundzuks. Vor ihm regierte über die Hunnen ſein Oheim Rugilas, der dem Oſtrömiſchen Reiche ſich ſo furchtbar gemacht hatte, daß der Hof von Byzanz ihn

nur durch ein Jahrgehalt von drei hundert und fünfzig Pfund Goldes jährlich beschwichtigen konnte. Als Attila zugleich mit seinem Bruder Bleda die Herrschaft über die Hunnen übernahm, forderte er eine Zusammenkunft mit den Gesandten Ostroms. Diese erschienen bei ihm in Obermösien, und die Hunnenkönige legten ihnen ihre Forderungen vor, indem sie auf ihren Pferden sitzen blieben, und jede Forderung war eine Beleidigung für den oströmischen Kaiser. Sie verlangten die Verdoppelung des bisherigen Jahrgehaltes, ferner acht Goldstücke für die Auslösung jedes römischen Gefangenen, auch wenn dieser bereits entflohen war, und Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge, die am Hofe und in den Ländern des Kaisers waren. Die Gesandten bewilligten Alles und Attila ließ dann Einige der Ausgelieferten, die aus königlichem Stamme waren, auf der Grenze des oströmischen Kaiserthums ans Kreuz schlagen.

Nicht lange darauf meinte Attila, sein Bruder Bleda möchte ihn in seinen Entwürfen stören, und darum tödtete er ihn. Er hielt sich berufen die Welt zu erschüttern und darum nannten ihn die Menschen seiner Zeit die Gottesgeisel. Er rechtfertigte diesen Namen, denn man sagt von ihm, daß an der Stelle, welche der Huf seines Rosses betrat, fernerhin kein Gras mehr wuchs. Er war stolz von Gang, seine Augen giengen überall hin und wieder, und schon die Bewegung seiner Glieder deutete den Herrscher an. Zwar liebte er den Krieg, doch schlug er nicht selbst mit drein, sondern begnügte sich der Klügste zu sein im Rathe. Gegen Bittende war er mild und stets denen geneigt, welche er einmal als seine Freunde angenommen hatte. An Gestalt war er nur klein, aber breit von Brust; er hatte einen dicken Kopf, kleine tiefliegende Augen, nur wenige Spuren von Bart, dünne Haare, eine glatte, unten

aufwärts gebogene Naſe, häßliche, dunkle Farbe, kurz er trug alle Spuren ſeiner hunniſchen Herkunft deutlich an ſich.

Zwar hatte er ſchon von Natur ein großes Selbſtvertrauen; aber doch wurde dieß noch durch andere Dinge erhöht. Namentlich verließ er ſich viel auf das Schwert des Kriegsgottes, welches die ſcythiſchen Könige immer zu führen pflegten, und welches auf folgende Weiſe in ſeine Hände gekommen ſein ſoll. Einmal bemerkte ein Hirt, daß eine ſeiner Kühe hinkte und konnte die Urſache nicht gleich entdecken. Bekümmert gieng er den Blutſpuren nach und kam bei ſeinem Forſchen endlich zu einem Schwerte, auf welches die Kuh beim Weiden mit dem verwundeten Fuße getreten war. Er grub das Schwert völlig heraus und brachte es alsbald zu Attila. Dieſer freute ſich ſehr über das Geſchenk und nach ſeinem großen Sinne ſagte er, daß er zum Herrn der ganzen Welt beſtimmt und daß durch dieß Kriegsſchwert des Mars ihm die Gewalt der Schlachten verliehen wäre.

Attilas Macht erreichte bald eine gewaltige Ausdehnung; denn außer ſeinen ſcythiſchen Völkerſchaften gehorchten ihm die Oſtgothen, die Gepiden, die Thüringer, die damals ſüdlich faſt bis an die Donau ſich erſtreckten, die Baiern, und außer dieſen noch viele andere kleinere Völkerſchaften. Aber er wollte noch mehr und griff aufs neue das oſtrömiſche Kaiſerthum an. Der Kaiſer Theodoſius, der ſich nach dem Titelgepränge des byzantiniſchen Hofes noch immer den Unbeſiegbaren nannte, mußte bald wieder die Milde des Siegers anflehen, der die Friedensbedingungen angab, und was Attila einmal geſagt hatte, war unumſtößliches Geſetz. Er forderte einen großen Landſtrich auch noch ſüdlich von der Donau, ſtatt des bisherigen Jahrgehalts von ſiebenhundert Pfund Goldes verlangte er das dreifache und die freie Auslieferung aller Gefangenen, die in den

Händen der Römer waren, während dieſe ihre Landsleute jeden mit zwölf Goldſtücken loskaufen mußten. Es war nur eine Stadt in Thracien, Namens Azimus, welche Attila zu widerſtehen wagte, und zum Uebermaße der Schmach verlangte Attila von dem oſtrömiſchen Kaiſer, daß er dieſer Stadt die Uebergabe anbefehlen und im Falle der Weigerung ſie ſelbſt bezwingen ſollte. Aber die Miniſter des Kaiſers mußten eingeſtehen, daß ſie das nicht vermöchten, und da ließ Attila ſich herab, mit den Bürgern der Stadt, die er nicht nehmen konnte, zu unterhandeln, und ihnen Leben und Freiheit zu laßen.

Dennoch hatte Theodoſius keine Ruhe; denn Attila ſchickte wiederholt Geſandte an ihn mit der Klage, daß immer noch Hunnen im oſtrömiſchen Reiche wären, und verlangte deren Auslieferung. Um ihn vom Gegentheil zu überzeugen und zugleich den Frieden zu befeſtigen, ſchickte Theodoſius endlich auch eine Geſandtſchaft an Attila. Aus der Geſchichte derſelben lernen wir das Hunnenreich näher kennen. Die Geſandten machten zum erſten Male Halt in Sardica, dreizehn Tagereiſen von Conſtantinopel, aber noch innerhalb des oſtrömiſchen Gebiets. Aus dieſem Grunde war es die Pflicht der Oſtrömer, die ſie empfangenden Hunnen zu bewirthen; aber wenig fehlte, ſo wäre es während des Gaſtmahls zum blutigen Kampfe gekommen: denn die Römer prieſen die Macht und Erhabenheit ihres Kaiſers Theodoſius, und die Hunnen behaupteten die Ueberlegenheit Attilas, und nur mit Mühe gelang es den Milderen unter ihnen, die vom Wein erhitzten Streitenden auseinander zu bringen.

Dann zogen ſie weiter bis zur Stadt Naiſſus (jetzt Niſſa in Serbien), wo einſt Conſtantin geboren war, der den Beinamen des Großen führt. Die Stadt war von den Hunnen faſt dem Boden gleich gemacht, nur einige Kranke und Elende

schlichen zwischen den Trümmern der Kirchen und Häuser umher, und der Boden war bedeckt mit den Gebeinen der Erschlagenen. Sie überstiegen dann das serbische Gebirge und kamen von da in die Niederungen, welche die Donau umgeben. Die Hunnen beherrschten den Strom, sie schifften auf demselben in langen Böten, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme gefertigt waren. Doch kamen die Gesandten glücklich mit diesen Fahrzeugen über den Strom und näherten sich nun dem Lager des Attila, wie sie bald erfahren musten. Denn, als sie am Abend des Tages ihre Zelte in einem schönen Thale aufschlagen wollten, wurde ihnen dieß ernstlich untersagt, damit die Ehrfurcht vor dem großen Könige, welche dieß nicht litt, auch nicht aus der Ferne verletzt werde. Dann verlangten die Minister Attilas zu wißen, was die oströmischen Gesandten dem Könige mitzutheilen hätten; allein sie weigerten sich dessen, obwohl sie bald merkten, daß die Beschlüße des geheimen Rathes in Constantinopel, welche Niemand erfahren durfte, den Hunnen ganz bekannt wären. Als Maximin, dieß war der Name des ersten Gesandten, seinen Auftrag nicht offenbaren wollte, befahlen ihm die Hunnen sofort wieder umzukehren. Allein Maximin blieb ruhig und fest, da gaben sie nach und führten ihn vor den König. Das Zelt des Königs war von einer zahlreichen Wache umgeben. Er selbst saß in einem hölzernen Sessel. Sein ernstes Gesicht, seine zornigen Geberden, seine ungeduldige Sprache setzten den festen Maximin in Verlegenheit; aber Bigilius, der andere römische Gesandte, hatte mehr Ursache besorgt zu sein, denn Attila sprach zornig und drohend zu ihm: „wenn ich nicht das Völkerrecht achten müste, so würde ich dich treulosen Unterhändler ans Kreuz schlagen und deinen Leichnam den Geiern zum Fraße überlaßen.“ Dann zog der König eine genaue Liste seiner Leute hervor und über-

führte den Vigilius der Lüge, da dieser behauptet hatte, daß im römischen Reiche nicht mehr als siebzehn hunnische Ueberläufer gefunden wären. Nachdem dieß geschehen, fuhr Attila weiter drohend fort und sagte, daß er nur die Unannehmlichkeit scheue, mit seinen flüchtigen Sklaven kämpfen zu müßen, da er ja ihre machtlosen Anstrengungen, mit welchen sie die vom Kaiser Theodosius ihnen anvertrauten Provinzen schützen würden, nur verachten könnte. „Denn welche Stadt," sprach Attila, „welche Festung in der weiten Ausdehnung des römischen Reiches wagt es zu hoffen, daß sie sicher und unüberwindlich sei, wenn es mein Wille ist, daß sie von der Erde vertilgt werden soll?" Jedoch entließ er sogleich darauf den Vigilius, der sofort nach Constantinopel zurückreiste, um die Hunnen ausliefern zu laßen, die dort noch verweilen möchten. Dem andern Gesandten Maximin aber wollte der König da noch keine bestimmte Antwort auf die Anträge des oströmischen Kaisers geben, sondern verlangte von ihm, er solle erst nordwärts zu seinem Hoflager reisen, wohin auch er selbst bald aufbrechen würde. Dort wollten sie alle Fragen verhandeln, weil dahin auch die Gesandten Westroms kommen würden. Das that aber Attila, um sich allen ihm unterworfenen Völkern in seiner vollen Herrlichkeit als König der Könige zu zeigen, zu welchem selbst die Kaiser des römischen Reiches bittend ihre Gesandten schickten.

Die Hunnen leiteten die Reise und Maximin muste anhalten oder weiter ziehen, je nach dem Willen seiner Führer. Sie setzten über die Marosch und über die vielfach gewundene Theiß auf ähnlichen Böten, wie die Hunnen bei der Donau gebrauchten. Von den umliegenden Dörfern erhielten sie die nöthigen Lebensmittel, jedoch statt des Weins Meth und ein anderes Getränk, das Camus genannt wurde und wahrscheinlich

aus Gerste bereitet war. Zwar mochte dem kaiserlichen Gesandten, dessen Gaumen in Byzanz an alle feinsten Genüße gewöhnt war, die hunnische Kost nicht sehr angenehm schmecken; aber die Hunnen bemühten sich in anderen Dingen durch Gefälligkeit und Gastfreiheit sich bei den Fremden beliebt zu machen.

Eines Abends kamen sie an einen großen Morast und schlugen am Rande desselben ihr Lager auf. Da brach ein heftiges Gewitter los: Blitz und Donner, Regen und Wind kamen mit allen ihren Schrecken über die wenig geschützten Reisenden. Ihre Zelte stürzten um, ihr Gepäck und ihr Geräthe wurde vom Waßer fortgeschwemmt, und der Nachtrab des Zuges, der noch nicht angelangt war, wurde in der Dunkelheit der Nacht überallhin zerstreut. Denn sie waren des Weges unkundig und fürchteten noch mehr Gefahren, als da vorhanden waren. In dieser Verwirrung riefen sie durch ihren Lärm und ihr Geschrei die Bewohner eines benachbarten Dorfes herbei, welches der Witwe des früheren Königs Bleda gehörte. Diese nahm die Irrenden freundlich auf, ließ sogleich mächtige Feuer anzünden und allen Wünschen Maximins und seiner römischen und hunnischen Begleiter zuvorkommen.

Am nächsten Tage stieg die Sonne rein und heiter auf; aber die Reisenden waren genöthigt den Tag da zu verweilen, um das Gepäck zu sammeln und zu trocknen und Menschen und Thiere zu erquicken und zu stärken. Am Abend aber, bevor Maximin und sein Begleiter Priscus weiter reisten, brachten sie der freundlichen Wirthin ihre Geschenke dar, nämlich silberne Schalen, feine rothe Wolle, getrocknete Früchte und indischen Pfeffer. Bald nach diesem Abenteuer erreichten sie den Zug des Attila, von welchem sie sieben Tage lang getrennt gewesen waren, und näherten sich mit ihm dem Hauptorte des

Reiches, welches auf weite Strecken nicht eine einzige Stadt enthielt.

Wo dieß Lager des Hunnenkönigs gewesen sein mag, ist schwer für uns zu entscheiden; allein da Maximin und Priscus nordwärts reisten und nicht bis ans Karpathengebirge kamen, so vermuthet man, daß es entweder die jetzige Stadt Tokay oder Jaszberin in Ungarn gewesen sein müße. Innerhalb dieses Lagers waren die Bäder, welche unter der Leitung eines Römers aufgeführt waren, das einzige Gebäude von Stein. Die hölzernen Wohnungen der vornehmeren Hunnen waren mit roher Pracht erbaut und ausgeschmückt, je nachdem der Rang, das Vermögen und der Geschmack des Eigenthümers es verlangte.

Sie schienen ansehnlicher zu werden, je mehr die Reisenden sich dem Wohnsitz des Königs näherten. Dieser Palast, welcher alle anderen Gebäude überragte, war ganz von Holz erbaut und bedeckte eine große Fläche Landes. Er war umgeben von einer Umzäunung von Pallisaden, die viereckig und glatt zubehauen und an einigen Stellen durch hohe Thürme unterbrochen waren, aber diese dienten mehr zur Zierde, als zum Schutze.

Innerhalb dieser Umzäunung stand eine große Zahl verschiedenartiger hölzerner Gebäude. Jede der zahlreichen Frauen des Königs hatte ein Haus für sich, und dorthin luden sie auch die römischen Gesandten zum Besuche und an ihren Tisch. Als Maximin der Königin Cerca, der Lieblingsfrau des Königs, seine Geschenke andot, betrachtete er die eigenthümliche Bauart ihrer Wohnung, die Höhe der Säulen, die Schönheit des Holzes, welches auf besondere Weise gehobelt und getrechselt, ausgeschnitten und poliert war; und sein aufmerksames Auge bewunderte die Verzierungen und die Regelmäßigkeit in den Verhältnißen. Nachdem die Gesandten die Wachen durch-

schritten hatten, wurden sie in das Zimmer der Cerca selbst geführt. Die Frau Attilas sah oder lag vielmehr auf einem Lager, der Boden war mit einem Teppich bedeckt, die Dienerinnen, welche ihr aufwarteten, standen in einem Kreise um sie herum, und ihre Gesellschafterinnen saßen auf dem Teppich und waren mit einer bunten Stickerei beschäftigt, wie sie den Anzug der Hunnen zu schmücken pflegte. Diese setzten ihren Stolz darein diese Reichthümer zur Schau zu tragen, welche Zeugniß von ihren Siegen ablegten: die Decken ihrer Pferde, ihre Schwerter und selbst ihre Schuhe waren mit Gold und kostbaren Steinen ausgeschmückt.

Der Einzug des Hunnenkönigs in seine hölzerne Stadt bot den Römern einen merkwürdigen Anblick dar. Eine zahlreiche Schaar von Weibern ging hervor ihn zu begrüßen. In zwei lange regelmäßige Reihen eingetheilt gingen sie dann vor ihm einher und trugen über ihren Häuptern große weißleinene Tücher und zwar so, daß diese von der einen Reihe quertüber nach der andern ausgespannt waren. Auf diesen Tüchern, welche die Frauen von beiden Seiten fest hielten, standen junge Mädchen, welche in hunnischer Sprache Lieder zu Ehren des Königs Attila sangen. Auf dem Wege nach seinem Palaste trat ihm die Frau seines Lieblings Onegesius, umringt von einer Anzahl dienender Frauen entgegen und begrüßte den König an der Thür ihrer Wohnung. Sie bot ihm nach hunnischer Sitte Wein und Meth an, welchen sie für seinen Empfang zubereitet hatte. Der Fürst nahm ihre gastfreundliche Gabe an; da hoben seine Diener einen kleinen silbernen Tisch zu einer schicklichen Höhe, während der König auf dem Pferde sitzen blieb, und nachdem Attila den Becher an die Lippen gesetzt und ein wenig daraus getrunken hatte, begrüßte er die Frau des Onegesius wieder und setzte seinen Weg fort.

Als die Gesandten des oströmischen Kaisers in ihr Zelt zurückgekehrt waren, trat ein Diener des Hunnenkönigs zu ihnen herein und sprach: „Der König Attila läßt euch heute auf morgen zum Gastmahle einladen. Es beginnt um die neunte Stunde“ (drei Uhr Nachmittags). Wie es dabei hergieng, mögen uns die eigenen Worte eines derselben sagen. „Zur festgesetzten Stunde traten wir ein und mit uns zugleich die Gesandten des weströmischen Kaisers. Als wir noch auf der Schwelle des Speisesaals waren, wo wir Attila schon erblickten, traten uns die Mundschenken entgegen und überreichten uns gefüllte Becher, damit wir, wie es bei ihnen Sitte ist, vor dem Niedersitzen unsern Wünsche für das Wohlergehen des Königs aussprächen. Als dieß geschehen und wir an den Becher ein wenig genippt hatten, traten wir zu den Plätzen, auf welchen wir sitzend essen sollten. (Die Römer lagen sonst beim Gastmahle.) Rundum an den Wänden her waren diese Sitze aufgestellt, Attila saß in der Mitte auf einem Ruhebette, zu dem man auf einigen Stufen hinanstieg, und ihm gegenüber stand noch ein anderes, das auch nur für Attila bestimmt war. Beide waren bedeckt mit feinem weißen Linnen und bunten Tapeten, wie sie bei den Griechen und den Römern bei sehr festlichen Gelegenheiten, wie bei Hochzeiten, benützt zu werden pflegen.“

„Die erste Reihe der Gäste begann zur Rechten Attilas, die zweite zur Linken, an welcher auch wir unsern Platz erhielten nächst Berich, einem vornehmen Gothen; aber Berich hatte den höhern Platz. Onegesius saß zur Rechten Attilas und ihm zunächst zwei von Attilas Söhnen. Der ältere derselben saß auf einem ähnlichen Ruhebette, wie sein Vater, aber nicht nahe bei ihm, sondern noch weit ab und hielt aus Scheu vor der Ehrerbietung seines Vaters die Augen immer zu Boden geschlagen. Wie Alle endlich nach der festgesetzten Ordnung saßen,

überreichte der Mundschenk ihm einen Becher mit Wein. Attila nahm ihn und begrüßte damit den Vornehmsten der Anwesenden. Dieser erhob sich und durfte sich nicht eher wieder setzen, als bis der König den Becher, nachdem er bloß genippt oder ihn ganz ausgetrunken hatte, dem Mundschenken wieder zurückgab. Sobald Attila wieder saß, that der ihm zunächst im Range Folgende dasselbe und so folgte Einer nach dem Andern. Jeder aber hatte seinen besonderen Schenken, der erst dann herzutrat, wenn der nächst vornehmere Mundschenk wieder weggegangen war. Nachdem Alle an die Reihe gekommen waren, forderte Attila uns nach thracischer Sitte zu einem Wetttrinken mit gleich großen Bechern auf. Bei diesem unterblieb alle Förmlichkeit und die Mundschenken traten ganz zurück."

„Neben dem Tische des Attila standen einige andere Tische, an welchen drei oder vier Gäste Platz hatten, welche Attila dort sitzen ließ, wenn er sich mit ihnen unterhalten wollte. Für diese Gäste stand dort Fleisch bereit, von welchem sich ein Jeder, ohne seinen Platz zu verlaßen, mit einem Meßer abschneiden konnte. Dann trat Attilas Diener vor und stellte seinem Herrn eine Schüßel mit Fleisch vor, und andere Diener brachten Zukost. Für alle Uebrige und auch für uns waren alle erdenklichen Speisen zubereitet und wurden in silbernen Geschirren aufgetragen, Attila allein bediente sich nur einer hölzernen Schüßel und aß nur Fleisch. Auch in allem Uebrigen bewies er sich mäßig. Die Gäste tranken aus goldenen und silbernen Bechern, der des Attila war von Holz, und eben so anspruchslos war auch seine Kleidung, die sich äußerlich durch Nichts auszeichnete, als daß sie eben sauber und schmucklos war."

„Nachdem der erste Gang der Fleischspeisen verzehrt war, erhoben wir uns, um uns wieder an unsern Platz zu begeben; aber wir durften uns nicht eher wieder niederlaßen, als bis ein

großer Becher Weins ähnlich wie zu Anfang auf Attilas Wohl geleert war. Nachdem wir dieß verrichtet, setzten wir uns, und nun folgte der zweite Gang, und es gieng ähnlich wie zuvor. Als der Abend heranbrach, ward das Gastmahl aufgehoben; es traten jetzt zwei hunnische Männer herein und vor Attila hin und besangen in selbstgedichteten Liedern seine Ehre und seinen kriegerischen Ruhm. Alle Gäste richteten ihre Augen unausgesetzt auf die Sänger. Einige ergetzten sich an dem Gesange, in Andern riefen die Kriegsgesänge alte Erinnerungen wach, noch Andre, die Alter und Schwäche zur Ruhe zwang, vergoßen Thränen, indem sie an die Zeit ihrer Jugend und Kampfeslust gedachten.

„Nach diesem Gesange trat ein unsinniger und närrischer Hunne herein und erregte durch sein Geschwätz und Geplapper das Gelächter aller Anwesenden. Alsdann folgte ein Anderer, der durch seine Sprachmengung des Lateinischen, Gothischen und Hunnischen bei Allen große Heiterkeit und unauslöschliches Gelächter hervorrief. Attila allein saß da mit unbewegtem Gesicht, seine Miene veränderte sich nicht, und er gab überhaupt durch Nichts zu erkennen, ob er traurig oder lustig gestimmt sei. Auf einmal aber trat ein jüngerer von seinen Söhnen herein, Namens Irnak, den blickte er mit vergnügten Augen an, rief ihn zu sich und streichelte ihm die Backen. Darüber verwunderte ich mich, daß Attila sich um seine anderen Söhne so wenig bekümmere und gegen diesen so freundlich sei; aber einer von den Hunnen, der Latein verstand und nahe bei mir saß, theilte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Ursache mit. Er erzählte, die Wahrsager hätten dem Attila vorhergesagt, daß sein Geschlecht, welches sonst untergehen müste, von Irnak würde erhalten werden."

„Auf diese Weise dauerte das Gastmahl noch tief in die

Nacht hinein, aber wir glaubten nicht mehr verweilen zu dürfen sondern entfernten uns."

Am folgenden Tage sah Priscus eine große Menschenmenge um Attilas Wohnung und eilte dahin, um zu sehen, was es gäbe. Er war mit den Wächtern schon bekannt, so daß diese ihm überall freien Zutritt ließen. Da hörte er, daß Attila Gericht halten wollte. Der Hunnenkönig trat aus seiner Wohnung hervor, ernst und würdevoll, und während Aller Augen auf ihn gerichtet waren, setzte er sich mit seinem Liebling Onegesius vor die Thür seines Palastes. Alsbald umringten ihn da viele Menschen und trugen ihm ihre Anliegen vor, und der König entschied selber die Rechtsstreitigkeiten.

Zwei Tage nachher erhielten die römischen Gesandten eine zweite Einladung. Als sie erschienen, ließ sich der Hunnenkönig in eine lange und vertrauliche Unterhaltung mit Maximin ein; aber er unterbrach bald seine Höflichkeit durch rohe Ausdrücke und anmaßende Vorwürfe und vertheidigte namentlich die Forderungen seines Geheimschreibers Constantius an den oströmischen Kaiser. „Der Kaiser," sagte Attila, „hat ihm eine reiche Frau versprochen, Constantius darf nicht betrogen werden, und es ziemt einem römischen Kaiser nicht, als Lügner zu erscheinen." Einige Tage darauf wurden die Gesandten entlaßen, und dabei auf ihre dringenden Bitten einigen Gefangenen ihre Freiheit für ein billiges Lösegeld bewilligt. Außer den Geschenken des Königs erhielten die Römer die Erlaubniß, von jedem der hunnischen Großen das nach der Meinung der Hunnen ehrenvollste Geschenk eines Pferdes anzunehmen. Maximin kehrte auf demselben Wege nach Constantinopel zurück, wie er gekommen war, und obwohl er mit Berich, dem neuen Gesandten Attilas, sofort in Streitigkeiten sich verwickelte, schmeichelte er sich doch, daß er durch seine mühevolle

Reiſe das Seinige dazu beigetragen hatte, den Frieden zwiſchen beiden Völkern zu befeſtigen.

17. Attilas Zug gegen die Weſtrömer und Weſtgothen und die Völkerſchlacht auf den katalauniſchen Feldern (451).

Marcian, der Nachfolger des Kaiſers Theodoſius II. im morgenländiſchen Reiche, war kräftiger und muthiger, als ſeine Vorfahren. Er war ſäumig in der Auszahlung des Jahrgeldes an Attila; da ward der Hunnenkönig zornig und ließ ihn unter Drohungen an die Zahlung des Tributs mahnen. Aber Marcian erwiderte, daß von einem Tribute nicht die Rede ſein könnte, ſondern nur von einem freiwilligen Geſchenke zur Befeſtigung der Freundſchaft. „Denn," ſprach Marcian, „ich habe Gold für meine Freunde, aber für meine Feinde habe ich Eiſen." Eine ſolche Sprache war Attila nicht gewohnt und da er auch nach Weſten ſeine Macht erweitern wollte, gedachte er nun das oſtrömiſche und das weſtrömiſche Reich zugleich anzugreifen. Er ſchickte Geſandte an beide Kaiſer mit der gleichlautenden Botſchaft: „Attila, mein Herr und dein Herr, befiehlt dir ſofort einen Palaſt für ſeine Aufnahme einzurichten, weil er zu dir kommen will." Dennoch beſann ſich Attila und ſagte, daß er das oſtrömiſche Reich zu ſehr verachte und deshalb erſt mit den Weſtrömern und Weſtgothen anbinden wollte. Darin beſtärkte ihn eine Botſchaft Genſerichs, des Königs der Vandalen in Nordafrika, der ein treuer Verbündeter Attilas war. Genſerich fürchtete nämlich den Theoderich, den König der Weſtgothen, den er ſchwer beleidigt hatte. Die Tochter desſelben war dem vandaliſchen Königsſohne Hunnerich vermählt; da beſchuldigte ſie der König, daß ſie ihn hätte vergiften wollen. Er ließ ihr die Naſe und die Ohren abſchnei-

den und ſchickte ſie ſo ihrem Vater Theoderich zurück. Nun aber fürchtete er die Rache des ſo ſchwer beleidigten Vaters und hetzte deshalb den Attila gegen ihn. Er ſtellte dieſem vor, wie Gallien ein reiches und ſchönes Land ſei und noch nicht geplündert, und das genügte dem Hunnenkönige. Doch wollte er lieber mit den mächtigen Weſtgothen allein zu thun haben, als mit ihnen und den Weſtrömern zugleich, und ſandte deshalb Boten an den weſtrömiſchen Kaiſer Valentinian, um Feindſchaft zwiſchen den Römern und Weſtgothen auszuſäen.

Er ließ dem Kaiſer unter vielen Schmeicheleien ſagen, daß er nur mit dem Weſtgothenkönige Theoderich Krieg führen wollte. Eben ſo ſchickte er aber auch Boten an Theoderich, daß er ſich von der Gemeinſchaft mit den Römern losſagen und der Feindſchaft gedenken möchte, welche dieſe noch kurz vorher gegen ihn ausgeübt hätten. So wollte der ſchlaue Hunnenfürſt mit Liſt kämpfen, ehe er zu den Waffen griff.

Aber der Kaiſer Valentinian ſandte ebenfalls Boten an die Weſtgothen und ließ dem Könige Theoderich melden: „Deiner Klugheit liegt es ob und deinem tapferen Volke, gegen den großen Tyrannen, der die ganze Welt unter ſeine Knechtſchaft bringen will, der niemals um einen Grund zum Kriege in Verlegenheit iſt, mit aller Kraft jetzt aufzutreten. Er verachtet ja alles göttliche und menſchliche Recht, ja er tritt als Feind Alles deſſen auf, was überhaupt nur menſchlich iſt. Darum verdient er auch den gemeinſamen Haß Aller. Mögt ihr nun ernſtlich ſeiner früheren Thaten gedenken, die ihr auch ja ſicherlich noch nicht vergeſſen habt. Gewiß, ihr könnt dieſen Hochmuth nicht ungeſtraft laſſen. Ihr ſeid in den Waffen mächtig und erfahren; ſo denkt denn an eure eigenen Leiden, die er euch zufügte, und reicht uns die Hand zum gemeinſamen Bunde. Helft dem Staate, der euch ſeine Länder überlaſſen hat. Wenn ihr wißen

wollt, wie nothwendig es für uns ist gemeinsam zu handeln, so prüft nur die Absichten unserer Feinde.“

Durch diese und ähnliche Worte der Gesandten wurde Theoderich bald bestimmt, was er zu thun hatte, und er antwortete ihnen: „Eurem Wunsche soll willfahrt werden, ihr habt auch uns dem Könige Attila zu Feinden gemacht. Wir wollen nicht säumen ihm zu begegnen, wo er uns auch zum Kampfe auffordern mag, und wenn er auch noch so hochmüthig ist über die errungenen Siege seiner Völker, so wissen doch die Gothen auch mit hochmüthigen Feinden zum Ziele zu kommen. Ich halte keinen Krieg für schwer, als den um eine schlechte Sache; denn der hat Nichts zu fürchten, der das Recht auf seiner Seite hat.“ Dieser Antwort des Königs riefen seine Edeln Beifall zu und das Volk jauchzte, als es sie vernahm. Alle rüsteten sich um die Wette zum Kampfe und es that ihnen leid, daß die Hunnen noch nicht da waren. So ward es dem Könige Theoderich leicht, eine unzählige Menge in den Kampf zu führen. Von seinen sechs Söhnen ließ er die jüngeren, unter ihnen Eurich und Friederich, zu Hause und nahm nur die beiden ältesten, Thorismund und Theoderich, mit sich.

Auch Aëtius, dem damals das Wohl des römischen Staates anvertraut war, hatte alle Vorsorge getroffen, so daß er der Geisel des Erdbodens mit seinem Völkergewimmel auch seinerseits mit einer endlosen Menge entgegentreten konnte. Unter Attilas Heere waren von den deutschen Stämmen Ostgothen, Gepiden, Heruler, Franken, Thüringer und einige andere kleinere Völkerschaften.

Auf der Seite des Theoderich und Aëtius war auch der deutsche Stamm der Alanen. Ihr König Sangiban glaubte, daß Attila den Sieg davontragen würde, und um sich bei ihm in Gunst zu setzen, erbot er sich ihm die Stadt Orleans zu

überliefern. Dieſe Nachricht war dem Hunnenkönige ſehr erfreulich, weil er in dieſer feſten Stadt einen Stützpunkt für ſein Heer zu gewinnen hoffte, und deshalb zog er eilig gegen Orleans heran und lagerte ſich in der Nähe der Stadt. Allein der treuloſe Plan war verrathen und bevor die Hunnen näher kamen, war Orleans mit neuen Befeſtigungen verſehen und der Andrang der Hunnen wurde kräftiglich zurückgewieſen. Der Biſchof Anianus von Orleans bot alle ſeine Kräfte auf, die Bürger der Stadt und die anderen Krieger durch die Religion zu ſtärken, bis die Hilfe herannahen konnte. Die äußeren Werke waren ſchon genommen, und die Mauerbrecher der Hunnen erſchütterten bereits die inneren; die Schwachen und Hilfloſen beteten, während die kampfesfähigen Männer auf den Wällen ſtanden. Auf den höchſten Punkt der Stadt hatte Anianus einen zuverläßigen Mann hingeſtellt, der hinausſpähte nach der erwarteten Hilfe; aber immer kehrte er vergeblich wieder. Der Tag brach heran, welchen die Bürger für den letzten hielten: zweimal ſchon hatte der Späher die Nachricht gebracht, daß ſich Nichts entdecken ließe, was der erwarteten Hilfe ähnlich wäre. Zum dritten Male kam er wieder und erzählte, daß in der Ferne am unterſten Rande des Geſichtskreißes eine kleine Wolke aufſtiege, die ihm etwas Beſonderes zu bedeuten ſchiene. Da rief Anianus in frommem Vertrauen laut aus: „Das iſt Gottes Hilfe!“ und alles Volk wiederholte dieſe Worte: „Das iſt Gottes Hilfe!“ Die Wolke wurde mit jedem Augenblicke größer und ihre Umriße waren beſtimmter wahrzunehmen und bald erkannte man die römiſchen und gothiſchen Feldzeichen, welche eilig herannahten.

Aber auch Attila hatte ſie erkannt und hob ſchnell die Belagerung auf und zog ſich in ſein feſtes Lager zurück; denn dort ſollte der Kampf nicht ausgefochten werden. Er zog mit ſeinen

Schaaren nach den katalaunischen Feldern in der Gegend von Chalons an der Marne, die sich mehre Stunden in die Länge und Breite ausdehnen und darum wohl geeignet waren, der Tummelplatz für die offene Feldschlacht der unzähligen Völkermenge zu sein. Und warum kämpften sie doch alle und warum haßten sie sich so bitterlich? Sie hatten keinen Grund sich zu haßen; aber der Eigenwille und die Herrschsucht der Könige stürzt die Völker ins Verderben und diese müßen leiden für die Sünden ihrer Könige.

Nach den katalaunischen Feldern zogen nun auch Aetius und Theoderich. Damit aber von Sangiban und den Alanen ihnen nicht ein Unglück widerführe, nahmen sie dieselben zwischen sich, um sie bei der geringsten verdächtigen Bewegung zwingen zu können. Attila aber war besorgt geworden durch das Mislingen der Belagerung; auch traute er allen seinen Völkern nicht recht, denn er wuste recht wohl, daß nur seine Kraft sie alle im Zaume hielt. Darum beschloß er vor dem Kampfe durch Opfer den Willen der Götter zu erforschen.

Die Priester beschauten das Innere der Thiere, die Sehnen und die Adern, und verkündeten daraus Unglück für die Hunnen. Doch setzten sie einen Trost hinzu, nämlich, daß der oberste Anführer der Feinde fallen und durch seinen Tod den Sieg schwächen würde. Da glaubte Attila, der Tod des Aetius wäre für ihn wohl so viel werth, daß er ihn auch mit dem Untergange der Seinigen erkaufen könnte. Aber er war dennoch bekümmert und voller Sorge, und da er in allen Dingen klug mit sich zu Rathe gieng, gab er erst des Nachmittags das Zeichen zum Angriff, damit, wenn er Unglück erlitte, die einbrechende Nacht ihm zu Hilfe käme.

In der Mitte zwischen beiden Heeren war eine sanfte Anschwellung des Bodens, kaum einem Hügel vergleichbar. Diese

wünschten die Kämpfer von beiden Seiten zu besetzen, um die günstigere Stellung für ihren Vortheil zu gewinnen. An der östlichen Seite des Hügels standen die Hunnen, an der westlichen die Römer und Westgothen. Auf dem rechten Flügel des letzteren Heeres befand sich Theoderich mit seinen Westgothen, auf dem linken Aetius mit den Römern, zwischen sich in der Mitte hatten sie die Alanen mit ihrem Könige Sangiban. Indem sie diesen von allen Seiten umgaben, schnitten sie ihm die Möglichkeit der Flucht ab und zwangen ihn zum Kampfe. Die Hunnen gegenüber waren so geordnet, daß Attila mit seinen Tapfersten in der Mitte stand; denn der König sorgte für seine eigene Sicherheit und umgab sich deshalb mit dem Kern seines Volkes. Auf seinen beiden Flügeln standen die verschiedenen Völker und Stämme, welche er seiner Herrschaft unterworfen hatte. Unter ihnen zeichnete sich das Heer der Ostgothen aus mit ihren drei Fürsten aus dem Geschlechte der Amelungen Walamir, Theodemir und Widemir. Ferner waren unter dem Heere Attilas auch die Gepiden in großer Anzahl unter ihrem Könige Ardarich, den Attila um seiner oft erprobten Treue willen vor allen übrigen Fürsten zu seinem Vertrauten machte. Ihm und dem Ostgothenkönige Walamir traute er am meisten und wollte sie jetzt zum Kampfe heranführen gegen ihre nächsten Stammesverwandten. Darüber dürfen wir uns aber nicht zu sehr wundern; denn es ist ja von jeher bis auf den heutigen Tag die Sitte der deutschen Völkerstämme gewesen, sich unter einander zu zerfleischen, und nicht einmal immer um eigenen Vortheils willen, sondern gar oft für die Herrschsucht und den Blutdurst fremder Eroberer.

Die übrigen Könige und Führer der Völker erwarteten gleich Trabanten Attilas seine Befehle, und wohin sein Auge winkte, dahin stellte sich Jeder ohne Murren mit Furcht und

Jagen und führte aus, was ihm geboten ward. Attila allein, der König der Könige, bewegte in sich den Plan der Schlacht und lenkte Alles von seinem Orte aus. Zuerst entstand, wie schon gesagt ist, ein Kampf um den Vortheil der Stellung auf der Anhöhe. Attila schickte die Seinigen dahin ab, aber er kam zu spät; denn Thorismund war ihm bereits zuvorgekommen und warf von der Anhöhe herab die ansteigenden Hunnen mit leichter Mühe zurück.

Als Attila sein Heer durch diesen Unfall in einige Verwirrung gerathen sah, gedachte er die Krieger durch eine Anrede wieder zu kräftigen und zu beleben. Er sprach: „Nach so vielen errungenen Siegen, nach der Bezwingung so vieler Reiche wäre es thöricht, wenn ich euch noch als des Krieges Unkundige anfeuern wollte. Das mag ein neuer Anführer oder ein unerfahrenes Heer nöthig haben; ich werde solche gewöhnliche Ermahnungen nicht zu euch reden und euch würde es nicht ziemen, sie zu hören. Woran sonst seid ihr denn gewöhnt, als an den Krieg? Oder was ist süßer für den Starken, als sein Gemüth an der Rache zu ersättigen? Darum laßt uns frisch und freudig die Feinde angreifen; denn als der kühnere ist immer derjenige anzusehen, welcher zuerst den Angriff wagt. Ihr seht dort drüben verschiedenartige Völker verbunden, und eben das ist schon ein Zeichen der Furcht, durch Verbindung sich schützen zu wollen. Seht ferner, wie sie noch vor dem Treffen von Schrecken ergriffen werden; sie nehmen die höher gelegenen Orte ein und suchen so in zu später Reue durch die Unebenheiten des Bodens sich zu schützen, da sie es durch eigene Kraft nicht vermögen. Es ist euch bekannt, wie leicht die Waffen der Römer sind und daß sie sich nicht bloß vor Wunden, sondern sogar vor dem Staube scheuen. Während sie erst ihre Schlachtreihen aufstellen, kämpft ihr schon mit tapferem Muthe, wie

ja eure Gewohnheit iſt, und werft euch, unbekümmert um jene Reihen, auf die Alanen und Weſtgothen. Denn wir müßen ſchnell den Sieg da zu erringen ſtreben, wo ihre Gegenwehr die feſteſte Stütze hat. Wenn die Nerven zerſchnitten ſind, ſo fallen die Glieder hin, und der Körper kann nicht mehr Stand halten, wenn ihm ſeine Stützen, die Knochen, genommen ſind. Möge denn euer Zorn ſich erheben und euer Grimm auflodern, wie es ſonſt geſchah! Zeigt euch jetzt an Klugheit und Muth als wahre Hunnen; der Verwundete laße nicht ab, bis ſein Gegner es mit dem Tode büßt und der Unverletzte ſättige ſich am Blute der Feinde. Wer zum Siege beſtimmt iſt, den wird kein Geſchoß erreichen; wer aber ſterben ſoll, den wird das Schickſal ereilen, auch wenn er müßig bleibt. Warum hätten denn die Götter die Hunnen zu Beſiegern ſo vieler Völker gemacht, wenn ſie ihnen nicht auch die Freuden dieſes Kampfes vorbehalten hätten? Warum hätten ſie denn ſonſt unſeren Vorfahren den Weg über die mäotiſchen Sümpfe eröffnet, der ſo lange Jahre ihnen verſchloßen war? Warum ließen ſie denn ſonſt gewaffnete Schaaren vor ihnen die Flucht ergreifen, als die Hunnen ſelbſt noch waffenlos waren? Auch dieſe Sammlung von Völkern, die jetzt uns gegenüberſteht, wird den Anblick der Hunnen nicht ertragen können. Gewiß, wir ſind an den Ort gekommen, den uns ſo viele Erfolge ſchon verheißen haben. Ich zuerſt will mein Geſchoß auf die Feinde ſchleudern; wer aber müßig bleiben kann, wenn Attila kämpft, der ſoll zu den Todten gezählt werden."

Als der König dieſe Worte geſprochen hatte, eilten ſie Alle zum Kampfe.

Obſchon die Lage der Dinge wohl geeignet war, den Hunnen Furcht einzuflößen, ſo verhinderte doch die Gegenwart des Königs alles Zaudern. Bald verwirrte ſich die Schlachtordnung

zum Handgemenge; es war ein grimmiger, wechselvoller und hartnäckiger Kampf, dem ähnlich uns das Alterthum nichts weiter erzählt. Denn unsere Sagen erzählen, daß ein Bächlein, das sonst sanft an diesem Feld hinmurmelte, durch das Blut der vielen Erschlagenen anschwoll zu einem strömenden Gießbache. Diejenigen aber, welchen der Brand ihrer Wunden Fieberhitze und brennenden Durst erregte, schlürften aus diesem Bache Blut und Waßer durcheinander und sättigten sich so an dem Blute, das sie vergoßen hatten aus ihren eigenen Wunden. Da ward auch Theoderich, als er die Seinigen anfeuernd die Schaaren durcheilte, vom Pferde gestürzt und von den Hufen der Rosse seiner Gothen zertreten. Andere aber erzählen, daß er von dem Pfeile des Andages, eines Ostgothen, getroffen, vom Pferde gesunken sei. Das war es, was die Wahrsager dem Attila verkündet hatten, und was dieser auf den Aetius bezogen hatte.

Die Westgothen aber, erbittert über den Fall ihres Königs, trennten sich von den Alanen und drangen um so eifriger auf die Schaaren der Hunnen ein und fast hätten sie Attila erreicht und getödtet, wenn er nicht vorsorglich geflohen und sich und die Seinen in die Wagenburg des Lagers zurückgezogen hätte. Wie leicht und hinfällig auch diese Verschanzung war, so musten doch dieselben Männer dahinter Schutz suchen, denen früher kein Wall und keine Mauer hatte widerstehen können. Thorismund aber, der Sohn des Königs Theoderich, der von seinem Hügel hinab die Feinde in die Flucht geschlagen hatte, glaubte im Dunkel der Nacht zu seinen eigenen Leuten zu kommen und gerieth ohne sein Wißen unter die Fuhrwerke der Feinde. Zwar kämpfte er tapfer, doch ward er mit verwundetem Haupte vom Pferde geworfen; dann aber durch die Dazwischenkunft der Seinigen befreit stand er ab vom Kampfe.

Auch Aetius war durch die Dunkelheit der Nacht in die

Irre gerathen und trieb ſich mitten unter Feinden umher; endlich kam er wieder zu ſeinem Lager und brachte den übrigen Theil der Nacht wohl bewacht zu. Als die Sonne aufgieng, ſah man die weiten Gefilde mit Leichen angefüllt, und da die Hunnen nicht hervorzubrechen wagten, erkannten Aetius und Thorismund, daß der Sieg ihnen zukäme und daß Attila einen gewaltigen Verluſt erlitten haben muſte. Der Hunnenkönig hielt ſich in ſeiner Wagenburg und klirrte mit den Waffen und ließ die Hörner blaſen, als drohte er einen Angriff, gleich wie ein Löwe, der von den Jägern gedrängt die Zugänge zu ſeiner Höhle bewacht und es nicht wagt auf ſeinen Gegner loszuſpringen, aber doch unabläßig durch das Knirſchen mit den Zähnen und das gewaltige Brüllen die Gegner zurückſchreckt. Die Gothen und Römer traten dann zuſammen und beriethen, was ſie mit dem geſchlagenen Attila anfangen ſollten. Sie beſchloßen ihn ringsum einzuſchließen und auszuhungern, da er keinen großen Vorrath von Lebensmitteln haben konnte, zugleich aber ihre Bogenſchützen ſo nahe wie möglich zu ſtellen, damit ſie unabläßig die Feinde beunruhigten und jeden Zugang wehrten. Der König aber ſoll in dieſer verzweifelten Lage einen Scheiterhaufen von Pferdeſätteln aufgebaut haben, mit dem Vorſatze ſich in die Flammen zu ſtürzen, ſobald die Gegner angriffen, um nicht ihnen die Freude ſeiner Verwundung zu gönnen oder gar in die Hände ſeiner Feinde zu fallen, er, der Gebieter ſo vieler Völker.

Es iſt vergebens, aus dem Nibelungenliede den Vernichtungskampf der Burgunden gegen die Hunnen mit dieſer Erzählung der Gothen des ſechſten Jahrhunderts vereinen zu wollen; denn im Nibelungenliede findet ſich kaum ein Zug, der

zu dem hier Erzählten paſſt; aber dieſer eine iſt nicht ohne Bedeutung. Es iſt hier die Sage erzählt worden, wie die müden durſtigen Kämpfer ſtatt Waſſers zur Labung Blut trinken. Daſſelbe findet ſich im Nibelungenliede. Als die Burgunden im Saale von dem heißen Streite müde und durſtig ſind, gibt der wilde Hagen den Rath in Str. 2051, 2 fgg.

‚Swen[1] twinge[2] dürstennes nôt, der trinke hie daz bluot.
Daz ist an solher hitze noch bezzer denne win.
Ez enmac[3] niht[4] bezzer an disen ziten gesin.“

Dô gie[5] der recken einer da[6] er einen tôten vant.
Er kniete im zuo der wunden, den helm er abgebant:
Dô begunde er trinken daz fliezende bluot.
Swie[7] ungewon ers wære, ez dûhte[8] in grœzlichen[9] guot.

„Nu lône iu got, hêr Hagene, sprach der müede man,
daz ich von iuwer lêre sô wol getrunken hân.
Mir ist noch geschenket vil selten bezzer wîn.
Leb ich deheine[10] wile, ich sol[11] iu immer wæge[12] sîn.“

Dô die andern daz gehôrten, daz ez in dûhte guot,
dô wart ir michels[13] mêre, die trunken ouch daz bluot.
Dâ von gewan vil krefte ir eteliches[14] lîp.
Des engalt[15] an lieben friunden sît[16] manec wætlichez[17] wîp.

---

[1] Wen immer, quemcunque. [2] zwinge. [3] kann, die Vorſilbe en iſt Verneinung. [4] nichts. [5] gieng. [6] dorthin, wo —. [7] wie ſehr auch —. [8] dünkte. [9] Adverbium von grôz, groß. [10] irgend ein, „leb ich noch eine kleine Weile“. [11] werde. [12] günſtig, gewogen. [13] viel, „da wurden ihrer viel mehr“. [14] des Einen und des Andern. [15] entgalt. [16] nachher. [17] weiblich, vortrefflich.

19. Thorismund.

Während die Römer und Westgothen Attila auf diese Weise umschloßen hielten, suchten die Söhne des Theoderich den Leichnam ihres Vaters und fanden ihn endlich da, wo das dichteste Gewühl gewesen war, unter Haufen von Erschlagenen. Dann stimmten sie Todtenlieder zur Ehre des Gefallenen an und trugen ihn hinweg, während die Feinde von ihrer Wagenburg aus zuschauten. In dichten Schaaren drängten sich die Gothen herzu, um im Angesicht des blutigen Schlachtfeldes ihrem Führer die letzte Ehre zu erweisen. Sie vergoßen Thränen, aber solche, wie sie wackeren Männern geweiht werden. Der Schmerz des Verlustes kam ihnen zu, aber er war doch ein rühmlicher, wie die Hunnen selbst bezeugen musten, als sie die Leiche mit den königlichen Abzeichen geschmückt einhertragen sahen. Unter dem Geklirr der Waffen begleiteten die Gothen diese zur Ruhestätte und der mannhafte Thorismund ordnete selbst den Leichenzug.

Als dieß aber geschehen war, überwältigte ihn der Schmerz. Erfüllt von dem Verlangen den Tod seines Vaters ferner an den noch übrigen Hunnen zu rächen, gieng er zu Aetius, dem ältern und an Erfahrung reiferen Manne, und fragte ihn um Rath, was er nun zunächst zu thun hätte. Aetius aber besorgte, daß nach dem völligen Untergange der Hunnen Thorismund und die Gothen das weströmische Reich wieder bedrängen würden, wie einst Alarich gethan, und darum gab er Thorismund den Rath, er solle in sein Vaterland heimkehren und die Herrschaft an sich nehmen, welche ihm sein Vater hinterlaßen hätte, bevor seine Brüder die Schätze seines Vaters an sich rißen und sich des Reiches der Westgothen bemächtigten, da er ja dann einen schweren Krieg und noch dazu mit seinen Brüdern zu bestehen haben würde. Der ehrliche Thorismund

nahm dieſe Antwort nicht zweideutig auf, wie ſie doch gegeben ward, ſondern als wenn Aetius nur ihm zu Gunſten ſpräche; er verließ das Schlachtfeld und kehrte nach Südgallien zurück. So gibt die Leichtgläubigkeit der Menſchen fremden Einflüſterungen Gehör und verliert dadurch die günſtige Gelegenheit zu großen Thaten. Zum Abſchiede erhielt Thorismund von Aetius ein koſtbares Geſchenk, das war eine ungeheure goldene Schüſſel mit Edelſteinen verziert, die an fünf hundert Pfund gewogen haben ſoll. Andere ſagen, es wäre eine große goldene Kugel geweſen.

Noch auf dem Schlachtfelde hatten die Gothen Thorismund als ihren König auf dem Schilde emporgehoben. Er zog von da nach Toloſa, ſeiner Hauptſtadt. Hier ward er mit großem Jubel empfangen; aber mit weiſer Mäßigung begann er ſo die Herrſchaft zu führen, daß ſich um ſeine Nachfolge auch nicht der mindeſte Zwiſt erhob.

In dieſem gewaltigen Kriege zwiſchen ſo großen Völkern ſollen von beiden Seiten 162,000 Mann gefallen ſein, ungerechnet noch 90,000 Gepiden und Franken, welche vor dem großen Entſcheidungskampfe nächtlich auf einander ſtießen und ſich einander mordeten, da die Franken für die Sache der Römer und Weſtgothen, die Gepiden für die der Hunnen kämpften.

20. Weitere Züge Attilas.

Als Attila den Abzug der Gothen erfuhr, traute er der Sache erſt nicht, ſondern hielt ſich aus Furcht vor einer Kriegsliſt längere Zeit in ſeinem Lager. Als aber nach und nach die Stille von der Seite, wo die Gothen ihr Lager gehabt hatten, die Nachricht unzweifelhaft machte, erhob ſich ſein Sinn wieder zur Hoffnung des Sieges und ward wieder übermüthig, wie vordem. Er ſah, daß die Feinde auseinander gegangen waren, und gedachte nun umzukehren und ſich auf die

Römer in Italien zu werfen. Zuerſt berannte er die Stadt Aquileja, die Hauptſtadt der Veneter. Sie lag nicht weit vom adriatiſchen Meere, ward im Oſten von einem kleinen Fluße beſpült, und war ſehr feſt. Darum belagerte Attila ſie vergebens lange Zeit, da auch die tapfere Beſatzung der Römer mannhaften Widerſtand leiſtete. Als das Heer der Hunnen ſchon zu murren begann und fortziehen wollte von dieſer Stadt, gieng Attila eines Tages um die Mauern und bedachte bei ſich, ob er das Lager aufbrechen oder noch länger verweilen ſollte. Da bemerkte er, wie einige Störche, welche auf dem Giebel eines Hauſes in der Stadt geniſtet hatten, ihre Jungen von dort über die Felder landeinwärts trugen. Weil aber dieß gegen die Gewohnheit dieſer Thiere iſt, benutzte es ſogleich der ſcharfſinnige Mann und ſprach zu den Seinigen: „ſeht, wie die Vögel, die ja der Zukunft kundig ſind, die Stadt verlaßen, die ihrem Untergange nahe iſt. Sie wißen, daß die Trümmer der Stadt auch ihr Neſt begraben werden, und fliehen darum, weil es noch Zeit iſt. Halte Keiner von euch dieß für einen Wahn, oder für ein unſicheres Zeichen; denn ihr ſeht, die Furcht vor dem nahenden Unglück überwältigt ſelbſt die alte Gewohnheit der Thiere.“

Auf dieſe Weiſe entflammte er aufs neue den Muth der Hunnen zur Eroberung der Stadt. Sie erbauten neue Belagerungswerkzeuge und ſtürzten mit ihren Mauerbrechern die feſten Werke der Stadt. Sie drangen hinein, plünderten und brannten, und verheerten Alles ſo grauſam, daß kaum noch Spuren ſichtbar blieben, daß einſt eine ſo reiche und mächtige Stadt da geblüht hatte. Von dort aus ſchweiften die Hunnen, die noch nicht genug am Blute der Römer ſich geſättigt hatten, auch durch die anderen Städte der Veneter. Wenige von dieſem Volke entflohen und erbauten ſich auf den Inſeln des

Meeres eine neue Heimat, aus welcher nachher das meerbeherrschende Venedig emporwuchs.

Auch Mailand, einst die Hauptstadt Liguriens und eine königliche Stadt, verheerten die Hunnen. Vorher aber ließ Attila sich den kaiserlichen Palast zeigen und als man ihn darin herumführte, erblickte er an einer Wand ein Gemälde, welches darstellte, wie scythische Fürsten zu Füßen des römischen Kaisers, der auf dem Throne saß, ihre Huldigung darbrachten. Attila ergrimmte über diese Darstellung, die seinen Ehrgeiz verletzte, und ließ die römische Eitelkeit auf eine sinnreiche Weise lächerlich machen. Er befahl einem Maler, den Entwurf und die Gedanken des Bildes festzuhalten, aber die Personen so zu ändern, daß ein scythischer Fürst auf dem Throne saß, dagegen die Kaiser in knieender Stellung demüthig ihre Säcke mit dem Tribute von Gold ihm darbrächten.

Alsdann aber fuhr Attila und das hunnische Volk fort zu verheeren und zu plündern, und nach Mailand und Ticinum (später Pavia) traf dasselbe Loos das ganze nördliche Italien. Als Attila dann begierig war, weiter nach Rom zu ziehen, warnten ihn die Seinen, nicht weil sie der Stadt schonen wollten, sondern sie gedachten an das Schicksal des Westgothenkönigs Alarich, der so bald nach der Einnahme Roms hatte sterben müßen. Wohl mochten sie auch daran denken, daß die Hunnen nicht mehr dieselben waren, wie vordem; denn ihr kriegerischer Muth war schon schlaffer geworden durch die Abweichung von der alten Lebensweise. So lange sie in den Steppen am mäotischen Sumpfe wohnten, war ihre Nahrung rohes Fleisch, das sie unter den Sattel legten, um es mürbe zu reiten, und ihr Trank war Milch. Aber auf ihren Zügen lernten sie das Brot, den Wein und die Kochkunst der Völker des Westens kennen und die Krankheiten, die bei ihnen aus dem

übermäßigen Genuße dieſer Lebensmittel entſtanden, rächten ihren Raub und ihre Verwüſtung mehr an ihnen, als es das Schwert der Römer zu thun vermochte.

Das Alles wuſte Attila ſehr wohl und lagerte ſich deshalb unſchlüßig am Ufer des Mincio, wo dieſer heraustritt aus den Wogen des Sees Benacus (Gardaſee). Dorthin kam zu ihm eine Geſandtſchaft der Römer, an deren Spitze der Papſt Leo ſtand, den man nachher den Großen nannte. In feierlicher prieſterlicher Kleidung und mit dem würdevollen Glanze des erſten Prieſters der abendländiſchen Chriſtenheit trat Leo zu Attila, und indem er durch ſeine Erſcheinung dem Führer der hunniſchen Horden Ehrfurcht einflößte, bat er ihn die Weltſtadt zu verſchonen. In der Nacht aber träumte es dem Attila, er ſähe die erſten unter den Apoſteln, Petrus und Paulus an ſein Lager treten, und ſie bedrohten ihn mit augenblicklichem Tode, wenn er wagte die Bitte ihres Nachfolgers abzuſchlagen. Am andern Morgen verkündete Attila den Seinen, daß die Römer Frieden haben ſollten und daß er jetzt heimkehren würde jenſeit der Donau. Aber er drohte, daß er noch ſchlimmes Weh über Italien bringen würde, wenn man ihm nicht die Honoria, die Schweſter des Kaiſers Valentinian mit ihren Schätzen zuſchickte; denn Honoria, der es bei ihrem Bruder nicht gefiel, hatte ſelbſt den Hunnenkönig Attila darum bitten laßen, daß er ſich ihrer gegen ihren Bruder annehmen möchte.

Attila war jedoch noch nicht lange in ſeine Wohnſitze wieder zurückgekehrt, als ihn ſchon wieder der Ruhe verdroß und er auf neue Heereszüge ſann. Darum wandte er ſeine Waffen gegen den oſtrömiſchen Kaiſer und bedrohte dieſen mit Verwüſtung aller Länder, wenn er nicht ſeine Forderungen gewährte. Der Kaiſer Marcian that Alles was Attila verlangte. Dann erinnerte ſich Attila ſeines alten Grolles gegen die Weſt-

gothen; aber er fand ſie nicht ſo gefügig, wie die Römer. Er durchzog wiederum Deutſchland und gedachte zuerſt die Alanen, welche am Fluße Loire wohnten, ſeinem Reiche hinzuzufügen, um dann die Weſtgothen, welche im ſüdlichen Frankreich und in Spanien wohnten, mehr aus der Nähe bedrohen zu können. Aber Thorismund, der König der Weſtgothen, merkte bald dieſen Anſchlag und rückte den Alanen ſogleich mit aller Macht zu Hilfe. Als Attila herannahte, fand er ſeine Gegner vollſtändig gerüſtet und ward von ihnen faſt eben ſo geſchlagen, wie vorher auf den katalauniſchen Feldern. So erlitt er, als er die alte Schmach im Blute der Feinde abwaſchen wollte, eine neue dazu und mußte ruhmlos heimkehren.

Thorismund erreichte ohne Unfall wieder ſeine Hauptſtadt Toloſa; aber ſeine Tage waren gezählt. Als er ſich einſtmals zur Ader ließ, trug ihm einer ſeiner Diener die Waffen weg und verwundete ihn dann tödtlich. Faſt ſchon ſterbend ergriff der König mit der einen Hand, die er frei hatte, einen Fußſchemel und rächte mit dieſem ſeinen Tod, indem er den Mörder erſchlug. Faſt um dieſelbe Zeit endete auch ſein Siegesgefährte Aëtius. Wie einſt Kaiſer Honorius ſeinem Retter Stilicho gedankt hatte, ſo ähnlich auch Kaiſer Valentinian ſeinem Retter Aëtius. Honorius hatte den Helden ermorden laſſen, Valentinian dagegen ſtieß dem Aëtius ſelbſt den Degen in die Bruſt.

21. Der Weſtgothenkönig Theoderich II.

Nach dem Tode des Königs Thorismund ward ſein Bruder Theoderich II. König der Weſtgothen. Zu ſeiner Zeit lebte ein Biſchof Namens Sidonius Apollinaris, der oft an den Hof des Königs kam, und dieſer ſchrieb an ſeinen Bruder folgenden

Brief, aus welchem wir erkennen, wie damals das häusliche Leben der Weſtgothen beſchaffen war.

„Du haſt mich oft aufgefordert, weil der Ruhm des weſtgothiſchen Königs Theoderich ſich weithin erſtreckt, ſo ſolle ich dir ſeine Geſtalt und ſeine Lebensweiſe beſchreiben. So weit dieß in einem Briefe möglich iſt, thue ich es gern, da ich die Lebensweiſe des Königs nur eine ſolche nennen kann, die einem erhabenen Manne wohl anſteht. Denn ſchon durch ſein äußeres Auftreten flößt er auch denen, welche ihn nicht kennen, Ehrfurcht ein, da die Natur ſeinen Leib mit herrlichen Gaben ausgeſtattet hat. Seine Sitten aber ſind alſo beſchaffen, daß ihr Lob auch nicht einmal der Neid um ſeine Herrſchaft verringern könnte. Sein Körper iſt vollkommen wohl gewachſen, nicht übermäßig lang, ſondern eher von mittlerer Größe. Der Scheitel ſeines Hauptes iſt rund, von der offenen Stirn an kräuſelt ſich das Haar aufſtehend nach der Mitte des Kopfes. Beide Augen überſchattet ein dunkler Bogen der Brauen; wenn er aber die Wimpern ſchließt, ſo reichen die Haare derſelben faſt bis mitten auf die Wangen. Nach der Sitte ſeines Volkes werden die Ohren ganz verdeckt durch die niederhangenden Locken. Die Naſe iſt gebogen, die Lippen ſind dünn, der Mund iſt mit regelmäßigen Zähnen beſetzt, der Bart iſt ſtruppig, aber vom untern Theile des Geſichts an läßt er ihn bis zu den Wangen hinan ausrauſen. Die Hautfarbe des Kinnes und des Halſes iſt weiß, aber durchſchimmert mit jugendlicher Röthe: der König erröthet häufig, aber nicht vor Zorn, ſondern aus Beſcheidenheit. Seine Schultern ſind breit und rund, ſeine Arme ſind ſtark, ſeine Hände ſind breit, überhaupt ſind ſeine Glieder ebenmäßig und ſeiner Geſtalt angemeſſen.

Sein Tagewerk iſt aber alſo eingetheilt. Vor Tagesanbruch verſammeln ſich einige Prieſter bei ihm und dann wird

vor ihm und einem kleinen Gefolge eifrig Gottesdienſt gehalten, obwohl man leicht bemerken kann, daß er dieß mehr aus Gewohnheit und aus Klugheit, als aus Ueberzeugung thut. Den übrigen Theil des Morgens nimmt die Verwaltung ſeines Reiches in Anſpruch. Neben ſeinem Thronſeſſel ſteht ein wachthabender Graf (comes); ein Haufe Trabanten, die noch alter gothiſcher Sitte noch mit Pelzen bekleidet ſind, wird zugelaſſen, aber, damit er keine Störung mache, im Vorzimmer aufgeſtellt, ſo daß man nur ein leiſes Murmeln vernimmt, hinter dem Vorhange weg, welcher den Eingang verſchließt. In das Zimmer zu dem Könige treten die Geſandten fremder Völker, er hört viel und ſpricht wenig. Je nach der Beſchaffenheit des Geſchäftes beſchleunigt oder verſchiebt er es. Um die zweite Stunde (acht Uhr Morgens) erhebt er ſich von ſeinem Sitze, um entweder ſeine Schätze oder ſeine Ställe zu beſichtigen."

„Wenn eine Jagd angeſagt iſt, ſo nimmt er gern daran Theil, hält es aber unter ſeiner königlichen Würde den Bogen an die Seite zu hängen. Wenn er einen Vogel oder ein wildes Thier erblickt, ſo ſtreckt er ſeine Hand hinter ſich und der dienſtthuende Knabe gibt ihm ſofort den Bogen mit ungeſpannter Sehne: denn wie er es für knabenhaft hält, den Bogen in ein Behältniß eingeſchloſſen bei ſich zu tragen, ſo hält er es für weibiſch ſich ihn geſpannt geben zu laſſen. Er ſpannt ihn ſelbſt und dann mag man auswählen, was er treffen ſoll, er fehlt es nicht."

„An gewöhnlichen Tagen iſt ſein Mittagsmahl von dem eines andern Gothen nicht verſchieden, auch an feſtlichen Tagen trägt kein keuchender Diener eine Menge ſchweren Silbergeſchirrs für die Speiſenden auf. Der größte Ernſt herrſcht dort in den Worten; denn es wird entweder gar nichts geſprochen oder Ernſthaftes. Das Tafelzeug iſt theils purpurn ge-

ſicht, theils weiße Leinwand. Die Speiſen ſind nicht koſtbar, aber ſchmackhaft zubereitet, die Geſchirre einfach und leicht. Selten werden die Becher geleert; denn man trinkt aus Bedürfnis, und nicht aus Neigung zur Trunkenheit. Mit einem Worte, man ſieht dort griechiſchen Geſchmack, gallichen Ueberfluß, italiſche Leichtigkeit, oder um es anders auszudrücken, öffentliche Pracht verbunden mit genauer Sorgſamkeit und königlicher Anordnung. Von der Pracht der Gaſtmähler an den Feſttagen ſchweige ich: denn ſie kann Niemandem unbekannt ſein."

„Nach Beendigung des Mahles überläßt der König ſich zuweilen einem Mittagsſchlafe, der aber immer nur kurze Zeit dauert. Alsdann gibt er ſich dem Würfelſpiele hin. Er faßt die Würfel ſchnell, ſchüttelt ſie bedächtig und wirft ſie dann mit ſcherzenden Worten hin. Bei guten Würfen ſchweigt er und lacht bei ſchlechten; wenn ſie aber keines von beiden ſind, ſo ärgert er ſich. Man ſieht an ihm, daß er auch im Spiele ein Bild des Krieges erblickt. Wenn er Andere zum Spiel auffordert, ſo bittet er ſie, ſeiner königlichen Würde dabei nicht zu gedenken, ſondern ſich frei und ungehindert zu bewegen. Er fürchtet geſchlagen zu werden, und ergetzt ſich an der Aufregung ſeiner Mitſpieler und erſt dann glaubt er vollſtändig gewonnen zu haben, wenn er den Zorn ſeines Gegners über ſeinen Verluſt erblickt. So können ihm die geringſten Veranlaſſungen Freude machen und dann iſt es Zeit zu bitten; denn wer etwas von ihm wünſcht, der bringt ſeine Bitte bei einer ſolchen Gelegenheit vor. Ich ſelbſt habe oft, wenn ich Etwas von ihm wollte, mit Vergnügen verloren; denn was ich im Spiele verlor, gewann ich vielfach wieder."

„Um die neunte Stunde (3 Uhr Nachmittags) beginnt wieder die Laſt der Geſchäfte auf ihn einzudringen, und es nahen

sich alle die, welche ihm etwas vorzubringen haben, und so dauert es fort bis zur Stunde des Abendessens, welches seine Freunde mit ihm theilen. Bisweilen, obwohl nicht häufig werden während des Essens auch Spaßmacher zugelassen, welche aber keinen der Gäste durch ihre Witze verletzen dürfen. Man vernimmt aber da weder die Töne einer Wasserorgel, weder einen Chor, noch einen Einzelgesang, nur an solchen Tönen der Saiten, welche den Muth beleben und kräftigen, ergetzt sich der König. Sobald er dann aufsteht, werden allnächtlich die Schildwachen ausgestellt, welche alle Zugänge des Palastes bewachen."

So beschreibt uns ein Bischof jener Zeit das Leben des westgothischen Königs und wir können danach ermessen, wie sehr das Leben dieser Gothen nach Verhältniß ihrer früheren Lebensweise auf ihren Wanderzügen noch fünfzig Jahre vorher schon gebildet und verfeinert war.

Das Reich der Westgothen erstreckte sich damals nur erst zum Theil bis in Spanien hinein, und die Hauptstadt desselben war im südlichen Frankreich, wo auch die Hauptstadt Tolosa lag. In Spanien dagegen wohnten nach dem Abzuge der Vandalen nach Afrika und der Alanen, die mit ihnen waren, außer den Westgothen die Sueven. Als Thorismund nicht lange nach der Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern starb und zwar nicht ohne Schuld seiner Brüder Theoderich II. und Friederich, wollten die Sueven, die im nordwestlichen Theile Spaniens bis an den galdreichen Tajo wohnten, diese Gelegenheit der Verwirrung unter den Westgothen benutzen, um diese ganz aus Spanien zu verdrängen. Da schickte Theoderich, der dem Suevenkönige Rictorius verwandt war, zuerst in friedlicher Absicht Boten an ihn und ließ ihm sagen, er möchte dem gothischen Gebiete fern bleiben, sonst könnte der

Ehrgeiz ihm manchen Schaden bereiten. Aber Riccarius entgegnete hochmüthig: „Wenn du darüber ſchon murrſt und mir zu kommen verbieteſt, ſo will ich dich in deiner Stadt Tolosa heimſuchen. Widerſteh mir dort, wenn du es vermagſt.“ Ueber dieſe Worte ergrimmte Theoderich und er zog gegen ſeinen Vetter, auch die Burgunden halfen ihm dazu. In dem Kampfe, der nun entbrannte, ſiegte die Sache der Gothen und die Schaaren der Sueven muſten den Uebermuth ihres Königs faſt mit völliger Vernichtung büßen. Riccarius floh auf ein Schiff und wollte ſo entkommen: aber ein Sturm warf ihn zurück an die Küſte und lieferte ihn in die Hände der Weſtgothen. Er ſtarb gefaßt den Tod, den er erwartete; den Uebrigen aber ſetzte der Sieger einen Statthalter, Namens Athiulf.

Kaum aber war Theoderich wieder fortgezogen, als die Sueven dieſen Statthalter aufreizten, den Befehlen des Königs nicht Folge zu leiſten. Athiulf war übermüthig und hochfahrend und betrug ſich nicht, als hätte Theoderich ihm das Land verliehen, ſondern als hätte er es durch eigene Kraft erworben. Darum muſte Theoderich aufs neue ein Heer gegen ihn entſenden. Dieſes ſchlug alsbald den anmaßenden Mann und tödtete ihn. Die Sueven kamen darauf flehentlich bittend zu Theoderich und er gewährte ihnen ihr Geſuch, er ſetzte ihnen einen König aus ihrem eigenen Stamme, weil ſie ungern einem Gothen gehorchen wollten.

Theoderich bewährte ſeine Kraft und Tapferkeit nach allen Seiten: aber Greuel beflecken das weſtgothiſche Königshaus. Wie er nicht unſchuldig geweſen war an dem Morde ſeines Bruders Thoriſmund, ſo fiel er ſelbſt auch wieder durch die Verſchwörung ſeines Bruders Eurich, im Jahre 466 nach Chriſti Geburt.

22. Eurich, König der Westgothen.

Obwohl die Gothen und die Römer zum Schutze gegen die Macht Attilas sich vereinigt hatten, so gab es doch vorher und nachher häufige Feindseligkeiten zwischen ihnen an den Grenzen der beiden Reiche. Im Jahre 474 ward Julius Nepos römischer Kaiser, und dieser gedachte endlich einmal Frieden zu machen. Damals war Eurich König der Westgothen und führte die Regierung mit starker Hand. An ihn wollte Nepos Gesandte schicken, damit in friedlichem Wege der Streit beigelegt würde. Er berief deshalb eine große Versammlung nach Ticinum (Pavia), welche über diesen Vorschlag berathen sollte. Davon erzählt uns der lobpreisende Bischof Ennodius Folgendes. Sobald der Kaiser seine Absicht kund gethan hatte, richteten sich Aller Augen auf den Bischof Epiphanius; denn dieser wurde stillschweigend von Allen als der fähigste zu diesem Geschäfte erkannt. So entließ ihn denn der Kaiser mit dem ehrenvollen Auftrage beiden Völkern den Frieden zu sichern. Unter vielen Mühen und Entbehrungen gelangte Epiphanius über die Alpen nach Tolosa. Unterwegs unterließ der fromme Mann niemals seine gottesdienstlichen Uebungen; sondern, wo er auch sein mochte, ob er in einem gastfreundlichen Hause übernachtete, oder unter dem Laubdach der Bäume des Waldes, er blieb seinen täglichen Uebungen getreu. Sein Ruf eilte ihm voraus und namentlich freute sich Leo, der ausgezeichnetste unter den Bischöfen der Gothen und zugleich ein treuer Freund und Rathgeber des Königs Eurich, daß er den Mann einmal sehen sollte, von dessen Ruhme er so viel vernommen hatte.

Als Epiphanius ankam, trat er vor den König Eurich, begrüßte ihn und redete in lateinischer Sprache folgendermaßen: „Gewaltiger König, obwohl der Ruhm deiner Tapferkeit und deiner Macht deinen Namen den Ohren deiner Mitmenschen

ſchrecklich macht, ſo bedenke doch, daß nur die Hand des höchſten Gottes dir deine Macht gegeben hat, und daß auch ſelbſt dein Schwert und dein ſtarker Arm dich nicht ſchützen können, wenn der allmächtige Gott dir zürnt. Erinnere dich daran, daß auch du einen Herrn haſt, deſſen Gebot wir alle befolgen müßen, denke aber auch daran, daß man den nicht einen ſtarken Mann nennen kann, der ſich vom Zorne hinreißen läßt, und beherzige, daß derjenige am ſicherſten ſein Eigenthum ſchützt, welcher fremdes nicht begehrt. Mein Kaiſer Nepos hat mich zu dir geſchickt, daß ich mit dir eine friedliche Ausgleichung über die Grenzen unſerer Länder beſprechen ſoll. Obwohl er den Kampf nicht ſcheut, ſo zieht er den Frieden vor. Er bittet dich die alten Grenzen gelten zu laßen, und wünſcht ſich deinen Freund zu nennen, wo er doch eingedenk der früheren Verträge verdient hätte dein Herr zu heißen."

Als Eurich dieſe Worte vernommen hatte, beſchwichtigte er ein Murren, das ſich unter den Seinen erhob und erwiderte dem Epiphanius in gothiſcher Sprache, daß er der Ermahnung dieſes Geſandten nachgäbe. Leo konnte ſeine Freude über die Worte des Epiphanius nicht zurückhalten. Der König aber wandte ſich zu dieſem und ſprach zu ihm: „Obwohl der Panzer meine Bruſt nicht verläßt und meine linke Hand den Schild immer zu tragen bereit iſt, wie meine rechte das Schwert: ſo habe ich doch einen Mann gefunden, der den Bewaffneten beſiegt durch ſeine Worte. Ich ſehe, daß die Römer nicht bloß ſich gegen die Reden Anderer zu vertheidigen wißen, ſondern daß auch die Worte, die ſie an Andere richten, zu Herzen dringen. Ich werde thun, ehrwürdiger Biſchof, was du forderſt: denn du ſtehſt höher in meiner Achtung, als die Macht deſſen, der dich ſendet. Empfang meinen Eid und verſprich auch du anſtatt deines Kaiſers, daß an der Grenze unſe-

rer Reiche fortan Freundſchaft walten ſoll.“ Als das geſchehen, nahm der Biſchof Abſchied und kehrte wieder heim und wollte nicht an dem glänzenden Gaſtmahle Theil nehmen, welches der König ihm zu Ehren geben wollte; denn er ſagte, es wäre wider die Gewohnheit ſeines einfachen Lebens bei einem Gaſtmahle zu ſein. Als der König Eurich ihn nicht bewegen konnte, ließ er ihn ruhig heimziehen; aber der Ruf des Biſchofs Epiphanius war ſo groß, daß tauſende der Bürger von Toloſa ihm das Geleite gaben. So erzählt uns Ennodius.

In den Bedingungen des Friedens war die Rhone als die öſtliche Grenze des weſtgothiſchen Reiches feſtgeſtellt. Aber nicht lange nachher ſtürzte das weſtrömiſche Reich durch Odoaker zuſammen; da war auch Eurich nicht mehr an die Verträge mit dem Kaiſer Nepos gebunden, ſondern erweiterte ſeine Macht ſo ſehr, daß er als der mächtigſte König der Weſtgothen betrachtet werden muß. Unter ihm iſt die Blüthe des weſtgothiſchen Reiches, das ſich von den Alpen bis an den atlantiſchen Ocean und von der Loire bis an die Meerenge von Gibraltar erſtreckte. Nur im Nordweſten des Landes Spanien wohnten noch die Sueven. Eurich ſorgte für die Sicherheit ſeines Reiches, indem er die ſeeräuberiſchen Sachſen bezwang, die damals auch bis nach Spanien kamen. Er zuerſt ließ die Geſetze der Weſtgothen aufſchreiben; denn bis auf ihn wurde das Recht der Weſtgothen noch nach der Ueberlieferung geſprochen.

Mit ihm (484) aber endet auch die Blüthe ſeines Reiches in Gallien; denn ſein Sohn Alarich ward von dem Frankenkönig Chlodwig beſiegt und erſchlagen, und nur im ſüdlichen Winkel Frankreichs, an den Pyrenäen, herrſchten noch die Gothen in der Grafſchaft Septimanien. Dafür blühte ihr Königreich nachher in Spanien wieder auf. Einſtweilen aber verlaſſen wir nun die Weſtgothen und wenden uns der Auflöſung

des Hunnenreiches, oſtgothiſchen und vandaliſchen Erzählungen zu, bis wir ſpäter noch einmal zu den Weſtgothen zurückkehren, aber nur, um den Verfall und Sturz ihres Reiches zu erzählen.

23. Attilas Tod und Begräbnis.

Als Attila ſich ſchon dem Alter näherte, nahm er außer den vielen Frauen, die er nach dem Brauche ſeines Volkes ſchon hatte, noch eine Namens Ildico. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht und Fröhlichkeit gefeiert war, fiel Attila ganz trunken in einen ſchweren Schlaf. Es geſchah aber häufig, daß er aus der Naſe blutete und ſo war es auch in dieſer Nacht. Aber weil er auf dem Rücken in tiefem Schlafe lag, konnte das Blut nicht ausfließen, ſondern füllte ihm den Mund und die Luftröhre und erſtickte ihn. So ſtarb die Gottesgeiſel, die ſo viele Kämpfe unverſehrt beſtanden hatte, eines ſchimpflichen Todes durch das Uebermaß des getrunkenen Weines.

Am folgenden Tage, als ſchon ein großer Theil des Morgens verſtrichen war, ahnten die Diener des Königs irgend etwas Ungewöhnliches, weil es im Zelte des Attila ſo ſtill war. Sie erhoben ein gewaltiges Geſchrei; als ſie aber auch da noch nichts vernahmen, erbrachen ſie die Thür und fanden den Attila ohne irgend eine Wunde durch das vergoßene Blut erſtickt. Da ſchnitten ſie, wie es bei ihrem Volke Sitte war, einen Theil ihrer Haare ab und verunſtalteten ihre häßlichen Geſichter noch mehr durch tiefe Wunden, damit ein ſo vortrefflicher Kämpfer nicht durch weibiſche Klagen, ſondern durch das Blut der Männer betrauert würde. Da ſoll ſich auch das Wunder ereignet haben, daß dem Kaiſer Marcian, der über den ſo grimmigen Feind tief bekümmert war, im Traume in derſelben Nacht der Bogen des Attila zerbrochen erſchien. Der Bogen

aber galt auch bei dem Hunnenvolke als ein Zeichen der Macht ihres Königs. Ueberall aber ward Attila so sehr gefürchtet, daß sein Tod den Menschen wohl als ein Geschenk des Himmels erscheinen durfte.

Die Hunnen begiengen nun sein Begräbniß auf folgende Weise. Mitten auf dem Felde wurde der Leichnam in einem seidenem Zelte auf feierliche Weise zur Schau für Alle ausgestellt. Auserlesene Männer aus dem ganzen Hunnenheere schritten rund um dieses Zelt langsam einher und erzählten die Thaten ihres Königs in Klageliedern auf folgende Weise. „Hier liegt Attila, der edle König der Hunnen, Sohn des Königs Mundzuk, Herr der tapfersten Völker, welcher mit einer vor ihm unerhörten Macht die Reiche Scythiens und Germaniens allein besessen hat, der Schrecken beider römischen Reiche, deren Städte er zerstörte, und von denen er, durch ihr Flehen erweicht, einen Jahrgehalt annahm. Und nachdem er dieß Alles mit solchem Glücke ausgeführt, ist er nicht durch eine Wunde von seinen Feinden, nicht durch einen Betrug der Seinigen gefallen, sondern in tiefem Frieden ist er ohne ein Gefühl des Schmerzes unter Freuden gestorben. Darum kann sein Tod von seinen Freunden nicht gerochen werden.“ Nach diesem Grabgesange feierten sie an seinem Sarge das Leichenbegängniß mit unendlichem Zechgelage, und indem sie so die Gegensätze miteinander verbanden, jauchzten und klagten sie abwechselnd.

In tiefer Nacht ward die Leiche im Geheimen der Erde übergeben. Sie legten den König erst in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen, und diesen wieder in einen eisernen, indem sie damit andeuten wollten, daß diese Metalle dem mächtigsten Könige zukämen: das Eisen, weil er damit die Völker bezwungen hatte, das Gold und das Silber, weil er diese Me-

talle als seinen Tribut von den großen Reichen empfangen hatte. Sie fügten dann noch die Waffen hinzu, welche er sich durch Erlegung von Feinden erworben hatte, den Pferdeschmuck, der reich mit Edelsteinen besetzt war, und Abzeichen anderer Art, die man an seinem Hofe zu tragen pflegte. Aber damit die menschliche Neugier und Habsucht diese Schätze verschonte, wurden alle, die zu diesem Begräbnisse vorher ausersehen waren, zum Lohne getödtet.

24. Auflösung des Hunnenreiches.

Nur die gewaltige Thatkraft des Hunnenfürsten Attila hatte ihn zum Herrn so vieler Völker gemacht und sein Reich gesichert, mit seinem Tode brach auch der Verfall herein. Denn nach seinem Tode strebte Jeder der Erste zu sein; die zahlreichen Söhne Attilas machten sich untereinander die Ehre streitig, ihres Vaters Herrschaft zu erben; denn die Menge der Nachfolger ist gefährlicher für ein Reich, als der Mangel derselben. Als der Gepidenkönig Ardarich diesen Streit der Brüder sah, ward er unwillig, daß auch noch fernerhin so viele Völker wie Sklaven dem Willen der Hunnen gehorchen sollten, und reizte nicht allein sein Volk, sondern auch die übrigen deutschen Stämme zum Abfall. So waffneten sich Alle gegen einander, die kurz vorher noch, ohne an Ungehorsam auch nur zu denken, dem Willen Attilas blindlings gehorcht hatten, und in Pannonien am Netadfluße (Waag) ward eine blutige Schlacht geschlagen. Es mochte ein seltsames Schauspiel sein, wie da die verschiedenen Völkerstämme, jeder nach der ihm eigenthümlichen Bewaffnung miteinander kämpften. Die Gepiden schwangen den Speer, die Ostgothen fochten mit dem Schwerte, die Hunnen schoßen mit Pfeilen und jagten fast eben so schnell auf ihren Rossen einher, die Sueven hielten festen Stand in

dichtgeſchaarten Reihen zu Fuß, die Heruler bedienten ſich leichter Waffen und die Alanen ſchwerer Rüſtung. Nach vielen Wechſelfällen des Kampfes verblieb Ardarich und den Gepiden der Sieg, nachdem dreißig tauſend Hunnen auf dem Schlachtfelde erſchlagen waren. Auch Ellac, der geliebteſte Sohn Attilas, fiel in dieſem Kampfe. Ihn hatte der Vater allen andern Söhnen vorgezogen und zu ſeinem Nachfolger beſtimmt; aber das Schickſal wollte es anders und Ellac ſtarb ſo, daß der Vater, wenn er noch gelebt hätte, ſeinen Tod nicht anders hätte wünſchen können.

Die Hunnen flohen dahin, wo ſie einſt in der Nähe des ſchwarzen Meeres gewohnt hatten. Ardarich aber gründete nun ein mächtiges Reich und die meiſten Völker aus deutſchem Stamme, welche vorher Attila gehorcht hatten, waren ihm unterthan. Alsdann ſchickte er auch Boten an den Kaiſer Marcian und bat dieſen, ſeinem Volke das Land, welches ſie jetzt inne hätten, zum dauernden Wohnſitz zu ſchenken. Es hieß damals Dacien und lag nördlich von dem untern Laufe der Donau, durchſtrömt von dem ſumpfigen Tibiscus (Theiß). Marcian bewilligte ihnen dieſes Land gern und ſo wohnten dort die Gepiden; aber die ſtammverwandten Oſtgothen wollten ein eigenes Land für ſich und ſiedelten ſich deshalb weiter weſtlich in dem Lande an, das damals Pannonien hieß. Das Gepidenreich aber beſtand lange in Dacien, bis ungefähr hundert Jahre ſpäter Alboin, der Langobardenkönig, den letzten Gepidenkönig Cunimund ſchlug und dem Reiche ein Ende machte.

25. Der Sturz des weſtrömiſchen Kaiſerthumes (476).

Nicht ſo ſehr lange nach dem Auseinanderfallen des großen Hunnenreiches zerfiel ein anderes, das feſter gegründet zu ſein ſchien, als jenes, und das ſeit vielen Jahrhunderten

ſchon die ſchwerſten Stürme von innen und von außen ausgehalten hatte, das war das weſtrömiſche Kaiſerthum. Es fiel durch Odoaker, den Anführer der Rugier, welche einen Zweig des großen gothiſchen Völkerſtammes ausmachten. Von Odoaker aber erzählt man folgende Sage.

Als er in ſeinem Jünglingsalter einſtmals mit einigen anderen Stammesgenoßen nach Italien ziehen wollte, kehrten ſie unterwegs in Pannonien bei dem heiligen Severinus ein, damit er ihnen ſeinen Segen gäbe. Odoaker war ein lang gewachſener ſtattlicher Mann und die Zelle des Einſiedlers war nicht hoch, ſo daß der Jüngling mit ſeinem Kopfe an die Decke reichte. Er war mit einem ſchlechten Gewande bekleidet; aber der Einſiedler erkannte, daß etwas Beſonderes an ihm war, und darum ſprach er zu ihm: „zieh hin nach Italien, mein Sohn, jetzt zwar in ſchlechtem Gewande; aber du wirſt einſtmals Vielen reiche Gewänder ſchenken.“

Odoaker zog hin nach Italien und wurde dort Anführer der kaiſerlichen Leibwache. Er ſah, wie dort Alles ſo faul und zerrüttet war und daß es nur eines Anſtoßes bedurfte, um die ganze morſche Reichsverfaßung über den Haufen zu werfen. Als nun der Patricius Oreſtes*) ſeinen Sohn Romulus zum weſtrömiſchen Kaiſer machte, hielt Odoaker die Zeit für gekommen, dieſem Treiben und dem Wechſel der Herrſcher ein Ende zu machen: er tödtete den Oreſtes in Placentia (Pia-

*) Patricius war eine der höchſten Würden, die der Kaiſer verlieh und die bei der Auflöſung des römiſchen Reiches von ſehr großer Bedeutung wurde. Die oſtrömiſchen Kaiſer namentlich verliehen den Anführern der deutſchen Völkerſchaften dieſe Würde und machten ſie dadurch zu ihren Statthaltern, auch wenn ſie der That nach über dieſelben gar keine Macht hatten, wie z. B. bei Theoderich dem Oſtgothen und Chlodwig dem Franken.

cenza) und zog dann in Ravenna ein, um den Kaiser abzusetzen. Dieser war erst sechszehn Jahre alt, so daß man ihn darum auch nicht Augustus, d. h. Kaiser nannte, sondern Augustulus, d. h. so viel wie Kaiserlein. So endete das weström'sche Reich mit einem Romulus, wie es einst mit einem andern Romulus 1200 Jahre vorher begonnen hatte, und es schien die alte Weissagung erfüllt, daß Rom sechs Jahrhunderte hindurch steigen und sechs Jahrhunderte hindurch fallen würde. Aus Mitleid mit der Jugend und der Schönheit des Kaiserleins schenkte Odoaker ihm das Leben und einen Landsitz in Campanien, und dazu einen Jahrgehalt von sechstausend Goldstücken. Er selbst wurde König in Italien genannt, und zur Aufrechthaltung seines Reiches dienten ihm die deutschen Stämme der Rugier, zu denen er selbst gehörte, der Sciren, der Turilinger und der Heruler. Diesen deutschen Stämmen musten die Bewohner Italiens ein Drittel alles Grundbesitzes abtreten; in andern Dingen aber ward nicht viel geändert.

Odoaker aber war dreizehn bis vierzehn Jahre lang unangefochten König in Italien, da kam ein anderer deutscher Volksstamm daher, geführt von einem andern gewaltigen Könige, und diesem muste auch Odoaker unterliegen.

26. Theoderich der Große.

Nachdem die Ostgothen sich von der Herrschaft der Hunnen befreit hatten, lebten sie unter den drei Anführern aus dem Geschlechte der Amelungen Walamir, Theodemir und Widemir. Walamir wohnte den Hunnen zunächst und hatte deshalb manche Kämpfe mit ihnen zu bestehen. Als er einst seinem Bruder Theodemir die Nachricht von einem großen Siege überbringen ließ, ward am selben Tage diesem ein Sohn geboren in der

Nähe des Neuſiedlerſees im jetzigen Ungarn. Theodemir nannte dieſen Sohn Theoderich (455).

Der Kaiſer Marcian von Oſtrom war mit ihnen Allen wohl befreundet und gab ihnen Geſchenke, um ſie von Einbrüchen in das oſtrömiſche Reich abzuhalten. Damit aber der Friede und die Freundſchaft Beſtand hätte, bat er ſich den Sohn Theodemirs als Geiſel ihres Bündniſſes aus. Zwar erſt wollte Theodemir ſeinen einzigen Sohn nicht hingeben: allein Walamir bat ihn um des Friedens willen und da gewährte es Theodemir. Auf dieſe Weiſe kam Theoderich nach Conſtantinopel und wurde dort von ſeinem achten Jahre an erzogen. Er war ein herrlicher Knabe, begabt mit allen Fähigkeiten des Leibes und der Seele, ſo daß ihn der Kaiſer ſehr lieb gewann; aber in den Wißenſchaften wurde er dort wenig unterrichtet und lernte darum auch nicht ſchreiben. Als er ſpäter der mächtige König der Oſtgothen wurde, unterzeichnete er ſeinen Namen ſo, daß er eine goldene Platte auflegte, welche mit den vier Anfangsbuchſtaben ſeines Namens durchbrochen war, und dann mit einer Feder hindurchſtrich. Aber Theoderich lernte in Byzanz alle Künſte und Verſtellungen des oſtrömiſchen Hofes kennen und wurde, auch ohne ſchreiben zu können, doch feiner gebildet, als ſeine Landsleute.

Unterdeſſen er dort verweilte, hatten die Oſtgothen, die in Pannonien wohnten, noch manche Kriege zu beſtehen. Einmal kamen die Sueven, die nach dem Abzug ihrer Brüder nach Spanien im Süden des jetzigen Deutſchlands noch übrig waren, unter ihrem Könige Hunnimund und trieben die Heerden der Gothen hinweg. Sie wurden geſchlagen; aber nun riefen ſie andere deutſche Völkerſtämme herbei und in der Nähe des adriatiſchen Meeres kam es zum Treffen. Die Felder wurden benetzt von dem Blute und das Meer erſchien roth und die zer-

brochenen Waffen und die Leichen wurden nach dem Treffen wie Hügel aufgethürmt; aber in diesen Kriegen blieb immer den Gothen der Sieg, obwohl auch Walamir fiel.

Einstmals mitten im Winter, als die Donau, wie es damals gewöhnlich geschah, fest zugefroren war, so daß die schwersten Frachtwagen hinüberfahren konnten, gieng Theodemir mit seinen Ostgothen über das Eis, um die Sueven mit ihren Verbündeten anzugreifen. Die Sueven wohnten nordwärts von der obern Donau und waren verbunden mit den Alemannen, deren Herrschaft im Süden der Donau bis an die Alpen gieng, aber auch weit nördlich sich erstreckte. Oestlich von den Sueven aber wohnten die Bavaren oder Baiern, die mit den Ostgothen hielten, nördlich die Thüringer und westlich die Franken. Theodemir besiegte die überraschten Sueven und begab sich dann wieder heim nach Pannonien. Als er dort wieder ankam, hörte er von den Thaten seines Sohnes Theoderich. Dieser war achtzehn Jahre alt von Constantinopel zurückgekehrt und hatte sich gleich eine Schaar gesammelt, um gegen den König Babai zu ziehen. Der Name eines Amelungen, der hohe Wuchs und das einnehmende Wesen des jungen Fürsten flößte den Ostgothen Ehrfurcht ein, und sie waren ihm gern nach Osten gefolgt. Babai feierte gerade einen Sieg in seiner Stadt Singidunum (Belgrad), da nahte Theoderich, besiegte den König und fügte die Stadt dem Reiche seines Vaters zu.

Die Gothen lebten aber zu dieser Zeit mehr von Raub und Plünderung ihrer Nachbarn, als daß sie Viehzucht und Ackerbau getrieben hätten. Dabei waren sie grausam und gewissenlos, so daß sie einst, als sie ein Volk bezwangen, allen Männern die rechte Hand abschlugen. So konnten auch diese Unglücklichen den Pflug nicht mehr führen und weder für sich, noch für die Gothen den Acker bebauen. Auch fieng die andere

Beute ſchon an zu mangeln, weil die Völker rund umher ausgeplündert waren. Es war aber den Gothen nicht recht, daß ſie nun, nachdem ſie ſo lange vom Kriege ihren Unterhalt gehabt hatten, in Frieden leben und ſelbſt den Acker bauen ſollten und deshalb giengen ihrer viele mit großem Geſchrei zum Könige Theodemir und forderten ihn auf, ſie hinzuführen, wohin er nur wolle. Da rief Theodemir ſeinen Bruder Widemir und ſie warfen das Looß, wer von ihnen beiden ausziehen ſollte. Dieß entſchied für Widemir und darum zog dieſer mit einer Schaar nach Italien, um dieß Land zu durchſtreifen, noch einige Jahre, bevor Odoaker das weſtrömiſche Kaiſerthum vernichtete. Aber Widemir ſtarb und hinterließ die Anführung ſeinem Sohne, der auch Widemir hieß. Dieſen ſuchten die Römer zu beſänftigen, und der Kaiſer Glycerius ſchickte ihm reiche Geſchenke mit der Bitte, er möchte doch nach Gallien zu den Stammverwandten der Oſtgothen, zu den Weſtgothen hinübergehen. Dieſe Geſchenke nahm Widemir und wurde dann von den Weſtgothen freundlich aufgenommen, und ſeine Oſtgothen verwuchſen mit dieſen Stammesverwandten bald zu einem einzigen Volke.

Theodemir aber blieb in den alten Wohnſitzen in Pannonien und Illyrien und dehnte ſein Reich noch weiter aus. Aber er ſtarb bald und hinterließ nun das ganze oſtgothiſche Reich ſeinem einzigen Sohne Theoderich. Als der oſtrömiſche Kaiſer Zeno hörte, daß Theoderich König der Oſtgothen geworden wäre, lud er ihn freundlich nach Conſtantinopel zu ſich ein. Theoderich folgte dieſer Einladung und ward von dem Kaiſer mit allen Ehren aufgenommen. Nicht lange hernach rettete der Gothenkönig dem Kaiſer bei einer Empörung das Leben und den Thron und dafür nahm Zeno ihn zu ſeinem Sohne an und geſtattete ihm von ſeinen Siegen in Conſtantinopel einen Tri-

umph zu halten. Auch machte er ihn zum Consul und stellte vor seinem Palaste ein Reiterstandbild des Königs der Ostgothen auf.

Während aber Theoderich im Palaste und in der Stadt des Kaisers aller Ehren genoß, kamen Boten seines Volkes klagend zu ihm, daß ihnen ihre Lebensmittel nicht mehr hinreichten. Da zog Theoderich es vor, nach der alten Weise seines Volkes durch Kampf und Mühe sich den Lebensunterhalt auf Kosten Anderer zu erwerben, als selbst beim Kaiser der Ruhe zu genießen und sein Volk unterdessen darben zu laßen. Darum sprach er zu Zeno: „obwohl mir Nichts abgeht, während ich hier dein Diener und Genoß an deinem Hofe bin, so habe ich doch eine Bitte an dich, die du mir gütig gewähren wolleſt.“ Zeno versprach ihm zu Willen zu sein und fragte, was es wäre. Da fuhr Theoderich fort: „Italien ist so lange von deinen Vorgängern glücklich beherrscht worden, warum soll denn jetzt die Hauptstadt der Welt unter der Tyrannei der Rugier und Turilinger schmachten? Sende mich dahin mit meinem Volke, damit du selbst der Beschwerden dieses Krieges überhoben bleibst, und dann, wenn ich dort die Feinde besiegt habe, soll der Ruhm deiner Milde dort leuchten. Denn es versteht sich, daß ich, dein Diener und dein Sohn, jenes Reich nur durch deine Schenkung besitzen kann; es ist aber nicht billig, daß ein Anderer, den du nicht kennst, das Joch der Tyrannei dem Senate von Rom und jenem Lande auferlege. Wenn ich den Sieg erhalte, so werde ich das Land durch das Geschenk deiner Milde besitzen; unterliege ich aber, so wirst du nichts verlieren, sondern sogar auch noch den Lohn gewinnen, den du jetzt jährlich meinem Volke zahlst.“

Als Zeno diese Worte vernahm, war ihm zwar der Abschied von seinem besten Freunde nicht lieb; aber doch wollte er ihm seine Bitte nicht versagen, die ja auch für ihn selbst so

vortheilhaft war. Andere erzählen auch, daß Zeno dem Theoderich selbst im Geheimen den Rath gegeben, daß er ihm diese Bitte vorlegen sollte, was auch gar wohl zu glauben ist; denn es war ja immer die kluge Absicht der Kaiserlichen, die deutschen Stämme oder die Barbaren, wie man sie nur nannte, durch einander selbst aufzureiben. Theoderich reiste alsbald hin zu seinem Volke und forderte es auf zum Zuge nach Italien. Das war ihnen Allen recht; denn längst waren dunkle Berichte von der Schönheit des Landes und der Fruchtbarkeit des Bodens zu den Ohren der Ostgothen gedrungen, die in dem rauheren Pannonien, das sie selbst verödet hatten, sich nach einem ergiebigern Boden und nach reicherer Beute sehnten. Das ganze Volk der Ostgothen brach auf nach Südwesten, im Jahre 489. Aber Odoaker hatte von dem Herannahen des gewaltigen Heeres vernommen und war nicht Willens, ihnen ohne Kampf die Herrschaft über das schöne Land abzutreten. Die Millionen der römischen Bewohner aber waren seit Jahrhunderten nur an das Gehorchen gewöhnt und ließen sich die Herrschaft des Mächtigeren gefallen. Die deutschen Volksstämme in Italien jedoch hatten noch den alten Muth bewahrt, und unter der Führung der beiden Könige Odoaker und Theoderich fochten sie gewaltige Schlachten. Auch Theoderich erlitt in diesem Kriege manche Niederlage und einmal sogar konnte er in einem Treffen dem Andrang der Fliehenden nicht widerstehen, sondern ward selbst mit fortgerißen. Da trat ihm aber seine Mutter in den Weg und sprach zürnend: „Du willst fliehen?“ Da kehrte Theoderich alsbald wieder um und es gelang ihm, dem anstürmenden Feinde einen Damm entgegenzusetzen*). Am Morgen

*) Man denke hier an die Worte des Tacitus in unserer Einleitung, Seite 9.

der heißesten Schlacht dieses Krieges, als eben die Sonne aufgieng, trat Theoderich in das Zelt seiner Mutter und sprach zu ihr: „der Tag ist da, wo du der Welt beweisen kannst, daß du einen Sohn geboren hast, der seiner Väter würdig ist. Das Bild meines Vaters schwebt vor meinen Augen, der im Kampfe nie etwas dem Zufall des Geschicks, sondern nur seiner eignen Kraft verdankte. Ihr aber übergebt mir jetzt die Gewänder, die ihr mühsam und mit Kunst bereitet habt; wer mich an meinem Muthe nicht erkennt, der erkenne mich am Glanze meines Kleides, daß dieser die Feinde heranlocke und begierig mache von mir Beute zu erlangen." Als Theoderich diese Worte noch sprach, erklang schon die Trompete zum Treffen. Es war der gewaltigste Kampf dieses Krieges und ein entscheidender Sieg für Theoderich und die Ostgothen.

Odoaker nahm seine Zuflucht in das feste Bollwerk von Ravenna. Drei Jahre lang lagen die Gothen vor dieser durch Sümpfe geschützten Stadt und konnten sie nicht gewinnen und wenn Odoaker eine günstige Gelegenheit wahrnahm, so machte er einen Ausfall und verbreitete Furcht im gothischen Lager. Aber in der Stadt wüthete auch ein grimmiger Feind, der mit den Gothen verbündet war, das war der quälende Hunger, der Odoaker und seine Leute zuletzt zwang, Leder und ähnliche Dinge statt Speise zu verzehren. Endlich gab Odoaker nach, da er einsah, daß er Ravenna wohl vertheidigen, aber doch sein Reich nicht wieder gewinnen könnte. Die beiden Könige knüpften Unterhandlungen an und beschwuren einander, daß Odoaker fortan friedlich im Reiche Italien leben und Theoderich König sein solle. Da wurden die Thore geöffnet und bevor die Gothen einzogen, am 5. März 493, schritt der Erzbischof von Ravenna, in feierlichem Aufzuge „von seiner ganzen Geistlichkeit umgeben, unter Absingung von Psalmen und

Gefangen dem Oſtgothenkönige entgegen. Sie fielen vor ihm nieder und baten auch für ſich um Schonung ihres Lebens und ihrer Habe und auch ihnen gewährte Theoderich ihre Bitte. Aber bald nachher brach Theoderich ſein Wort und ließ Odoaker tödten: denn er ſagte, Odoaker habe ihm nach dem Leben getrachtet.

Von da an herrſchte Theoderich allein über Italien ſowohl, als über die Gegenden nördlich und nordöſtlich von Italien, die er früher bewohnt hatte. Zu ſeiner Zeit war die Herrſchaft deutſcher Stämme, die damals auch alle noch deutſch redeten, ſo groß und gewaltig, wie ſie niemals vor ihm und nach ihm geweſen iſt. Im nördlichen Afrika herrſchten die ſeemächtigen Vandalen, deren Flagge ſiegreich wehte durch das ganze Mittelmeer, in Spanien bis in den Süden des jetzigen Frankreich, die Weſtgothen und neben ihnen im nordweſtlichen Spanien die Sueven: im nördlichen Frankreich und im jetzigen Belgien die Franken: ſüdöſtlich von ihnen um die Rhone lag das damals noch beſtehende Reich der Burgunden, und weiter ſüdöſtlich von dieſen begann das Reich der Oſtgothen, das nördlich bis an die Donau ſich erſtreckte und ſüdlich die Inſel Sicilien mit umfaßte, während Sardinien zu dem Reiche der Vandalen gehörte. Die Donau weiter abwärts wohnte ein anderer gothiſcher Stamm, die Gepiden, in einem mächtigen Reiche, während ihre ſpätern Bezwinger, die Langobarden, noch auf der Wanderung waren. Die Thüringer und Alemannen in der Mitte und im Süden des jetzigen Deutſchlands waren mit den Franken befreundet, zum Theil ihnen unterthan; nördlich von den Thüringern aber wohnten die Sachſen in ihren alten Stammſitzen und nordweſtlich von ihnen die Frieſen. England war bevölkert von den Angelſachſen, die damals gegen die Britten kämpften. Unter allen

diesen Völkern aber war der Name Theoderichs bekannt und berühmt; denn er war der mächtigste König seiner Zeit.

Die umwohnenden Völker, die Westgothen in Gallien, die Franken und die Thüringer geriethen in Schrecken, als sie die großen Erfolge der Ostgothen vernahmen; aber ihr Schrecken verwandelte sich in Bewunderung und Zutrauen, als sie vernahmen, daß Theoderich den Frieden und nur den Frieden wollte. Damit er diesen erhalten könnte, half er den Bedrängten. Als Chlodwig die Alemannen bei Zülpich geschlagen hatte (496), wandten sich diese bittend an den Ostgothenkönig und viele von ihnen flohen in das ostgothische Reich. Die Flüchtlinge sowohl, wie die noch in ihren Sitzen gebliebenen Alemannen nahm Theoderich in seinen Schutz und ließ Gesandte mit Briefen zum Frankenkönig gehen. In diesen hieß es: „Ich wünsche dir Glück zu deinem ruhmvollen Siege über das Volk der Alemannen; aber ich bitte dich auch, denen Gnade widerfahren zu laßen, welche um meine Verwendung bei dir flehend zu mir gekommen sind. Wenn du dieser meiner Bitte nachgibst, hast du auch nicht nöthig darüber in Sorge zu sein, inwiefern ich mich sonst etwa in diese Sache mischen könnte.“ Darauf antwortete ihm Chlodwig: „Es freut mich, daß mein Sieg über die Alemannen dir nicht weniger fromm als glücklich zu sein scheint, und ich erkenne gern dein Wohlwollen und deine Menschlichkeit, mit welcher du mich um die Schonung bittest, die ich auch früher schon den Alemannen bewilligen wollte, nun aber um deiner Ehre willen ihnen widerfahren laße. Um deinetwillen mögen sie ihre väterlichen Wohnsitze behalten und dort mir treu sein. Wenn aber in Zukunft ihre bisherige Gewohnheit mehr über sie vermag, als meine Milde, dann wirst du selbst es billigen, wenn ich an ihnen ein schweres, blutiges Beispiel aufstelle.“ So blieb der

Friede zwiſchen den beiden Fürſten, aber Theoderich erhielt auch einen großen Theil des Alemannenreiches. Einige Zeit nachher ſchloß Theoderich mit Chlodwig einen Bund gegen die Burgunden, um ſich das Land derſelben untereinander zu theilen; wenn aber einer von ihnen nicht käme, ſo ſolle er dem Andern eine große Geldſumme bezahlen. Während Chlodwig über die Burgunden herfiel und ſie ſchlug, rüſtete Theoderich nur zum Scheine und wartete den Ausgang ab, indem er mit ſeinen Gothen nur langſam näher kam. Denn er hatte ſich beſonnen und wollte weder einen der Gothen opfern, noch auch die Burgunden allzuſehr ſchwächen. So muſte er freilich die bedungene Strafe bezahlen; allein dafür erhielt er einen großen Theil des burgundiſchen Landes an der Rhone.

Nicht lange nachher entſtand Krieg zwiſchen Chlodwig und Alarich, dem Weſtgothenkönige, deſſen Reich ſich damals nördlich noch bis an die Loire erſtreckte. Bevor derſelbe ausbrach, warnte Theoderich beide Könige und ſchrieb an Alarich der ſein Schwiegerſohn geworden war: „Zwar gebührt auch den Weſtgothen als den Beſiegern des Hunnenkönigs Attila für immer Ehre und Ruhm; aber ſeit langer Zeit iſt dein Volk weichlich geworden in dem erſchlaffenden Frieden: darum warne ich dich dein Volk auf einmal einem ſolchen Kriege auszuſetzen. Denn denen, die nicht mehr an den Kampf gewöhnt ſind, iſt es ſchrecklich Blut zu vergießen. Zürne mir nicht über dieſe Worte; denn weiſe Mäßigung erhält die Völker, der aufbrauſende Zorn bringt gemeiniglich nur Verderben, und nur dann iſt es geſtattet die Waffen zu ergreifen, wenn die Mahnung der Gerechtigkeit bei dem Gegner kein Ohr mehr findet. Deshalb warte noch erſt, bis meine Geſandten auch zum Frankenkönige gegangen ſind; kein vergoßenes Blut reizt

euch zur Rache und noch iſt nicht eine Provinz verloren, die der Eine dem Andern wieder zu entreißen hätte: ſondern bis jetzt iſt euer Streit nur noch in Worten. Laßt es dabei bewenden und die Waffen ruhen." Alsdann aber ließ er auch dem Frankenkönig Chlodwig ſagen: „Das verſöhnliche Gemüth der Könige erhält die erſehnte Ruhe der Völker: darum wundere ich mich, daß dein Gemüth durch geringfügige Urſachen ſo erregt iſt, daß du mit meinem Sohne Alarich einen ſchweren Krieg führen willſt, über den ſich Alle, die euch fürchten, nur freuen können. Ihr ſeid beide Könige großer Völker, beide im blühenden Lebensalter und wollt nun die Völker gegeneinander führen zu blutigem Zwiſt: wahrlich, ich muß es frei herausſagen, mein Gemüth iſt zornig darüber, daß ihr auf die erſte Geſandtſchaft, die ihr einander geſchickt, beide gleich zu den Waffen greifen wollt. Nach dem Rechte des Vaters und des Freundes warne ich und bitte ich euch, ſteckt noch jetzt das Schwert wieder in die Scheide."

Aber wenn es auch dem großen König gelang durch ſeine Mahnungen und Drohungen erſt noch den Frieden aufrecht zu erhalten, ſo war doch auf die Dauer Alles vergebens. Chlodwig griff Alarich an und die Gothen verloren ihr Reich in Frankreich bis auf den ſüdlichen Theil, die Grafſchaft Septimanien, und Alarich ſelbſt verlor das Leben. Noch weiter hätte Chlodwig ſeine ſiegreichen Waffen getragen, wenn ihm da nicht Theoderich ein Heer Oſtgothen entgegen geſchickt hätte. Dieſe ſchlugen die Franken und zwangen ſie zur Umkehr. Von da an herrſchte Theoderich eine Zeitlang über beide gothiſche Reiche, aber mehr dem Namen als der That nach; denn da ſein Enkel Amalarich noch ein Knabe war, ward Theudes König der Weſtgothen, der nur dem Namen nach von Theoderich abhängig war.

Besonders gedachte Theoderich den Frieden der Völker zu sichern durch die Freundschaft ihrer Könige, und darum bestrebte er sich, sie alle durch Verwandtschaft mit sich und untereinander zu verbinden. Er nahm selbst Audofede, die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig zur Gemahlin, und gab seine Schwester Amalafride dem Vandalenkönig Thrasamund und geleitete sie selbst dahin mit einem Gefolge von tausend der vornehmsten Gothen, deren jeder ein Gefolge von fünf bewaffneten Männern bei sich hatte. Seine Tochter Amalaberga gab er dem Thüringerkönige Irmenfried, seine Tochter Theodigotha vermählte er dem Westgothenkönige Alarich, und seine Tochter Ostrogotha dem Burgundenkönige Sigismund, dem er auch nachher Schutz verlieh, als Chlodwig das burgundische Reich ganz zerstören wollte. Als er vernahm, daß in Spanien noch einer aus dem Geschlechte der Amelungen lebte, Namens Eutharich, rief er ihn zu sich und vermählte ihn mit seiner Tochter Amalasuntha, der späteren Gothenkönigin. Es war kaum ein deutscher Stamm, dessen König nicht durch Verwandtschaft mit dem Gothenkönige verbunden war.

Aber wenn auch Theoderich seinen Zweck bei den anderen Völkerstämmen nicht ganz erreichte, so doch bei seinem eigenen Volke und in seinem Lande: dann nach der Besitznahme Italiens breitete dreiunddreißig Jahre lang bis an den Tod des Königs der Friede seine Segnungen über das so oft verheerte Land. Der Wohlstand kehrte zurück und die Lebensmittel wurden zu beispiellos niedrigen Preisen verkauft. Theoderich wandte seinen Fleiß und seine Umsicht auf die Austrocknung der pontinischen Sümpfe, wie auf die Ausbeutung der Bergwerke, vor allen Dingen aber auf die Erhaltung und Ausbesserung der kostbaren Bauwerke. An Geld setzte er dafür jährlich zwölf hundert Pfund Goldes und die Einkünfte des

lucrinischen Hafens aus, außerdem aber ließ er Baumaterial liefern. Auch ließ er in Rom zum Vergnügen der Römer nach alter Sitte Thierkämpfe aufführen, zu welchem ihm sein Schwager Thrasamund die Löwen aus Afrika schickte.

Alle ehemaligen Wasserleitungen, die zerstört waren, ließ er wieder bauen; denn er erfreute sich an solchen Werken. In Rom ließ er jährlich Getreide unter die hungrige Menge austheilen. In seinem Reiche herrschte Sicherheit, die Pforten der Städte waren weder bei Tage noch bei Nacht verschlossen, und man erzählte, daß ein Beutel mit Gold ungefährdet bei Nachts auf der Straße liegen bleiben könnte. Und so geschah es auch einst, daß die Kaiserlichen von Ostrom einfielen und geschlagen wurden; aber die Beute ward zu den Füßen des Königs hingelegt und Keiner wagte es sie anzurühren. Er sorgte ferner für Ruhe und Sicherheit in seinem Reiche, indem er den Zweikampf verbot. Deshalb erließ er ein Schreiben an die Gepiden, welche zum Theil ihm untergeben waren. In diesem Schreiben heißt es: „Laßt euch nicht durch Kleinigkeiten und nichtswürdige Sachen verleiten euer Leben in die Schanze zu schlagen. Warum nehmt ihr eure Zuflucht zum Zweikampfe, da ihr gewissenhafte Richter habt, welche das Recht nicht um Geld verkaufen? Legt das Schwert nieder, wenn ihr keinen Feind habt und bewaffnet eure Faust nicht gegen eure Volksgenossen, für deren Vertheidigung ihr eher rühmlich sterben sollter. Ahmt doch unsern Gothen nach, welche mit auswärtigen Feinden wohl zu fechten wissen, zu gleicher Zeit aber unter einander bescheiden und mäßig sind. Auf solche Art sind wir entschlossen zu leben und dabei haben sich auch unsere Vorfahren wohl befunden."

Theoderich war den Künsten und Wissenschaften nicht abgeneigt, sondern er ehrte und liebte sie, am meisten die Bau-

kunft. Die Könige der Franken und Burgunder bewunderten ihn darum: denn ſie und ihre Völker waren damals noch gar zu roh und ungeſchlacht. Gundobald, der Burgunderkönig, war ſehr erſtaunt, als er an Theoderichs Hofe eine Sonnenuhr und eine Waſſeruhr ſah und bat, daß Theoderich auch ihm ſo herrliche Gaben ſchicken möchte. Der Frankenkönig Chlodwig war ganz entzückt von der Muſik, die er an Theoderichs Hofe vernahm, und bat ihn um Muſiker, die ſeine Franken unterrichten könnten. Die Franken aber waren damals einer der rohſten der deutſchen Stämme.

Allein die Goten waren auch noch nicht ſehr geſittet. Zwar legten ſie ihre Pelze und Felle ab, in welche ſie ſich bis dahin noch gehüllt hatten, und bekleideten ſich in dem wärmeren Italien der zierlicheren und leichteren Tracht der Römer. Aber in vielen anderen Dingen blieben ſie die Alten und Theoderich ſelbſt hatte zwiſchen ſein Volk und die ehemaligen römiſchen Unterthanen eine unüberſteigliche Scheidewand gezogen. Dieſe mußten, wie auch ſonſt bei den deutſchen Stämmen, wenn ſie in römiſches Land einbrachen, ein Drittel des Grundeigenthums an die Goten abgeben; aber die Abgaben und Zölle des gothiſchen Volkes bezahlten ſeine Abgaben, dagegen mußten die ehemaligen römiſchen Unterthanen auch vielerlei Abgaben, wie früher bezahlen, und nicht bloß dieß, ſondern ſie wurden von ihnen auch nach der alten drückenden Weiſe erhoben; denn Theoderich fand die alten Steuerrollen noch. Das verlangten die eroberten Könige anderer deutſchen Stämme nicht und daher kam es, daß ihnen die neuen römiſchen Unterthanen bald geneigt wurden, weil ſie erkannten, daß doch ihre Lage ſich verbeſſert hatte, und weil ſie dann allmälig auch ihren neuen Herren durch ihre überlegene Bildung Achtung einflößten. Die Oſtgothen aber behielten unter Theoderich ihren alten Kriegs-

auch bei; sie übten sich in den Waffen und sahen sich nur als die Herren und die Römer nur als geborene Sklaven an. Zwar schien es zuweilen, als wenn Theoderich auch die Gothen zur Bildung antreiben wollte; denn er sprach: „wenn ein Gothe sich nützlich machen will, so lerne er von den Römern; aber der Römer, der von den Gothen lerne und sie nachahme, ist verächtlich;“ aber zu andern Zeiten verwarf und tadelte er die Bildung der römischen Schulen und sagte: „das Kind, welches vor der Ruthe gezittert hat, wird niemals ein Schwert auszuklicken wagen.“ Darum glaubte er selbst, daß die Gothen besser für den Krieg und die Römer besser für die Künste des Friedens passten; aber dennoch achtete er die Bildung und wußte die ausgezeichnetsten Köpfe der Römer, oder die doch eine römische Bildung genoßen hatten, in seinen Dienst zu ziehen. Unter diesen war Boerhius und besonders der erste Minister des Königs, Cassiodor, der auch eine gothische Geschichte geschrieben hat, die aber leider verloren ist.

Allein außer der verschiedenen Bildung der Gothen und Römer, außer der verschiedenen Sprache, da die Gothen noch von ihrer Muttersprache nicht ablaßen wollten, außer der verschiedenen Stellung im Staate war noch ein Hindernis, welches die Gothen und die Römer von einander trennte: das war die Verschiedenheit des Glaubens. Beide Völker waren Christen; aber die Gothen waren, wie fast alle andrer deutsche Stämme, arianische Christen, d. h. sie bekannten sich mit dem Priester Arius zu dem Glauben, daß Christus nicht gleiches Wesens mit Gott, sondern ein Geschöpf des Vaters sei; dagegen sagten die Athanasianer, die diesen Namen nach dem Bischof Athanasius erhielten, daß Christus von Ewigkeit her Gott dem Vater gleich gewesen sei. Das letztere Bekenntnis erhielt in der Kirche den Sieg und wurde auch das katholische Glaubensbekenntnis ge-

nannt. Um dieses Unterschiedes willen, der in der Geschichte der Gothen und Vandalen namentlich von großer Wichtigkeit ist, entstanden die blutigsten Verfolgungen, welche jedes Mal die herrschende Glaubenspartei gegen die andere ausübte. Bei den Vandalen, den Gothen, den Burgunden wurden die Katholiken verfolgt, im oströmischen Reiche dagegen die Arianer. Nur Theoderich, der auch ein Arianer war, machte eine Ausnahme und verfolgte Niemand, sondern ließ Allen Freiheit der Gottesverehrung zu Theil werden. Ja man erzählt von ihm Folgendes. Es war ein angesehener Mann an seinem Hofe und auch bei dem Könige sehr beliebt. Er war katholisch und da Theoderich Arianer war, so meinte dieser Römer, es müße dem König gefallen, wenn er zur arianischen Lehre überträte. So geschah dieß denn. Aber als Theoderich es erfuhr, ward er zornig und sprach: „wenn dieser Mensch seinem Glauben an Gott nicht getreu geblieben ist, wie wird er denn einem Menschen, wie mir, getreu sein?“ Darauf entließ er ihn von sich und soll ihn sogar getödtet haben. Aber, wenn auch Theoderich den Glaubensstreitigkeiten keinen Einfluß auf die bürgerliche Stellung gestattete, so blieb doch dieser Unterschied und mußte früher oder später Gefahren bringen; denn die Menschen haßen sich um nichts in der Welt mehr, als um die Verschiedenheit des Glaubens.

Theoderich lebte meist in Ravenna, wo er selbst seinen Obstgarten bauete. Zu anderen Zeiten aber hielt er sich in Verona auf, zu deutsch Bern genannt, und darum hat er in der Sage den Namen Dieterich von Berne.

Aber das Ende der Regierung Theoderichs war nicht so gesegnet, als die frühere Zeit seines Lebens. Als er einstmals zu Verona verweilte, entstand zu Ravenna ein heftiger Streit zwischen Christen und Juden. Jene gehorchten weder den Befehlen des Statthalters Eutharich noch des Bischofs Petrus,

ſondern fielen über die Juden her und verbrannten ihre Synagogen. Da beklagten ſich die Juden bitter bei dem Könige und als dieſer die Sache hatte erforſchen laßen, wurden die Chriſten von Ravenna verurtheilt, den Juden ihre Synagogen wieder aufzubauen. Dadurch wurden die Chriſten ſehr über den gerechten König erzürnt und meinten, daß ihnen ein großes Unrecht geſchehen wäre. Bald darauf kehrte der König nach Ravenna zurück und es gab neuen Streit. Der Kaiſer Juſtin von Oſtrom verfolgte damals die Arianer und vertrieb ſie. Als Theoderich dies erfuhr, erzürnte er darüber und berief den Papſt Johannes nach Ravenna und befahl ihm nach Conſtantinopel zum Kaiſer zu gehen und dieſen zu bitten, daß er der Verfolgung der Arianer Einhalt thun möchte; denn ſonſt müſte Theoderich in ſeinem Reiche auch ſo verfahren und die Katholiken verfolgen. Erſt weigerte ſich Johannes; denn er ſagte, in anderen Dingen würde er dem Könige gehorſam ſein; aber es wäre wider ſein Gewißen, dem Kaiſer eine ſolche Bitte vorzulegen. Da ward Theoderich noch zorniger; er ließ ein Schiff ausrüſten und ließ den Papſt mit vier römiſchen Senatoren hineinſetzen und befahl ihnen hinüberzuſchiffen nach Conſtantinopel. Da zogen ſie hinüber; aber ſie erlangten bei Juſtin Nichts, weil ſie auch Nichts bei ihm erlangen wollten, und darum ward Theoderich, wie er ſelbſt meinte, auch zur Verfolgung der Katholiken gezwungen, woran er doch früher nie gedacht hatte. Der Papſt Johannes ſtarb im Gefängniſſe. Ja Theoderich wurde mistrauiſch gegen alle Römer in ſeinem Reiche und meinte, ſie giengen nur darauf aus, ihn und die Gothen an ihre Glaubensgenoßen, die katholiſchen Oſtrömer, zu verrathen. Deßhalb verbot er ihnen ſogar den Gebrauch aller größeren Meßer, damit dieſe nicht in ihrer Hand eine Waffe gegen die Gothen würden.

Daß der König ſolche Irrthümer begieng, müſſen wir beklagen; aber noch mehr, daß er auch ſonſt das Ende ſeines Lebens durch Grauſamkeit und Willkür trübte, und die alte Rohheit der Gothen wieder hervortrat. Es war an ſeinem Hofe ein angeſehener und kenntnisreicher Mann, Namens Boëthius. Er war entſtammt aus dem vornehmſten Geſchlechte des ehemaligen weſtrömiſchen Reiches, dem anicischen, und war reich an allen Gütern. Mit dieſen war er freigebig und kargte nur mit einem Gute, das ihm allein gehörte, mit ſeiner Zeit. Von früher Jugend auf ergab er ſich mit allem Eifer den Wiſſenſchaften, und der Gothenkönig, der dieſe Verdienſte wohl zu ſchätzen wuſte, freute ſich, einen ſolchen Mann zu haben, der ſeinerſeits ſeinem Vaterlande ſeine Dienſte gelobt hatte. Als aber in den letzten Lebensjahren Theoderichs das Gemüth des Königs durch ſeine ſchmerzlichen Erfahrungen umdüſtert war, als den Römern vor den Nachtheilen, welche ſie durch die Gothen erlitten, auch die Tugenden des Königs und ihre eigenen Vortheile in den Schatten traten, und ſie ihre Abneigung auch oft zu erkennen gaben, da öffnete ſich das Ohr des Königs den Reden ſeiner gothiſchen Höflinge und Schmeichler, welche ihm vorſtellten, daß keinem Römer jemals zu trauen wäre und daß die Römer immer nur darauf ausgiengen die Gothen zu verderben. Da verläumdeten ſie auch den edlen Boethius, der dem Staate ſchon ſo manchen Dienſt geleiſtet hatte. Es war ein ſehr vornehmer Mann, Namens Albin, angeklagt, daß er dem Kaiſer Juſtin in Oſtrom Briefe geſchickt habe, er wolle dem Kaiſer Italien wieder unterwerfen. Ueber dieſe Sache ward in der Gegenwart des Königs Theoderich im Rathe verhandelt, da trat Boethius auf und ſprach: „wenn Albin das gethan hat, ſo habe ich und der ganze Senat es auch gethan; aber dem iſt nicht ſo, die Sache iſt rein erdichtet.“ Der An-

Kläger Cyprian ſchwieg eine Weile, dann aber erhob er dieſelbe Anklage auch gegen Boethius und brachte falſche Zeugen vor, die es beſtätigten. Da ließ der bethörte König ſeinen treuen Rathgeber in den Kerker werfen und verurtheilte ihn ungehört zum Tode. Während Boethius im Gefängniſſe ſaß, ſchrieb er ein Buch de consolatione philosophiae, um den Troſt zu ſchildern, welchen ihm dieß Studium der Weltweisheit gewährte. Ein ganzes Leben lang hatte Boethius nur die Sorgloſigkeit und die Genüße des Reichthumes gekoſtet; aber in den Tagen ſeines Elends bewährte er, daß er in den Tagen ſeines Glanzes und Glückes einen größeren Schatz erworben hatte, als den Beſitz vergänglicher Güter: er hatte ſich die Ruhe und den Seelenfrieden des Weiſen erworben, die der Willkür der Mächtigen der Erde nicht erreichbar ſind. Jahrhunderte lang haben die Menſchen das Buch des weiſen Mannes eifrig geleſen, und ein anderer König der mit größerem Rechte als Theoderich und als irgend ein anderer König der Große heißt, Aelfred von England, hat ungefähr vier Jahrhunderte hernach das Buch mit Eifer ſtudiert und in ſeine angelſächſiſche Mutterſprache überſetzt.

Theoderich aber ließ Boethius ungehört in ſeinem Gefängniſſe grauſam tödten. Ein Strick ward um das Haupt des weiſen Mannes geſchlungen und dann zuſammengeſchnürt, bis die Augen aus den Höhlen traten. Zuletzt aber ſchlugen ihn die Henker mit Keulen todt.

Aber damit war der grauſame Theoderich oder vielmehr die Höflinge des Königs noch nicht zufrieden; ſie haßten auch den Schwiegervater des Boethius, den alten, ehrwürdigen Symmachus; denn dieſer hatte den Tod ſeines Sohnes bitterlich beklagt und ſollte geſchworen haben ihn zu rächen. Er wurde in Ketten von Rom nach Ravenna geſchleppt und mußte

dort sterben, wie sein Sohn. So befleckt Willkür und rohe Grausamkeit das Ende der Regierung des Gothenkönigs, wie den Anfang.

Nicht lange nachher aber geschah es, daß einmal der Kopf eines großen Fisches auf die Tafel des Königs gesetzt ward. Theoderich betrachtete eine Weile den Kopf, alsdann rief er zum Schrecken Aller, die es vernahmen: „Seht da, das ist der Kopf des Symmachus. Seht, wie seine Augen vor Wuth funkeln, seine Mund ist bewaffnet mit langen Zähnen, er will mich damit zerknirschen.“ Alsdann fiel der König zurück und man brachte ihn in sein Zimmer und bedeckte ihn warm; denn der Frost des Fiebers schüttelte seine Glieder. Endlich verfiel er in einen kurzen Schlummer. Als er wieder erwachte, stammelte er in gebrochenen Worten vor seinem Leibarzte Elpidius seine tiefe Reue über den Mord des Boëthius und Symmachus. Die Krankheit aber nahm zu und nach dreien Tagen starb der gewaltigste König seiner Zeit (526).

Sein Enkel Athalarich, der Sohn Gutharichs, der Letzte aus dem Stamme der Amelungen, erbte das Reich. Amalasuntha, die Mutter des jungen Königs, hieß den Sarg ihres Vaters in ein herrliches Grabmal setzen, das er sich selbst erbaut hatte. An einem hohen Orte bei Ravenna ward eine runde Kapelle erbaut, dreißig Fuß im Umfange. Die Kuppel derselben bestand aus einem einzigen Granitblock und aus dem Mittelpunkt derselben ragten vier Säulen, diese trugen eine Urne, in welcher die Ueberreste des ostgothischen Königs lagen.

Sein Gedächtnis aber starb nicht aus unter dem gothischen und den anderen deutschen Stämmen, sondern es lebte im Liede, und unter dem Namen Dieterich von Berne war Theoderich noch im Mittelalter neben Siegfried der Kern der deutschen Heldensage. Die Sage brachte ihn in Verbindung mit

dem Hunnenkönig Attila als seinem Lehensherrn, und so sehen wir ihn im Nibelungenliede, nachdem alle Hunnen bei Attila (Etzel) und alle Burgunden bis auf Gunther und Hagen gefallen sind, mit seinem treuen Begleiter Meister Hildebrand den Kampf gegen diese beiden, ihre ehemaligen Freunde, aufnehmen und sie beide bezwingen. In anderen Sagen wird Dietrich uns dargestellt als der Sohn eines Riesenelfen, der ihm einen zornigen Feueratheм gibt, so daß die Gegner ihm nicht zu widerstehen vermögen, wenn er erst zornig wird und vor seinen Athemzügen der Panzer seiner Gegner erglüht. Auch den germanischen Stämmen des Nordens ist Dietrich bekannt; in der Vilkinasage ist sein Abzeichen ein goldener Löwe auf rothem Schilde, wie auch die deutsche Sage in „Ecken Ausfahrt" von Dietrich berichtet:

der vuort an sinem schilde ein lewen, was von golde rôt,
der führte in seinem Schilde einen Löwen, war von Gold roth.

In allen diesen Sagen ist der treuste Begleiter des Königs Dietrich der erfahrene Meister Hildebrand. Ueber diesen ist uns ein Theil des ältesten deutschen Gedichtes erhalten, aus dem achten Jahrhundert nach Christi Geburt. Es beginnt: Ik gihôrta dhat seggen dhat sih urhêttun ænon muotin Ich hörte das sagen daß sich herausforderten einmüthiglich hiltibrant enti hadubrant u. s. w.

Hiltibrant und Hathubrant u. s. w. Es wird in diesem Gedichte erzählt, daß der alte Hildebrand, welcher mit Dietrich vor Otoakers Zorne nach Osten geflohen ist, nun wiederkehrt, um seine Heimat, sein Weib und seinen Sohn einmal wiederzusehen. Aber sein Sohn Hadubrand ist unterdessen herangewachsen und obwohl der Vater sich ihm zu erkennen gibt, will der Sohn von ihm nichts wissen, sondern nennt ihn einen Hunnen, der ihn berücken wolle. Vergebens bietet Hildebrand

ihm Geſchenke an, der Sohn will ſie nur durch des Speeres Spitze erwerben, und ſo iſt denn der Kampf zwiſchen Vater und Sohn unvermeidlich. Das Uebrige dieſes koſtbaren alten Gedichtes iſt uns verloren; aber aus anderen Dichtungen wißen wir, daß Hildebrand ſeinen Sohn beſiegt, der ihn dann gern als Vater anerkennt und zu ſeiner Mutter führt. Dieſe wundert ſich ſehr darüber, daß ihr Sohn den, wie ſie meint, gefangenen Mann oben an bei Tiſche ſetzt. Da erzählt Hadubrand, daß es der Vater ſei und Hildebrand läßt ſeinen Ring in den Becher ſeiner Gattin fallen, die ihn daran erkennt. —

Das iſt einer der älteſten Ueberreſte unſerer Sprache; aber alle gothiſchen Lieder von Theoderich ſind verklungen und uns unerreichbar.

27. Theoderichs Enkel Athalarich.

Theoderichs Tochter Amalaſuntha, die früher den Amelungen Eutharich zum Gemahl gehabt hatte, war eine fein gebildete Frau und dachte ſo auch ihren Sohn Athalarich zu erziehen, daß allmälig durch ihn die Gothen der römiſchen Bildung theilhaftig würden. Deshalb übergab ſie ihn drei alten auserwählten Männern, welche ſie als die einſichtsvollſten erprobt hatte. Das gefiel den anderen Gothen nicht; denn ſie zogen vor nach alter Weiſe zu leben und meinten, die Römer wären nur dazu da ihre Diener zu ſein. Als einſtmals die Mutter mit ihrem Sohne in ihrem Zimmer war, begieng der Knabe eine Unart. Die erzürnte Mutter gab ihm darauf eine Ohrfeige: aber der Knabe ſtürzte laut weinend in das Zimmer der Hofleute, wo mehre Männer bei einander waren. Dieſe wurden zornig gegen Amalaſuntha und ſagten, ſie gienge darauf aus ihren Sohn ſobald wie möglich zu tödten, damit ſie einen andern Mann heirathen und mit dieſem zuſammen über Italien

herrſchen könne. Alsdann giengen einige Männer zu Amalaſuntha und beklagten ſich, daß ihr König auf eine nicht ehrenhafte Weiſe erzogen würde; denn gelehrte Wißenſchaften hätten mit der Tapferkeit nichts zu thun, und die Lehren und Ermahnungen ſchwacher alter Männer brächten zur Furchtſamkeit und zum demüthigen Sinne; ſtatt deſſen thue es Noth, daß wer ſich durch Kriegesruhm auszeichnen ſollte, ohne Furcht vor Ermahnungen nach ſeiner Neigung in den Waffen erzogen würde. Sie beriefen ſich auf Theoderich, der es auch nie geduldet habe, daß man Kinder gothiſcher Eltern in die lateiniſchen Schulen ſchickte, weil er befürchtete, daß ſie nie mit unerſchrockenem Muthe den Speer oder das Schwert des Feindes anblicken würden, wenn ſie vor der Ruthe gezittert hätten. Sie ſagten ihr ferner, daß ſie auch bedenken müße, wie Theoderich, der ſich doch ſo vieler Länder und eines ſo herrlichen Reiches bemächtigt habe, von den Wißenſchaften doch auch ſo wenig gewuſt hätte. „Darum," fuhren ſie fort, „Königin, gib den Lehrern jetzt ihren Abſchied und laß Athalarich zu ſeinen Jugendgenoßen unter den Gothen gehen, daß er ſich mit ihnen übe und an ihnen lerne, wie er mit Gothen umgehen müße."

Als Amalaſuntha dieſe Anrede vernahm, that es ihr zwar bitterlich leid; aber aus Furcht, daß die Gothen etwas gegen ſie unternehmen möchten, ſagte ſie, das Gehörte wäre ihr ganz lieb, und bewilligte die Forderungen der Gothen. Die Greiſe wurden aus Athalarichs Umgebung entfernt und ſtatt ihrer kamen jüngere Männer zu ihm. Als er nun zum männlichen Alter heranreifte, reizten ihn dieſe Jünglinge, ſeinen Leidenſchaften und Lüſten zu fröhnen. Von da an kümmerte ſich Athalarich wenig um ſeine Mutter und ihre Rathſchläge, und ſein Lebenswandel zerrüttete die Geſundheit ſeines Leibes wie ſeiner Seele. So ſtarb Atalarich im Jahre 533. Von da an war der Verfall

des ostgothischen Reiches unaufhaltsam, bis es endlich dem Kriegsglück des oströmischen Feldherrn Belisar erlag. Doch bevor wir dazu fortgehen, wollen wir hier die Geschichten des vandalischen Stammes einschalten. Dieser war mit den gothischen Stämmen verwandt und hatte sich ungeachtet der kleinen Zahl seiner Männer das herrliche Land Nordafrikas unterthan gemacht und beherrschte von da aus die See. Aber die Kraft der Vandalen erschlaffte durch Schwelgerei, und schon vor dem ostgothischen Reiche machte derselbe Feldherr Belisar dem vandalischen ein Ende. Nachdem ich diese Bemerkung habe vorausschicken müßen, will ich jetzt meinen Lesern die Einzelheiten von dem Stamme der Vandalen und ihrem Untergange erzählen.

Vandalen.

1. Der Zug der Vandalen nach Süden.

Um dieselbe Zeit, als Alarich, der König der Westgothen, in Italien einbrach und das erstaunte Rom nach so vielen Jahrhunderten des Sieges und der Beraubung anderer Völker selbst wieder plünderte und beraubte, um dieselbe Zeit brach ein wilder Haufe anderer Völkerschaften in Gallien ein. Sie waren meist von der Gegend hergekommen, welche die Oder durchfließt, und unter ihnen waren Vandalen, Burgunden, Alanen, Sueven. Alles was auf ihrem Wege lag, wurde zerstört, namentlich giengen die schönen Städte am Rhein, unter denen Mainz die erste war, in Flammen auf. Nur für Gold und Silber ließ Godegisel, der als König der Vandalen den ganzen Zug anführte, den römischen Unterthanen, die zum Kämpfen nicht den Muth hatten, das nackte Leben. Die Burgunden trennten sich von den andern, denn ihnen gefiel das Land an der Rhone und dort gedachten sie ihre Wohnsitze aufzuschlagen; aber die andern trieb die Wanderlust immer weiter nach Westen. Die Vandalen waren gothischen Stammes und bedienten sich derselben Sprache und hatten ähnliche Gebräuche wie die Gothen. Aber sie fürchteten sich vor den Westgothen, und als

nach Alarichs Tode der ſtattliche Athaulf in Gallien einzog, hatten die Vandalen, Sueven und Alanen ſchon die Pyrenäen überſtiegen und wohnten in dem ſchönen Spanien, welches ſie durch das Looß unter ſich getheilt hatten.

Im Norden des Landes, in Gallicien, wohnten die Vandalen und die Sueven; weiter nach Süden zu, in dem Lande, das unter den Römern Luſitanien hieß und jetzt Eſtremadura genannt wird, wohnten die Alanen, und in dem Lande, welches der Guadiana, damals Bätis genannt, durchſtrömt, wohnte ein anderer Theil der Vandalen, der den Beinamen Silinger hatte. Die ehemals römiſchen Spanier aber wohnten mitten unter dieſen Völkern und erkannten ſie als ihre Herren an. Namentlich blieben den früheren Einwohnern des Landes die Städte, die die Deutſchen verſchmähten; denn ihnen war es am meiſten um den Beſitz des fruchttragenden und viehnährenden Landes zu thun und von den Handwerken und Künſten der Städte wußten ſie nichts.

Allmälig erholte ſich das Land von den ſchweren Wunden, welche das Schwert der rohen Völker ihm geſchlagen. Dieſe hatten nach ihrer gewohnten Weiſe Alles zerſtört und dadurch eine ſchreckliche Hungersnoth hervorgebracht, in welcher die Menſchen ſelbſt einander nicht verſchonten, um nur ihr Leben zu friſten. Die Noth des Hungers hatte dann auch ihre gewöhnliche Gefährtin, die Peſt, nach ſich gezogen und Elend und Jammer herrſchten in dem ganzen Lande. Aber die rohen Völker kamen zur Einſicht, ſie verwandelten ihre Schwerter in Pflugſchare und bebauten das Land, das bald wieder ſchön und blühend wurde. Ja es kam bald dahin, daß die noch übrigen früheren Bewohner des Landes ſagten, ſie wollten lieber unter der Herrſchaft dieſer wilden Völker leben, als unter der des römiſchen Kaiſers, der ſie ſo ſchwer mit Steuern geplagt hätte.

Der römiſche Kaiſer aber konnte den Verluſt des ſchönen Spaniens nicht verſchmerzen und bat deshalb den Weſtgothenkönig, die fremden Völker aus dem Lande zu jagen. Die Vandalen hatten noch einen alten Haß gegen die Weſtgothen, weil ſie früher viel von ihnen erlitten hatten. Sie gaben den Gothen einen Spottnamen truli, weil dieſe einmal zur Zeit des Hungers ein Goldſtück für je eine trula Waizen, ungefähr ein halbes Pfund, bezahlt hatten (vergl. S. 41). Den Gothen war immer noch der Krieg die liebſte Beſchäftigung und darum folgten ſie der Aufforderung ſehr gern und ihr König Wallia ließ dem Kaiſer ſagen: „Habe du nur Frieden mit uns Allen und nimm von uns Allen Geiſeln an: wir aber kämpfen unter uns; wenn wir fallen, iſt es unſer Geſchick, und wenn wir ſiegen, iſt es dein Gewinn. Der größte Vortheil aber wird es für dich ſein, wenn wir in dieſem Kampfe Alle untergehen.“ Aber die Weſtgothen konnten doch die Vandalen nicht beſiegen, und darum machten ſie bald hernach Frieden.

2. Der Kampf der Sueven und Vandalen.

Ueber den Kampf der Sueven und Vandalen erzählten die Franken des ſechſten Jahrhunderts folgende Sage.

Die Siege der Vandalen brachten es dahin, daß die Alanen und Silinger ganz mit ihnen verſchmolzen und nur die Sueven noch übrig waren. Aber unter dieſen beiden Völkern entſtand Streit, weil ſie ſich ſo nahe wohnten. Als ſie ſchon in Schlachtordnung einander gegenüber ſtanden, ſprach der König der Sueven: „Warum ſoll denn der Kampf durch beide Völker wüthen? Wir wollen nicht ſo viele umkommen laßen, ſondern von jeder Seite möge ein Mann hervortreten und dieſe Beiden ſollen für uns Alle den Kampf ausfechten. Wer dann unterliegt, deſſen Volk ſoll dem andern weichen.“ Dieſen Vor-

ſchlag billigte das ganze Volk und auch Tranſimund, der erſt wenige Tage vorher König der Vandalen geworden war. Als nun die beiden Jünglinge kämpften, ward der Vandale beſiegt und erſchlagen. So muſte denn Tranſimund gemäß der Uebereinkunft aus dem Lande weichen; doch bat er ſich eine Friſt aus, um erſt Alles zum Aufbruche zu bereiten. Allein er gieng noch nicht fort, ſondern führte bald darauf noch weiter Krieg mit den Sueven, bis ein anderer Grund hinzukam, der die Vandalen nach dem fruchtbaren Nordafrika hinüberlockte.

3. Bonifacius ruft die Vandalen nach Afrika (429).

Um jene Zeit waren zwei hervorragende Männer im römiſchen Reiche, Aëtius und Bonifacius, beide kräftig und in Kriegserfahrung allen anderen Römern überlegen. Auch ſonſt zeichneten ſie ſich ſo durch ihre Tugenden aus, daß wer ſie beide die letzten großen Römer nennte, ſchwerlich irren würde. Aber zwiſchen beiden entſtand Eiferſucht wegen der Verwaltung der Provinzen. Placidia, die nach dem Tode ihres Bruders Honorius das weſtrömiſche Reich regierte, machte Bonifacius zum Statthalter von Afrika. Das war dem Aëtius leid; aber er ließ ſein Misvergnügen nicht merken; dennoch war die Feindſchaft zwiſchen Beiden nicht offen ausgebrochen, ſondern wurde Allen unbekannt von ihnen beiden im Stillen gehegt. Als Bonifacius nach Afrika abgereiſt war, fieng Aetius an ihn bei Placidia anzuklagen, als wenn er nach der Herrſchaft ſtrebte und ihr und ihrem Sohne Valentinian zuerſt Afrika entreißen wollte. Er ſagte ihr, es wäre nicht ſchwer für ſie das deutlich zu ſehen: denn wenn ſie Bonifacius von Afrika herriefe, ſo würde er nicht kommen. Die Kaiſerin hörte auf das, was ihr Aetius ſagte und wollte ſeinen Vorſchlag ausführen.

Aber Aetius ſchrieb unterdeſſen heimlich an Bonifacius

und ließ ihm ſagen, daß die Mutter des jungen Kaiſers Böſes gegen ihn vorhabe, und als Zeichen dieſes Haßes gab er ihm an, daß Placidia ihn bald zurückrufen würde. Dieſe Worte glaubte Bonifacius und als die Geſandten der Kaiſerin kamen, gab er ihnen zur Antwort, daß er nicht gehorchen würde. Auf dieſe Nachricht hielt Placidia den Aetius für den treueſten Diener und traute ihm eben ſo viel, als ſie dem Bonifacius mistraute. Dieſer aber ſah ein, daß er der kaiſerlichen Macht doch nicht gewachſen wäre, und da er keine Rettung für ſich ſah, wenn er nach Rom reiſte, überlegte er bei ſich, wie er die Vandalen ſich verbinden und zu ſeiner Hilfe bereit machen könnte. Denn Bonifacius kannte die Vandalen ſchon länger, weil er ſich ſeine Frau aus dieſem Stamme geholt hatte. Ueber dieſes Volk regierte Gundarich und mit ihm ſein Bruder Genſerich*), von denen jener langſam und träge, dieſer aber muthig und entſchloßen war. An dieſe ſchickte darum Bonifacius Boten und ließ ſie auffordern, mit ihm einen Bund zu machen; dann könnten ſie drei ſich in das reiche Afrika theilen und ſich gegenſeitig unterſtützen, wenn jemand es ihnen ſtreitig machen wollte. Die Vandalen hatten längſt mit Sehnſucht nach dem ſchönen Lande hinübergeblickt, das für die reiche Kornkammer Roms galt, und deshalb waren ſie bald bereit. Sie ſetzten ſich auf Schiffe und fuhren hinüber. Dieß geſchah im Jahre 429 nach Chriſti Geburt.

4. Der Vandalenkönig Genſerich.

Bevor aber noch die Vandalen hinüberzogen, ſtarb ihr König Gundarich und Genſerich übernahm allein die Führung

*) Dieſer Name, der weniger richtig auch Geiſerich genannt wird, iſt von gans (anser). Auch ſonſt wählte man häufig Eigennamen nach Thieren.

ſeines Volkes. Er war von mittelmäßiger Geſtalt und lahm an einem Fuße, weil er einmal vom Pferde gefallen war. Er hatte einen ſcharfen Verſtand, ſprach aber wenig; er verachtete Ueppigkeit und ertrug jegliche Beſchwerde. Von Gemüthsart war er jähzornig, begierig nach Beſitz, ſehr vorſichtig, wenn er mit anderen Völkern anband, aber immer bereit, den Samen der Zwietracht auszuſtreuen. Im Mai des Jahres 429 ſammelte er an der Mündung des Guadiana ſeine Schiffe, doch kehrte er noch einmal um, weil der König der Sueven ſofort über das verlaßene Land hergefallen war, um es zu plündern. Genſerich ſchlug ihn, ſo daß er floh und dann im Fluße Guadiana ertrank. Darauf fuhr Genſerich über die Meerenge und der Schrecken gieng vor ihm einher. Es waren nicht viele Vandalen, in allem nur achtzigtauſend, die hinüberzogen, und Genſerich ſuchte ihre Anzahl für die Feinde dadurch zu vermehren, daß er hundert Befehlshaber von je tauſend Mann ernannte. Aber die Vandalen waren kräftig und muthig, nicht durch Ueppigkeit entnervt, wie die Römer, ſondern geſtählt durch ihre Lebensweiſe. Ihre Tugenden waren Muth und Ausdauer, ſie waren aber in ihrer Raubſucht und Zerſtörungswuth roher, als irgend ein anderer deutſcher Stamm, ausgenommen vielleicht die Franken. Ein Schriftſteller jener Zeit, der aber als verfolgter Katholik gegen die arianiſchen Vandalen erzürnt war, ſagt uns von ihnen, weil ſie unwißend in der Kunſt des Belagerns der Städte geweſen wären, hätten ſie an den Thoren derſelben Leichen aufgethürmt, bis der unerträgliche Geruch der Verweſung und die daraus entſtehenden Krankheiten die Bürger der Städte zur Uebergabe gezwungen hätten. Aber dieß iſt nicht glaublich; denn von ſolchem Geruche hätten die Belagerer wenigſtens eben ſo viel gelüten, und wenn dieſe ſich entfernten von der Stadt, ſo konnten die Bür-

ger die Leichen begraben. Ein anderer Priester aber, der in dem Einfalle der Vandalen in Afrika die gerechten Strafgerichte Gottes über die Unsittlichkeit der Afrikaner erblickt, sagt uns Folgendes: „Die gothische Nation (wozu die Vandalen gehörten) ist treulos, aber keusch, die Alanen sind unkeusch, aber nicht so treulos; die Franken sind lügenhaft, aber gastfrei; die Sachsen sind wegen ihrer Grausamkeit abscheulich, allein wegen ihrer Keuschheit zu ehren; denn alle diese Nationen haben etwas Gutes, aber zugleich auch etwas Böses an sich. Bei den Afrikanern dagegen findet sich nichts als Böses."

Als Bonifacius seine Freunde im Lande hausen sah, hätte er sie gar gern wieder hinübergeschickt; aber das war zu spät und den Vandalen gefiel es gar zu gut in Afrika. Da nun auch die Kaiserin Placidia hinter die Ränke des Aetius gekommen war, befahl sie Bonifacius die Anführung des römischen Heeres in Afrika. Allein Genserich schlug ihn und breitete seine Macht immer weiter aus, belagerte auch die feste Stadt Hippo. Die Einwohner dieser Stadt litten große Noth und unter ihnen auch der berühmte Bischof Augustin, der im dritten Monate der Belagerung starb. Genserich konnte die Stadt nicht gewinnen; jedoch besiegte er noch einmal den Bonifacius. Aber er war zu klug, mit seiner geringen Volksmenge auf die Dauer den Kampf gegen die Römer zu wagen, und schloß deshalb mit dem Kaiser Valentinian Frieden. Er versprach jährlich Getreide nach Italien zu senden und schickte dem Kaiser als Unterpfand seiner Treue seinen Sohn Hunnerich. Das gute Vernehmen mit dem Kaiser erhielt sich auch, so daß dieser dem Genserich sogar den Hunnerich zurück gab. Also wohnte ein deutscher Stamm, der von der Oder hergekommen war, im warmen Afrika und ward dort blühend und mächtig.

5. Die Strenge der Vandalen.

So lange Genſerich lebte, behielten die Vandalen treu ihre väterlichen Sitten. Sie waren grauſam und roh, aber nüchtern, mäßig und keuſch. Ihre Trachten blieben dieſelben, welche ſie in ihren heimatlichen Wäldern getragen hatten, und wenn ein Römer am Hofe der Vandalen ein Staatsamt bekleiden wollte, ſo mußte er ihre Sprache lernen und ſich vandaliſch kleiden. Sie zerſtörten mehr, als auch bei ihren Eroberungen nöthig war, oft aus offenbarem Muthwillen: allein eben ſo thaten auch die anderen deutſchen Stämme und darum kann man ſie nicht ſchlimmer nennen, als dieſe. Sie verfolgten die Katholiken, weil ſie Arianer waren; aber wo die Katholiken die Herrſchaft hatten, da verfolgten ſie ihrerſeits die Arianer. Jedoch dieſe Verfolgungsſucht war mehr bei den Biſchöfen und Prieſtern, als beim Volke und dem Könige. Für uns aber hat dieſe Verſchiedenheit des Glaubens der Römer und der Deutſchen den Nachrichten ſehr geſchadet; denn die Römer, welche uns Berichte von dieſen deutſchen Volksſtämmen überliefert haben, waren ſämmtlich Katholiken und die Deutſchen faſt lauter Arianer, und darum ſind die Berichte der Römer immer parteiiſch gegen die Arianer.

Bei dem Allen aber erkennen die Römer eine Tugend bei den Deutſchen und namentlich bei den Vandalen an, das iſt die ſtrenge Sittlichkeit gegenüber der Sittenloſigkeit der Römer. Sie ſetzten ſehr harte Strafen auf die Lüderlichkeit, von denen uns einige erzählt werden. Lüderliche Perſonen wurden mit Kolben auf den Kopf geſchlagen. Dieſe Kolben waren gezähnt und wurden am Kopfe umgedreht, ſo daß ſich die Haare darein verwickelten, und wenn dann kräftig angezogen wurde, ſo giengen nicht bloß die Haare, ſondern oft auch die ganze Kopfhaut mit hinweg. Einige verloren, während dieſe Strafe vollzogen

wurde, die Augen, andere ſtarben augenblicklich vor gar zu großem Schmerze. Nach dieſer Strafe wurden dann ſolche Perſonen zur Schau durch die ganze Stadt geführt, während ein Ausrufer vorhergieng.

Später aber nach dem Tode Genſerichs entarteten die Vandalen und fiengen an Theil zu nehmen an der Ueppigkeit der Römer; ja es dauerte nicht lange, ſo waren die Vandalen noch viel entarteter, als dieſe.

Die nun folgenden Erzählungen von den Vandalen ſind meiſt nach dem Berichte des Geſchichtsſchreibers Procop, welcher mit dem Feldherrn Beliſar nach Afrika hinübergieng und in ſeinen Dienſten den Krieg gegen die Vandalen mitmachte. Vieles erzählt er als Augenzeuge, Vieles hat er von den Vandalen ſelbſt vernommen.

6. Genſerich und Marcian.

Als die Vandalen ſich in den Beſitz Afrikas geſetzt hatten, ſoll ſich folgende Begebenheit zugetragen haben.

Genſerich hatte die gefangenen Römer in eine Halle unter freiem Himmel bringen laßen und gieng dann ſelbſt hin, um ſie zu betrachten, ob er unter ihnen vielleicht einen Mann aus ſehr edlem Stamm finden würde, oder überhaupt einen ſolchen, der eines beßeren Looßes würdig wäre. Als er nun hineintrat, fand er die Gefangenen von Hunger und Anſtrengung ermattet auf dem Boden ſchlafend. Auf einmal ſenkte ſich ein Adler von oben herab und ließ ſich mit ausgebreiteten Flügeln am Haupte des einen der Gefangenen nieder. Genſerich war darüber ſehr erſtaunt und meinte, daß dieſes wohl etwas zu bedeuten hätte; darum ließ er den Gefangenen zu ſich führen und

fragte ihn, wer er wäre. Da nannte der Gefangene ſeinen Namen, daß er Marcian hieße und ſagte, daß er der Vertraute des Feldherrn Aſpar wäre. Genſerich dachte darüber nach, wie groß die Macht des Aſpar in Byzanz wäre, und hielt es für nützlich, dieſen Gefangenen freizugeben; denn, meinte er, wenn die Gottheit ihm die kaiſerliche Würde beſtimmt hat, ſo würde es vergebens ſein, gegen den göttlichen Rathſchluß kämpfen zu wollen, dagegen könne ſchon jetzt der künftige Kaiſer durch einen Eid zum Frieden verpflichtet werden. Deshalb forderte Genſerich von Marcian einen Eid, daß er ihm freundlich geſinnt bleiben und niemals die Vandalen mit einem Krieg überziehen wollte. Das verſprach Marcian und ward freigelaſſen. Nicht lange hernach ſtarb der Kaiſer Theodoſius und Marcian wurde Kaiſer. Er war ein milder und freundlicher Herrſcher und gedachte auch des Verſprechens, welches er einſt dem Genſerich abgelegt hatte. Dieſem Eide getreu hielt Kaiſer Marcian Friede mit den Vandalen.

7. Die Plünderung Roms durch die Vandalen (455).

Der Kaiſer Valentinian von Weſtrom beleidigte in ſeinem rohen Uebermuthe einen Senator, Namens Maximus, und dieſer rächte ſich durch die Ermordung des Kaiſers. Dann begrüßte ihn das Volk von Rom, dem jede Veränderung lieb war, mit Jubel als den neuen Kaiſer, und Eudoxia, die Gemahlin Valentinians, ſollte mit dem Mörder ihres Gatten den Thron theilen, ja Maximus rühmte ſich noch ſeiner That gegen ſie. In ihrem Schmerze und ihrem Zorne wußte ſie kein anderes Mittel ſich Rache zu verſchaffen, als die Hilfe des Vandalenkönigs Genſerich, der ja mit Valentinian zuletzt befreundet geweſen war. Darum lud Eudoxia ihn heimlich ein, daß er nach Rom kommen und Maximus beſtrafen möchte. Den

beutelustigen Vandalen und ihrem Könige aber konnte kaum eine Botschaft willkommener sein, als diese. Sofort rüstete Genserich eine Flotte aus mit einer reichlichen Zahl von Lastschiffen, welche die Beute aufnehmen sollten; denn die Strafe sollte nicht bloß den Kaiser Maximus, sondern die ganze Stadt Rom treffen.

Obwohl aber Maximus bald Nachrichten davon erhielt, was in Afrika vorbereitet würde, so dachte er doch kaum an eine Gegenwehr. Als die Schreckensnachricht kam, daß man von der Küste aus die vandalischen Segel erblicke, wollte der Kaiser fliehen; aber ein tobender und lärmender Volkshaufe umdrängte seinen Palast und empfieng den heraustretenden Kaiser mit einem Hagel von Steinen. Die Römer wetteiferten in der Mishandlung ihres Kaisers, und als er endlich den Schlägen und Steinwürfen erlegen war, warfen sie seinen Leichnam in die Tiber. Aber der schreckliche Genserich nahte unterdessen heran. Er legte seine Flotte im Hafen von Ostia vor Anker und machte sich dann mit seinen Vandalen auf den Weg nach Rom. Niemand kam ihm entgegen, schon erblickte er die herrliche Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, da nahte nicht eine Schaar von Kriegern, sondern der Bischof von Rom umgeben von seiner ganzen Geistlichkeit. Wie die mahnenden Worte Leos vier Jahre vorher den Hunnenkönig Attila zur Rückkehr bewogen hatten, so gedachte er auch jetzt den Vandalenkönig zur Milde und Schonung zu stimmen. Seine ersten Worte übten auch auf Genserich so vielen Einfluß, daß er versprach die Wehrlosen zu schonen, die Gebäude nicht unnütz zu verbrennen und die Gefangenen nicht zu martern. Mehr aber versprach er nicht und auch das, was er versprochen, wurde nicht allzustreng gehalten.

Nur 45 Jahre waren verflossen seit der Zeit, als Rom

zum ersten Male von einer deutschen Völkerschaar, den Gothen unter Alarichs Führung geplündert wurde; aber während dieser Zeit war die Stadt aufs neue mit den Kostbarkeiten und dem Reichthume der damals bekannten Welt angefüllt. Alles wurde die Beute der Vandalen. Vierzehn Tage und Nächte lang plünderten diese in der unglücklichen Stadt, deren Einnahme ihnen keinen Tropfen Bluts gekostet hatte, und ihr Scharfsinn und ihre Grausamkeit machte alle Anstrengungen der unglücklichen Bewohner zur Verbergung ihrer Schätze nutzlos und vergeblich. Weder die Kostbarkeiten der Einzelnen, noch die des Staates entgingen den Händen der Vandalen. Genserich betrachtete das Capitol mit dem herrlichen, schwer vergoldeten Dache, das allein zwölftausend Talente gekostet hatte, und der Entschluß das ganze Dach mit sich zu nehmen, war mit der Ausführung eins *). Auf dem Capitol standen die Bildsäulen der Götter und Helden in zahlloser Menge, die schönsten Werke griechischer und römischer Kunst; sie wurden eingepackt und mitgenommen. Aber die menschliche Kunst erlitt einen unersetzlichen Verlust durch den Untergang gerade des einen Schiffes, welches mit diesen herrlichsten Denkmälern beladen war.

Die Kaiserin Eudoxia hatte nur zu bald ihre Unbedachtsamkeit bereut. Als Genserich heranrückte, wollte sie ihm entgegengehen und ihn feierlich empfangen; allein sie erkannte bald, was ihr Loos sein würde. Die Vandalen befreiten sie ohne viele Umstände zu machen, von der Last ihres goldenen

*) Man kann sich eine Vorstellung von den Gebäuden Roms aus der Berechnung des Franzesin Barthelemy machen, daß allein das Mauer- und Ziegelwerk des Colosseums nach jetzigem Gelde zwanzig Millionen Franken gekostet haben muß.

Schmucke und behandelten sie als ihre Gefangene. Mit ihren beiden Töchtern mußte die letzte noch übrige Enkelin des großen Kaisers Theodosius zu Schiffe steigen und mit hinüber fahren nach Afrika. Mit ihnen zugleich wurden viele andere Gefangene hinübergeschafft; denn die Vandalen, nicht zufrieden mit der leblosen Beute, schleppten noch eine große Anzahl Gefangener mit hinüber und theilten sie unter sich, wie man noch in unserer Zeit es mit den Negern macht. Man riß die Kinder von den Eltern, den Mann von der Frau, um entweder hohes Lösegeld für sie zu erpressen oder, wenn dieß nicht zu erhalten war, sie als gewöhnliche Sklaven arbeiten zu lassen. Bei allem diesem Jammer und Elende aber müssen wir eines Mannes gedenken, dessen Barmherzigkeit und Menschenliebe das Elend Vieler milderte und erleichterte, wenn er es auch nicht ganz heben konnte. Das war der Bischof Deogratias von Carthago. Er ließ die Kirchen seiner Stadt in Hospitäler verwandeln, das goldne und silberne Geschirr schmolz er ein und erkaufte einigen Gefangenen die Freiheit und unterstützte andere; unermüdlich war der ehrwürdige Greis bei Tage und bei Nacht beschäftigt, an den Krankenbetten zu trösten und zu helfen. Die größere Zahl der Unglücklichen aber war ihrem Leiden bald erlegen und die Ueberlebenden glaubten, daß ihre Gefangenschaft und ihre Leiden da erst recht anfangen, als der ehrwürdige Deogratias bald selbst hinweggerafft wurde. Die Kaiserin Eudoxia aber mußte es zugeben, daß Genserich eine ihrer Töchter, die auch Eudoxia hieß, wider ihren Willen mit seinem Sohne Hunnerich vermählte.

Sechshundert Jahre waren verflossen seit jenem Tage, als Scipio in die Flammen Carthagos blickte und eingedenk der Vergänglichkeit menschlicher Größe die ahnungsvollen Worte des größten Dichters sprach:

Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

An jenem Tage stand Rom auf dem Gipfel seiner Macht; denn die innere Kraft des Reiches und seiner Bürger war noch in nichts erschlafft, wenn auch die Ausdehnung desselben nachher noch größer wurde. Sechshundert Jahre darauf kam ein Barbarenstamm, der nach langer Wanderung von den feuchten Ufern des baltischen Meeres an Afrikas warmer Küste sich niedergelassen hatte, von der einstigen Nebenbuhlerin Roms hinüber zu dieser Weltstadt, um auch sie die Leiden empfinden zu lassen, die sie so im Uebermaß anderen Ländern und Völkern zugefügt hatte und Vergeltung zu fordern für Carthago.

Dennoch machte Alles dieß auf die Römer nicht großen Eindruck. Wenige Jahre hernach klagte schon der Bischof Leo, daß an dem Tage, welcher zur Erinnerung an diese Plünderung der Vandalen als ein Trauertag eingesetzt war, die Römer haufenweise in den Circus strömten, um dort den Spielen zuzuschauen; denn diese Spiele galten den Römern über Alles.

8. Die Gesandtschaft der Vandalen aus ihren alten Wohnsitzen an Genserich.

Als der Hunger die Vandalen zwang aus den alten Wohnsitzen ihres Stammes zwischen der Oder und der Weichsel auszuwandern, wollte doch eine große Anzahl von ihnen aus Trägheit der Mahnung Godegisels nicht folgen. Im Laufe der Zeit aber brachte der Boden wieder reichliche Nahrung für sie hervor und sie fühlten sich ganz behaglich in ihrer Heimat. Unterdessen gelangten häufig Nachrichten zu ihnen von den Siegen ihrer Brüder in Spanien und in Afrika und erfüllten sie mit Freude; namentlich war die Botschaft ihnen angenehm, daß

Genserich mit den Seinen ganz Afrika sich unterworfen habe; denn sie dachten, daß nun doch wohl jedes Land seinen Bewohnern genug Nahrung geben würde, und daß ihre Brüder niemals wieder zu ihnen zurückkehren würden. Aber da sie besorgten, daß doch wohl einmal, wenn auch nicht diese ihre Stammesgenossen, so doch die Abkömmlinge derselben aus Afrika vertrieben in ihre alte Heimat zurückkehren möchten, schickten sie Gesandte an den König Genserich. Als dieser sie vorließ, sprachen sie ihm im Namen ihrer Brüder ihre Freude aus über die Erfolge, welche die Waffen ihrer Stammesgenossen erfochten hätten, und stellten dann ihre Bitte, daß doch jetzt Genserich und die Seinen, die wohl niemals daran dachten in ihr altes Stammland heimzukehren, alle ihre Ansprüche darauf ihnen feierlich abtreten möchten, damit im Falle ein Feind sie daraus vertreiben wollte, sie wüßten wofür sie kämpften und für ihr Eigenthum zu sterben sich nicht scheuten. Diese Forderung schien Genserich und den anderen Vandalen billig und gerecht zu sein, und sie waren schon bereit sie den Gesandten zu bewilligen, als ein alter Mann auftrat, ehrwürdig durch die Weisheit seiner Rathschläge und durch seinen Rang unter den Vandalen. Dieser sprach: „In menschlichen Dingen hat Nichts Bestand und Dauer, sondern Alles ist dem Zufall ausgesetzt und ungewiß. Was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen, und auch über uns kann das Unglück kommen. Darum ist mein Rath, daß wir der Bitte unserer Stammesgenossen nicht nachgeben."

Das leuchtete auch dem König Genserich ein und deshalb entließ er die Gesandtschaft, ohne ihre Bitte zu gewähren. Die Vandalen freilich verfluchten ihn und den Rathgeber als Verkündiger des Unmöglichen, aber ihre jenen Nachkommen erinnerten sich dieser Geschichte und sahen wohl ein, daß es

dem Menschen nicht beschieden ist Etwas mit Gewißheit das Seinige zu nennen und daß das Unglück überall dem Menschen nahe ist. Als aber damals neunzig Jahre nach dieser Gesandtschaft die Römer das Vandalenreich vernichteten, wäre es vergeblich gewesen für die Uebrebleibenden, nach den Ufern der Oder und der Weichsel zu entfliehen; denn der Name ihrer Stammesgenoßen war dort untergegangen und andere Völkerfluten hatten von Osten her diese Länder überschwemmt. Die Stämme der Slaven wohnten schon in jenen Ländern.

9. Genserichs Seeräuberei und der Angriff der Oströmer.

Die Vandalen hatten in Afrika bald das zweckmäßigste Mittel zur Erweiterung ihrer Macht erkannt und darum alle ihre Kräfte darauf verwandt, sich eine tüchtige Seemacht zu verschaffen. Dazu kam ihr Hang zur Seeräuberei, welche ihnen eben so wohl, wie den anderen deutschen und nordischen Stämmen, nicht allein nicht für etwas Schlimmes galt, sondern die rechte Manneskraft und den rechten Muth zu fordern schien. Der Kaiser Marcian in Ostrom war zu milde, als daß er den Vandalen hätte Widerstand leisten wollen und können, und wenn er Gesandte an Genserich schickte, so lachte dieser sie aus und ließ sie so wieder heim gehen. Die Vandalen durchfuhren das mittelländische Meer nach allen Richtungen und raubten was sie fanden. Einst fuhr auch Genserich von dem Hafen Carthago aus und hatte sich noch nicht entschloßen, welchen Weg er nehmen wollte. Als ihn nun der Steuermann seines Schiffes fragte, wohin er lenken sollte, antwortete Genserich: „laß uns fahren, wohin Gott uns führt.“ So spannten sie die Segel aus und richteten die Schiffe, daß der Wind günstig in die vollen Segel blies.

Aber ſolche Nachbarn waren dem römiſchen Reiche doch zu gefährlich und zu läſtig und deshalb beſchloß der Kaiſer Leo, der nach Marcian in Conſtantinopel Kaiſer wurde, eine große Flotte gegen die Vandalen auszurüſten und das Reich derſelben zu vernichten, es koſte was es wolle. Aus ſeinen eigenen Beſitzthümern gab er ſiebzehntauſend Pfund Goldes zu dieſem Kriege und, wenn wir den Berichten Glauben ſchenken dürfen, die ſich aus jener Zeit erhalten haben, ſo koſtete die ganze Unternehmung ſieben und vierzig tauſend Pfund Goldes. Auf eilf hundert Schiffen wurden hundert tauſend Mann Soldaten nach Afrika hinübergeführt. An der Spitze der ganzen Unternehmung ſtand Baſiliscus, der Bruder der Kaiſerin; aber der Kaiſer hätte gegen den ſchlauen Genſerich ſchwerlich einen unfähigern Mann ausſuchen können. Die Flotte lief vom Bosporus aus, durchſegelte ſtolz das Mittelmeer und landete am Vorgebirge des Mercur, das halb ſo weit von Carthago entfernt iſt, als von der Südſpitze Siciliens. Zur ſelben Zeit verjagten die Weſtrömer die Vandalen von der Inſel Sardinien. Es kam da nur darauf an, daß Baſiliscus mit ſeiner großen Macht unverzüglich auf Carthago losgieng; denn die Eroberung dieſer Stadt hätte über das Schickſal des vandaliſchen Reiches entſchieden: aber Baſiliscus hielt ſtill und that gar nichts. Sobald Genſerich dieſe Unthätigkeit ſeines Gegners bemerkte, war ſein Entſchluß ſchnell gefaßt. Er bewaffnete ſo viele Schiffe, als er nur konnte, ließ dann eine große Anzahl anderer mit Brennſtoffen anfüllen und bat nun den Baſiliscus um einen Waffenſtillſtand von fünf Tagen, damit er überlegen könne, ob er ſich ſofort dem Kaiſer unterwerfen ſolle oder nicht. Das ließ ſich Baſiliscus gefallen und Genſerich hatte gewonnen, was er wollte, Aufſchub.

Die fünf Tage waren noch nicht verſtrichen, als der Wind

der Absicht Genserichs günstig wurde. Seine Schiffe setzten sich Abends in Bewegung, gerade auf die sorglosen Römer zu, deren Wachen sie theils nicht sahen, theils sie ruhig herankommen ließen. Sobald aber die Vandalen mitten in der Nacht die römische Flotte erreicht hatten, ließ Genserich Feuer in seine Brander legen. Die römischen Wachen wollten sie abwehren, aber es war zu spät. Von dem Knattern des Holzes, dem Geprassel der Flammen geweckt eilten die Römer schlaftrunken aus den Räumen der Schiffe hervor und erblickten mit Entsetzen die lodernden Flammen, während der Wind frisch hineinblies und die Glut immer höher anfachte. Die Schiffe lagen dicht zusammen und darum sprang der Brand mit großer Schnelligkeit von dem einen auf das andere über, während die Verwirrung, das Geschrei der vom Brande Verletzten und die durcheinander ertönenden Befehle der Führer alle Hilfe unmöglich machten. Während dieses Jammers erklang der Schreckensruf: „Die Vandalen sind da!“ In weitem Kreise umzogen sie den ungeheueren Mastenwald der römischen Flotte, und sobald es einigen von diesen gelang, sich aus dem allgemeinen Knäuel der Verwirrung loszumachen und davonzueilen, wurden sie einzeln von der überlegenen Macht der Vandalen angegriffen und vernichtet. Einer der ersten Offiziere der römischen Flotte vertheidigte sein Schiff auf das tapferste. Als seine Mannschaft theils gefallen theils verbrannt war und sein Schiff in vollen Flammen stand, bot Genso, der Sohn Genserichs ihm Leben und Freiheit an, wenn er sich ergäbe; aber der muthige Mann rief aus, daß er lieber sterben, als den Vandalen sich ergeben wolle, und stürzte sich in voller Rüstung ins Meer, dessen Fluten ihn verschlangen.

Aber einer war, der sich zu retten wußte, das war Basiliscus, der Oberanführer. Er eilte schnell nach Constantinopel

und verbarg sich in der Sophienkirche, bis er Verzeihung erhielte. Davon wollte Leo zwar nichts wißen; aber die Kaiserin Verina bat und weinte so lange für ihren Bruder, bis Leo ihm verzieh. Vielen der Römer erschien die Thorheit des Basiliscus so groß, daß sie ihn offen des Verraths beschuldigten. Genserich aber war seines Sieges froh und die Küsten des ost- und weströmischen Reiches empfanden seine Rache. Diese beschränkte sich nicht bloß auf die Plünderung, sondern wo ihm Widerstand geleistet wurde, verübte Genserich oftmals solche Grausamkeiten, welche die Menschen mit Schrecken erfüllten und sie trotz der Niederlage des Basiliscus zu muthiger Gegenwehr aufgefordert hätten, wenn nicht die Entwöhnung von den Waffen und die Sittenverderbnis damaliger Zeit alle Kraft und alle Mannhaftigkeit erstickt hätte. Einstmals landete Genserich an den Ufern des Peloponnes, aber die Bewohner vertheidigten ihr Leben und ihre Habe und Genserich mußte wieder abziehen, ohne seinen Zweck der Beute erreicht zu haben; da ward er sehr zornig und fuhr nach der Insel Zakynthus, die jetzt Zanthe heißt, und wüthete dort. Viele wurden erschlagen, fünf hundert der vornehmsten Einwohner wurden in die Knechtschaft geschleppt und mit diesen und mit seiner andern Beute segelte Genserich wieder von dannen. Als er aber mitten auf dem adriatischen Meere war, ließ er die unglücklichen Gefangenen in Stücke hauen und in die Fluthen werfen. Diese That vergaßen die Römer nicht und als Belisar neunzig Jahre später das Reich der Vandalen stürzte, sagten die Römer, daß dieß die gerechte Strafe wäre für die Sünden Genserichs.

10. Der Kaiser Majorian und die Vandalen.

Im Jahre 457 wurde Majorian Kaiser über Westrom. Ueber ihn urtheilt Procop, der bewährteste Geschichtschreiber

jener Zeit: „Er übertraf alle Fürſten, die über Rom geherrſcht haben, in jeglicher Tugend; denn er war mild gegen ſeine Unterthanen und furchtbar für ſeine Feinde.“ Einem ſolchen Sinne muſte die Nachbarſchaft der Vandalen und ihre immer ſich erneuenden Raubzüge unerträglich ſein. Als wieder eine vandaliſche Flotte in Campanien landete, überfiel die Mannſchaft Majorians die mit reicher Beute Beladenen und erſchlug die ganze Schaar. Da faßte Majorian den Entſchluß, dieſen Raubzügen für immer ein Ende zu machen. Um aber dieſen Plan ausführen zu können, hatte er den Muth allein nach Afrika hinüber zu gehen, um die Geſinnungen und die Art und Weiſe der Vandalen und ihres Königs Genſerich zu erforſchen und zugleich zu erfahren, wie denn die Stimmung der Bewohner römiſcher Abkunft gegen ihre vandaliſchen Herren ſei. Er gab ſich in Afrika für einen Geſandten des Kaiſers aus, der ihn um der Erhaltung des Friedens willen zu Genſerich geſchickt hätte. Damit er aber nicht erkannt würde, hatte er die Farbe ſeines Haares und ſeines Bartes gelb gemacht, weil er wuſte, daß die Vandalen röthlichgelbe Haare hatten. Genſerich nahm ihn freundlich auf, ehrte ihn auf jegliche Weiſe und führte ihn mit in das Zeughaus, wo alle Waffen geordnet dalagen und außerdem viele andere Koſtbarkeiten. Als der Kaiſer eintrat, erzählt uns Procop, bewegten ſich die Waffen und klirrten an einander, ſo daß es ſchien, als hätte der Boden gebebt. Auch Genſerich meinte, daß es ein Erdbeben wäre, und gieng hinaus, um zu fragen, ob ein Erdbeben geweſen wäre; aber alle verneinten es und Genſerich wunderte ſich ſehr, was das wohl geweſen ſein möchte.

Nachdem Majorian Alles erforſcht hatte, kehrte er zurück und rüſtete mit aller Macht. Aber ſein Beſuch in Carthago hatte ihm gezeigt, daß es ihm nimmer gelingen werde die Van-

dalen zu ſchlagen, wenn er ihnen nicht auf ihrem eigenen Elemente entgegentreten könnte. Darum ließ er in allen Häfen Schiffe bauen, bis ſeine Flotte zu der Zahl von dreihundert großen Galeeren und einer Menge kleiner anderer Schiffe herangewachſen war. Aber auch Genſerich wurde durch ſeine Freunde und Kundſchafter von der drohenden Gefahr in Kenntnis geſetzt und ſann auf Gegenwehr. Zuerſt ließ er dem Kaiſer wiederholte Friedensanträge machen; allein Majorian wollte auf dieſe nicht eingehen, weil er wohl einſah, daß für Rom keine Sicherheit zu hoffen wäre, ſo lange dieſer gefährliche Feind es bedrohe. So mußte denn Genſerich auf andere Mittel denken. Seine Kundſchafter brachten ihm die Meldung, daß die römiſche Flotte im Hafen von Carthagena in Spanien faſt ganz unbewacht läge und daß es nur eines kühnen Angriffes bedürfe, um ſie zu vernichten. Der ſchnelle Genſerich hatte dieſe Nachricht kaum vernommen, als ſchon ſeine Flotte ausſegelte. Alles geſchah nach ſeinem Wunſche, die römiſche Flotte wurde überraſcht und an einem einzigen Tage ganz vernichtet.

Genſerich aber war klug genug und ließ ſich durch dieſen Sieg nicht blenden, ſondern machte neue Friedensvorſchläge. Aber der Kaiſer verwarf ſie und zog mit ſeinem Landheere nach der Meerenge, die jetzt die Straße von Gibraltar heißt, um von da aus ſchleunig hinüberſetzen zu können. Damit ihm aber dieſer Zug unmöglich gemacht würde, nahm Genſerich ſeine Zuflucht zu einem grauſamen Mittel: er machte nämlich ganz Mauretanien zu einer Wüſte. Es war nicht nöthig geweſen; denn Majorian erreichte ſein Ziel nicht. Im römiſchen Reiche war eine große Partei gegen ihn, weil der Kaiſer ſchonungslos alle Mißbräuche auszurotten ſuchte und, wie er nach außen Sicherheit ſchaffen wollte, ſo auch nach innen das

Reich zu kräftigen gedachte. Alle dieſe Unzufriedenen, namentlich das zahlloſe Beamtenheer, erhoben ein lautes Geſchrei, als Genſerich die Flotte im Hafen von Carthagena verbrannt hatte, und beſchuldigten den Kaiſer der Fahrläßigkeit. Als Majorian bei dem Heere am Fuße der Alpen verweilte, brach ein Aufruhr gegen ihn los und er ward gezwungen den Purpur abzulegen. Fünf Tage hernach ſtarb er, einige ſagen an der Ruhr, andere aber ſagen, daß er ermordet ſei. So war das vandaliſche Reich abermals gerettet.

11. Die folgenden Könige der Vandalen.

Nach langen Kriegesfahrten nahte im Jahre 477 das Ende des gewaltigen Vandalenkönigs Genſerich. Er ſetzte ſeinen Sohn Hunnerich zum Erben ſeines Thrones ein, denn Genſo war bereits todt, und ſtarb dann neun und dreißig Jahre nach der Eroberung Carthagos. Sein Sohn Hunnerich ſchien alle ſchlimmen Seiten ſeines Vaters geerbt zu haben, aber keine ſeiner guten. Mit unermüdeter Thatkraft hatte Genſerich bis an ſein Lebensende jährlich neue Züge unternommen und als Erbtheil der Gemahlin ſeines Sohnes, der Kaiſerstochter Eudoxia, immer neue Provinzen von dem römiſchen Kaiſer gefordert; Hunnerich hatte zwar auch Luſt am Blutvergießen, aber die Anſtrengung der Seefahrt war ihm zu viel. Er quälte und mordete die Katholiken, weil er ein arianiſcher Chriſt war, und wenn auch nur die Hälfte von dem wahr wäre, was uns die Geſchichtſchreiber jener Zeiten von ihm erzählen, ſo überſteigt es ſchon alles Maß des Menſchlichen. Die Geſchichte lehrt uns aber freilich auf jedem ihrer Blätter, daß ſich die Menſchen an allen Orten und bei allen Völkern und zu allen Zeiten um Nichts ſo ſehr gehaßt und verfolgt und gequält haben, als um ihre Meinungen über Gott und die Religion.

Bald merkten es die umwohnenden Völker, daß Genserichs starke Hand nicht mehr die Vandalen lenkte. So oft ein Zug der Vandalen auf Raub ausgieng, bestand er nicht mehr wie früher aus Vandalen, sondern zum Theil aus Mauren, welche den Vandalen unterworfen waren, während diese behaglich in ihren Palästen sich allen Freuden der Sinne ergaben. Die rohe Kraft gieng allmälig in entartete Weichlichkeit über. Da regten sich die Feinde. So lange Genserich regierte, hatten die Mauren in stiller Unterwürfigkeit den Befehlen ihrer nordischen Herren gehorcht, unter seinem Nachfolger aber rißen sie sich los und brachten dem Heere der Vandalen Niederlagen bei.

Endlich starb Hunnerich; aber auch sein Nachfolger Gundabund ließ die alte Kraft vermissen. Dann aber kam Trasamund zur Herrschaft, an mildem Sinne und an Weisheit der erste König der Vandalen. Er ließ sogleich die Grausamkeiten gegen die Katholiken aufhören und suchte sie durch ein wirksameres Mittel zu gewinnen, durch Milde und Güte und durch Belohnungen, und es schien, als sollte es ihm gelingen und die Katholiken in Afrika ganz untergehen. Aber die anderen Vandalen waren nicht eines Sinnes mit ihrem Könige und machten durch ihre rohe Grausamkeit seine Bestrebungen ganz zu nichte. Es zog einmal ein Heer derselben gegen eine Anzahl Mauren, die sich empört hatten. Die Vandalen machten die Kirchen der katholisch gesinnten Mauren zu Pferdeställen und verlangten von den Priestern die gemeinsten Sklavendienste und schlugen sie, wenn sie nicht gleich gehorchten. Sie zogen wieder ab, ohne daß es zum Treffen kam, die Mauren aber folgten ihnen auf dem Fuße. Sie reinigten alsbald die Kirchen und zündeten Weihrauch darin an, setzten die Priester wieder in ihre Würde ein und baten sie, den Gottes-

dienst nach katholischer Weise zu verrichten. Dadurch wurden ihnen im Vandalenreiche alle diejenigen zugethan, welche der katholischen Lehre anhiengen. Endlich trafen auch die Heere auf einander. Da ordnete der maurische Anführer sein Heer so, daß die Kameele wie eine Verschanzung rund umherstanden. Die Vandalen hatten aber weder Bogenschützen, noch überhaupt Fußsoldaten, sondern nur Reiterei. Die Pferde aber haben Scheu vor den Kameelen und wollten deshalb nicht vorwärts gehen. Während nun die Vandalen sie vergebens anzutreiben suchten, fiel eine große Anzahl von ihnen durch die maurischen Bogenschützen. Nicht lange nachher starb der König Trasamund, nachdem er sechs und zwanzig Jahre regiert hatte.

Nach ihm wurde Hilderich König, ein Mann von mildem Sinne, aber auch weichlich und zum Kampfe ganz untauglich. Ihm stand Amer zur Seite, den man um seiner Tapferkeit willen den Achilles der Vandalen hieß. Hilderich war auch befreundet mit Justinian, der bald nachher Kaiser von Ostrom wurde, und sie schickten einander häufig Geschenke, um ihre Freundschaft zu befestigen. Aber aus den Nachkommen Genserichs war noch ein anderer Mann im Vandalenreiche, Namens Gelimer, der älteste Enkel des Genserich nach Hilderich und darum auch der Erbe des Thrones. Gelimer war in den Waffen geübt, ein entschlossener und kriegerisch gesinnter Mann, und in dem Streben nach seinem Ziele um die Wahl der Mittel nicht verlegen. Zwar wuste er, daß er nach Hilderich die Krone tragen würde; aber das Leben seines Vetters dauerte ihm zu lange und darum klagte er ihn bei den Vandalen an, daß er unfähig wäre die Herrschaft zu führen, daß durch seine Schuld die Mauren gestegt hätten, und sagte, daß Hilderich entschlossen wäre, das ganze Vandalenreich dem Kaiser Justinian in die Hände zu liefern; denn das wäre der Zweck der häufigen Ge-

landschaften nach Constantinopel. Die Vandalen glaubten das, stießen Hilderich vom Thron in den Kerker und begrüßten Gelimer als König der Vandalen. Sie wußten ja nicht, daß dadurch gerade dasjenige herbeigeführt wurde, was sie vermeiden wollten.

12. Der Entschluß Justinians zum Kriege (532).

Als Justinian erfuhr, was Gelimer mit seinem Freunde Hilderich gethan, war er darüber sehr bekümmert und schrieb an Gelimer: „Du handelst ungerecht und dem Testamente deines Großvaters Genserich ganz zuwider, wenn du noch ferner deinen Vetter Hilderich im Kerker gefangen hältst. Du hast ja nur noch eine kurze Frist zu warten, bis dir das Recht gestattet den Thron der Vandalen einzunehmen. Laß doch dem Hilderich den Schein der Herrschaft, so lange er lebt, und dann besitze du nach Recht und Gesetz, was du jetzt ungerechter Weise inne hast. Wenn du das überlegst, so wirst du selbst deinen Vortheil dabei erkennen und mich zum Freunde haben." Ueber diesen Brief wurde aber Gelimer sehr erzürnt; er schickte die Gesandten unverrichteter Sache heim, ließ den König Hilderich in noch engeren Gewahrsam bringen und Amer, dem Freunde desselben, die Augen ausstechen. Dann höhnte er sie und bat sie, doch so zum Kaiser Justinian zu fliehen und dem ihre Noth zu klagen.

Aber Justinian sandte ihm zum zweiten Male einen Brief mit folgenden Worten: „Meinen vorigen Brief schrieb ich dir in guter Meinung, weil ich nicht dachte, daß du meiner Mahnung so entsprechen würdest. Wenn du aber nun doch dabei beharrst, das Reich nach deinem Sinne zu besitzen, so mögest du auch tragen, was danach das Schicksal über dich verhängt. Nur das noch verlange ich von dir, sende mir jetzt meinen Freund Hilderich und den blinden Amer zu, daß ich ihnen Trost

gewähre, so viel ich vermag. Wenn du aber auch das nicht einmal willst, so zwingst du mich, alle Freundschaft zu vergeßen, das Bündnis zu lösen, welches wir mit Genserich und seinen Nachfolgern bis jetzt gehalten haben, und dich mit der Gewalt der Waffen heimzusuchen.“ Darauf erwiderte Gelimer: „Ich habe nichts Unrechtes gethan; den König Hilderich hat das Volk der Vandalen seines Amtes entsetzt und demgemäß berief mich nach unserem Gesetze meine Würde zum Throne: denn ein wohl geordnetes Reich verlangt einen solchen König, welcher sich nur um die Angelegenheiten seines Reiches bekümmert und nicht um fremde. Du aber handelst ungerecht und thöricht, daß du dich um Dinge bekümmerst, die dich nicht angehen. Wenn du nun aber doch unser Bündnis aufhebst und mir Krieg androhst, so bin ich bereit dir entgegenzutreten.“ Auf diesen Brief wurde Justinian noch mehr erzürnt und sann darüber nach, wie er aufs schnellste den Krieg beilegen könnte, den er damals mit den Persern führte, damit sein Heer und dessen Feldherr Belisar nach Afrika hinübergehen könnten.

Als Justinian den Plan reiflich bei sich überlegt hatte und nach innen und außen den Frieden seines Reichs wohl befestigt hatte, berief er seinen Rath, um seinen Vertrauten die Sache vorzulegen. Aber Alle erschraken und gedachten an das Unglück des Kaisers Leo und seines Feldherrn Basiliscus. Der Schatzmeister des Reiches klagte bei sich über die unermeßlichen Kosten, die ein solcher Krieg verschlingen würde, und die Heerführer überlegten die Gefahr, weil die Römer nicht geübt waren, zur See zu kämpfen und kaum erst aus dem langen und schweren Perserkriege heimgekehrt waren. Aber dennoch wagte Niemand vor dem Kaiser offen den Plan zu misbilligen, bis der Feldherr Johannes in ernster und nachdrücklicher Rede dem Kaiser alle Schwierigkeiten und Gefahren dieses Zuges vorhielt. Er

schilderte die Macht der Vandalen und erinnerte warnend an das Schicksal des Basiliscus. Seine Worte machten Eindruck auf den Kaiser und sein Eifer für den Krieg ließ darauf bedeutend nach.

Wenige Tage nachher kam ein Bischof aus einer der östlichen Gegenden des Reiches und bat um die Erlaubnis, einige Worte mit dem Kaiser reden zu dürfen. Als sie ihm gegeben war, sprach er zum Kaiser: „Gott hat mir in der Nacht im Traum seinen Willen kund gethan und mir gesagt, daß er mit dir zürne, weil du den einmal gefaßten Entschluß, die Christen*) in Afrika aus der Hand der Barbaren zu befreien, nachher ohne Ursache wieder aufgegeben hast. Ohne Schwierigkeiten ist das Werk nicht zu vollführen, aber Afrika wird dich sicherlich noch als seinen Herrn begrüßen, denn Gott ist mit dir." Diese Worte des Bischofs brachten Justinians Entschluß zur Reife, er ließ die Ausrüstung des Heeres mit allem Eifer besorgen und ernannte Belisar zum Feldherrn über das Heer nach Afrika.

13. Belisars Fahrt und Ankunft in Afrika (533).

Das Heer der Oströmer war aus allerlei Schaaren zusammengesetzt. Unter ihnen waren Hunnen, Massageten und von deutschen Stämmen namentlich vierhundert Heruler: denn aus diesem Stamme dienten Niederreuyen damals fast in allen Kriegen. Die Flotte bestand aus fünfhundert Schiffen, die zwar nicht so groß waren, wie in früheren Zeiten die Dreiruderer der Römer, aber doch eine sehr ansehnliche Flotte ausmachten. Auf derselben waren dreitausend eigentliche Seeleute

*) Die Vandalen waren auch Christen, nur nicht katholische. Der Bischof hält sie aber als Arianer des Namens Christen für nicht würdig.

aus Aegypten, Jonien und Cilicien. An der Spitze der ganzen Rüstung aber stand Belisar*), dessen Herkunft aus Germania, einer Stadt Thraciens, sein soll.

Im Anfang des Frühlings des Jahres 533, im siebten Jahre der Regierung des Kaisers Justinian, ließ dieser die Flotte neben dem Garten seines Palastes vor Anker legen und dort wurde sie eingeweiht und feierlich für sie gebetet. Dann lichtete Belisar die Anker und fuhr ab. Mit ihm fuhr auf seinem Schiffe seine Frau Antonia, bereit mit ihm alle Gefahren des Krieges auszustehen, und sein Geheimschreiber Procopius, der ihn auch schon in den persischen Krieg begleitet hatte und uns alle drei große Kriege seines Gönners genau und ausführlich beschrieben hat. Hoffnung und Furcht wechselten in den Gemüthern der zuschauenden Menge, wie in denen der Abfahrenden; auch Procopius selbst erzählt uns, daß er nur mit Zagen sich dem Zuge angeschloßen habe, aber durch einen Traum gestärkt worden und dann mit festem Muthe mitgezogen sei. Unterwegs aber legte die Flotte in Perinthus wieder an, um einige Pferde von edler thracischer Race aufzunehmen, welche der Kaiser seinem Feldherrn zum Geschenk gemacht hatte. Von dort gelangte die Flotte nach Abydus und hier zeigte Belisar, mit welcher Strenge er auf die Mannszucht seines Heeres hielt. Zwei der Massageten berauschten sich und als einer ihrer Genoßen sie in diesem Zustande fand und deshalb verhöhnte, ermordeten sie ihn auf der Stelle. Die Massageten waren aber alle dem Genuße des Weines sehr ergeben, und darum ließ Belisar auf einem hervorragenden Felsen bei Abydos einen Galgen

*) Der Name Belisar hat keinen griechischen Klang. Nach J. Grimm ist er gothischen Ursprunges und lautet Walisharis.

errichten und die beiden Uebelthäter daran hängen. Darüber ergrimmten die andern Massageten und sagten dem Feldherrn, daß sie durch kein Gesetz gezwungen wären, diese Kriegsdienste zu thun, sondern daß es ihr freier Wille wäre: es sei aber bei ihnen nicht Sitte, auf solche Weise die Irrenden zu strafen. Mit ihnen vereinten auch viele Andere ihre Stimme und meinten, daß solche Strafen für solche Vergehen nicht billig wären. Deshalb berief Belisar das ganze Heer zusammen und hielt eine feierliche Anrede. Er sagte darin, daß das erste und wichtigste Erfordernis zur Erlangung des Sieges Gerechtigkeit wäre: denn selbst die Uebung in den Waffen sei minder wesentlich, als die strengste Gerechtigkeit und diese fordere, daß der Mörder mit dem Tode bestraft werde. Denn die Trunkenheit entschuldige diesen nicht, sie mache vielmehr das Vergehen nur noch haßenswerther. Darum ermahne er Jeden, sich des Unrechts und der Beleidigungen zu enthalten; denn er werde unerbittlich sein, das aufrecht zu erhalten, was ihm mehr werth scheine, als selbst die Tapferkeit, nämlich die strengste Gerechtigkeit. Als Belisar diese Worte gesprochen hatte, leuchtete es Vielen ein, daß er doch wohl Recht hätte, und die Uebrigen schwiegen still.

So segelten sie vorwärts. Damit die Flotte sich in rechter Ordnung zusammenhielte, färbte Belisar die Segel seines Schiffes hellroth und bei Nacht ließ er Leuchten an demselben anzünden, damit es Allen erkennbar wäre und sie ihren Weg danach richten könnten. Aber dennoch war der Zug wegen der Menge der Schiffe mit vielen Gefahren verknüpft. Belisar hatte bald Gelegenheit, auch in anderer Weise seine Gerechtigkeit zu zeigen und das Heer sich geneigt zu machen. Es wurden unerwartet viele Soldaten krank und als man nach der Ursache forschte, ergab es sich, daß einer der mächtigsten Männer in Constantinopel, Namens Johannes, der beim Kaiser sehr beliebt

und immer um ihn war, aus schnöder Gewinnsucht schlechtes Brot hatte auf die Flotte bringen laßen. Es war Sitte, das Brot zweimal zu backen, damit es sich länger hielte, wodurch es dann aber auch viel leichter wurde. Johannes aber hatte den rohen Teig in die Oefen der öffentlichen Bäder bringen laßen, wo es durch die erstaunliche Hitze bald eine Rinde bekam, als wäre das Brot gar, wenn es auch innerlich noch feucht und darum an Gewicht viel schwerer war, als dieselbe Menge des zweimal gebackenen Brotes. Dadurch ersparte Johannes sowohl an Holz als an Brotteig und den Gewinn davon steckte er ein. Diese ungesunde Kost war noch dazu faulig geworden und daher rührten die Krankheiten. Sobald Belisar dieß erforscht hatte, schrieb er erzürnt an den Kaiser, beklagte sich über dessen Günstling und erzählte, daß schon dreihundert Leute der Krankheit erlegen wären. Der Kaiser ließ sofort beßeres Brod backen, aber Johannes wurde nicht bestraft.

Das Heer des Belisar litt aber auch sonst noch manche Beschwerde. Als sie in der großen Hitze so lange auf dem Meere fuhren, gieng ihnen das Trinkwaßer aus oder wurde warm, daß es keine Erquickung mehr gewährte. Nur Antonia, die Gemahlin Belisars, wuste da zu helfen. Sie füllte gläserne Gefäße mit Waßer und brachte sie in den untersten Schiffsraum, wohin die Strahlen der Sonne nicht zu dringen vermochten. Dort grub sie dieselben in den Sand, und so erhielt sich das Waßer kühl.

Besonders aber wurde Belisar durch die Reden seiner Soldaten geängstigt. Diese sagten, daß sie wohl gern tapfer kämpfen wollten, wenn sie zu Lande wären, daß sie sich aber zur See vor den Vandalen fürchteten, da sie ja doch nicht zu gleicher Zeit mit den Wellen und den seeerfahrenen Vandalen kämpfen könnten. Als Belisar dieß Alles überlegte und mit Sorge wegen des Ausgangs seines Unternehmens erfüllt ward,

ſchickte er an der Küſte Siciliens ſeinen treuen Procop ans Land, damit er nachforſchen ſollte, wie die Oſtgothen gegen die Vandalen geſinnt wären. Procop traf in der Stadt Syracus einen alten Bekannten, der zufällig erſt drei Tage vorher von Carthago gekommen war, und dieſer ſagte ihm, daß die Römer von den Vandalen keine Liſt und keinen Angriff zu befürchten hätten, daß dieſe vielmehr ganz unbeſorgt wären und noch erſt neulich den Kern der vandaliſchen Macht nach Sardinien geſchickt hätten, um dort einen abtrünnigen Statthalter zu beſtrafen. Gelimer ſei nicht einmal in Carthago, ſondern in einer Stadt vier Tagereiſen von der Küſte und deshalb könne Beliſar unbeſorgt landen, wo er wolle. Mit dem Ueberbringer dieſer Nachricht eilte Procop ſchnell zu Beliſar zurück und brachte ihm noch dazu die für die Römer ſo erfreuliche Botſchaft, daß die Gothenkönigin Amalaſuntha, die Tochter des großen Theoderich, ihres Bündniſſes mit Juſtinian eingedenk, den Vandalen nicht bloß keine Hülfe leiſten, ſondern den Ankauf der Lebensmittel für das römiſche Heer auf der Inſel Sicilien frei geſtatten wollte. Denn ſo weit gieng die Verblendung vieler Gothen, daß ihnen die Unterdrückung der ſtammverwandten Vandalen willkommen war. Als Beliſar dieß Alles vernahm, ließ er freudig ſeine Hörner blaſen und lichtete die Anker zur Ueberfahrt.

Im dritten Monate nach der Abfahrt von Byzanz landete Beliſar an der afrikaniſchen Küſte. Die Furcht vor einem Angriff der Vandalen beſchleunigte die Ausſchiffung, und ſchon am Abende deſſelben Tages war auch ein Graben und ein Wall um das Lager gezogen und Pfähle zur Befeſtigung eingegraben. Mitten im Lager ſprudelte eine reichliche Quelle hervor, die nicht bloß für die Menſchen, ſondern auch für das Vieh eine genügende Menge Waßer darbot. Darüber freuten ſich Alle und Procop wünſchte dem Beliſar Glück, nicht ſo ſehr um des Waßers

willen, als weil dieser Anfang ihnen ein glückliches Ende ihrer Unternehmung zu weissagen schien.

Am folgenden Morgen ließ Belisar je fünf Bogenschützen in jedes der Schiffe legen, um die Flotte dadurch gegen etwaige Angriffe sicher zu machen. Unterdessen hatten einige der Männer schon die benachbarten Felder geplündert, und darum berief Belisar das ganze Heer zusammen. Dann sprach er zu ihnen folgende Worte: „Ich habe euch hier ans Land gesetzt hauptsächlich in dem Vertrauen, daß die Afrikaner, welche römischen Stammes sind, in ihrer Treue gegen die Vandalen schwanken und leicht zu uns übergehen werden. Ich dachte aber, daß uns deshalb die Lebensmittel nicht fehlen und daß die Feinde uns nicht unversehens überfallen würden. Aber eure Zügellosigkeit wird uns gerade das Gegentheil bewirken; denn durch eure Plünderungssucht werdet ihr die Afrikaner den Vandalen geneigt machen, da sie von ihnen Schutz gegen euch erwarten. Wenn ihr verständig und zu euerm Besten handeln wollt, so unterlaßt solchen gefährlichen Gewinn; denn nur durch die Freundschaft des afrikanischen Volkes wird es uns leicht sein, den Vandalen beizukommen."

Dieß sahen alle Verständigen ein und von da an wurde im römischen Heere gute Mannszucht gehalten, und was Belisar vorhergesagt hatte, traf ein. Namentlich waren die katholisch gesinnten Geistlichen immer bereit, ihren Glaubensgenoßen gegen die arianisch gesinnten Vandalen Hilfe zu leisten.

14. Belisars Zug durch Afrika (533).

Belisar zog an der Küste her auf Carthago zu, während ihm zur Rechten seine Flotte fuhr, welche sich nicht von der Küste entfernen durfte. Wenn der Wind günstig blies, so spannten sie die Segel auf, wenn nicht, so ruderten sie. Das

Landheer aber wurde von den afrikaniſchen Städten der Reihe nach willig und mit Freuden aufgenommen, und die ſiegmüden Römer erholten ſich in den Paläſten und den ſchönen Gärten der Vandalen von den Anſtrengungen ihres Zuges. Die Anlagen der Gärten waren ſo ſchön, daß Procop, der doch die Herrlichkeiten von Byzanz und von Perſien kannte, niemals anmuthigere geſehen hatte. Waßerreiche Quellen ſprudelten darin und befruchteten den Boden; ſie waren bepflanzt mit den ſchönſten Fruchtbäumen aller Art. Unter denſelben ſchlugen die Soldaten ihre Zelte auf und wenn ſie ſich alle geſättigt hatten an den Früchten, ſo ſah man noch kaum, daß eine abgepflückt war. —

In den Städten aber ließ Beliſar die Botſchaft des Kaiſers verkünden, daß er nicht mit den Vandalen Krieg führen und auch nicht den Frieden brechen wollte, welcher einſt mit Genſerich geſchloßen ſei, ſondern daß er nur deshalb ſein Heer geſchickt habe, um den übermüthigen Gelimer zu beſtrafen, der den rechtmäßigen König vom Throne geſtoßen und ſich ſelbſt die Herrſchaft angemaßt habe. Sobald aber Gelimer die Nachricht von der Ankunft Beliſars erhalten hatte, ließ er ſeinem Bruder Ammatas ſagen, daß er ſofort den gefangenen König Hilderich tödten ſollte, und bedachte nicht, daß er durch dieſe Greuelthat ſich ſelbſt den größten Schaden zufügte. Von den hundertſechzigtauſend ſtreitbaren Männern, die damals das Reich der Vandalen zählte, folgten nicht alle der Aufforderung ihres Königs Gelimer zum Kampfe; aber dennoch war ſeine Macht derjenigen des Beliſar bei weitem überlegen. Er traf ſeine Einrichtungen ſo, daß das römiſche Heer von drei Seiten zugleich angegriffen werden ſollte, von vorn durch ſeinen Bruder Ammatas, der von Carthago kam, von der Seite durch ſeinen Neffen Gibamund und von hinten durch ihn ſelbſt. Wenn

aber dieß Alles ſo geſchehen wäre, wie Gelimer befohlen, ſo wäre nach dem Zeugniſſe Procops kein einziger Römer entkommen.

Aber die Verwegenheit ſeines Bruders Ammatas brachte Gelimer um Alles. Ammatas ließ den größern Theil ſeiner Mannſchaft in Carthago und gieng nur mit wenigen und noch dazu nicht einmal auserleſenen Reitern vor, bis er die Vorhut der Römer traf. Dieſe griff er ſogleich an, aber trotz ſeines Muthes war ſeine Macht doch gar zu klein. Nachdem Ammatas mit eigner Hand zwölf Römer getödtet hatte, erlag er der Ueberzahl und fiel. Sein Tod war ſeiner kleinen Schaar das Zeichen zur Flucht und fliehend langten ſie in Carthago an und verbreiteten dort unſäglichen Schrecken. Die Römer wagten es, ihnen bis an die Thore der Stadt nachzueilen und tödteten unterwegs noch viele der Vandalen.

Die Hauptheere aber wußten von dem Allen nichts und Beliſar, deſſen Marſche ſich kein Feind entgegenſtellte, gelangte am Abend in die Nähe der Stadt Carthago und ſchlug ein feſtes Lager auf. Dann berief er ſeine Soldaten und hielt folgende Anrede an ſie: „Die Zeit des Kampfes iſt da, der Feind naht heran: unſere Flotte aber iſt weit von uns entfernt, darum liegt unſer Schickſal allein in unſeren Händen. Wenn wir geſchlagen werden, ſo iſt nirgends eine befreundete Stadt, die uns aufnehmen kann, nirgends iſt eine Zuflucht, und ein trauriges Looß wartet unſer. Wenn wir aber ſiegen, ſo haben wir den Feind vernichtet; denn uns helfen viele Dinge. Zuerſt die Abneigung der Afrikaner gegen die Vandalen, dann diejenige der Vandalen gegen ihren Tyrannen Gelimer, dann ihr Mangel an aller Kriegserfahrung; denn wir haben immer mit Feinden zu thun gehabt, ſie aber kennen ſeit Jahren keinen andern Feind als die Mauren. Darum ſeid getroſt und eures

altem Ruhes eingedenk, mit Gottes Hilfe wird es uns gelingen, jetzt den Feind zu schlagen."

Dann überließ Belisar das Lager und seine Gattin Antonia den Fußsoldaten und ging mit der Reiterei vorwärts. Er kam an die Stelle, wo jüngst sein Vorrad mit Ammatas gestritten hatte, und verwunderte sich darüber, bis die Umwohner ihm erzählten, was da vorgefallen wäre. Einige aus seiner Schaar stiegen auf die benachbarten Hügel, um rund umher auszuschauen, und ihnen zeigte sich im Süden eine große Staubwolke, in welcher sie bald die Vandalen erkannten. Während die Kaiserlichen noch unschlüssig waren, ob sie die Vandalen hier erwarten oder ihnen entgegen gehen sollten, nahten diese heran und Gelimer selbst führte sie. Als die beiden Schlachtreihen einander nahe waren, strebten sie wetteifernd einen Hügel zu besetzen, der die ganze Gegend beherrschte. Aber die Vandalen kamen den Römern zuvor und warfen die Heransteigenden zurück, bis diese fliehend auch die anderen Römer in Verwirrung brachten. So war der Sieg in den Händen der Vandalen.

Wie es aber geschehen mag, daß die Menschen oft das Kostbarste, was sie in Händen haben, ungenutzt wegwerfen, das zu erforschen ist dem menschlichen Scharfsinn zu dunkel und wir müssen uns begnügen zu wissen, daß dem so ist. Wenn Gelimer seinen Sieg verfolgt hätte, so war Belisar und das ganze römische Heer verloren, und wenn er dann sogleich nach Carthago geeilt wäre, so war es leicht, von da aus mit den vandalischen Schiffen die gering bemannte römische Flotte zu erreichen und wegzunehmen. Aber von dem Allem geschah Nichts. Gelimer schritt langsam von dem Hügel nieder in das Thal und erblickte da, wo vordem die Römer gestanden hatten, die Leiche seines geliebten Bruders Ammatas. Er weinte und wehklagte um ihn und ließ sogleich ein Grab für ihn bereiten, um ihn

ſelbſt hineinzuſenken. So verlor er die günſtige Gelegenheit, die nicht wieder kam.

Unterdeſſen ſtellte ſich Beliſar den Fliehenden entgegen und ſeine Ermahnungen brachten ſie endlich zum Stehen. Alsdann ordnete er ſie und führte ſie aufs neue gegen die noch nicht zerſtreuten Vandalen heran. Da hielten dieſe den Andrang des römiſchen Heeres nicht aus, ſondern wandten ſich nun ihrerſeits zur Flucht und Beliſar ließ ſich den Sieg nicht entgehen. Am folgenden Tage kam das Fußvolk nach und das ganze römiſche Heer zog auf Carthago. Die Bewohner dieſer Stadt öffneten die Thore und da es ſchon Abend war, als die Römer einzogen, war die ganze Stadt hell erleuchtet und die Freudenfeuer der römiſch geſinnten Einwohner brannten die ganze Nacht, während die noch übrigen Vandalen flehend am Fuße der Altäre in den Kirchen lagen. Am ſelben Tage ſchiffte mit günſtigem Oſtwinde auch die Flotte heran und die Bürger der Hafenſtadt Mandracium ließen hocherfreut die Ketten fallen, welche die Einfahrt in den Hafen ſperrten. Die Seeleute aber hatten von dem glücklichen Treffen noch nichts vernommen und ſchwebten deshalb in großer Furcht, bis Beliſar ihnen Nachricht ſchickte und eine große Anzahl von ihnen holen ließ, damit ſie an dem Triumphzuge, den er halten wollte, Theil nehmen könnten. Dann aber ermahnte er ſie, wie auch das Landheer, daß ſie namentlich in der Stadt Carthago die ſtrengſte Mannszucht halten ſollten, damit ihnen die Gemüther der römiſch geſinnten Bewohner des Landes nicht entfremdet, ſondern noch mehr zugethan würden. Dann ſetzte ſich Beliſar auf den Thron Gelimers und hörte an, wer zu ihm kam und ihm Etwas vorzubringen hatte. Dorthin kamen auch die gefangenen Vandalen zu ihm und Beliſar ſchenkte ihnen das Leben.

Der Beſitz Carthagos aber war deshalb ſo wichtig für

Belisar, weil es die einzige Stadt im Vandalenreiche war, die feste Mauern hatte; denn über Genserich hatte die Mauern aller andern Städte niedergeworfen lassen. In Carthago aber setzte Belisar sich fest, ließ die Verschanzungen wieder ausbessern und konnte mit Ruhe jeden Angriff abwarten.

Es war nun nicht mehr die Rede von der Absetzung Gelimers und der Wiedereinsetzung des Königs Hilderich; denn dieser war ja todt: es handelte sich nur noch darum, ob das Vandalenreich bestehen bleiben sollte oder nicht.

15. Die Lebensweise der Vandalen und die der Mauren.

Belisar wohnte im Palaste des Königs Gelimer und in dem Saale, wo König Gelimer die vornehmsten Vandalen zum Gastmahle einzuladen pflegte, ließ auch er ein prächtiges Mahl für die Römer veranstalten, nachdem erst ein Tag seit Gelimers letztem Mahle an jener Stätte verflossen war. Die Diener Gelimers, die am Tage vorher diesem aufgewartet hatten, trugen nun den Römern die Speisen auf und reichten ihnen die Becher. Es zeigte sich da den Römern, daß von allen ihnen bekannten Völkern der Erde keines mehr der Ueppigkeit ergeben war, als das vandalische, so sehr hatte der warme Süden, die Fruchtbarkeit des Landes und der unendliche Reichthum, den sie auf ihren Raubzügen erworben hatten, in fünf und neunzig Jahren die Sitten des einst so rauhen und harten Volkes verändert. Täglich ergetzen sie sich Alle an warmen Bädern, und was Land und Meer an seltenen und kostbaren Speisen aufzubringen vermochte, das fand man auf den Tischen der Vandalen. Ihre Geschirre waren meist golden, ihre Gewänder seiden, täglich erfreuten sie sich im Theater und an Kampfspielen, und namentlich an der Jagd. Die auserlesensten Sänger und Schauspieler waren bei

ihnen in reichlicher Zahl, und alle Genüsse des Auges und des Ohres lockten ihre Sinne, namentlich Musiker. Viele wohnten in reich bewässerten und herrlich bepflanzten Obstgärten. Gastmähler und Gelage waren bei ihnen sehr häufig und von ihrer früheren Keuschheit und Sittenstrenge war keine Spur mehr vorhanden.

Die ihnen unterworfenen Mauren dagegen schleppten ein kümmerliches Dasein hin. Gegen Sommer und Winter und alle Beschwerden des Wetters hatten sie keinen anderen Schutz, als das Obdach ihrer niedrigen Hütten, unter denen man kaum Athem schöpfen konnte. Zum Lager diente ihnen der nackte Boden, die Reichen breiteten sich ein zottiges Fell unter. Ihre Bekleidung war kunstlos und mit roher Hand bereitet, sie war immer dieselbe und konnte nicht mit der wechselnden Witterung verändert werden. Brot, Wein und alle Annehmlichkeiten des behaglicheren Lebens mußten sie entbehren, sie aßen Waizen und Gerste und andre Arten des Getreides, aber Viele genoßen es weder durch Feuer zubereitet, noch auch nur gemahlen, sondern roh wie die Thiere es eßen.

Die Vandalen waren die Herren und die Mauren ihre Unterthanen.

16. Fortsetzung des Krieges. Die Waffenthat des Diogenes.

Bei den Bürgern der Stadt Carthago galt ein altes Wort, welches die Kinder oft im Scherz sprachen: G schlägt B, aber dann schlägt B wieder G. Als nun Belisar in Carthago war, erinnerten sich die Carthager dieses Wortes und sagten, daß es eine Weissagung wäre auf die Niederlage der Vandalen; denn es bedeutete: Genserich schlägt Bonifacius, aber nachher schlägt Belisar den Gelimer. Das ist die Gewohnheit

den Menschen, daß sie nach dem Ereigniß für dasselbe eine Prophezeiung aufsuchten.

Allein Gelimer war noch gar nicht gesonnen, den Krieg aufzugeben, sondern durch Geldmittel und Freundlichkeit gewann er sich viele der afrikanischen Landleute, daß sie die Römer, welche einzeln auf dem Felde umherschweifen würden, erschlagen sollten. Für jeden Kopf sollten sie dann ein Goldstück erhalten. Da tödteten denn die Afrikaner, so viele von den Römern ihnen in die Hände fielen, aber nicht die Soldaten, sondern Diener und Troßbuben, welche sich um Beute zu machen vom Heere entfernt hatten. Zuweilen erlegten sie jedoch auch römische Soldaten und bei einer solchen Gelegenheit zeichnete sich einmal Diogenes, der Waffenträger des Belisar, durch eine herrliche Waffenthat aus. Er war mit zweiundzwanzig anderen Reitern ausgezogen, die Stellung des Feindes auszukundschaften, und übernachtete in einem Dorfe, das zwei Tagereisen weit von Carthago lag. Seine Schaar war den Dörflern zu stark, als daß sie sie hätten angreifen mögen, und deshalb gaben sie dem Vandalenkönige Nachricht, weil er gerade in der Nähe war. Sogleich schickte Gelimer eine Abtheilung von dreihundert Reitern und befahl ihnen, die Römer alle lebendig zu ihm zu führen; denn er hielt es für einen guten Fang, Belisars Waffenträger zugleich mit zweiundzwanzig Reitern gefangen zu nehmen. Diogenes war mit seiner kleinen Schaar in ein Haus getreten und hatte sich im oberen Theile desselben der Ruhe hingegeben, unbekümmert um die Feinde, von denen sie sich weit entfernt glaubten. Noch vor Tagesanbruch langten die Vandalen an, hielten es aber nicht für gerathen im Dunkeln die Thüren aufzubrechen und so das Haus zu stürmen, weil sie fürchteten, daß sie im nächtlichen Kampfe sich untereinander der Freund den Freund verletzen und vielleicht den Gefangenen in der Finsterniß

Gelegenheit zur Flucht geben könnten. Diesen Rath aber gab ihnen nicht die Besonnenheit, sondern die Furcht ein; denn sie konnten ja Fackeln tragen zur Aufhellung der Dunkelheit und wußten auch, daß die Feinde unbewaffnet und entkleidet im Schlafe lagen. Allein sie stellten sich rund um das Haus auf und warteten auf den Tag. Einer von den Römern erwachte zufällig, hörte ein Geräusch und unterschied lauschend bald das Geflüster von Stimmen. Da errieth er leicht, was vorgegangen war und weckte nun leise seine Gefährten einen nach dem andern und theilte ihnen die Lage der Dinge mit. Diogenes hieß sie darauf alle in tiefer Stille ihre Waffen anlegen, dann hinuntersteigen und die Pferde satteln und zäumen. Darauf stellten sie sich alle bereit an die Thüren und nachdem auch diese leise losgemacht waren, warfen die Römer sie schnell auf und stürmten hinaus. Die Vandalen wollten von allen Seiten herbeieilen; aber die Römer deckten sich mit den Schilden und suchten im schnellsten Laufe der Rosse zu entkommen. Es gelang ihnen und nur zwei fielen in die Hände der Vandalen, obwohl manche von den Römern einige Wunden davon getragen hatten.

17. Fortsetzung des Krieges. Der Entscheidungskampf.

Wenige Tage vor der Ankunft des römischen Heeres hatte Gelimer Gesandte an Theudis, den König der Westgothen in Spanien, abgeschickt, um mit ihm ein Bündnis zu schließen. Die Gesandten waren bis an die Meerenge zu Lande gereist und so war es gekommen, daß ein Handelsschiff, welches erst nach der Eroberung Carthagos abgefahren war, noch eher in Spanien anlangte, als diese Gesandten der Vandalen. Nichts ahnend von dem Unglücke in ihrer Heimat begaben sie sich zu

Theudis und dieser fragte sie, ob sie denn auch wohl wüßten, wie es mit Gelimer und dem Reiche der Vandalen stünde. Sie antworteten: „allerdings wißen wir das, es steht gut um die Macht der Vandalen.“ Theudis hatte den Schiffern verboten, ihre Nachricht weiter zu erzählen. Nun aber gab er den Gesandten zur Antwort: „geht doch einmal hin an den Hafen und fragt die Schiffer.“ Die Gesandten schwiegen still; denn sie hielten die Worte des Königs für die eines trunkenen Menschen. Am folgenden Tage kamen sie wieder und erhielten wiederum dieselbe Antwort von Theudis, und daraus merkten sie, daß doch wohl in Afrika sich etwas Besonderes zugetragen haben müße. Deshalb schifften sie ab; als sie aber in die Nähe von Carthago kamen, wurden sie von römischen Soldaten aufgefangen und erkannten nun bald das Unglück ihrer Nation. Aber man fügte ihnen kein Leid zu.

Nicht weit von der Grenze Numidiens sammelte Gelimer aufs neue seine Schaaren. Es waren fast nur noch Vandalen; denn wohin die Römer kamen, unterwarfen sich ihnen die Mauren und hielten mit ihnen gegen ihre bisherigen Herren. Gelimer aber wollte auch seinen Bruder Zazo aus Sardinien herbeirufen. Dieser hatte mit dem Kerne der vandalischen Macht die Insel, welche sich vor Beginn des Kriegs mit den Kaiserlichen empört hatte, seinem Bruder Gelimer wieder unworfen und wenige Wochen vor diesen Geschichten einen Boten mit dieser Siegesnachricht geschickt: „Freue dich, König der Vandalen und Alanen, die Insel ist wieder unser und dein Reich steht wieder fester, als je!“ Dieser Bote aber war in Belisars Hände gerathen und darum wußte Gelimer seit längerer Zeit Nichts von seinem Bruder. Deshalb schrieb Gelimer dem Zazo Alles was vorgefallen war und beklagte sich bitter über die Entartung der Vandalen, deren Freiheit ihren

Bruder Ammatas dem Tode überliefert und die Schlacht verloren habe. Alles sei im Besitz der Römer, nur noch das Gefilde von Bulla sei ihm übrig geblieben, und dahin möge er nun mit allen Truppen zu ihm eilen, damit sie vereint noch einmal den Kampf gegen den glücklichen Gegner versuchten.

Als Zazo diese Nachricht erhielt, theilte er sie seinen Vandalen mit und sie weinten und wehklagten, aber nur im Stillen, damit es die Bewohner von Sardinien nicht erführen. Dann segelten sie ab und landeten am dritten Tage an der Küste Afrikas. Von da aus wanderten sie zu Fuße nach Bulla und vereinten sich dort mit den andern Truppen. Als Gelimer und Zazo einander erblickten, umarmten sie sich und man konnte sie nicht wieder trennen; aber sie sprachen kein Wort und ihre Thränen flossen reichlich. So thaten auch die Andern, welche mit Zazo von Sardinien gekommen waren und die Gefährten Gelimers, und jene fragten nicht nach dem, was in Afrika geschehen sei; denn es war ja nicht schwer es zu erkennen, und diese fragten nicht nach dem Siege ihrer Brüder in Sardinien; denn er half ihnen da nichts. Auch ihre Weiber und Kinder durften sie nicht erwähnen; denn als sie sie da nicht sahen, wußten sie wohl, daß sie getödtet oder in die Hände der Feinde gekommen waren.

Nachdem Gelimer alle Macht gesammelt hatte, die ihm da zu Gebote stand, rückte er wieder mit ihr vor gegen Carthago und wollte Belisar in dieser Stadt belagern. Belisar hatte aber unterdessen allen Fleiß auf die Befestigung der Stadt verwendet, und die Bürger waren ihm zugethan; denn Belisar hatte auch nicht die geringste Plünderung erlaubt, sondern aller Handel und alle Geschäfte waren ruhig und ungestört ihren Gang gegangen. Gelimer sah auch bald ein, daß die Stadt zu

sehr befestigt war und daß er sie nicht leicht gewinnen könnte, zumal da die Vandalen seit langer Zeit alle Uebung in der Kunst der Belagerung verloren hatten. Darum umschloß er sie von allen Seiten und wartete auf eine günstige Gelegenheit zum Angriff. Belisar aber durfte keinen Ausfall wagen, wie gern er es auch wollte: denn die Massageten in seinem Heere, welche von Anfang an nicht zuverlässig gewesen waren, hatten Verbindungen mit Gelimer angeknüpft und ihm versprochen, daß sie beim nächsten Treffen nur mit geringem Eifer kämpfen oder auch zu ihm übergehen würden; denn sie fürchteten, daß die Römer sie nie wieder in ihre Heimat würden zurückkehren lassen. Sobald Belisar das erfuhr, versprach er es ihnen feierlich, daß sie mit aller Beute, die sie nur machen würden, nach Beendigung des Krieges frei und ungehindert in ihre Heimat zurückkehren sollten. Dann suchte er die vornehmsten der Massageten durch Güte und Freundlichkeit und ehrenvolle Behandlung zu gewinnen und bei einem großen Theile gelang es ihm auch; die Anderen aber warteten den Ausgang des nächsten Kampfes ab und waren unter sich einig, sich dann dem Sieger anzuschließen.

Nachdem aber die Befestigungen der Stadt ganz vollendet waren, berief Belisar nochmals das Heer zusammen, um ihnen eine feierliche Ansprache zu halten. „Noch eine Schlacht," sprach er, „steht euch bevor, und wenn ihr euch meines Vertrauens würdig beweist, so wird dieser eine Tag der Hoffnung der Vandalen und zugleich dem Kriege ein Ende machen. Denkt nicht an die Menge der Feinde und daß ihre Zahl der eurigen so sehr überlegen ist; denn nicht die Zahl, nicht die Körpergröße und Stärke entscheidet, sondern der Muth und die Klugheit. Gedenkt an den ersten schönen Sieg, den wir errungen; auch die Feinde gedenken daran; aber diese

Erinnerung gereicht ihnen zur Schande, und diese Scham macht das Gemüth befangen und verwirrt und läßt es nicht erhabene Gedanken faßen. Glaubt auch nicht, daß die Feinde deshalb, weil sie für ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Heimat kämpfen, tapferer sein werden; der Zorn herrscht in ihnen und gestattet nicht eine ruhige Ueberlegung, er schwächt ihre Kraft und läßt sie selbst nicht einmal die Vortheile benutzen, die ihnen geboten werden könnten. Dieß Alles überlegt und dann greift den Feind an, wie es eure Pflicht ist und ich von euch erwarte."

Dann zog Belisar mit seinem Heere aus, um in offener Feldschlacht die Entscheidung zu suchen. Die Heere lagerten einander gegenüber nicht sehr weit von Carthago. Mitten in der Nacht aber zeigte sich eine auffallende Erscheinung im Lager der Römer. An der Spitze mehrer Speere erblickte man eine feurige Erscheinung, so daß sie zu brennen schienen. Nur wenige bemerkten es und wurden bestürzt, denn sie wußten nicht was das zu bedeuten hatte. Dasselbe widerfuhr den Römern viele Jahre hernach in Italien und damals gedachten sie an diese Erscheinung in Afrika und wußten im voraus, daß ihnen in dem bevorstehenden Treffen der Sieg bestimmt war.

Am folgenden Morgen befahl Gelimer den Vandalen die Weiber, Kinder und alles Geld mitten im Lager zusammenzubringen. Dann sprach er zu dem versammelten Heer: „Nicht um unseren Ruhm und unsere Herrschaft kämpfen wir, meine Landsleute, wir kämpfen um unsere Rettung und unser Leben. Siegt der Feind, so ist es zugleich auch um unsere Weiber, unsere Kinder und die Freiheit der Ueberlebenden geschehen; denn nichts Anderes erwartet uns, als der Tod oder die Knechtschaft. Wird uns aber der Sieg zu Theil, so erwartet uns zum Lohne ein friedliches und glückseliges Leben, reich an allen Gütern, die wir besitzen. Darum fürchte Keiner um sein

leben, ſondern Jeder fürchte den Verluſt des Sieges: denn dieſer Verluſt läßt auch dem Ueberlebenden nichts Anderes übrig, als Schande und Tod. Gedenkt nicht mehr an das Unglück des vorigen Zuſammentreffens; gedenkt aber daran, daß wir an Zahl dem Feinde zehnfach überlegen ſind. Wir wollen uns erinnern an den Ruhm unſerer Vorfahren und die reiche Herrſchaft, die ſie uns erworben haben. Gedenkt an eure Weiber, eure Kinder, an ihre Thränen und flehentlichen Bitten, und vergeſſet nicht, daß wir ſie nimmer, wenn nicht als Sieger wiederſehen. Ihrer eingedenk kämpft wacker und bulket keinen Flecken auf dem Namen Genſerichs."

Dann berief auch Zazo ſeine Waffenbrüder beſonders zuſammen, die erſt kurz zuvor noch mit ihm die Inſel Sardinien wieder erobert hatten, und ſprach zu ihnen: „Zwar hat auch zu euch der König Gelimer bereits geredet; aber euch liegt eine ganz beſondere Pflicht ob, euch in dieſem Treffen ſiegreich zu bewähren; denn während die Erinnerung des vorhergegangenen Treffens unſere Freunde niederbeugt, kämpfen wir, die wir nur den Sieg kennen, mit friſchem ungebeugtem Muthe. Denkt daran, daß es nicht gilt um eine Herrſchaft zu kämpfen, ſondern daß Alles, unſer und der Unſerigen Wohl und Leben, von dem Ausgange dieſes einen Treffens abhängt. Darum heißt eure weinenden und klagenden Weiber und Kinder frohen Muthes ſein und gedenket nochmals daran, daß es eure Pflicht iſt in dieſem Kampfe eure Landsleute zu übertreffen."

Nach dieſen Worten führten Gelimer und Zazo die Vandalen zum Kampfe hervor. Es war um die Mittagsſtunde und die Römer waren beſchäftigt, Vorkehrungen zu ihrem Mahle zu treffen, und noch nicht zum Treffen vorbereitet. Gelimer ſtellte die Schlachtordnung auf am Ufer eines kleinen Baches, der ſo ſpärlich floß, daß die Umwohner ihm nicht ein-

mal einen eigenen Namen beigelegt hatten. Unterdessen stellten auch die Römer ihre Schlachtordnung am andern Ufer des Baches auf, Belisar stand in der Mitte mit fünf hundert Reitern, die er noch schleunig herbeigeholt hatte, während ein großer Theil der Fußgänger noch zurück war. Die Massageten standen für sich allein und warteten den Ausgang ab. Das Vandalenheer befehligte Zazo, der in der Mitte stand, während der König Gelimer selbst bald hierhin bald dorthin eilte, um seine Truppen anzufeuern: er hatte ihnen gesagt, daß sie sich weder des Wurfspießes, noch sonst eines Geschoßes, sondern nur des Schwertes bedienen sollten.

Nachdem beide Heere so einige Zeit gestanden hatten ohne den Kampf zu beginnen, gab Belisar dem Anführer Johannes, der in der Mitte seiner Schlachtordnung stand, den Befehl, mit einigen Auserlesenen vorzudringen. Zazo trieb sie zurück, aber die Vandalen giengen nicht über den Bach. Da machte Johannes mit einem größeren Haufen einen zweiten Angriff: allein auch dieser wurde zurückgeschlagen. Beim dritten Male stellte sich Belisar selbst an die Spitze und mit großem Geschrei drangen die Römer auf die Vandalen ein; diese hielten den Angriff tapfer aus, aber sie bedienten sich nur ihrer Schwerter. Viele von ihnen fielen, unter ihnen die Auserlesensten, auch Zazo selbst, der Bruder Gelimers. Da begann das ganze römische Heer vorzudringen und gieng über den Bach. Die Schlachtordnung der Vandalen schwankte, wich und bald begannen einige zu fliehen. Da drängten die Römer nach und auch die Massageten, als sie dieß erblickten, nahmen Theil am Kampfe und schlugen auf die Flüchtigen ein. Die Vandalen eilten in ihr Lager, um dort zu ruhen; die Römer aber, wohl wissend, daß ohne die Fußgänger, die noch nicht da waren, die Sache nicht entschieden werden könnte, zogen sich auch in ihr

Lager zurück, aber vorher plünderten sie die Gefallenen, die von goldenem Schmucke glänzten. Von den Vandalen sollen acht hundert, von den Römern fünfzig gefallen sein.

Als gegen Abend die Fußgänger ankamen, drang Belisar mit seiner ganzen Macht gegen das vandalische Lager vor. Sobald aber Gelimer dieß merkte, bestieg er in der Stille ein Pferd und ohne auch nur einen Befehl zurückzulaßen, eilte er mit wenigen Getreuen fliehend davon. Erst blieb noch eine Weile seine Flucht den Vandalen verborgen, dann aber vernahm man den Lärm und das Getümmel der Männer, das Geschrei der Kinder, das Weinen und Wehklagen der Mütter; es war nirgends mehr eine Ordnung, sondern Jeder eilte dahin, wo er sich retten zu können meinte. Die nahenden Römer bemächtigten sich ohne Mühe des Lagers und des Schatzes, dann wandten sie sich gegen die Fliehenden, tödteten die Männer, welche sie fanden und führten die Weiber und die Kinder in die Sklaverei. Im Lager aber fanden sie so viel Gold, wie niemals zuvor an irgend einem Orte; denn von ihren Raubzügen hatten die Vandalen unermeßliche Reichthümer zusammengebracht. Auch war ihr Land reich an allen Produkten, namentlich an Getreide, und für die Ausfuhr desselben hatten sie die fünf und neunzig Jahre ihrer Herrschaft hindurch gewaltige Summen aufgehäuft. Alles gerieth nun in die Gewalt der Römer. Der Monat December war noch nicht halb beendigt, als dieses Treffen vorfiel und es waren demnach von der Ankunft der Römer in Carthago bis zur Vernichtung der vandalischen Herrschaft in Afrika noch nicht volle drei Monate vergangen.

Aber Belisar war noch in Angst und Sorge. Mit unersättlicher Habgier hatten sich sogleich die Römer zerstreut, um Alles zu plündern, und Belisar überlegte, daß es nur des

Angriffs einer entschlossenen Schaar der Vandalen bedurfte, um die einzeln umherirrenden Römer auf einmal zu vernichten, so daß auch nicht einer entkommen wäre. Wohin nur immer irgend eine Hoffnung auf Beute die Römer locken mochte, dahin hatten sie sich zerstreut, in Klüften und Höhlen suchten sie nach verborgenen Schätzen und diese Habgier überwand die Furcht vor dem Feinde, die Scheu vor Belisar, alle anderen Empfindungen erloschen vor dieser einen Leidenschaft. Als der Tag anbrach, stieg der Feldherr auf einen benachbarten Hügel und sah von dort aus, wie viele noch zusammengeblieben waren. Er berief sie zu sich heran und hielt Allen, sowohl den Führern, als den einzelnen Kriegern, eine schwere Strafrede. Dann brachte er wieder Ordnung unter seine Mannschaft und konnte getrosten Muthes einen Angriff abwarten. Aber es fehlte den Vandalen alle Einsicht und alle Besonnenheit; statt sich zu sammeln, zerstreuten sie sich noch immer mehr und flüchteten in die Kirchen, wo die Römer sie am Fuße der Altäre gefangen nahmen. Nur einer fehlte noch unter diesen Gefangenen, der König Gelimer.

18. Die Flucht Gelimers.

Dem Feldherrn lag es aber vor allen Dingen am Herzen, den König Gelimer in seine Gewalt zu bekommen und deshalb sandte er ihm den Anführer Johannes mit der Weisung nach, den König todt oder lebendig einzufangen. Fünf Tage und fünf Nächte jagte Johannes dem Vandalenkönige nach und kam ihm so nahe, daß er schon sicher darauf rechnete, am sechsten Tage ihn in seine Gewalt zu bekommen. Aber da traf ihn ein sonderbares Geschick. Unter seinen Begleitern war ein Mann, Namens Uliaris, der sich vor Allen durch seine Körperkraft auszeichnete, aber auch Allen bekannt war durch seine häufige

Trunkenheit. Als sie am Morgen des sechsten Tages bei Sonnenaufgang zu Pferde stiegen, um wiederum Gelimer zu verfolgen, sah Uliaris, der noch trunken war, einen Vogel hoch auf einem Baume sitzen und wünschte ihn zu bekommen. Er spannte den Bogen, legte den Pfeil auf und schoß nach dem Vogel; aber er fehlte weit und statt den Vogel zu treffen, schoß er seinem Anführer Johannes den Pfeil in den Nacken. Die Wunde war tödtlich und Johannes blieb nur noch wenige Stunden am Leben. Uliaris kam zur Besinnung und entfloh und barg sich in die nächste Kirche, um dort sein Schicksal abzuwarten. Die Begleiter des Johannes aber gaben sogleich alle Gedanken an die Verfolgung Gelimers auf und suchten nur ihrem Anführer die letzten Lebensstunden zu erleichtern. Als er todt war, erwiesen sie ihm die letzten Pflichten und warteten dann an demselben Orte. Bald kam Belisar, dem sie unterdessen Nachricht gegeben hatten; er eilte sogleich zum Grabe des Johannes und weinte dort über das unglückliche Schicksal seines Freundes. Dann ließ er ihm ein prächtiges Grabmal dort erbauen. Den Uliaris aber ließ er ungestraft entkommen; denn die Begleiter sagten aus, daß Johannes sterbend ihnen einen schweren Eid abgenommen habe, daß Uliaris, der aus Unvorsichtigkeit gefehlt hätte, mit ihrem Wißen und Willen keine Strafe erdulden sollte.

So entkam Gelimer an jenem Tage seinen Verfolgern. Belisar aber jagte ihm aufs neue nach. Als er zehn Tagereisen weit von Carthago in der Stadt Hippo Regius war, erfuhr er, daß Gelimer von den Römern nicht mehr eingeholt werden könnte; denn man sagte ihm, daß er schon den Berg Pappua erreicht hätte, welcher auf der Grenze Numidiens gelegen, jäh und unzugänglich sich nach allen Seiten hinabstürze, umringt von eben so schroffen Klippen. Auf diesem Berge aber

wohnten Mauren, mit denen Gelimer in Freundſchaft lebte und an demſelben lag Medenus, eine ſehr alte Stadt, in der Gelimer mit ſeinen Begleitern ſich aufhielt. Es war Winter und darum wollte Beliſar ihn dort nicht belagern, ſondern ſchickte den Pharas ab, daß er den Berg mit ſeiner Reiterſchaar bewachen und umſchloßen halten ſollte. Pharas war ein Heruler, alſo aus deutſchem Stamme. Die Heruler, welche oft als Miethstruppen dienten, waren faſt alle treulos und dem Trunke ergeben und ſelten konnte man ſich auf ſie verlaßen; aber Pharas machte eine Ausnahme und ſeinem Beiſpiel folgten auch alle Heruler, welche unter ihm dienten. Pharas ſchlug am Fuße des Berges Pappua ſein Winterlager auf und bewachte den König der Vandalen, ſo daß dieſer weiter nicht entfliehen konnte.

19. Beliſar erlangt die Schätze Gelimers.

Unter den Dienern Gelimers war ſein Schreiber Bonifacius, ein Mann von oft erprobter Treue. Als der Krieg ausbrach, übergab ihm Gelimer alle ſeine Schätze und befahl ihm damit nach Hippo zu gehen, und im Falle der Krieg eine ungünſtige Wendung nähme, ſofort mit allen dieſen Schätzen zum Weſtgothenkönige Theudis nach Spanien hinüber zu fahren. Denn dahin wollte auch Gelimer fliehen, im Fall die Vandalen unterliegen würden. Bonifacius aber wartete, ſo lange noch die Sache der Vandalen einigermaßen feſt zu ſtehen ſchien; aber als er nach dem zweiten großen Treffen Zazos Tod vernahm, wuſte er, daß es mit dem Vandalenreiche zu Ende war, und lichtete die Anker. Aber der ungünſtige Wind zwang ihn, nach einigen Tagen wieder auf die Rhede von Hippo Regius zurückzufahren. Dort vernahm er, daß unterdeſſen die Feinde herangekommen wären, und überredete nun die Seeleute

durch Bitten und Versprechungen, daß sie nach irgend einem anderen Lande oder einer anderen Insel steuern möchten. Aber ein gewaltiger Sturm stieg auf und die Wellen des tyrrhenischen Meeres, die sich zu bedeutender Höhe erhoben, warfen das Schiff wieder zurück; so daß Bonifacius und die Seeleute im Herzen dachten, es sei nicht Gottes Wille, daß diese Schätze den Römern entgiengen. Mit Mühe kamen sie von der Rhede, musten dann aber gleich wieder die Anker auswerfen: denn alle Mühe und alle Hoffnung der Befreiung war vergebens. Unterdessen kam Belisar in Hippo an. Da schickte Bonifacius einige von den Seeleuten ab mit dem Befehle, daß sie sich in eine Kirche flüchten und dann sagen sollten, sie wären von Bonifacius gesendet, der Gelimers Schatz mit sich führe und denselben nur dann ausliefern würde, wenn Belisar ihn und seine Genoßen mit ihrem Eigenthume unversehrt von dannen ziehen laßen wollte. Belisar war erfreut über diese Nachricht und bewilligte dem Bonifacius gern seine Forderung und beschwur sein Versprechen mit einem Eide. Dann empfieng er die Schätze Gelimers, den Bonifacius aber entließ er ungekränkt, obwohl dieser einen großen Theil des Schatzes weggenommen hatte.

20. Die Gefangennahme Gelimers.

Während Belisar sich alle noch übrigen Besitzungen der Vandalen dadurch leicht unterwarf, daß er den Befehlshabern derselben den Kopf Zazos zeigen ließ, belagerte Pharas den unglücklichen Gelimer in seiner Bergfeste Pappua. Er wurde endlich ungeduldig über die mannigfachen Beschwerden des Winters und der Belagerung und nahm sich vor, die Feste durch einen kühnen Angriff zu nehmen, zumal da er glaubte, daß die Treue der Mauren gegen Gelimer nicht gar zu fest sein

würde. Aber dieſe wälzten Steine hinab auf die Heranſteigenden, daß viele von ihnen umkamen und zuletzt ſelbſt Pharas trotz ſeines Eifers einſehen muſte, daß ihm ein Sturm nimmermehr gelingen werde. So wartete er denn getroſt, bis der Hunger den König und ſeine wenigen Getreuen zur Uebergabe treiben würde. Er ſchrieb aber an Gelimer einen Brief mit folgenden Worten: „Auch ich bin freilich ein ungelehrter Barbar, wie du, in den Wißenſchaften nicht erfahren; aber was ich als Menſch empfinde, das ſchreibe ich dir. Wie kommt es doch, lieber Gelimer, daß du dich und die Deinigen in das tiefſte Elend ſtürzeſt, damit du nur nicht einem Andern gehorchen mögeſt; denn das iſt doch der Grund deiner Beharrlichkeit? Aber dabei bedenkſt du nicht, daß du eigentlich den erbärmlichen Mauren dienſt, da du ja von ihnen dein Glück und Leben abhängig machſt. Wahrlich, es wäre beßer, wenn du dich dem Kaiſer übergäbeſt, der dich ehren, der dir das Patriziat, die Senatorwürde und ein reichliches Beſitzthum ſchenken will. Trag dein Geſchick; denn es ziemt dem Manne Glück und Unglück mit demſelben Gleichmuth zu ertragen. Daß aber meine Worte wahr ſind, dafür wird Beliſar dir Bürge ſein, der Alles was ich dir hier ſage, gerne auf ſich nehmen wird."

Als Gelimer dieſen Brief erhielt, weinte er bitterlich; aber er antwortete, daß er niemals einem ungerechten Feinde ſich unterwerfen wollte, der obwohl niemals von ihm durch Wort oder That gekränkt ihn ſo elend gemacht habe. „Aber," ſo ſchloß er ſeinen Brief, „bewillige du mir eine Bitte, lieber Pharas, und ſchicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm." Ueber dieſe Bitte verwunderte ſich Pharas, da er nicht wuſte, was ſie bedeuten ſollte, bis ihm der Ueberbringer des Briefes ſie erklärte. Er ſagte: „Gelimer hat ein Brot

begehrt, weil er ein ſolches nicht mehr geſehen, ſeitdem er den Felſen von Pappua erſtiegen hat; er bedarf eines Schwammes, weil ihm von vielem Weinen das eine Auge blind geworden iſt; nach einer Leier aber ſehnt er ſich, um bei ihrem Klange ſein Elend zu beſingen. Da ergriff den Pharas Trauer über den Wechſel menſchlicher Größe, und er gewährte dem unglücklichen Könige ſeine Bitte. Aber immer enger und enger verſperrte er ihm die Zugänge zum Felſen von Pappua.

Noch drei Monate vergiengen und der Winter nahte ſich ſeinem Ende, und Gelimer war noch immer ungebeugten Muthes; aber ſeine Standhaftigkeit kam oft in Verſuchung. Einmal hatte ein mauriſches Weib von einigem Getreide, das kaum halb gemahlen war, einen Kuchen bereitet und ſchob ihn in die heiße Aſche des Herdes, wie die Mauren zu backen pflegen. Bei dem Feuer aber ſaßen zwei Knaben, der eine war Gelimers Neffe, der andere ein Sohn jener Frau. Beide waren gierig hungrig und lauerten auf den Augenblick, wo der Kuchen gar ſein würde. Als dieſer ſo weit zu ſein ſchien, ſtürzte der vandaliſche Knabe ſchnell darauf zu, riß ihn weg, und ſchob ihn glühend und mit Aſche bedeckt in ſeinen Mund und wollte ihn verſchlingen. Aber der mauriſche Knabe faßte ſeinen Genoßen in die Haare, rang mit ihm und entwand ihm endlich durch viele Schläge den Kuchen wieder aus dem Munde. Das traurige Schauſpiel ergriff den König Gelimer ſo, daß er ſich nicht mehr halten konnte: er ſetzte ſich nieder und ſchrieb an Pharas einen Brief dieſes Inhalts: „Es iſt vergebens mit dem Schickſal zu ringen und ich kann nicht länger mein Looß hier ertragen. Ich will deinem Rathe folgen, lieber Pharas; aber trag du Sorge, daß Beliſar mir beim Kaiſer Bürge des Verſprechens werde, welches du mir neulich gabſt. Dann will ich mich mit meinen Getreuen dir ergeben.“

Belisar freute sich über diese Nachricht und schickte sogleich zu Gelimer einen der Anführer ab, der ihm in seinem Namen den Eid leisten sollte. Am Fuße des Berges kamen sie zusammen und dann reisten sie miteinander nach Carthago. Als Belisar ihn dort empfieng, trat Gelimer ihm mit lautem Gelächter entgegen. Da glaubten einige, daß sein Verstand durch die erlittenen Leiden zerrüttet sei: die Freunde des Königs aber erhoben die Kraft seines Geistes, der die Wechselfälle des menschlichen Lebens nur belachenswerth finde. Das möge ein Jeder von uns nach seinem Sinne auslegen. Belisar aber schickte dem Kaiser die frohe Botschaft, daß er den König Gelimer gefangen bei sich führe und ihn nach Constantinopel bringen wollte.

Eine alte Sage aber erzählt, daß Belisar dem Vandalenkönige auch das Versprechen abgelegt habe, daß er ihn weder mit Stricken, noch auch mit Eisenketten binden wollte. Diesem Worte vertrauend gab Gelimer sich in die Hände der Römer; aber Belisar ließ ihn mit einer silbernen Kette binden und so dem Kaiser überliefern. Darob erzürnte Gelimer, aber Belisar berief sich auf die Worte seines Versprechens und erst der Kaiser Justinian in Byzanz nahm seinem unterlegenen Feinde die Ketten wieder ab.

Das war das Ende des Vandalenkrieges, wunderbar, wie kaum ein anderer in der Geschichte der Menschen; denn nur die Reiterei Belisars war ins Gefecht gekommen und diese war nur fünftausend Mann stark. Diese fünftausend Mann hatten die so ausgedehnte, so mächtige und vor allen Dingen so reiche Herrschaft der Vandalen in wenigen Monaten gestürzt und eine Nation wie vom Erdboden vertilgt; denn die wenigen Trümmer des vandalischen Volkes giengen bald vollends zu Grunde. Sie haben uns keine Spur ihrer Größe zurückgelaßen.

21. Belisars Rückkehr und Triumph.

Während noch Belisar in Carthago verweilte, erhob sich gegen ihn zu Constantinopel eine Verschwörung, welche ihn beim Kaiser Justinian verleumdete, als wenn der Feldherr nach der Herrschaft in Afrika strebte. Der Kaiser Justinian aber war argwöhnischen Sinnes; er sandte einen andern Feldherrn nach Afrika und ließ dann Belisar die Wahl, ob er Gelimer und die gefangenen Vandalen nach Constantinopel schicken, oder ob er sie selbst bringen wollte. Belisar wuste wohl, was man beim Kaiser gegen ihn vorbrachte; aber eben darum beeilte er sich um so mehr heimzukommen, um durch seine Gegenwart die Anklagen seiner Feinde zu vernichten. Für den Fall aber, daß ihm auf dem Meere ein Unglück widerfahren sollte, fertigte er zwei Briefe durch zwei verschiedene Ueberbringer an den Kaiser ab. Der eine von diesen wurde wirklich unterwegs von Belisars Feinden aufgefangen und festgehalten, der andere aber traf glücklich in Constantinopel ein, obwohl erst nach Belisar. Dieser übergab den Oberbefehl seinem Nachfolger Salomo, welcher alsbald einen neuen Krieg zu führen hatte. Kurz vor dem Ende des Vandalenreiches nämlich hatten die Mauren weissagende alte Frauen, die ihnen als Orakel dienten, um ihr zukünftiges Geschick befragt und diese hatten geantwortet: „Es wird ein Heer von den Gewäßern kommen, das vandalische Reich wird untergehen, eine völlige Niederlage der Mauren aber wird geschehen, wenn mit den Römern ein bartloser Anführer gekommen sein wird.“ Im Vertrauen auf den ersten Theil dieser Weissagung hatten sich die meisten Mauren auf Belisars Seite gegen die Vandalen geschlagen und hatten emsig geforscht, ob im Heere der Römer ein bartloser Anführer sei. Ein solcher war nicht da, und deshalb hielten sie bei Belisars Abfahrt ihre Zeit für gekommen und fiengen nun sofort

an gegen die wenigen noch übrigen Vandalen, gegen die Einwohner römischer Abkunft und alle andern, die nicht Mauren waren, schrecklich zu wüthen; denn die Mauren waren treulos, immer unzuverläßig, und nur Belisars Name hielt sie in Furcht und Schrecken. Sie schlachteten die Männer und trieben die Frauen und die Kinder in die Sklaverei; aber dennoch hatten sie sich verrechnet: denn der neue Feldherr Salomo war ein vorzüglicher Mann, ernst und streng, doch ohne grausam zu sein, und als wenn das Orakel der Mauren ganz in Erfüllung gehen sollte, hatte ihm die Natur den männlichen Bart versagt.

Belisar aber kam mit Gelimer und seinen anderen Gefangenen wohlbehalten in Byzanz an und wurde mit allen Ehren gefeiert. Wie einst den römischen Helden in der alten Weltstadt, wie zuletzt noch dem Titus und Trajan und einigen andern römischen Kaisern, so wurde auch ihm die Ehre eines Triumphzuges zuerkannt, nachdem ein solcher einem Feldherrn, der nicht zugleich auch Imperator war, seit sechshundert Jahren nicht gestattet worden war. Aber der Triumphzug Belisars war anders angeordnet, als die früheren. Er durchzog mit der ganzen Beute und mit allen Gefangenen die Stadt; aber er selbst gieng zu Fuß von seinem Palaste bis zum Circus und von den Schranken desselben bis zum Throne des Kaisers. Unter der Beute erblickte man Alles, was es Köstliches und zum königlichen Gebrauche Bestimmtes geben kann. Es waren da goldene Sessel, die Wagen der Königin der Vandalen, eine unendliche Zahl von Edelsteinen, goldene Becher, alles Tischgeräth des Königs, unzählige Talente Silbers und eine Anzahl königlicher Gefäße, welche einst Genserich aus den Palästen Altroms nach Afrika geschleppt hatte. Unter ihnen waren auch die Gefäße des jüdischen Tempels, welche einst bei der Zerstörung Jerusalems von Titus nach Rom mitgenommen und dann wieder-

um von Genserich nach Carthago gebracht worden waren. Als bei dem Triumphzuge in Byzanz einer der Juden diese Schätze erblickte, trat er zu einem Vertrauten des Kaisers und sprach zu diesem: „wahrlich es ist nicht wohlgethan, wenn dieses Gold hier in die Schatzkammer gebracht werden soll; denn nirgends kann es seine bleibende Stätte haben, als da, wo einst Salomo, der König der Juden, es zur Ehre Gottes niederlegte; und dieß nur ist der Grund, weshalb Genserich den römischen Schatz und unser Heer denjenigen der Vandalen davon führen durfte.“ Als diese Worte dem Kaiser Justinian gemeldet waren, erschrak er sehr und befahl alles dieß Gold, so viel dessen auch sein möchte, nach Jerusalem in den Tempel zu bringen.

Als Gefangene aber schritten in diesem Triumphzuge einher Gelimer und alle seine Verwandten und alle Edeln der Vandalen, die sich durch Rang und Stand und durch Würde des Angesichts auszeichneten. Als Gelimer den Circus betrat, wo er den Kaiser auf seinem Throne und alles zuschauende Volk erblicken muste, hatte er weder Seufzer noch Thränen, sondern er sprach beständig die Worte des Predigers Salomon vor sich hin: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ Als er bis an den Thron des Kaisers gelangt war, muste er seinen Purpurmantel ablegen, mit welchem er bis dahin umkleidet war, sich mit dem Gesichte zur Erde niederwerfen und so den Kaiser Justinian anbeten*). Dasselbe that auch Belisar; er warf sich mit Gelimer zur Erde. Der Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora beschenkten dann die Töchter Hilderichs und alle Nachkommen aus dem Geschlechte Valentinians; denn Genserich hatte ja früher Eudoxia, die Tochter des Kaisers Va-

*) Das griechische Wort für diese in Byzanz gebräuchliche Erniedrigung heißt προσκυνεῖν, das lateinische adorare.

lentinian und ſeiner Gemahlin Eudoxia, mit ſeinem Sohne Hunnerich vermählt. Dem Gelimer aber wies er reiche Beſitzthümer in Galatien in Kleinaſien an und geſtattete ihm dort ſeine Lebenstage in Frieden zu beſchließen. Das Patriziat und die Senatorwürde gab er ihm nicht, weil Gelimer Arianer war und nicht waren laſſen wollte, Juſtinian aber gelobt hatte, daß ein Arianer dieſe Würden nie erhalten ſollte.

Nicht lange hernach hielt Beliſar nochmals einen Triumph und dieſen nach der alten Sitte. Er ſetzte ſich als Conſul nieder und gefangene Vandalen hoben ihn auf ihren Schultern empor und trugen ihn ſo, und von ſeinem erhöhten Sitze aus ſtreute er Beute aus dem vandaliſchen Kriege unter das Volk. Da trug dieſes ſilberne Gefäße, goldene Gürtel und viele andere Koſtbarkeiten, die einſt im Beſitze der Vandalen geweſen waren, frohlockend davon, und es ſchien ihnen, als ſollten die alten längſt vergeſſenen Zeiten wiederkehren. Aber die Zeit war eine andere geworden, oder vielmehr die Menſchen, nur Beliſar war in Muth und Kriegskunſt ein Römer nach alter Art.

22. Das Ende des vandaliſchen Stammes (533).

Dieſer eine Krieg machte dem ganzen Stamme der Vandalen ein Ende. Viele von ihnen waren gefangen mit nach Byzanz hinübergeführt und wurden in die Reiterſchaaren vertheilt, welche den Perſern gegenüber die Grenzen des oſtrömiſchen Reiches bewachten. Dieſe Reitertruppen behielten auch den Namen der vandaliſchen Schaaren und dienten fortan dem Kaiſer. Einige aber befreiten ſich. Als ſie ungefähr vierhundert an der Zahl bis an die Inſel Lesbos gekommen waren, veränderten ſie die Richtung der Schiffe, auf denen ſie fuhren, trotz des Widerſtrebens der Seeleute, die den Vandalen nicht gewachſen waren. Sie ſteuerten auf den Peloponnes zu, dort

landeten sie, um sich mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, und fuhren dann wieder südlich nach Afrika. In einer wüsten Gegend stiegen sie aus und begaben sich zu denjenigen Ueberresten der Vandalen, welche mit den Mauren vereint dem Feldherrn Salomo noch zu widerstreben suchten.

Diesem Feldherrn bereiteten auch einige von den Römern viele Schwierigkeiten. Nach der Niederlage der Vandalen hatten Einige von ihnen vandalische Frauen geheirathet, und diese reizten ihre Männer auf die Besitzungen an sich zu reißen, die ihnen zukämen; denn sie sagten, es wäre unbillig, daß sie die Güter verlieren sollten, welche sie als Frauen und Angehörige der Vandalen besessen hätten, da sie doch an die Sieger verheirathet wären, denen das Eigenthum der Besiegten zukäme. Der Feldherr Salomo stellte ihnen dagegen vor, daß diese Güter nicht den einzelnen Kriegern gehören könnten, sondern dem ganzen Staatsschatze, der alle Krieger besolde, und daß sie deshalb keine besonderen Ansprüche zu machen hätten. Aber es war vergebens; denn es kam noch eine andere Ursache der Verwirrung hinzu. Der katholisch gesinnte Kaiser Justinian hatte den arianischen Geistlichen der Vandalen alle Religionsübung verboten, und darum forderten die vandalischen Priester immer zum Widerstande auf. Auch die Heruler waren, wie fast alle anderen deutschen Stämme, Arianer, und auch diese waren nicht mit den Anordnungen des Kaisers zufrieden und so erwuchsen den Römern neue Feinde im eigenen Lager.

Aufgereizt von jenen entflohenen Vandalen kamen die Unzufriedenen zusammen und verabredeten, Salomo zu ermorden. Obwohl Viele darum wußten, so blieb die Sache doch geheim. Am ersten Ostertage, wo das Unternehmen ausgeführt werden sollte, ging Salomo in die Kirche und betete dort. Aber sei es, daß die Heiligkeit des Ortes oder die Frömmigkeit ihres

Feldherrn die Mörder rühren, keiner wagte es, die Hand gegen ihn zu erheben. Hernach aber kamen sie zusammen und ein Jeder warf dem Andern seine Feigheit vor: denn Jeder maß die Schuld dem Andern bei. Darum wurde die Ausführung auf den folgenden Tag verschoben; aber es gieng da eben so, wie am vorigen Tage. Nach dem Gottesdienste aber kamen die Verschworenen noch erzürnter auf einander zusammen und ihre Schmähreden waren so heftig und so laut, daß die Getreuen Salomos Verdacht schöpften. Da lief ein großer Theil der Verschworenen aus der Stadt und verstärkte die Feinde, die wenigen Zurückbleibenden aber verriethen einander nicht.

Mit allen diesen Feinden, Mauren, Vandalen und entflohenen Römern hatte Salomo noch lange zu kämpfen und erst seinem Nachfolger gelang es sie ganz zu bezwingen. Fast zwanzig Jahre lang dauerten diese Kämpfe und verschlangen nach der Rechnung des Augenzeugen und Zeitgenossen Procop fünf Millionen Afrikaner. Bevor der Krieg ausbrach, waren die Städte Afrikas reich und blühend, Handel und Gewerbe brachten ihre Segnungen in herrlicher Fülle; am Ende des Krieges waren die Städte menschenleer und arm, das Land eine schweigende Einöde. Nach und nach starben die Vandalen aus und die wenigen Ueberreste derselben giengen hundertfunfzig Jahre später bei dem Einfalle der Araber verloren. Heutzutage sucht man die weiße Haut, die gelben Haare und die blauen Augen in Afrika vergebens.

Das Volk der Vandalen ist spurlos von der Erde verschwunden; aber es giebt in fast allen neueren europäischen Sprachen ein Wort, das an sie erinnert; es heißt Vandalismus und bezeichnet eine zwecklose Zerstörungswuth, die zerstört aus roher Lust am Zerstören. Das ist eines der ungerechten Ur-

theile, die sich unter den Menschen so festzusetzen pflegen, daß nach der Begründung derselben gar nicht mehr gefragt wird. Die Vandalen waren sicherlich bei ihrem Einzuge in Afrika sehr roh, wie alle deutschen Stämme, sie waren vielleicht roher, als andere Völker gothischer Abkunft, z. B. als die Westgothen. Aber wir müssen auch bedenken, daß bei allen solchen Eroberungen die persönliche Gemüthsart des Führers eben so viele Bedeutung hat, als die seines Volkes, und daß z. B. Alarich uns bei seiner Eroberungslust vergleichungsweise als milde erscheint, Genserich jedoch nicht bloß etwas Furchtbares und Gewaltiges, sondern auch etwas Grausames hat. Vielleicht wären die Vandalen unter einem Führer wie Alarich eben so gewesen, wie die Westgothen unter seiner Führung, und wiederum hätten wohl die Gothen unter Genserich eben so gehandelt, wie die Vandalen unter ihm. Vor Allem aber müssen wir uns erinnern, daß die Berichte von der Rohheit der Vandalen von katholischen Bischöfen sind, welche die arianischen Vandalen bitterlich hassten, wie umgekehrt die Vandalen wieder gegen die Katholiken von glühendem Hasse und Verfolgungseifer beseelt waren. Alarichs Züge sind uns meist von einem Manne erzählt, der noch Heide war und darum gar keine Veranlassung hatte, gegen den Arianer Alarich erzürnt zu sein. Die Grausamkeiten und Rohheiten der Vandalen aber sind uns von Victor, einem katholischen Bischofe, erzählt, der selbst unter der Verfolgung der Vandalen hatte leiden müssen. Denn die Glaubensparteien der Arianer und der Katholiken fügten sich schweres Herzeleid zu, wo sie nur konnten; und was schon einmal gesagt ist, muß hier wiederholt werden: zu allen Zeiten und in allen Ländern und bei allen Völkern hat Nichts in der Welt die Menschen mehr mit einander verfeindet, haben sie sich um Nichts in der Welt so bitterlich gehaßt, verfolgt, gequält, gemordet, als um

ihrer Meinung und ihrem Glauben von Gott und göttlichen Dingen. Aus dem Hasse der Vandalen gegen die andersglaubenden Katholiken rühren die Verfolgungen her und dem Hasse der Katholiken gegen die andersglaubenden Arianer verdanken die Vandalen zum großen Theil den Namen der rohesten aller Menschen, und warum sollte man aus gerechten und billigen Gründen einmal aufhören, das Andenken des untergegangenen Volkes durch solche Bezeichnung zu schänden. Wenn man einen solchen Namens für die Wuth der Zerstörung bedarf, so könnte man ihn wohl eher unter den Menschen auswählen, welche durch Eroberungen sich den Beinamen der Große erworben haben, indem sie um ihres Eigenwillens, ihrer Herrschsucht willen blühende Länder in Einöden verwandelten, und an solchen Männern hat die Geschichte von Nimrod an bis auf Napoleon keinen Mangel.

Gothen. II.

Nachdem wir den Untergang des ostgothischen Reichs erzählt haben, kehren wir zu dem Ostgothenvolke zurück, welches wir zu verlassen haben, als nach Athalarichs Tode im Jahre 533 seine Mutter Amalasuntha noch ferner die Regierung fortführte.

Der ostgothische Krieg von 534 — 552.

Nach diesem Krieg erzähle ich meinen Lesern nach dem Berichte des Procop, der so lange Belisar die Leitung des Krieges hatte, immer Augenzeuge war und auch über die späteren Ereignisse seine Berichte von Augenzeugen einsammelte hat.

1. Amalasuntha.

Die Königin Amalasuntha konnte es nicht vergessen, daß die Gothen sie gezwungen hatten, ihren Sohn Athalarich den Wissenschaften zu entziehen und ihn den Kriegsübungen und den rohen Vergnügungen der gothischen Jugend hinzugeben; zumal da dem Auge der Mutter die Folgen seiner Lebensweise nicht entgingen, sondern immer auch neue sie daran mahnten,

lange bevor durch den Tod des jungen Königs diese traurigen Folgen Allen offenbar wurden. Aber die Leidenschaft des Haßes führte auch sie über das Maß hinaus und auch sie fehlte schwer. Es waren drei Männer, welche sie besonders beschuldigte, ihr ihren Sohn entrißen zu haben, und diesen dreien stellte sie nach dem Leben. Sie faßte einstmals den Entschluß, sich zum Kaiser Justinian zu begeben, um im oströmischen Reiche ihre Lage hinzubringen und ließ zu diesem Zwecke große Reichthümer auf ein Schiff laden. Bevor sie aber abfuhr, ließ sie die drei ihr verhaßten Männer tödten; aber dann blieb sie doch ungeachtet ihrer früheren Absicht und behielt nach wie vor die Herrschaft in Händen. Dadurch wurden nicht wenige Gothen gegen sie aufgereizt und haßten sie sehr.

Unter den Gothen war einer, Namens Theodat, ein Neffe des Königs Theoderich. Es war ein Mann von schon vorgerücktem Alter und hatte sich den Wißenschaften und namentlich der Weisheit des alten Griechen Plato ergeben; aber seine Gesinnung war dadurch nicht verändert, sondern er war habsüchtig und feig. Darüber hatte ihm schon früher der große Theoderich Vorstellungen gemacht mit den Worten: „gemeine Wünsche ziemen sich nicht für einen Mann aus dem Geschlechte der Amelungen," aber Theodat war darum doch nicht anders geworden. Er wohnte in Tuscien und suchte seine Beßtzungen immer mehr zu vergrößern, indem er seine Nachbarn vertrieb; denn er sagte, es sei ein Unglück, Nachbarn zu haben. Darum beklagten sich die Umwohner bei der Königin Amalasuntha und diese ließ ihren Vetter Theodat zu sich kommen, stellte ihn zur Rede und zwang ihn Alles herauszugeben, was er genommen hatte. Theodat mußte gehorchen; aber er that es sehr unwillig und schwur, daß er es der Königin wohl gedenken wolle, wie sie ihn behandelt hätte.

Amalasuntha, die seit dem Tode ihres Vaters Theoderich die Regierung für ihren Sohn Athalarich führte, stand mit dem Kaiser Justinian in gutem Einvernehmen, und obwohl dieser den Gothen das befestigte Lilybäum auf Sicilien wegnehmen ließ und die Königin sich darüber als einen Friedensbruch ernstlich beklagte, so waren sie beide unter einander doch wohl befreundet; ja Amalasuntha überlegte oft, ob es nicht besser für sie wäre, wenn sie dem Kaiser ganz Italien abträte und dann ihre Tage in Ruhe und Friede beschlöße. Aber immer überwog wieder bei ihr die Lust zur Herrschaft, obwohl sie so viele Feinde unter den Gothen hatte. Endlich aber traf das ein, was längst zu fürchten war, ihr Sohn Athalarich erlag den Folgen seines zügellosen Lebens. Da sah sich Amalasuntha vergebens nach Rath und Hilfe um und in ihrer Rathlosigkeit faßte sie einen Entschluß, der unendliches Verderben brachte. Sie ließ ihren Verwandten Theodat rufen und uneingedenk der Gesinnung desselben und ihrer früheren Strenge gegen ihn, meinte sie, daß sie ihn dankbar erfinden würde, wenn sie ihm jetzt eine große Gunst erwiese. Sie sagte ihm, daß sie den Tod ihres Sohnes längst vorausgewußt und daß es sie immer bekümmert habe, daß viele der Gothen eine so ungünstige Meinung von ihm (Theodat) hätten. Darum wolle sie ihm jetzt ihre Hand antragen und damit zugleich den königlichen Namen über die Gothen; aber er müße ihr heilig geloben, daß die Regierung immer ihr verbleibe und daß er mit dem Namen zufrieden sein wolle. Theodat versprach ihr Alles, was sie haben wollte; aber er dachte anders in seinem Sinne; denn er konnte es nicht vergeßen, wie streng sie ihn früher behandelt hatte. So schickte sie denn Boten zum Kaiser Justinian und zeigte ihm an, was im Gothenreiche geschehen sei.

Aber bald zeigte es sich, was Amalasuntha von ihrem Gemahle Theodat zu erwarten hatte. Er schloß vertraute Freund-

schaft mit denjenigen Gothen, deren Verwandte einst von Amalasuntha gemordet waren, und dann warfen sie die Königin in einen Kerker. Im Lande Tuscien ist ein See und in diesem See eine kleine Insel, auf welcher ein Schloß steht. In dieses wurde die Gothenkönigin gebracht und dann Boten an Justinian geschickt, daß ihr nichts Böses widerfahren sei: ja die Königin selbst ward gezwungen, einen solchen Brief an den Kaiser zu schreiben. Der Kaiser hatte bis dahin noch nichts vom Tode Athalarichs, von der Erhebung Theodats vernommen: als er aber dieß Alles erfuhr, schrieb er an die Königin, er werde immer bereit sein, sie zu schützen und trug seinem Gesandten auf, dieß dem Theodat und allen Gothen anzukündigen.

Aber dagegen ließ die rachgierige Partei unter den Gothen, welche durch Amalasuntha ihre Verwandten verloren hatte, nicht ab, unermüdlich dem Könige Theodat vorzustellen, daß Amalasuntha getödtet werden müße: denn sie sagten, daß weder er selbst, noch sie jemals sicher leben könnten, wenn nicht die Wurzel alles Unheils weggenommen würde. So ließ sich endlich der König Theodat bewegen und sobald er das Wort der Genehmigung ausgesprochen, eilten jene Männer und erdroßelten die Königin in jenem Schloße, während sie im Bade war. Diese That erregte aber allgemeines Jammern und Wehklagen im gothischen Reiche; denn nach der That erinnerten sich Alle jetzt der vortrefflichen Eigenschaften der Gothenkönigin. Die Klage der Gothen würde noch schmerzlicher gewesen sein, wenn sie schon damals alle Folgen dieser unglückseligen That hätten voraussehen können. Der kaiserliche Gesandte Petrus sagte sogleich, was kommen würde; er zeigte dem Theodat und allen Gothen an, daß diese That das Zeichen zum unversöhnlichen Kriege mit dem Kaiser sein würde. Der König Theodat aber, welcher die Weisen Griechenlands studierte, war so einfältig zu

sagen, daß dieser Mord nicht bloß gegen seine Einwilligung, sondern selbst ohne sein Wißen geschehen wäre, und sagte dieß noch dazu zu derselben Zeit, als er die Mörder mit Ehren und Geschenken überhäufte.

2. Der Anfang des ostgothischen Krieges bis zum Ende Theodats (534).

Sobald der Kaiser Justinian die Nachricht von der Ermordung seiner Freundin Amalasuntha erhielt, gedachte er seinen längst gefaßten Plan auszuführen und sich Italien wieder zu unterwerfen. Darum schrieb er an die Franken, welche damals schon an den Alpen mit den Ostgothen grenzten: „Die Gothen weigern sich Italien, welches sie früher der kaiserlichen Herrschaft entrißen haben, wieder heraus zu geben, und haben mir außerdem noch manche Beleidigungen zugefügt, wo ich sie doch nie gereizt hatte. Darum will ich sie jetzt mit Krieg überziehen, und es wird sich für euch schicken, wenn ihr mir darin beistehet, weil ihr ja doch eines Glaubens mit mir seid und darum die Arianer haßen müßt." Diese Nachricht war den fränkischen Königen ganz angenehm, weil sie häufig Feindschaft mit den Gothen hatten, und sie bedachten nicht, daß die Gothen um ihrer Abstammung willen ihnen doch näher stünden, als der römische Kaiser, sondern sagten diesem ihre Hilfe zu. So schickte denn der Kaiser Justinian den Feldherrn Mundus mit einem Heere nach Dalmatien, Belisar aber nach Sicilien. Die Oberanführung in diesem Kriege aber war bei Belisar.

Dieser Feldherr nahm mit leichter Mühe eine Stadt nach der andern auf der Insel ein; nur Panormus (Palermo) wollte sich ihm nicht unterwerfen; denn die Gothen vertrauten auf die starken Mauern. Darum ließ Belisar seine Flotte tief in den Hafen hineinfahren, der die Mauern der Stadt bespült. Als

aber die Schiffe da lagen, zeigte es sich, daß ihre Mastbäume die Zinnen der Mauern überragten. Darum ließ Belisar sogleich eine Menge Bogenschützen die Masten hinaufsteigen, so daß sie von oben auf die Stadt und die Mauern niederschossen. Dadurch wurden die Gothen bald zur Uebergabe gezwungen, und nicht lange nachher war ganz Sicilien unterworfen. Es war am letzten Tage seines Consulats, welches ihm der Kaiser zum Lohne seines Sieges über die Vandalen verliehen hatte, da zog Belisar in Syrakus ein, unter dem Beifallsgeschrei der Sicilier, und streute Goldmünzen mit vollen Händen aus.

Als Petrus, der kaiserliche Gesandte bei Theodat, diese Nachrichten vernahm, drang er mehr und mehr in den Theodat. Dieser war in Angst und Schrecken und sah schon voraus, wie er ähnlich wie der Vandalenkönig Gelimer im Triumphzuge durch die Straßen von Constantinopel einhergehen müßte, und deshalb unterhandelte er, ohne die andern Gothen um Rath zu fragen, ganz allein mit Petrus. Endlich kamen sie überein, daß Theodat Sicilien abtreten und dem Kaiser jährlich eine goldene Krone von dreihundert Pfund Gewicht als Tribut bezahlen und dann noch dreitausend Gothen als Hilfstruppen für die Kriege des Kaisers schicken sollte. Außerdem wurde eine Menge anderer Bedingungen aufgesetzt, daß z. B. in allen königlichen Befehlen erst der Name des Kaisers und dann der Name des Königs stehen sollte, daß dem Könige Theodat in Italien nie eine Bildsäule allein, sondern immer zugleich auch dem Kaiser eine errichtet werden sollte, die ihren Platz zur Rechten jener haben müßte und Anderes der Art.

Mit diesem Allem war Theodat einverstanden und entließ den Gesandten. Aber nach wenigen Tagen erhoben sich neue Besorgnisse in seiner Seele, die das Wort Krieg allein schon in eine fieberhafte Angst versetzte, und er ließ Petrus, der schon

abgereiß war, eiligſt zurückrufen. Als Petrus wieder zu ihm kam, fragte ihn Theodat ängſtlich und beklommen, was er meinte, ob wohl der Kaiſer dieſem Vertrage ſeine Genehmigung geben würde. Der Geſandte Petrus erwiderte: „ich vermuthe es.“ Darauf fragte Theodat: „was wird aber dann geſchehen, wenn er ihn nun nicht genehmigt?“ Petrus antwortete: „dann wirſt du, berühmter König, aufs neue Krieg führen müſſen!“ Drauf Theodat: „iſt denn das aber Recht, mein theuerſter Geſandter?“ Darauf Petrus: „warum nicht, guter König, Jeder handelt ſeiner Neigung angemeſſen.“ Da fragte Theodat wieder, was dieſe Worte bedeuten ſollten, und Petrus erwiederte: „Deine Neigung geht auf die Weltweisheit, Juſtinian aber beſtrebt ſich, ſeinem Volke ſich als einen thatkräftigen römiſchen Kaiſer zu beweiſen. Darin liegt allerdings ein großer Unterſchied, weil es ſich für einen Philoſophen nicht ſchickt, über andere Menſchen den Tod zu bringen, beſonders nicht über eine große Zahl, wie es im Kriege geſchieht. Am wenigſten paßt ſich dieß für einen Weiſen aus Platos Schule, zu welcher du gehörſt, dem es vielmehr geziemt, ein reines und von Blut durchaus unbeflecktes Leben zu führen. Meinen Kaiſer aber verhindert gar nichts, ſich mit Gewalt der Waffen die Provinzen wieder zu erwerben, welche nach altem Rechte zu ſeinem Reiche gehören.“ Auf dieſe Worte hin versprach Theodat, daß er dem Kaiſer Juſtinian ſein Reich abtreten würde: aber er verlange, daß Petrus dieß nicht eher erwähnen ſollte, als bis er zuvor dem Kaiſer den erſten Vertrag vorgelegt hätte, und wenn Juſtinian dieſen nicht genehmigen wolle, erſt dann ſollte Petrus von der Abtretung ſprechen.

Als die Geſandten Juſtinian den erſten Vertrag vorlegten, wies er ihn ab und darauf gaben ſie ihm den letzten Brief Theodats. Darin ſtand: „Das Hofleben iſt mir nicht fremd; denn

ich bin am Hofe meines Oheims Theoderich erzogen; aber die Waffen und Kriegsübungen waren nicht nach meinem Sinne. Denn von Jugend auf lockten mich die Wißenschaften, und darum bin ich auch jetzt nach Kriegesruhm nicht begierig, sondern wünsche friedlich und behaglich zu leben. Dazu sind mir aber jährlich zwölfhundert Pfund Goldes nothwendig, und wenn du mir diese zusicherst, so opfre ich dir mein Reich dafür. Ich will dann das Land bauen und den Wißenschaften leben: aber sende mir schnell einen Mann, mit dem ich Alles verabrede und der die Herrschaft Italiens und was dazu gehört, aus meiner Hand empfangen könne." Der Kaiser war hocherfreut über diesen Brief und schrieb wieder: „Ich hatte schon längst durch das Gerücht vernommen, daß du ein weiser Mann seist; aber jetzt erkenne ich es in der That, da du nicht den Wankelmuth des Kriegsglückes versuchen willst; denn solche thörichte Erwartung hat schon Einige ins Verderben gestürzt. Es soll dich nie gereuen, daß du mich dir zum Freunde gemacht hast; ich sende dir Petrus zurück, damit du das Nähere mit ihm verabredest. Dann soll Belisar kommen und die letzte Hand an die Ausführung der Verträge legen."

3. Der Anfang des gothischen Krieges bis zum Ende Theodats.

(Fortsetzung.)

Während die Gesandten auf der Reise waren, rückten die Gothen mit einem starken Heere in Dalmatien ein und schlugen die Römer. Mundus eilte zornig wieder heran und siegte zwar, aber er fiel selbst in diesem Kampfe. Da erinnerten sich die Römer an einen Spruch des sibyllinischen Orakels: Africa capta Mundus peribit. Man hatte ihn früher gedeutet: Nach der Eroberung Afrikas wird die Welt untergehen. Nun aber

deuteten ſie die Weiſſagung darauf, daß jetzt nach Beendigung des Vandalenkriegs Rundus gefallen ſei. Die Römer aber kehrten heim.

Durch die Botſchaft dieſes Sieges wurde Theodat auf einmal wieder übermüthig; wie ſo oft die Menſchen leicht verzagt im Unglück und ausgelaßen und übermüthig im Glücke ſind. Er kümmerte ſich nicht um die Geſandten und die Verträge, und als eines Tages Petrus ihm dieß vorgeworfen hatte, forderte ihn Theodat vor ſich und weil er meinte, daß geheime Verabredungen zwiſchen Petrus und den gothiſchen Großen gepflogen würden, redete er alſo zu ihm: „Das Amt eines Geſandten macht bei allen Völkern den Mann unverletzlich: aber dieſe Heiligkeit hört auf, wenn ein Geſandter den fremden Fürſten beſchimpft, oder ſonſt ſtrafbare Miſſethaten und Verrath verübt.“ Die Geſandten entgegneten: „Solche Miſſethaten haben wir nicht verübt und könnten es ſelbſt nicht einmal, weil wir ſo genau bewacht werden, daß wir nicht einmal Waßer bekommen können, wenn nicht mit Erlaubnis der Wachen. Wir haben aber das Recht, dir unſere Aufträge zu ſagen und dich an die Verabredungen zu erinnern, die wir früher mit dir ſelbſt getroffen haben. Dir übergeben wir die Briefe an dich, den Großen deines Reiches aber die, welche an ſie gerichtet ſind.“ Die Vornehmen der Gothen aber übergaben ſelbſt dem Könige die Briefe, in welchen Juſtinian ihnen die Belaßung ihrer Güter und Würden verſprochen und noch auf Vermehrung derſelben Hoffnung gemacht hatte. Theodat ward über den Inhalt dieſer Briefe ſo erzürnt, daß er die Geſandten in enges Gewahrſam bringen ließ.

Auf dieſe Nachricht ließ Juſtinian ſogleich ein neues Heer nach Dalmatien aufbrechen und befahl auch ſeinem Feldherrn Beliſar in Italien einzudringen. Bis zum Ende desſelben

Jahres hatten die Römer sich schon ganz Illyrien und Dalmatien unterworfen und auch Belisar drang von Süden aus in Italien vor. Täglich flüchteten sich die Eingeborenen des Landes zu ihm: denn sie wollten die zerfallenen Mauern ihrer Städte zum Besten der Gothen nicht vertheidigen, zumal da sie die arianischen Gothen bitterlich hassten. Ja auch von den Gothen selbst giengen einige zu Belisar über, unter ihnen Ebrimuth, der Schwiegersohn des Königs Theodat, und der Kaiser Justinian belohnte ihn dafür mit der höchsten Würde, die er verlieh, mit dem Patriziate. Belisar zog unangefochten von Rhegium bis nach Neapel immer an der Küste hin, während seine Flotte sich so nahe hielt, daß sie vom Landheere aus fast immer erblickt werden konnte. Neapel aber war eine feste Stadt und im Hafen derselben lag eine große Anzahl Schiffe, welche man vom römischen Lager aus sehen konnte. Die römischen Bewohner der Stadt schickten Gesandte an den Feldherrn mit folgenden Worten: „Du handelst nicht recht, Feldherr, daß du uns bekriegst, da wir doch Römer sind, denn während du uns angreifst, drängen uns zugleich die Barbaren, unsere gothischen Herren, so sehr, daß wir uns auf ihren Befehl gegen euch, unsere Freunde, vertheidigen müßen. Was kann es dir fruchten, unsere kleine Stadt einzunehmen! Wenn du zuerst Rom einnimmst, so wirst du dich unserer Stadt ohne einen Schwertstreich bemächtigen; wenn du aber Rom nicht erringen kannst, so wirst du auch Neapel nicht sicher besitzen.“ Darauf antwortete ihnen Belisar: „Ob ich mit Recht oder mit Unrecht hierher gekommen bin, danach werde ich die Neapolitaner nicht fragen, sondern sie nur auffordern wohl zu überlegen, was sie für sich selbst und ihre eigene Stadt thun. Meine Forderung aber ist, daß die Bürger von Neapel sofort das Heer aufnehmen, welches der Kaiser Justinian zu eurer Befreiung von den

Gothen geſchickt hat. Das ſei den Neapolitanern geſagt: den in eurer Stadt verweilenden Gothen aber ſtelle ich die Wahl, frei und ungehindert abzuziehen oder fortan dem Kaiſer zu dienen. Wenn dieſe Bedingungen nicht angenommen werden, ſo werde ich euch angreifen: fügt ihr euch aber, ſo ſoll es euch eben ſo wohl gehen, wie es jetzt ſchon den Bewohnern von Sicilien ergeht.“

Der Geſandte der Neapolitaner, der noch außerdem für ſich Geſchenke von Beliſar erhalten hatte, kehrte mit dieſer Antwort in die Stadt zurück und widerrieth ſeinen Mitbürgern den Krieg auf das ernſtlichſte. Die Gothen aber und ihre Freunde ſannen auf ein Mittel dem entgegen zu arbeiten und forderten allerlei Bedingungen, deren Erfüllung Beliſar beſchwören ſollte, bevor er in die Stadt gelaßen würde. Dem ſtimmte die Menge bei und der Geſandte wurde aufs neue abgeſchickt und legte dem römiſchen Feldherrn das Verlangen der Neapolitaner vor. Dieſer verſprach Alles zu erfüllen und ſie eben ſo milde zu behandeln, wie er die Sicilier behandele. Da ertönte Freudengeſchrei durch die Stadt und die Bewohner ſtürzten in großer Haſt zu den Thoren, um ſie weit auf zu ſperren und die Römer zu bewillkommnen. Die wenigen Gothen in der Stadt ſchickten ſich zum Abzuge an: doch bevor ſie weggiengen, ſprach einer von ihnen zu den Neapolitanern: „Ihr habt euer Wohl und euer Leben an den Rand des Abgrundes gebracht. Ihr ſtrebt mit allem Eifer, Beliſar in die Stadt zu ziehen, der euch goldene Berge verſpricht. Ob er ſie euch geben kann, iſt eine Frage, deren Beantwortung ſich bald ausweiſen muß. Wenn aber die Gothen ſiegen, ſo werden ſie über euch die ſchwerſten Strafen verhängen und mit Recht: denn ohne alle Nothwendigkeit, bloß weil ihr zu bequem ſeid, euch zu vertheidigen, wollt ihr dem Feinde eure Stadt in die

Hände liefern. Bedenkt aber auch das Gegentheil; wenn wir uns muthig wehren und es uns gelingt die Stadt zu halten, ſo werden die Gothen es uns Dank wiſſen und uns dafür belohnen: ſiegt aber dann Beliſar, ſo werden wir nach einem mannhaften Kampfe von ihm Verzeihung erlangen. Denn nur ein herzloſer und unverſtändiger Menſch kann treue Anhänglichkeit und Aufopferung beſtrafen. Daß aber die Hoffnung Beliſars auf die Eroberung unſerer Stadt gar nicht ſo ſehr groß iſt, ſeht ihr aus ſeinen Verſprechungen und denen des Geſandten, der für ihn eingenommen iſt. Darum laßt ab von eurem Vorhaben: wir können die Stadt wohl vertheidigen." So redeten die Gothen und zugleich traten auch die Juden hervor, welche die Verfolgung des Kaiſers Juſtinian fürchteten, und wieſen nach, daß es der Stadt an Lebensmitteln nicht fehlen könnte. Auf dieſe Weiſe wurden die Neapolitaner wieder umgeſtimmt und ließen dem Feldherrn Beliſar ſagen, daß ſie ihm die Stadt nicht überliefern würden. So begann denn Beliſar die Belagerung.

Neapel liegt von der einen Seite am Meere und von der andern wird es durch ſchroffe Felſen geſchützt, darum verlor Beliſar viele Leute und konnte die Stadt doch nicht gewinnen. Auch half es ihm nichts, daß er die Waßerleitungen in Beſitz bekam; denn es waren Brunnen in der Stadt. Die Belagerten ſchickten nun zum Könige Theodat und baten ihn um Hilfe; aber Theodat dachte an dergleichen Dinge nicht, ſondern beſchäftigte ſich mit Weiſſagungen und Orakeln. Da er nicht wuſte, auf welches derſelben er ſich verlaßen könnte, ſoll er ſeine Zuflucht zu einem Juden genommen haben, der in dem Rufe ſtand die Zukunft erforſchen zu können. Dieſer Mann gab ihm den Rath, er ſolle dreißig Schweine einſperren, nämlich je zehn in einen beſondern Stall, und dann dieſen feſt ver-

ſchließen. Die erſten zehn Schweine ſolle er Gothen nennen, die anderen zehn Römer, und die dritten zehn das Heer des Kaiſers. Dann ſolle ſich Niemand um die Thiere bekümmern bis zu der Friſt, nach welcher Theodat die Behältniſſe öffnen dürfe. Theodat befolgte dieſe Weiſung. Am feſtgeſetzten Tage giengen der König und ſein Prophet in die Ställe und beſichtigten die Schweine. Die Gothen genannt waren, lagen todt bis auf zwei; die Soldaten des Kaiſers genannt waren, lebten bis auf zwei; die aber, welche Römer genannt waren, hatten ſämmtlich die Borſten verloren und fünf von ihnen waren todt, fünf aber lebten. Daraus ſoll Theodat dann die Deutung gezogen haben, daß die römiſchen Bürger in Italien Hab und Gut in dieſem Kriege verlieren und zur Hälfte umkommen würden, daß die Gothen völlig unterliegen und bis auf wenige Ueberlebende vernichtet werden, daß aber der Kaiſer mit nur geringer Einbuße an Kriegern als Sieger aus dieſem Kampfe hervorgehen würde. Wie dieß ſich nun auch verhalten möge, Theodat ſchickte den Neapolitanern keine Hilfe.

Dieſe vertheidigten ſich deſſenungeachtet wacker und Beliſar ſah wohl ein, daß ſie ſich zuwillig nicht ergeben würden, und muſte zugleich auch ſehr bezweifeln, ob er ſie mit Gewalt jemals bezwingen könnte; denn die Stadt war zu feſt durch die Macht der Natur. Als er nun deshalb in Sorge war und ſchon über den Aufbruch ſeines Heeres nachdachte, damit er nicht im Winter die Belagerung Roms anzufangen habe, kam einer ſeiner Soldaten auf eine für ihn glückliche Entdeckung. Dieſen lockte die Neugierde einſtmals die Waßerleitung zu beſehen, auf welche Weiſe das Waßer darin herabfloße. Er betrat ſie fern von der Stadt, wo Beliſar ſie zerſtört hatte, und verwunderte ſich ſehr, daß er ohne Hindernis aufrecht in ihr einhergehen konnte, weil ja kein Waßer mehr darin war. Nahe

bei der Stadt traf der Soldat auf einen großen Felsen, durch den die Waßerleitung gebohrt war. Hier konnte er nicht weiter: denn das Loch war nur groß genug zum Durchfließen des Waßers und ein Mann konnte nicht hindurchgehen, am wenigsten mit Waffen. Diese Oeffnung aber konnte wohl erweitert werden, daß der Durchgang möglich wurde. Der Soldat theilte diese Entdeckung und seine Meinung keinem Andern als nur seinem Anführer mit und dieser sagte sie dem Belisar. Der Feldherr war sehr erfreut über diese Nachricht und befahl dem Soldaten mit einigen Gefährten das Loch durch den Felsen zu erweitern, aber so, daß es Niemand erführe. Sie gebrauchten weder Aexte noch Beile, damit nicht der Schall die Feinde aufmerksam machte, sondern Bohrer und andere spitzige Werkzeuge, und da sie unabläßig arbeiteten, so war in wenigen Tagen das Werk so weit vollendet, daß ein Mann mit Panzer, Helm und Schild ungehindert hindurchgehen konnte.

Als Alles bereit war, überdachte Belisar, daß ein trauriges Gemetzel erfolgen würde, wenn das Heer mit Gewalt in die Stadt einbräche und darum ließ er noch einmal Friedensvorschläge machen. Er ließ den Bürgern sagen: „Ich habe oft gesehen, daß Städte eingenommen wurden und weiß, wie dann der Soldat gegen die Ueberwundenen wüthet. Die Männer werden gemordet, die Frauen mishandelt, wenn sie nicht den Tod der Schande vorziehen, die Kinder als Sklaven verkauft und Mord und Brand wüthen durch die eroberte Stadt. Diese Leiden möchte ich der Stadt Neapel ersparen. Wenn wir aber die Stadt mit Sturm nehmen, so sind sie nach Kriegsgebrauch unabwendbar; zumal da ich außer den Römern, die ich führe, noch viele Barbaren unter meinem Heere habe, die jetzt schon Brüder und Verwandte vor den Mauern der Stadt verloren haben und dafür Rache fordern. Darum überlegt es noch ein-

mal, ob ihr mir freiwillig mit euren Bedingungen die Stadt überliefern und das Unglück vermeiden wollt. Thut ihr es nicht freiwillig, so habt ihr nur euch selbst die Schuld des Elends beizumeßen, das euch erwartet.“ Der Bürger, welcher diese Worte aus Belisars Munde selbst vernommen hatte, kam weinend und flehend zu seinen Mitbürgern und bat sie doch jetzt endlich nachzugeben; aber die Neapolitaner hatten keine Furcht und sprachen: „Wir ergeben uns nicht.“

Am Abend wählte Belisar unter seinen Kriegern eine Anzahl von vierhundert der Zuverläßigsten aus und befahl Allen ihre Rüstung anzulegen und dann seine Befehle zu erwarten. Keiner aber wuste um den Plan des Feldherrn. Bei Anbruch der Nacht zeigte er den Führern dieser Schaar, was er vorhabe und befahl dem Entdecker des Weges sie mit Laternen durch die Waßerleitung in die Stadt zu führen. Er gab ihnen zwei Trompeter mit, welche, sobald sie in der Stadt wären, ihm ein Zeichen des Gelingens ihrer Unternehmung geben und zugleich die Städter durch den Klang ihrer Hörner in Verwirrung bringen sollten. Die Leitern waren schon vorher bereit gemacht und Alles zum Sturme angeordnet. Er erlaubte seinem Heere nicht sich zum Schlummer hinzulegen, sondern befahl Allen mit den Waffen in der Hand auf das erste Zeichen bereit zu sein. Ein Theil der Nacht war verstoßen, da kam der größere Theil der Soldaten aus der Waßerleitung zurück; denn ihnen war bange geworden vor der Gefahr. Belisar empfieng sie mit zürnenden Worten und wählte aufs neue zweihundert aus, welche muthig in die Waßerleitung sprangen. Da schämten sich auch diejenigen, welche vorher zurückgekehrt waren und folgten ihnen. Belisar fürchtete, daß die Wache auf dem Thurme zunächst an dem Eintritt der Waßerleitung in die Stadt Lärm machen möchte und befahl deshalb einem seiner

Leute, Namens Beſſas, der von gothiſcher Abkunft war, daß er mit der Wache ein Geſpräch in gothiſcher Sprache anfangen ſollte, um dadurch die Aufmerkſamkeit des Mannes von anderen Dingen abzulenken. Beſſas redete die Wache an und ſagte ihr, daß es doch viel beßer wäre, wenn die Gothen ſich dem Beliſar ergäben, der Gothe aber entgegnete ihm allerlei Späße und Schimpfworte über Juſtinian und Beliſar.

Unterdeſſen drangen die in der Waßerleitung immer weiter vor. Dieſe gieng aber nicht bloß bis an die Mauern der Stadt, ſondern tief in die Stadt hinein, und da ſie ganz mit einem Gewölbe von Backſteinen bedeckt war, ſo wußten die Soldaten nicht, wie weit ſie gekommen waren und wo ſie ausſteigen ſollten. Endlich kamen ſie an einen Ort, wo der Sternenhimmel zu ihnen hereinſchaute. Es war mitten in der Stadt und es ſtand da ein altes verfallenes Haus, nur von einer armen Frau bewohnt. Neben dem Hauſe war ein Oelbaum gewachſen, der ſeine Zweige über die Waßerleitung ausbreitete. Sobald die erſten Soldaten bis dahin gelangt waren, wollten ſie hinausbrechen; aber ſie ſahen keine Möglichkeit, zumal mit ihren Waffen angethan; denn die Wände waren hoch und nirgends erſteigbar. Während die Soldaten dieß hin und her überlegten und ſich wegen der Menge der Nachkommenden in einen immer engern Raum zuſammendrängen mußten, faßte einer den Entſchluß ſich hinaufzuſchwingen. Er legte ſeine Waffen ab und erreichte mit Händen und Füßen arbeitend und geſtützt auf die nachſchiebenden Andern endlich das Haus der Frau. Sogleich bedrohte er ſie mit dem Tode, wenn ſie nicht ſchwiege, und die erſchrockene arme Frau hielt ſich ſtill. Dann band er ein ſtarkes Tau an einen Aſt des Oelbaumes und ließ das andere Ende des Taues in die Waßerleitung nieder. Einer

nach dem andern von den Soldaten ergriff das Tau und zog sich mühsam daran empor.

Der vierte Theil der Nacht war noch übrig, als Alle herausgekommen alsbald den Mauern zueilten. Die unvorsichtigen Wächter zweier Thürme nach der Nordseite wurden sogleich zu Boden geschlagen und dann mit den Hörnern dem ungeduldig wartenden Feldherrn Belisar das verabredete Zeichen gegeben. Sogleich setzte dieser die Sturmleitern an, aber es fand sich, daß diese die Zinnen der Mauern nicht erreichten; denn sie waren aufs Gerathewohl gemacht und hatten deshalb die rechte Länge nicht. So wurden denn zwei Leitern an einander gebunden und die Römer erreichten die Zinnen und stiegen hinüber. An der Seeseite der Stadt aber, wo die Juden die Vertheidigung hatten, konnten die Soldaten weder Leitern anlegen, noch sonst hinansteigen; denn die Juden hatten sich schnell gesammelt und da sie wohl wusten, welches Looß ihnen als Hauptanstifter der hartnäckigen Vertheidigung bevorstand, kämpften sie mit verzweifelndem Muthe, und selbst als die ganze Stadt schon genommen war, gaben sie den Kampf noch nicht auf. Als aber der Tag voll angebrochen war, griff man sie auf der Mauer selbst an und zugleich wurden sie im Rücken mit Pfeilen beschoßen, da flohen sie. Neapel war erobert, und das römische Heer zog durch die geöffneten Thore ein. Nur die östlichen Thore der Stadt hielten sich noch verschloßen, nicht wegen der Vertheidiger, sondern weil diese geflohen waren und Niemand da war, der die Thore öffnete. Da Leitern nicht zur Hand waren, legten die Römer Feuer an die Thorflügel, und als diese verbrannt waren, zogen sie ein.

Die Folge der Einnahme war nun ein entsetzliches Blutbad; besonders schrecklich wütheten alle Diejenigen, welche Brü-

der oder Freunde bei der Belagerung verloren hatten und unter ihnen wieder am allermeisten die Massageten, welche auch die Kirchen nicht verschonten, sondern auch alle die töteten, welche vermeint hatten am Altare Schutz zu finden. Entsetzlich hausten diese Menschen, bis der Feldherr die Stadt nach allen Richtungen durcheilte und zu helfen und zu retten suchte, wo er nur konnte. Er versprach den Soldaten das Geld und die Kostbarkeiten der Bürger, wenn sie die Besiegten nur am Leben ließen und nicht die Gatten von einander und von ihren Kindern trennten. Da stellten die Soldaten das Blutvergießen ein und es wurde Friede und Stille. Aber das Geld und die Kostbarkeiten der Bürger kamen nur zum kleinen Theile in die Hände der Feinde; denn das andere war längst vergraben. Unter den Gefangenen waren achthundert Gothen; aber Belisar ließ ihnen kein Leid zufügen, sondern behandelte sie ehrenvoll, wie seine eigenen Soldaten.

Als die Kunde von dem Falle Neapels sich durch das Land verbreitete, maßen die Gothen einstimmig dem Theodat die Schuld bei, dessen Zaudern Neapel Hilfe zu bringen ihnen längst unbegreiflich gewesen war. Alle klagten ihn des Verraths an und eine große Zahl kam bei Regeta zusammen. Dort verhandelten sie die Sache und hoben Vitiges auf dem Schilde als ihren König empor. Dieser war nicht aus dem berühmten Geschlechte der Amelungen; aber die Gothen hielten ihn für einen tüchtigen Mann und wackeren Krieger, wie er sich schon lange vorher unter Theoderich im Kriege gegen die Gepiden bewährt hatte. Er befahl sogleich dem Gothen Optaris den Theodat todt oder lebendig herzubringen. Theodat war eiligst entflohen; aber Optaris, den Theodat widerrechtlich um seine Braut gebracht hatte, folgte ihm unermüdlich Tag und Nacht. Endlich erreichte er ihn auf der Straße, schlug ihn zu Boden

und ungeachtet ſeines Schreiens zog er ihm das Meßer durch die Kehle wie einem Opferthiere.

4. Vitiges befeſtigt ſich in der Herrſchaft.

Nachdem Vitiges den Tod Theodats vernommen, berief er eine Reichsverſammlung der Gothen und ſtellte ihnen die Gefahren ihres Kampfes vor. Er ſagte, daß faſt alle ihre Truppen in entfernten Gegenden wären und namentlich, daß ſie auch zugleich mit den Franken Krieg hätten. Dieſer aber müſſe vor allen Dingen erſt beigelegt werden, weil es nicht möglich ſei, ſich zu gleicher Zeit gegen zwei ſo mächtige Feinde zu vertheidigen. Wenn aber mit den Franken Friede geſchloßen ſei, ſo könnten ſie ſich mit aller Kraft auf Beliſar werfen. Dieſe Worte gefielen allen Gothen wohl und ſie begaben ſich nach Ravenna, nachdem vorher viertauſend Gothen als Beſatzung in Rom hineingelegt waren. Vitiges ermahnte den Senat und das römiſche Volk, des großen Theoderich zu gedenken und dem gothiſchen Volke die Zuneigung zu bewahren, die Theoderich um ſie verdient hätte. Dann nahm er viele römiſche Senatoren als Geiſel mit und ſetzte in Rom zum Befehlshaber den Gothen Leuderis ein, einen Mann ſchon im vorgerückten Alter und von großer Kriegserfahrung. Vitiges ſelbſt aber wollte ſeiner Herrſchaft eine feſtere Stütze geben und heirathete deshalb Matasuntha, die Tochter der Königin Amalaſuntha, obwohl wider ihren Willen.

Es dauerte nicht lange, bis die Geſandten der Gothen von den Franken heimkehrten. Die drei Könige dieſes Stammes hatten verſprochen Frieden mit den Gothen zu machen, wenn ihnen ganz Gallien abgetreten und noch eine Summe Geldes dazu bezahlt würde. Die Gothen willigten in dieſe Forderung, um Frieden zu haben, und da verſprachen ihnen

die Franken noch außerdem ihnen Hilfe zu ſchicken, aber wegen ihres Bündniſſes mit dem Kaiſer Juſtinian wollten ſie dieß nicht offen thun, ſondern insgeheim.

b. Beliſars Fortſchritte.

Unterdeſſen aber drang Beliſar immer weiter vor. Von Neapel kam er nach Cumä, wo man die Höhle zeigt, in welcher einſt die Sibylla ihre Orakel ertheilt haben ſoll. Die Bewohner aber von Cumä fürchteten das Schickſal Neapels und eröffneten dem römiſchen Feldherrn die Thore. Dann zog Beliſar weiter auf Rom. Als man dort die Nachricht von ſeiner Annäherung vernahm, war die gothiſche Beſatzung ſehr bekümmert; denn ſie konnte die ausgedehnte Stadt nicht vertheidigen, zumal die Bürger in der Stadt ihnen feindſelig geſinnt waren. Denn es war ihnen nicht unbekannt, daß die Bürger Roms auf Anrathen des Papſtes Silverius den römiſchen Feldherrn zur Beſetzung ihrer Stadt eingeladen hatten. Darum beſchloßen die Gothen ohne Kampf abzuziehen, und am ſelben Tage und zur ſelben Stunde vernahmen die Einwohner in der Nähe des flaminiſchen Thores die Hörner der ausziehenden Gothen, während an der anderen Seite der Stadt, am aſinariſchen Thore, die Trompeten der einziehenden Kaiſerlichen erklangen. Nur ein Gothe wollte nicht mit den andern abziehen, dieß war Leuderis, der Befehlshaber, der die ihm anvertraute Stadt nicht verlaßen wollte. Beliſar ſchickte ihn darauf als Gefangenen zugleich mit den Schlüßeln der Stadt zum Kaiſer Juſtinian, im Jahre 536.

Dann richtete er alle ſeine Sorgfalt darauf die Stadt zu befeſtigen. Die Mauern, welche an einigen Stellen eingefallen waren, wurden wieder ausgebeßert und Baſtionen daran erbaut, welche alle in ſcharfen Winkeln vorſprangen. Ein tiefer

Graben wurde rund um die Stadt gezogen. Die Römer lobten seine Thätigkeit und seinen Scharfsinn; aber es überkam sie ein Bangen und Grauen, wenn sie daran dachten, daß Belisar diese Einrichtungen träfe, um in Rom eine langwierige Belagerung aushalten zu können. Dann dachten sie namentlich auch an die Schwierigkeit, Lebensmittel herbeizuschaffen, da Rom nicht am Meere lag, und an den ungeheuren Umfang der Mauern, die eine lange Strecke hindurch fast im offenen Felde erbaut waren und überall von den Feinden erreicht werden konnten. Belisar aber ließ Sorge tragen, daß so viel Getreide, wie möglich, in die Stadt geschafft wurde, und befahl auch den Römern, alles ihr Getreide vom Lande in die Stadt zu bringen.

Eine Stadt nach der andern und eine Provinz nach der andern unterwarf sich den Kaiserlichen; denn die römische Bevölkerung haßte die ungebildeten arianischen Gothen, die ihnen noch immer Barbaren hießen und denen sie nur mit Widerwillen sich jemals unterworfen hatten. Darum konnte sich der römische Feldherr Belisar fast immer auf den guten Willen der Bewohner des Landes gegen ihn verlaßen. Unter dem Heere Belisars waren aber auch einige Gothen, aus jenem Theile des gothischen Volkes, welcher seine alten Wohnsitze an der Donau nicht hatte verlaßen wollen, als Theoderich seine Schaaren nach Italien führte. Diese waren dem kaiserlichen Feldherrn sehr nützlich, weil sie die Sitten und die Sprache der Ostgothen in Italien genau kannten, und sie dachten nicht daran, daß sie gegen ihre Stammesgenoßen und also gegen ihr eigenes Fleisch und Blut kämpften. Einer von diesen Gothen, Namens Bessas, der Anführer einer römischen Schaar, wurde von Belisar ausgeschickt, um in der Nähe Roms umherzustreifen und schlug eine gothische Schaar bis zur völligen Vernichtung.

6. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Ostgothen.

Ueber diese Nachricht erzürnt wollte Vitiges die Ankunft des gothischen Heeres, welches aus dem Frankenkriege heimkehrte, nicht mehr abwarten, sondern brach mit seiner ganzen Macht gegen Rom auf, um Belisar dort zu belagern. Es war eine gewaltige Macht von hunderttausendsiebzigtausend Streitern, darunter viele Reiterei. Die meisten Reiter waren gepanzert und ebenso auch ihre Pferde. Unterwegs vernahm Vitiges von den Flüchtlingen aus Rom, wie es dort um Belisar stünde, und daß dessen Macht nur eine geringe wäre, und darum traute es ihm, daß er jemals diese Stadt freiwillig hatte aufgeben können. Es begegnete ihm auch ein Priester, der von Rom aus gereist war; diesen fragte Vitiges, ob Belisar noch in Rom wäre, gleich als ob er fürchtete Belisar dort nicht mehr zu treffen, wenn er etwa schon vorher die Flucht ergriffen hätte. Aber der Priester erwiderte ihm, daß er von dieser Seite der ganz ruhig sein könne; denn Belisar würde niemals fliehen, sondern das auch zu behaupten wissen, was er einmal gewonnen habe. Um so eifriger drängte Vitiges seine Gothen zum Vordringen; denn auch diesen sagte er, daß er die Mauern Roms zu erblicken wünsche, bevor Belisar von dort geflohen wäre. Darum griff Vitiges auch nicht eine der kleinen Städte auf dem Wege an, sondern ruhte nicht, bis er Rom erreichte. Nicht weit von der Stadt hatte Belisar eine Brücke über die Tiber durch einen Thurm befestigen lassen. Zwar waren viele andere Brücken und Fähren über den Fluß, deren sich die Gothen bedienen konnten; aber Belisar glaubte, sie würden sich mit Erstürmung dieses Thurmes beschäftigen und so eine Zeitlang aufgehalten werden. Die Gothen kamen des Abends bei dem Flusse an und schwankten, ob sie den Thurm angreifen

ſollten, ihre Menge aber erſchien der Beſatzung des Thurmes zu gewaltig und in der Nacht ſahen die Kaiſerlichen eilig von dannen. Sie fürchteten ſich aber auch vor Belisar und ihren Waffengefährten und wagten es nicht nach Rom zu kommen, ſondern zerſtreuten ſich heimlich in Campanien.

Am Morgen erbrachen die Gothen die Thore des Thurmes, was ihnen Niemand wehrte, und zogen über die Brücke. Belisar wußte von der Flucht der Seinen nichts, ſondern kam ſelbſt mit tauſend Reitern heran um ihnen Hilfe zu bringen. Anſtatt aber die Seinigen zu finden, traf er auf gothiſche Reiter und ſofort entſpann ſich da ein Kampf, in welchem Belisar nicht als Feldherr, ſondern als gewöhnlicher Krieger um ſein Leben fechten mußte. Er ritt ein ſehr kriegeriſches Pferd, einen Rothfuchs, deſſen Kopf von der Stirn bis zu den Nüſtern ganz weiß war. Ein ſolches Pferd nannten die Griechen Phalion, die Gothen Balan. Die Ueberläufer der Römer zu den Gothen machten es dieſen bekannt, daß Belisar dieß Pferd ritte, und weil ſie wohl wußten, daß mit dem Tode dieſes einen Mannes der Krieg zu Ende ſein würde, riefen ſie immerfort: „ſchießt auf den Balan“ und dieſe Worte liefen durch das ganze gothiſche Heer. Erſt wußten ſehr viele nicht, was ſie zu bedeuten hatten, und kannten auch Belisar nicht, andere aber erfaßten den Sinn und ſchoſſen ihre Pfeile auf Belisar ab. Noch andere wollten ihn lebendig fangen und ſprengten ihre Pferde näher heran und ſuchten ſein Pferd mit ihren Speeren und Schwertern zu erreichen. Belisar aber wehrte nacheinander ſeine Angreifer ab und tödtete eine große Zahl derſelben. Vor allen Dingen aber zeigte ſich da, welche Liebe Belisar bei ſeinem Heere genoß; denn ſeine Begleiter umdrängten immer ihren Feldherrn und fingen mit ihren Schilden die Geſchoſſe auf, welche ihn beſtimmt waren, tödteten diejenigen, welche

näher heranritten, oder trieben sie zurück. Tausend Gothen fielen in diesem Kampfe, aber auch sehr viele von der Umgebung Belisars. Dem Feldherrn selbst beschützte so sehr das Glück, daß er, der doch das Ziel aller Angriffe der Gothen war, auch nicht einmal von den Pfeilen eine leichte Wunde erhielt.

Endlich trieben die Römer die Angriffe der Feinde zurück und verfolgten sie, bis sie auf das Aufgebot der Gothen trafen. Auf dieses hatten die gothischen Reiter sich zurückgezogen und auf dasselbe gestützt erneuerten sie den Kampf. Da waren die Gothen den Kaiserlichen überlegen und diese zogen sich fliehend an die Stadt zurück. Aber die Gothen folgten ihnen und kamen fast mit ihnen zugleich an das Thor, welches nachher Belisars Thor genannt wurde. Die Kaiserlichen in der Stadt fürchteten, daß mit den Fliehenden zugleich auch die Feinde in die Stadt eindrängen und wollten deshalb das Thor nicht öffnen. Vergebens rief Belisar selbst und drohte ihnen: die Römer, die vom Thurme aus niederschauten, erkannten den Mann nicht, dessen Gesicht wie seinen ganzen Kopf Schmutz von Staub und Schweiß bedeckte. Auch war die Sonne schon untergegangen und äußerstem glaubten alle Römer in der Stadt, der Feldherr wäre gefallen; denn die, welche aus dem Kampfe des Morgens sich nach der Stadt geflüchtet, hatten diese Nachricht gebracht, Belisar sei unter den Ersten im Treffen gefallen. Indem sie nun vor dem Thore hielten, häufte sich der Andrang der Gothen und nur der Graben trennte sie von den Römern, welche sich zwischen Graben und Mauern nicht zusammendrängen mußten, um nur Raum zum Stehen zu haben. Die Römer in der Stadt aber waren rathlos, der Feldherr war nicht da und Niemand traf Anordnungen, zugleich fürchteten sie für sich und die Stadt und wagten auch

ihren Freunden vom Thore nicht zu helfen. Unterdessen versuchten auch die Gothen hier und da schon über den Graben zu setzen.

Da faßte Belisar einen kühnen Entschluß, der ihm über Erwarten gelang. Er ermunterte die um ihn Versammelten auf und brach plötzlich mit ihnen zu einem Angriff auf die Gothen hervor. Die Reihen dieser waren durch den langen Kampf, durch den schnellen Ritt und die Verfolgung längst in Unordnung gerathen. Als sie nun sahen, daß diejenigen, denen sie bis dahin nachgejagt hatten, einen unvermutheten Angriff auf sie machten, glaubten sie, daß es frische Truppen aus der Stadt wären. Darob erschraken sie und flohen zurück. Belisar hütete sich sie zu verfolgen, sondern als er sie im vollen Fliehen sah, wandte er sich eiligst wieder gegen die Mauern. Das ermuthigte die Römer in der Stadt, sie öffneten schnell das Thor und nahmen ihren Feldherrn mit seinen ermüdeten Kriegern auf. Die Nacht machte allem weiteren Kampfe ein Ende.

Unter den Römern hatte Belisar sich den Preis der Tapferkeit erworben, unter den Gothen der Fahnenträger Wisandus*). Dieser hatte im heißesten Kampfgewühl nicht eher nachgelassen, als bis er aus dreizehn Wunden blutete. Dann fiel er nieder und wurde von seinen Waffengefährten für todt auf dem Schlachtfelde zurückgelassen. Am dritten Tage nachher, als die Gothen schon ihr Lager vor Rom aufgeschlagen hatten, schickten sie sich an, die Gefallenen auf dem Schlachtfelde zu beerdigen. Während sie umhersuchten und die Leichname be-

*) Diesem Namen entspricht althochdeutsch Wisunt, später Wisent, mittelhochdeutsch Wisent. Es ist, wie so viele der alten Namen, von einem Thiere hergenommen, das sich durch seine Kraft auszeichnet, dem wilden Auerochsen.

ſichtigten, trafen ſie auf Viſandus, der noch athmete. Einer ſeiner Genoßen bemühte ſich um ihn und ſuchte aus ihm einige Worte herauszubringen, ob er ihm einen Gefallen erweiſen könnte; denn die Hitze des Wundfiebers, dazu der lange Durſt und der Mangel an Nahrung hatten ihm alle Kräfte genommen. Endlich bat Viſandus mit matter Stimme, daß man ihm etwas Waßer in den Mund träufeln möchte. Dieß geſchah, dann hob man ihn von der Erde auf und brachte ihn ins Lager, wo er verpflegt wurde. Die Gothen prieſen und verherrlichten den Namen des Viſandus und lange noch lebte er bei ihnen im Liede fort.

Als Beliſar in Sicherheit war, gebot er allen Soldaten und der waffenfähigen Mannſchaft aus der Stadt Rom, die Mauern zu beſetzen, an vielen Stellen Feuer anzuzünden und die ganze Nacht Wache zu halten. Er ſelbſt umgieng dann alle Werke der Stadt und ordnete die Befehlshaber für die einzelnen Stellen an. Während er aber damit beſchäftigt war, ſchickte ihm der Gothe Beſſas, welcher im römiſchen Heere diente und am Präneſtiniſchen Thore befehligte, in aller Eile einen Boten mit der Nachricht, der Feldherr möchte ſich doch retten; denn die Feinde wären durch das Pancratiusthor eingedrungen und hielten ſchon die ganze Stadt beſetzt. Auf dieſe Worte baten Alle, die in der Umgebung des Beliſar waren, ihren Feldherrn, er möchte doch ſofort davon eilen. Allein Beliſar beſtand darauf, daß dieſe Nachricht falſch ſein müße, und ſchickte ohne Verzug einige Reiter auf Kundſchaft aus. Dieſe erforſchten die Gegend und berichteten nach einiger Zeit, daß ſie nichts Feindliches bemerkt hätten. Sofort ſchickte nun Beliſar alle Befehlshaber an ihre Poſten und verbot ihnen, was ſie auch hören möchten vom Eindringen der Feinde an irgend einem andern Orte, irgendwohin Hilfe zu bringen und überhaupt ſich von ihrem Poſten zu rühren, ſondern ſie

sollten schweigend auf demselben verharren; für alles Uebrige werde er sorgen. Dieß that er aber in der Absicht, damit nicht wiederum eine falsche Nachricht so viele Verwirrung hervorbrächte. Alles war in Rom noch in wilder Aufregung; da trat Vakis, ein vornehmer Gothe, von Vitiges gesandt, an das salarische Thor. Dort machte er den Bürgern der Stadt Vorwürfe über ihre Treulosigkeit gegen die Gothen und gegen ihr eigenes Vaterland, weil sie die gothische Macht der oströmischen oder griechischen nachgesetzt hätten, da sie doch wahrlich von Griechen kaum etwas Anderes in Italien gesehen hätten, als Schauspieler und Seeräuber. Vakis redete so eine Weile; aber Niemand gab ihm Antwort und er kehrte zurück. Die römischen Bürger machten sich aber lustig über Belisar, der mit genauer Noth selbst den Händen der Feinde entronnen, sein Heer und sie jetzt ermahnte, gutes Muthes zu sein, weil er nicht daran zweifle, daß er die Feinde bald vernichten würde. Die Nacht war schon weit vorgerückt, da erst konnte die Gattin Belisars und seine Freunde ihn durch ihre Bitten dahin bringen, daß er nur ein Stück Brod aß, da er doch bis dahin Nichts gegessen hatte.

Am folgenden Tage nahmen von der einen Seite die Gothen, welche mit leichter Mühe die gewaltig ausgedehnte Stadt zu erlangen hofften, und von der andern Seite die Römer ihre Stellungen ein. Die Stadt hat vierzehn große Thore und einige kleinere. Selbst die gewaltige Anzahl der Gothen reichte nicht hin, die Stadt zugleich von allen Seiten zu berennen; deshalb schlugen sie vor den fünf größeren Thoren vom Flaminischen nach dem Pränestinischen sechs Lager auf, statt daß die Belagerer sonst einen Wall rund um die belagerte Stadt zu ziehen pflegen. Damit aber der Feind nicht über die Milvische Brücke entweichen könnte, ihnen selbst aber immer der Uebergang über diese Brücke frei stünde, schlugen sie rund um die Brücke ein sieb-

tes Lager auf. Dadurch wurden dort von ihnen noch zwei Thore belagert, das Peterosthor und das transtiberinische. In Allem war nur die Hälfte des Umfangs der Mauer von den Gothen umlagert: aber da sie sich den Uebergang über die Tiber gesichert hatten, konnten sie die Mauer an jeder beliebigen Stelle angreifen. Um alle ihre Lager hatten sie tiefe Gräben gezogen, die ausgegrabene Erde zu hohen Wällen aufgethürmt und diese mit sehr spitzen Pallisaden bespickt, so daß sie alle fest verschanzt nur durch eine ordentliche Belagerung einzunehmen waren. Alle Waßerleitungen nach der Stadt zerstörten sie, damit die Stadt keinen Tropfen Waßers empfienge. Es waren in Rom aber vierzehn Waßerleitungen, aus Backsteinen erbaut, und mit so breiten und hohen Gewölben bedeckt, daß ein Reiter bequem darin einhersprengen konnte. Eingedenk der Eroberung Neapels ließ Belisar die Ausgänge mit einer starken Mauer verwahren. Dann ordnete er die Besatzung der verschiedenen Thore an und setzte einigen Hauptleute vor, andere aber ließ er durch Steinhaufen ganz verrammeln, daß sie nicht geöffnet werden konnten.

Wegen der Zerstörung der Waßerleitungen aber konnten auch die Mühlen nicht gehen, und Ochsen konnte man zur Bewegung der Mühlen deshalb nicht anwenden, weil so schon in der Stadt kein Ueberfluß an Lebensmitteln war und kaum die nöthigen Pferde Nahrung erhalten konnten. Da verfiel Belisar auf einen sinnreichen Einfall. Es war eine Brücke über die Tiber in seiner Gewalt. Unmittelbar hinter dieser Brücke, wo der Strom unter der Wölbung derselben mit größerer Gewalt hervorstoß, befestigte er durch starke Stricke zwei Kähne etwa zwei Fuß von einander. Auf diese Kähne wurden Mühlen gesetzt, während in dem freien Raum in der Mitte zwischen den Kähnen der Strom das Rad umwälzte, welches die Mühlen

trieb. An die erſten Kähne wurden zwei andere befeſtigt, die auch Mühlen trugen, und dieſe auf gleiche Weiſe in Bewegung geſetzt und ſo fort, bis eine ganze Reihe von Kähnen mit Mühlen da war. Dieſe mahlten das Brot, welches die Stadt bedurfte. Als die Gothen von den Ueberläufern dieſe Erfindung erfuhren, fällten ſie ſtarke Bäume, hieben die Aeſte ab und warfen die gewaltigen Stämme in den Strom. Dieſer trug ſie hinab und mit Ungeſtüm gegen die Räder, daß ſie zerſchmettert wurden. Aber Beliſar erfand dagegen ein anderes Mittel. Durch das ganze Bett der Tiber von einem Ufer zum andern ſpannte er verſchiedene Ketten, welche nun ſämmtliche Baumſtämme auffiengen, daß ſie nicht weiter treiben konnten. Dann zogen diejenigen, welche damit beauftragt waren, ſie ſofort ans Ufer. Dieſe Ketten ſpannte Beliſar aber nicht bloß der Mühlen wegen aus, ſondern auch, weil ihn die Furcht ängſtigte, daß einmal ein großer Haufe der Gothen ſich auf Kähne ſetzen und dieſen Weg zum Einbruch in die Stadt verſuchen könnte. Dagegen deckte er ſich auf dieſe Weiſe und zugleich hatten nun die Römer Brot. Auch Trinkwaſſer fehlte ihnen nicht, das ſie theils aus dem Strome, theils in den entfernteren Theilen der Stadt aus Brunnen ſchöpften. Nur zu den warmen Bädern reichte die Menge des Waſſers nicht hin. Um die Kloaken, welche den Schmutz der Stadt ableiteten, kümmerte ſich Beliſar nicht; denn der Ausgang derſelben führte in die Tiber und deshalb konnten ſie von den Feinden zu Kriegsliſten nicht benutzt werden.

So ſorgte Beliſar für die Sicherheit der Stadt. Um dieſe Zeit aber ereignete ſich ein Vorfall in der Umgegend, den das Landvolk als eine Vorbedeutung anſah. Es waren mehre ſamnitiſche Knaben auf dem Felde und weideten ihre Schafe. Sie ſpielten allerlei Spiele und verſtelten endlich auf den Ein-

fall, die beiden ſtärkſten unter ihnen mit einander ringen zu laßen; den einen nannten ſie Beliſar, den andern Vitiges und ſahen ihrem Kampfe zu. Es dauerte nicht lange, ſo fiel Vitiges: da knürſten ihn ſeine Spielgenoßen im Scherze zur Strafe an einem Baume auf. Während ſie damit beſchäftigt waren, zeigte ſich nicht weit von ihnen ein Wolf; da machten ſich die Knaben ſchnell auf und liefen davon, der verlaßene Vitiges aber zappelte noch eine Weile und ſtarb dann. Als die Samniten dieß vernahmen, ſtraften ſie die Knaben nicht, ſondern ſahen dieß als ein Orakel an und ſagten, daß Beliſar zuletzt als Sieger aus dieſem Kriege hervorgehen würde.

Die Bevölkerung von Rom aber wurde bald ungeduldig über die Bedrängniſſe des Krieges und der Belagerung, da die Lebensmittel ausgiengen und ſie ſich nicht baden konnten und ſogar gezwungen wurden, des Nachts auf der Mauer Wache zu halten. Sie glaubten, daß der Feind, der ſich vorerſt begnügte, ihre Aecker und Felder zu verwüſten, doch die Stadt bald einnehmen würde und machten deshalb dem Beliſar Vorwürfe, daß er mit einem ſo kleinen Heere dieſen Krieg unternommen und jetzt ſie allen Schrecken einer Belagerung ausſetze, die er doch auf die Dauer nicht aushalten könnte. Auch der römiſche Senat machte im Geheimen dem Beliſar Vorwürfe über dieſes Unternehmen. Alles dieß vernahm auch Vitiges von den Ueberläufern und ſchickte deshalb Geſandte an den Beliſar, welche in Gegenwart aller Senatoren und aller Anführer des Heeres ihm vorwarfen, daß er mit leichtſinniger Verwegenheit ſo viel Unglück über die Römer brachte, um welche ſich Theoderich ſo großen Dank erworben hätte, und den rechtmäßigen König der Gothen und Italier zwänge, mit Waffengewalt eine getreue Stadt zu bedrängen. Dann aber boten ſie ihm im Namen ihres Königs Vitiges freien Abzug mit ſeinem ganzen Heere

an, wenn er ihnen sofort die Stadt überliefern wollte. Darauf erwiderte ihnen Belisar, daß er durch die Besetzung Roms sich kein fremdes Eigenthum angemaßt hätte, weil Rom mit Recht nur dem oströmischen Kaiser als dem Erben des ganzen römischen Reiches zukäme. Wenn aber einer von den Gothen ohne Kampf in die Stadt zu kommen vermeinte, so irrte er sehr; „denn," sprach Belisar, „so lange Belisar lebt, wird er euch diese Stadt nicht abtreten." Während er diese Worte sprach, saßen die römischen Senatoren schweigend und bekümmert da, und wagten weder auf Belisars Rede, noch auf die Klagen der gothischen Gesandten über ihren Wankelmuth Etwas zu erwiedern.

Als die Gesandten mit ihrer Botschaft ins gothische Lager heimkehrten, fragte sie der Gothenkönig Vitiges, was für ein Mann denn der Belisar wäre. Die Gesandten erwiderten, daß es vergebliche Hoffnung sei, wenn Jemand den Belisar jemals zu schrecken vermeinte. Da wurde Vitiges zornig und befahl nun mit aller Macht die Belagerung fortzusetzen. Er ließ hölzerne Thürme erbauen, so hoch wie die Mauern Roms. An den vier Ecken der Grundfläche dieser Thürme waren Räder angebracht, vermittelst deren die Thürme überall hin nach dem Willen der Belagerer bewegt werden konnten und zwar hatten sie Ochsen zu diesem Zwecke vorgespannt. Ferner ließ Vitiges Leitern verfertigen, welche bis an die Zinnen reichten, und vier Belagerungswerkzeuge, welche man arietes das ist Widderköpfe heißt. Diese sind so eingerichtet. Es werden vier starke Balken zu gleicher Höhe rechtwinklig einander gegenüber aufgerichtet und durch acht Querbalken verbunden, vier oben und vier unten. Dann wird dieß Gerüst oben und zum Theil an den Seiten mit Rinderhäuten umkleidet, so daß es aussieht wie ein hoher viereckiger Kasten und so den Menschen darin ein Schutzdach gewähret, während es doch leicht fortzubringen ist. Nur

nach vorn hin ist eine Oeffnung, durch welche die Maschine gegen die Mauer wirkt. In der Mitte dieses thurmartigen Kastens aber ist wieder ein anderer Querbalken, der an Ketten, die von oben niederhangen, freischwebend befestigt ist. Der stark mit Eisen beschlagene Kopf dieses Balkens ist wie ein Pfeil zugespitzt, oder auch viereckig, daß er ähnlich wie ein Ambos ausläuft. Die ganze Maschine ruht auf vier Rädern, je einem unter den vier Hauptbalken. Innerhalb derselben sind nicht weniger als fünfzig Männer beschäftigt, und wenn nun die Maschine an die Mauer geschoben ist, ziehen sie den frei schwebenden horizontalen Balken mit Stricken, die an dem einen der Mauer zugekehrten Ende befestigt sind, erst ein wenig zurück und stoßen den Balken dann mit großem Ungestüm gegen die Mauer. Dieser immer aufs neue wiederholte Stoß hat die Wirkung, daß da, wo er trifft, die Mauer erschüttert und zerbröckelt wird. Die Maschine hat den Namen Widder davon, weil das Stoßen mit dem Kopfende Aehnlichkeit hat mit dem Stoßen der Widder bei den Schafen. Außerdem schleppten die Gothen unzählige Bündel Reisig und Schilf herbei, um den Graben auszufüllen und dem Boden gleich zu machen, damit ihre Maschinen am Uebergange über denselben nicht gehindert würden. Auf diese Weise drangen sie begierig gegen die Mauern vor.

Belisar dagegen stellte auf die Thürme Wurfgeschütze, welche man Ballisten (von *βάλλειν* werfen) nannte. Diese sehen ähnlich aus wie ein Bogen und schießen einen Pfeil, der zwar um die Hälfte kürzer ist, als die man von gewöhnlichen Bogen schießt, aber viermal dicker. Er ist auch nicht mit Federn versehen zur Beschleunigung des Flugs, wie die gewöhnlichen Pfeile, sondern mit dünnen, feinen Holzstückchen, welche der Reihe nach so eingesetzt sind, daß sie den Federn der gewöhnlichen Pfeile ganz ähnlich sehen. Die Pfeile sind nach Verhältnis ihrer Dicke mit einer

ſtarken eiſernen Spitze verſehen. Wenn ſie geſchoſſen werden ſollen, werden mehre Männer beſchäftigt, durch Winden die Stricke des Bogens zu ſpannen, und wenn man losſchießt, fährt der ſchwere Pfeil mit der doppelten Geſchwindigkeit eines gewöhnlichen Pfeiles von dannen und zerſchmettert den Stein oder Baum, auf welchen er trifft.

Auf die Mauerzinnen ſtellte Beliſar andre Werkzeuge zum Schleudern großer Steine. Auch dieſe Maſchinen waren den gewöhnlichen Schleudern nachgebildet, und hießen Onagri, d. h. wilde Eſel. An den Thoren ſtellten die Römer Maſchinen auf, die Wölfe hießen. Dieſe hatten die Geſtalt unſerer Eggen und waren oben an zwei lange Balken befeſtigt, die vom Boden bis an die Mauerzinnen reichten. Dieſe Balken ſtanden außerhalb des Thores, ſo daß ihre Enden bis zum Thor hinaufreichten, auf welchem die Vertheidiger ſtanden. Waren nun die Feinde nahe genug, ſo gaben die Römer dem Gerüſte einen heftigen Stoß, daß es umfiel und die naheſtehenden Feinde unter ſeiner Laſt begrub. Wen aber dieſer Wolf traf, der muſte auf der Stelle ſterben.

Nachdem die Belagerung achtzehn Tage gedauert hatte, drangen an einem Morgen beim Sonnenaufgang die Gothen unter der Anführung ihres Königs Vitiges zum Sturme vor. Die Römer erſchraken vor dem ungewohnten Anblick der nahenden Thürme und Widderköpfe; aber als Beliſar dieſe feindliche Schlachtordnung erblickte, lachte er und gab Befehl, daß man ſich ſo lange ruhig verhalten ſollte, bis er ſelbſt das Zeichen geben würde. Die Römer aber meinten, er wolle mit ihnen ſeinen Spaß treiben, und ſchalten auf ihn, und nannten ihn einen Unverſchämten, weil ſie unwillig waren, daß er die Feinde ſo nahe herankommen ließe und ihnen nicht wehrte. Die Gothen waren dem Graben ſchon ganz nahe, als Beliſar zuerſt

einen Bogen ſpannte, losſchoß und einen gepanzerten Gothen, der den erſten Zug führte, in den Hals traf, daß er rücklings zu Boden ſtürzte. In der ganzen verſammelten römiſchen Bevölkerung vernahm man ein Gemurmel des Beifalls; denn ſie ſahen dieſen Schuß als eine günſtige Vorbedeutung an. Beliſar ſchoß den zweiten Pfeil ab mit demſelben Erfolge, die Vertheidiger der Mauer erhoben ein lautes Geſchrei, der Feind wäre ſchon beſiegt. Dann gab der Feldherr allen ſeinen Bogenſchützen Befehl, mit den Pfeilen zu wirken und namentlich auf die Ochſen zu zielen. In kurzem fielen alle Ochſen, ſo daß die Thürme ſtill ſtanden und die Gothen rathlos waren, wie ſie dieſelben weiter ſchaffen ſollten. Als die Römer dieß erblickten, ſahen ſie ein, daß Beliſar doch Recht gehabt hatte, als er die Feinde ſo nahe an die Mauer herankommen ließ, und auch Recht gehabt hatte, über den Einfall der Gothen zu lachen, welche gemeint hatten, daß ſie die Ochſen unverſehrt an die feindliche Mauer bringen könnten.

Dort zurückgeſchlagen befahl dann Vitiges eine große Anzahl Gothen in tiefen Reihen hinter einander aufzuſtellen und zwar keinen Sturm auf die Mauer zu machen, aber dafür häufige Pfeile hinzuſchleudern, ſo daß Beliſar keine Zeit und Muße bliebe, nach einem andern Theile der Mauer Unterſtützung zu bringen; denn Vitiges ſelbſt wollte an einer anderen Seite mit ſtärkerer Macht angreifen. Deshalb eilte er mit einer großen Schaar Bewaffneter zu dem Theile der Mauer am Präneſtiniſchen Thor, wo der Angriff am leichteſten war. Dort waren ſchon alle Belagerungswerkzeuge vorbereitet und aufgeſtellt.

In derſelben Zeit machten die Gothen noch einen andern Angriff, nämlich auf das Aureliſche Thor. Außerhalb dieſes Thores, ungefähr eines Steinwurfes weit, iſt das Grabmal des Kaiſers Hadrian (jetzt die Engelsburg), ein wunderbares Werk

der Baukunst. Auf den Grundmauern, die ein großes Viereck bilden, erhebt sich ein ungeheurer runder Thurm mit parischem Marmor überkleidet. Die Steine schließen genau in einander und haften ohne alles Bindemittel. Die vier Seiten des Grabmals dehnen sich alle gleich weit hin und zwar ist die Länge einer jeden Seite einem Steinwurfe gleich. Die Höhe der Mauern übertrifft die der Stadt. Auf der Spitze des Gebäudes sieht man Bildsäulen von Menschen und Pferden, von vorzüglichen griechischen Meistern, auch aus parischem Marmor gemeißelt. Weil aber dieß Gebäude fast eine der Stadt entgegengesetzte Befestigung zu sein schien, so hatte man es schon Jahrhunderte vorher durch zwei Mauerarme mit der Stadt verbunden, so daß es ein hoher zum Schutz des Thores bestimmter Thurm zu sein schien. Diese ganze Befestigung war im Westen der Stadt sehr günstig gelegen, und deshalb hatte Belisar sie dem Constantinus, einem seiner zuverlässigsten Anführer, zur Bewachung anbefohlen und ihm zugleich aufgetragen, den hinter ihm gelegenen Theil der Hauptmauer zu bewachen, welcher Belisar nur eine kleine unbedeutende Mannschaft hatte geben können. Belisar muste überhaupt seine Leute schonen, weil dieselben zu Anfang der Belagerung sich nur auf fünf tausend Mann *) belief. Auch schien eine stärkere Besatzung dort weniger nothwendig, weil der vorüberfließende Tiberstrom an dieser Stelle die Feinde hinderte, einen Angriff zu machen. Dennoch vernahm Constantin, daß die Gothen versuchten über die Tiber zu setzen, und eilte mit einer Abtheilung schnell dorthin, während er einer andern größern Abtheilung die Vertheidigung des

*) So sagt der Geheimschreiber des Feldherrn; aber diese Angabe ist unwahrscheinlich. Wenn wir auch die fünffache Zahl annehmen, so bleibt Belisars Ruhm noch derselbe.

Grabmals überließ. Da griffen nun die Gothen an, nicht mit Mauerbrechern und ähnlichen Werkzeugen, sondern mit Leitern und Wurfgeschoßen, weil sie glaubten, so die Feinde am ehesten in Verlegenheit zu bringen und über die kleine Zahl derselben mit Leichtigkeit den Sieg davontragen zu können. Sie trugen ihre Schilde vor sich her, die nicht kleiner waren, als die großen der Perser, und obwohl sie den Feinden schon nahe waren, so konnten diese sie doch nicht sehen, weil die Säulenhalle nach der Peterskirche ihnen die Aussicht verbarg. Hinter diesen her griffen die Gothen dann so plötzlich an, daß die römischen Vertheidiger die Ballisten gar nicht mehr anwenden konnten, weil man mit diesen nur geradeaus schießen kann und die Gothen von der Seite kamen. Immer näher und näher drängten die Gothen, sie schoßen hinauf gegen die Zinnen, schon schleppten sie die Leitern heran, um sie an die Mauer zu legen. Die Römer verzweifelten an ihrer Rettung: da erfaßten mehre von ihnen zu gleicher Zeit einige Bildsäulen, die Meisterwerke der bildenden Kunst, zerbrachen sie und schleuderten mit beiden Händen gewaltige Stücke Marmor auf die Köpfe der Feinde. Diese, überrascht durch dieß ganz neue Geschoß, traten ein wenig zurück, da faßten die Römer auch wieder Muth, erhoben ein lautes Freudengeschrei, schoßen und warfen auf die Gothen, so daß diese davor nicht Stand halten konnten. Als die Römer sich nun auch noch der großen Wurfgeschütze bedienen konnten, hielten es die Gothen gar nicht mehr aus. Mittlerweile kam auch Constantinus herbei, welcher die Gothen vom Uebergange über die Tiber zurückgeschlagen hatte und das Thor war an dem Tage für die Römer gerettet.

Auf ähnliche Weise wurde auch an den anderen Thoren gekämpft. Dem salarischen Thore gegenüber stand ein Gothe von vornehmem Stande, der durch seine Körpergröße und sei-

nen Muth sich vor seinen Genoßen auszeichnete. Er war mit Helm und Panzer bewaffnet und hatte sich getrennt von den andern Gothen an einen Baum gelehnt und schoß von dort aus seine Pfeile auf die Zinnen der Mauer. Auf diesen Mann zielten die Römer und das Wurfgeschütz zur Linken auf dem gegenüberstehenden Thurme traf ihn so, daß der Pfeil den Panzer durchdrang und dann bis über die Hälfte seiner Länge in den Stamm des Baumes fuhr und die Leiche des getödteten Mannes so an den Baum heftete. Als die Gothen das erblickten, durchfuhr sie ein solcher Schrecken, daß sie bis außerhalb des Bereiches dieses Wurfgeschützes zurückzogen, so daß auch die Belagerten aufhörten, ihnen ihre Pfeile zuzusenden.

Da aber, wo Vitiges selbst angriff, am sogenannten Vivarium, war der Kampf am lebhaftesten und die Anführer Besas und Peranius riefen Belisar zu Hülfe. Sobald dieser kam, sah er, daß die Soldaten im Vivarium durch die große Anzahl der Feinde ganz bestürzt waren, und ermahnte sie Stand zu halten und die Barbaren zu verachten. Der Boden vor der Mauer war ganz eben und deshalb für die Werkzeuge der Gothen leichter zugänglich. In der Mauer selbst klaffte ein großer Sprung, so daß die Steine kaum noch zusammenhingen. Vor diese Mauer hatten die Römer zwar eine andere kleinere hingesetzt, aber nicht zur Befestigung derselben: denn die kleinere Mauer selbst war weder durch Thürme, noch durch Zinnen gegen die Angriffe der Feinde verwahrt, sondern um eines besonderen und zwar unmenschlichen Vergnügens willen von den Römern errichtet. Zum Zweck der Spiele wurden dort nämlich Löwen und andere wilde Thiere aufbewahrt. Vitiges wußte dieß und ließ deshalb seine Belagerungswerkzeuge gegen die äußere kleinere Mauer richten, da er nicht zweifelte, daß er sich der größeren dahinter leicht bemächtigen würde, wenn erst diese in seiner Gewalt wäre.

Belisar bemerkte dieß und befahl seinen Leuten, sie dort nicht abzuwehren, stellte auch nur wenige an die Zinnen, obwohl der Kern des Heeres ihn umgab. Dagegen stellte er diesen weiter unten an das Thor: alle waren gepanzert und hatten keine andere Waffe, als das Schwert in der Hand. Die Gothen zerstörten nun die Mauer und drangen in das Vivarium, da ließ Belisar sie unverhofft durch Cyprian angreifen und während die Gothen dadurch in Verwirrung geriethen und ihre Reihen zerstört wurden, öffnete Belisar plötzlich das Thor und ließ den Kern des römischen Heeres gegen sie los. Die Gothen dachten nicht an Gegenwehr, sondern flohen in wilder Flucht von dannen. Die Römer verfolgten sie und tödteten eine große Anzahl. Weithinaus gieng die Verfolgung, weil die Gothen von ihrem Lager entfernt waren und nicht eher ruhten, als bis sie dieses wieder erreichten. Alsbald aber hatten auch die Römer Feuer an die gothischen Belagerungswerkzeuge gelegt, und die lodernden Flammen verkündeten dem Lager, welchen Ausgang der Sturm des Tages genommen.

Denselben Ausgang hatte der Sturm auf das salarische Thor. Auch aus diesem stürzten die Römer hervor und auch hier wandten die Gothen den Rücken vor der geringeren Anzahl schwächerer Männer und viele von ihnen büßten auf der Flucht mit ihrem Leben. Dabei erhob sich gewaltiges Geschrei zum Himmel; denn die Römer ermuthigten von der Mauer aus ihre Freunde durch Zuruf zum Nachsetzen, und zu gleicher Zeit vernahm man das Wehklagen der Gothen in ihrem Lager, während die Flammen der brennenden Belagerungswerkzeuge auch hier hoch emporschlugen. Dreißigtausend Gothen fielen an diesem Tage nach dem Berichte ihrer Führer, aber die Zahl der Verwundeten war noch größer. Denn wegen der Menge der an die Mauern drängenden Gothen war fast kein Schuß, kein Wurf

unter ſie vergeblich geweſen, ſondern jeder hatte ſeinen Mann getroffen und auf der Flucht waren Unzählige niedergemetzelt. Das Dunkel des Abends machte dem Sturm ein Ende; aber tief in die Nacht hinein vernahm man noch die Stimmen; denn die Römer ſangen Siegeslieder und die Gothen beklagten ihre Gefallenen.

An faſt allen ſchwachen Stellen der Mauer hatten die Gothen angegriffen, nur an einer nicht. An einer Stelle nämlich war die Mauer ſehr ſchadhaft, zwar ſtand ſie, war aber von der Mitte an bis nach oben, bald nach dieſer, bald nach jener Seite geneigt, ſo daß ſie leicht zu bewältigen war. Beliſar hatte dieſe Stelle ausbeſſern wollen: aber die Römer ſagten ihm, daß dies nicht nöthig ſei, weil die Stelle dem heiligen Petrus geweiht wäre, der ſie wohl ſchützen würde. Darum unterließ es Beliſar, weil auch die Gothen den Apoſtel Petrus hoch verehrten und als ſie die Stadt beſtürmten, griffen ſie nur an dieſer Stelle nicht an.

7. Die Belagerung Roms durch Vitiges und die Oſtgothen.

(Fortſetzung.)

Nachdem dieſer Sturm abgeſchlagen war, berichtete Beliſar ausführlich an den Kaiſer Juſtinian, was bis dahin geſchehen war. Er meldete, daß nach Abzug aller Beſatzungen, die er in die Städte Italiens hätte legen müßen, ſein Heer bis auf fünftauſend Krieger zuſammengeſchmolzen ſei; mit dieſen habe er Rom beſetzt und gegen hundertfünfzigtauſend Gothen vertheidigt. Darum bat er in ſeinem Briefe den Kaiſer um Mannſchaft und Waffen, damit er der Zahl der Feinde einigermaßen gewachſen ſei. Jetzt zwar ſei die Bevölkerung der Stadt Rom

ihm geneigt, wenn ſie aber noch länger die Beſchwerden der Belagerung und namentlich den nagenden Hunger erdulden müße, ſo würde ſie ſich leicht wieder den Gothen zuneigen. „Mich freilich," ſo ſchloß er ſeinen Brief, „ſoll Niemand auf der Welt lebend von hier vertreiben; aber bedenke, großer Kaiſer, welchen Ruhm dir ein ſolches Ende Beliſars eintragen würde." Durch dieſen Brief Beliſars wurde der Kaiſer zugleich erfreut und erſchreckt und ließ ſofort Alles ausrüſten, was für das römiſche Heer nöthig war und ſchickte Alles hin. Auf dieſe Nachricht faßten Beliſar und die Römer neuen Muth.

In dieſer Zeit aber ereignete ſich wieder Etwas, was den Muth der Gothen niederdrückte. Zu Neapel ſah man auf dem Marktplatz ein Moſaikbild des Königs Theoderich, das aus kleinen und verſchiedenfarbigen Steinen zuſammengeſetzt war. Noch bei Theoderichs Lebzeiten geſchah es einſt, daß der Kopf dieſes Bildes herausfiel, weil die Einfügung der Steine ſich von ſelbſt gelöſt hatte, und nicht lange nachher erfolgte der Tod des Königs. Acht Jahre ſpäter löſten ſich die Steine, aus welchen der Leib des Bildes beſtand, auf ähnliche Weiſe und alsbald nachher ſtarb Theoderichs Enkel Athalarich. Nicht lange darauf fielen wieder eine kleine Anzahl Steine heraus, da ſtarb Theoderichs Tochter Amalaſuntha. Daraus ſchloßen Einige, daß dieſe Bildſäule mit dem Schickſale ihres Volkes zuſammenhienge und Etwas zu bedeuten habe. Während der Belagerung Roms durch die Gothen nun geſchah es, daß die übrigen Stücke des Bildes von den Hüften bis zu den Füßen herausfielen und das Bild des Königs ganz aus der Mauer verſchwand. Als die Römer das erfuhren, verbreiteten ſie überall hin dieſe Nachricht und ſagten, die Beine und Füße Theoderichs bedeuteten nichts Anderes als das gothiſche Volk: wie nun dieſe auf dem Bilde auseinandergefallen wären, ſo müße auch das gothiſche

Volk untergehen. Auch andere Weissagungen benützten die Römer, um sie gegen die Gothen anzuwenden.

Belisar fürchtete aber doch die Gewalt des Hungers über die Römer und gab Befehl, daß sie ihre Weiber, ihre Kinder und alle Sklaven, welche nicht zur Bewachung der Mauern nöthig wären, nach Neapel schaffen sollten. Ferner befahl er auch seinen Soldaten, ihre Diener und Dienerinnen zu entlaßen, da es nicht möglich sei, während der Belagerung ausreichende Lebensmittel zu vertheilen: denn auch die Krieger selbst müsten sich begnügen mit der Hälfte der gewöhnlichen Lebensmittel und für die andere Hälfte sollten sie Geld empfangen. Dem Befehl des Feldherrn ward Folge geleistet und alsbald eine große Anzahl Menschen weggeschafft, die theils zu Schiffe fuhren, theils zu Fuß über die appische Straße gienzen. Ungefährdet erreichten sie ihr Ziel; denn selbst die große Anzahl der Feinde reichte nicht hin, die Stadt von allen Seiten einzuschließen und darum konnten diese Schwachen unbemerkt aus den Thoren ziehen. Auch war es schon so weit gekommen, daß sich die Gothen aus Furcht vor Ausfällen der Feinde fast immer im Lager hielten, namentlich des Nachts; denn häufig kamen einzelne Schaaren aus der Stadt, besonders die Mauren, welche im Heere Belisars dienten, und tödteten die Gothen, welche etwa auf dem Felde zerstreut waren. Dann plünderten sie die Leichen schnell aus und wenn ein größerer Trupp der Gothen herbeikam, so waren die Mauren wieder längst davon und entzogen durch ihre Schnelligkeit allen Verfolgungen.

Es erhob sich aber bald ein Verdacht, daß Silverius, der Papst von Rom oder Bischof, wie er damals noch hieß, heimlich mit den Gothen unterhandelte; da entfernte ihn Belisar und setzte einen anderen Bischof ein, Namens Vigilius. Auch einige Senatoren wurden weggeschickt, weil Belisar ihnen nicht traute.

Ferner fürchtete Beliſar Verrath von den Thorwächtern, daß einer der Feinde ſie von außen her überreden möchte. Deshalb wechſelte er zweimal im Monate alle Schlüßel und ließ neue ſchmieden. Ferner veränderte er die Führer der Wachen auf den Thoren und ließ einen Anführer immer nur für eine Nacht an ſeinem Poſten. Auch bei Nacht ſchickte er Abtheilungen von Mauren hinaus vor das Thor und befahl ihnen ihre Hunde mitzunehmen, ſo daß Keiner ihnen verborgen bleiben konnte, wenn er auch noch weit entfernt war.

Damals ſah man, daß einige Bewohner Roms ihre alten Götter noch nicht vergeßen hatten. Es war in Rom eine Bildſäule des Gottes Janus, um welche herum ein kleiner viereckiger ehemer Tempel gebaut war, kaum ſo groß, daß er das Bild völlig umſchloß. Das Bild war aus Erz gegoßen, wenigſtens fünf Ellen lang, in allem Uebrigen menſchenähnlich, nur hatte es ein doppeltes Antlitz und ſah mit dem einen Geſichte der aufgehenden Sonne entgegen, mit dem andern der untergehenden. Vor jedem Geſichte waren zwei eherne Thüren, welche einſt die alten Römer im Frieden und überhaupt in guten Zeiten verſchloßen hielten, dagegen aber öffneten, ſobald Krieg entſtand. Als jedoch die chriſtliche Religion in Rom durchdrang, blieben die Thore des Janustempels für immer geſchloßen, ſelbſt im heftigſten Kriege. Während dieſer Belagerung aber wollten einige Römer eingedenk der Verehrung ihrer alten Götter in der Nacht die Thüren öffnen; allein ihre Anſtrengungen waren vergebens; denn ſo ſehr waren die Angeln eingeroſtet, daß die Thüren ſich nicht mehr drehen ließen. Die ganze Sache wurde verſchwiegen gehalten, damit ſie nicht unter den großen Haufen käme.

Der Gothenkönig Vitiges aber ärgerte ſich ſehr über alles erlittene Unglück und gab Befehl alle römiſchen Senatoren,

welche als Geisel in seinen Händen waren, zu tödten. Nicht lange hernach ward es ihm zur Gewisheit, daß die Römer doch noch mit Lebensmitteln versorgt würden, was auch nicht so sehr schwer war; denn diese wurden nach der Hafenstadt Ostia an der Mündung der Tiber gebracht und dort in kleinere Kähne verladen. Die Schifffahrt auf dem Tiberstrome kann aber wegen der vielen Krümmungen und wegen der starken Strömung weder mit Segeln noch mit Rudern betrieben werden, sondern man spannt Ochsen vor, welche auf dem Lande einhergehen und so den Kahn im Waßer den Strom aufwärts ziehen wie einen Wagen. Auf diese Weise bekamen die Römer Lebensmittel. Vitiges gieng nun mit einer Anzahl Gothen auf dem waldbedeckten rechten Ufer des Flußes nach Ostia und fand die Stadt ohne allen Schuz. Sofort nahm er sie ein, tödtete viele Menschen und bemächtigte sich des Hafens.

Dieß geschah am dritten Tage, nachdem die Gothen den vergeblichen Sturm auf Rom unternommen hatten. Nicht lange nachher aber kamen sechszehnhundert Reiter, die der Kaiser zur Verstärkung geschickt hatte, nach Rom und gaben Belisar und dem römischen Heere neuen Muth. Belisar bedachte nun, daß die Gothen keine Bogenschützen zu Pferde hatten, sondern daß nur Fußgänger bei ihnen sich dieser Waffe bedienten. Diese Fußgänger schoßen ihre Pfeile ab, indem sie sich dann wieder auf die Reihen der mit Speer, Schwert und Schild schwer bewaffneten Macht zurückzogen. Die Hunnen aber und andere Krieger im römischen Heere waren sehr geübte Schützen zu Pferd und deshalb schickte Belisar zweihundert dieser Reiter außerhalb der Stadt nach einem Grabmal, das er ihnen zeigte, und befahl ihnen von dort aus auf die Gothen zu schießen, die sie erreichen konnten, und sobald diese anrückten, sich in vollem Laufe wieder zu entfernen. Er selbst wolle dann

die Ballisten und Katapulten auf der Mauer in Bereitschaft halten, wenn etwa die Gothen so weit vordringen sollten. Alles geschah, wie Belisar vorhergesagt hatte: jeder Schuß der Hunnen traf in der dichtgedrängten Gothenmenge einen Menschen oder ein Pferd und die Hunnen retteten sich schnell, sobald sie verfolgt wurden. Drei verschiedene Male geschah dasselbe und jedes Mal wurde eine große Anzahl Gothen getödtet.

Da dachte Vitiges, der Ausgang des Kampfes läge vielleicht an der kleinen Zahl und schickte deshalb einen Haufen von nur fünfhundert Reitern ab, die sich außer Schußweite vor der Mauer aufstellten. Belisar aber ließ sie geschickt umgehen und dann von vorn und hinten angreifen, so daß nur wenige entkamen. Da schalt Vitiges auf die Entkommenen und maß ihrer Feigheit die Schuld des Mißlingens bei. Deshalb wählte er aus dem ganzen Lager fünfhundert Gothen aus, die er für die besten hielt, und schickte sie auf dieselbe Weise hin. Aber es gieng ihnen ebenso und fast alle wurden erschlagen. Da wurden die Gothen muthlos und verfolgten nicht einmal den Feind, wenn er sie reizte, sondern begnügten sich ihn von dem Lager zurückzutreiben.

Die Römer dagegen wurden immer übermüthiger und verlangten von Belisar, daß er sie zur offenen Feldschlacht herausführen sollte. Allein Belisar maß die Kräfte beider Heere und wollte nicht Alles in einem Wurfe aufs Spiel setzen, sondern zog es vor, die überlegene Macht der Gothen durch kleine Angriffe zu schwächen. Endlich aber gab er den Bitten des Heeres und der ganzen römischen Bevölkerung nach; doch vorher hielt er noch eine Anrede an sein Heer. Er sprach: „Nicht deshalb war ich gegen ein großes Treffen, weil ich vielleicht eurem Muthe mißtraute, sondern, weil ich glaube, daß Jeder, dessen Angelegenheiten nach Wunsche gehen und der sich dann

doch nach einer Veränderung ſehne, unrecht handeln gegen ſich ſelbſt. Jedoch ich gebe euerem Wunſche nach und verlange nur von euch, daß ihr euerem bisherigen Verhalten und euerem jetzigen Wunſche entſprecht.“ Darauf ließ er das Heer zu verſchiedenen Thoren hinausziehen. Es hatten ſich auch einige aus der niedrigſten Bevölkerung Roms hinzugeſellt: aber Beliſar ſchloß ſie wieder aus, weil er beſorgte, daß dieſe ungeübte Menge durch ihren etwaigen Schrecken in der Schlacht die Uebrigen zugleich mit in Verwirrung bringen möchten: denn es waren Taglöhner, die des Krieges ganz und gar unkundig waren. Beliſars Stellung war aber ſo gewählt, daß er einen Theil der Feinde von der Verbindung mit den andern abſchnitt. Er vertraute am meiſten auf ſeine Reiterei: denn die Zahl ſeiner Fußgänger war gar zu klein und darum konnte er ſie nicht vordringen laſſen, ſondern ſtellte ſie ſo auf, daß ſie den Reitern als Deckung im Rücken ſtanden, wenn etwa dieſe von den Gothen zurückgeworfen würden.

Auch Vitiges ermahnte ſeine Gothen. Er wies ſie hin auf das traurige Schickſal der Vandalen und ihres Königs Gelimer, und fragte ſie, ob ſie jemals zugeben könnten, daß es ihnen eben ſo ergienge wie jenen. „Bedenkt,“ ſprach er, „daß wir den Feinden an Zahl überlegen, daß ſie Griechen und wir gewohnt ſind, Alles was von daher kommt, zu verachten, als Schauſpieler und verweichlichte Menſchen. Lange genug haben ſie uns Unrecht zugefügt und uns geneckt, jetzt iſt der Tag gekommen, wo wir ſie für ihren Uebermuth beſtrafen und Rache nehmen können für die kleinen günſtigen Erfolge, die doch wahrlich nicht ihre Muth, ſondern der Zufall und die Umſtände errungen haben.“ Dann ſtellte er ſeine Fußgänger in die Mitte und die Reitergeſchwader auf beide Flügel ſeiner Schlachtordnung. Dieſe war aber nicht weit vom Lager ent-

fernt, denn Vitiges erwartete, daß die Römer geschlagen würden, und wollte dann einen möglichst großen Raum zur Verfolgung haben. Wenn aber die Schlachtordnung den Römern näher wäre, so fürchtete er, daß die flüchtigen Feinde sich sofort in die Thore zurückziehen könnten.

Es war am frühen Morgen, als der Kampf begann. Obwohl die Gothen häufig von den Geschoßen der Römer getroffen niederstürzten, so wich doch ihre Schlachtordnung nicht; denn sie hatten Mannschaft genug, also daß in die Lücken der Gefallenen sofort wieder neue Streiter traten. So wurde lange Zeit gekämpft und von keiner Seite gab man nach. Der Mittag war schon nah, als das ganze römische Heer auf einmal einen Angriff machte. Die Gothen wurden überrascht und fiengen an zu fliehen; aber sie wurden von ihrem Lager abgeschnitten und machten auf den benachbarten Höhen Halt. Die römische Schlachtreihe bestand aber nicht aus lauter Soldaten; sondern in der Abwesenheit des Feldherrn waren doch viele Schiffer, Troßbuben und andere Leute, welche einem Heere zu folgen pflegen, herangekommen und hatten sich zwischen die Reihen der Krieger gedrängt, weil sie am Siege mit Theil haben wollten. So waren die Gothen freilich zurückgetrieben; aber bald brach Verwirrung in den Reihen der Römer aus. Vergebens bat und beschwor der Anführer Valentinus, sie hörten seine Befehle nicht. Ruhig ließen sie die Gothen sich wieder sammeln, sie zerstörten die milvische Brücke nicht, über welche die Gothen ihre Verbindung mit dem Lager am anderen Tiberufer unterhielten; dagegen aber hatten die Römer sich zum großen Theil in das Lager der Gothen ergoßen und plünderten und raubten dort, was sie fanden. Eine Zeitlang sahen die Gothen ruhig zu, wie ihr silbernes Geräth und ihre Kostbarkeiten weggetragen und zerstreut wurden, dann aber erhoben

ſie mit zorniger Stimme ein lautes Geſchrei und warfen ſich auf die ungeordneten Römer, ſchlugen einen großen Theil nieder und zerſtreuten die andern in wildeſter Flucht. Da warf jeder Römer gern ſeine Laſt weg, mochte ſie ſilbern oder golden ſein, wenn er dafür nur ſein Leben retten konnte.

Unterdeſſen waren auch auf der anderen Seite die Römer zurückgedrängt. Sie wollten ſich auf die hinter ihnen ſtehenden Fußgänger zurückziehen; allein auch dieſe geriethen durch den Stoß in Verwirrung und entflohen mit den Reitern. Das ganze römiſche Heer eilte fliehend zur Stadt. Unter den Fußgängern aber waren zwei Anführer, welche den Feldherrn gebeten hatten, ſie mit ihrer Schaar als eine feſtere Mauer hinter die Reiter zu ſtellen; dieſe wollten mit wenigen Andern nicht fliehen, ſondern ſuchten die Feinde aufzuhalten. Um ſie herum hielt ein großer Kreis von Gothen, welche ihre Tapferkeit bewunderten. Endlich fielen Alle, nachdem ihre Leiber ganz zerhauen waren, nur einer entrann, in jeder Hand einen kurzen ſkautiſchen Spieß tragend, mit dem er bald hierhin bald dorthin unter die Gothen ſtach, bis er im ſchnellen Laufe das Thor erreichte. Mit Blut und Wunden überdeckt ſtürzte er da zuſammen, und man hob ihn für todt auf; aber er lebte noch und ſtarb erſt zwei Tage nachher, vom ganzen Heere bewundert und beſonders von den Skautiern, deren Landsmann er war.

Die Römer aber waren ſogleich alle an den Thoren und auf den Mauern und ſuchten die Gothen von der Stadt abzuhalten und zugleich auch von der Mauer aus denjenigen ihrer Genoſſen Schutz zu bringen, welche nicht ins Thor hatten kommen können. Dieß gelang ihnen und der Sieg der Gothen hatte mit der Verfolgung ſein Ende. — Von da an ward kein Hauptſchlacht mehr geliefert, ſondern wiederum nur kleine Einzelgefechte, in denen die Römer durch ihre größere Ge-

ſchicklichkeit im Schießen faſt immer den Sieg davon trugen. Namentlich waren ihnen die Hunnen dabei nützlich, denen die Gothen ſelbſt nicht einmal entfliehen konnten; denn die Hunnen waren ſo geſchickt, daß ſie im vollen Galopp des Pferdes den Bogen ſpannen und mit ſicherem Auge zielen konnten.

Bei einem dieſer kleineren Kämpfe ereignete es ſich, daß ein römiſcher Soldat in eine tiefe Grube ſtürzte, wie ſie die Bewohner des Landes zu graben pflegen, um darin ihr Getreide aufzubewahren. Die Wände waren ſteil und boten keinen Anhalt, ſo daß er nicht herausklettern konnte; wegen der Nähe des feindlichen Lagers aber wagte er nicht einen Laut von ſich zu geben, ſondern hielt ſich ſtill und dachte, er wolle den Morgen erwarten. Die Gothen aber wurden wieder zurückgetrieben und einer von ihnen glitt zu dem Römer hinunter in die Grube und blieb unverletzt wie jener. In der Grube ſchloſſen die Beiden Freundſchaft und verſprachen einander zu ihrer Rettung behülflich zu ſein, möchten nun Gothen oder Römer dahin kommen. Dann fingen Beide aus Leibeskräften an zu ſchreien. Die Gothen vernahmen es, eilten hinzu, blickten nieder in die Grube hinein, und fragten, wer da unten ſchreie. Der Römer ſchwieg und der Gothe antwortete ihnen in ihrer Mutterſprache, daß ein Gothe da unten ſei, und bat ihn einen Strick herabzulaſſen. Dieß geſchah. Aber der Römer faßte zuerſt den Strick an; denn er ſagte: deine Landsleute werden dich nicht da unten laſſen, mich aber können vielleicht ſelbſt nicht einmal deine Bitten retten. Er wurde hinaufgezogen; aber die Gothen waren ganz verwundert; denn ſie hatten geglaubt einen Gothen herauszuziehen und nun arbeitete ſich auf einmal ein Römer aus der Grube. Er ſetzte ihnen aber die Sache auseinander und ſie holten auch den Gothen hervor. Dann ſagte dieſer, daß ſie beide unter einen Freundſchaftsbund

geschlossen hätten, und bat sie um seinetwillen seinen Freund unversehrt zu entlassen, was denn auch geschah.

In Allem wurden während dieser Belagerung in 21 Monaten sieben und sechzig kleine Treffen geliefert, in welchen bald die Römer, bald die Gothen siegten. Nachdem aber die Belagerung schon eine geraume Zeit gedauert hatte, nahte außer dem Hunger noch ein anderer Feind, der jenen gemeiniglich begleitet, das war eine böse Pest. Die Soldaten hatten nur noch etwas Brot zur Nahrung, die Einwohner der Stadt aber rangen zugleich mit Hunger und Krankheit. Sobald die Gothen das erfuhren, wollten sie gar nicht mehr kämpfen; denn sie dachten, daß der Hunger und die Seuche auch ohne ihre Hilfe die Feinde wohl bezwingen würden. Aber noch um so eifriger hielten sie alle Zugänge zur Stadt besetzt, damit ja keine Lebensmittel in diese gelangen könnten. So lange noch Getreide auf dem Felde stand, waren einige kühne römische Reiter manchmal in der Nacht ausgeritten und hatten zu mähen gesucht, was sie in der Eile erhaschen konnten, dann in Säcken auf ihre Pferde gelegt und wieder in die Stadt geführt, wo sie es an die reicheren Einwohner um einen hohen Preis verkauften. Die anderen ärmeren Einwohner lebten von Gras und Kräutern, deren es genug gab; denn die Wiesen um Rom sind Sommer und Winter grün. Einige machten auch Würste aus dem Fleische gefallener Thiere und aßen sie selbst und verkauften sie. Als aber auch die Lebensmittel alle vom Felde verschwunden waren, baten sie Belisar um ein Treffen und versprachen, daß keiner ihrer Mitbürger dabei fehlen würde. Ein Haufe Volkes ging zu Belisar und stellte ihm die schreckliche Noth vor, welche sie erlitten, und einer sprach zu ihm: „gestatte uns doch nur zu kämpfen, so lange wir noch einige Kraft haben; denn das Zaudern bringt uns auch darum Ver-

derben, weil uns bald die Kraft zum Heben der Waffen fehlen wird.“ Aber Belisar erwiderte ihnen: „Euer blinder Leichtsinn rührt mich nicht und um eurer Bitte willen setze ich die wichtige Sache nicht aufs Spiel. Ihr wollt alle kämpfen, sagt ihr; aber seit wann und wie habt ihr euch denn geübt die Waffen zu führen? Um eurer Leiden willen verzeihe ich euch eure Thorheit. Seid aber nur getrost, in diesen Tagen kommt Verstärkung an vom Kaiser, eine Flotte mit Zufuhr von Lebensmitteln und sie sind schon in unserer Nähe am Ufer Kampaniens. Wenn diese ankommen, so wollen wir kämpfen, um sie zu erlangen.“ Darauf entließ er das Volk, das zu ihm gekommen war und schickte sogleich den Procop, der uns dieß Alles erzählt hat, den Nahenden entgegen, damit ihre Ankunft beschleunigt würde.

Diese Zufuhr gelangte in die Stadt und die Lage der Dinge wendete sich so, daß den Gothen die Lebensmittel anfingen zu mangeln und zugleich bei ihnen die Seuche ausbrach, welche viele von ihnen vernichtete. Da dachten sie allmälig daran die Belagerung aufzugeben und Vitiges schickte deshalb Gesandte zu Belisar. Die Kaiserlichen waren nach ihrem Vorgeben zuerst nur gekommen um die Unbill zu rächen, die der Königin Amalasuntha widerfahren war; aber dieser Vorwand war nun längst vergessen und Jedermann sah wohl ein, daß es sich darum handelte, ob die Gothen noch ferner Italien behalten sollten oder nicht. Die gothischen Gesandten sprachen: „Sowohl wir, als auch ihr leidet Noth durch Hunger und Krankheit und es ist nicht billig, daß um des Ruhms der Führer willen noch länger diese Beschwerden auf den Menschen lasten. Darum laßt uns Frieden schließen, und Jeder mache genau und bestimmt seine Vorschläge.“ Belisar erwiderte: „Meinetwegen, nur mögen auch eure Friedensvorschläge eurem

Eifer dafür und der Billigkeit entsprechen.“ Darauf entgegneten die Gothen: „Das Unrecht iſt ganz auf eurer Seite und ihr habt in uns eure Freunde und Bundesgenoßen angegriffen; denn Theoderich hat das Reich Italien vom Kaiſer Zeno dafür zum Geſchenk erhalten, daß er den Odoaker, der ſich die Herrſchaft angemaßt, vom Throne geſtoßen hat. Theoderich hat den Römern in Italien keine Gewalt angethan, ſondern ſie leben nach ihren eigenen römiſchen Geſetzen, auch ſind alle römiſchen Magiſtrate in ihren Aemtern geblieben. So ſoll es auch fernerhin ſein, darum geſtattet uns das Reich Italien und ziehet heim mit eurer Beute.“ Belisar erwiderte ihnen, daß eine ſolche Rede ihrer Lage nicht gezieme, Italien gehöre dem Kaiſer und müße ihm bleiben. „Wenn ihr aber eine andere Bitte habt,“ ſprach er, „ſo will ich gern bei dem Kaiſer euer Fürſprecher ſein.“ Darauf entgegneten wieder die Gothen: „um nicht weiteren Streit zu machen, ſind wir bereit Sicilien abzutreten, eine reiche Inſel, ohne welche ihr auch Afrika nicht behaupten könnt.“ Höhniſch erwiderte Belisar: „um euch ein Gegengeſchenk zu machen, wollen wir euch eine noch viel größere Inſel abtreten, nämlich Brittannien.“ Die Gothen ſprachen: „wir fügen noch Campanien und Neapel hinzu, wenn euch das zufriedenſtellen kann.“ Aber Belisar antwortete: „nein, denn es ſteht uns nicht zu über das Eigenthum des Kaiſers eine Entſcheidung zu treffen.“ Darauf fügten die Gothen hinzu: „wir ſind ferner bereit, dem Kaiſer einen jährlichen Tribut zu zahlen.“ Auch darauf erwiderte Belisar: „meine Macht und mein Auftrag geht nur dahin, dem Kaiſer das Seinige zu bewahren.“ „Dann,“ ſagten die Gothen, „muſt du uns doch wenigſtens geſtatten, mit dem Kaiſer ſelbſt Unterhandlungen anzuknüpfen und uns einen Waffenſtillſtand bewilligen.“ „Dagegen,“ erwiderte Belisar, „habe ich nichts

einzuwenden; denn niemals will ich euch ein Hinderniß in den Weg legen, wenn ihr wirklich auf Frieden ſinnt.“ Die Gothen kehrten in ihr Lager zurück und der Waffenſtillſtand wurde bald hernach auf drei Monate geſchloßen. Die Sehnſucht danach bei den Gothen aber war ſo groß, daß ſie in den nächſten Tagen nicht einmal den Zuzug von Lebensmitteln in die Stadt hinderten, aus Furcht, daß dann der Waffenſtillſtand verweigert werden möchte.

So kam dieſer zu Stande; aber Beliſar bereitete Alles vor, um wenn die Gothen den Waffenſtillſtand brächen, ihnen einen empfindlichen Schaden zuzufügen. Denn er wuſte, daß viele Weiber und Kinder der Gothen, die vor Rom ſtanden, nördlich im Lande Picenum waren, und zwar faſt ohne Schutz, denn die Männer waren faſt alle in den Krieg gezogen. Dahin ſchickte Beliſar auf Umwegen eine Abtheilung und befahl ihnen die ganze Beute, die ſie machen würden, mitzubringen, damit ſie ſie mit dem andern Heere theilten; „denn,“ ſprach er lachend, „es iſt nicht billig, daß während die Einen ſich abmühen, die Drohnen zu vertilgen, die Andern mühelos den ganzen Honigvorrath ernten.“ Auch im nördlichen Italien zeigten die römiſchen Einwohner ihren guten Willen für Beliſar und die Bürger von Mailand baten ihn um Unterſtützung, um den Gothen nicht bloß Mailand, ſondern auch ganz Ligurien zu entreißen.

Ueberall war das Glück den Römern günſtig, nur unter ihnen ſelbſt zeigte ſich Zwietracht. Ein Bürger der Stadt Ravenna, Namens Präſtdius, hatte bei den Gothen Anſtoß erregt und war deshalb geflohen. Er hatte Nichts mit ſich genommen, als zwei Dolche, deren Scheiden reich mit Gold und Edelſteinen beſetzt waren. Zu Spoleto begab er ſich in einen Tempel außerhalb der Mauer. Als Conſtantin das vernahm,

der dort den Oberbefehl hatte, gieng er hin und entriß ihm seine zwei kostbaren Dolche. Aber Präſtdius gieng im Schmerz und Verdruß darüber nach Rom, wohin auch Constantin bald nachher gerufen ward. So lange die Stadt in Gefahr war, schwieg Präſtdius, aber dann klagte er dem Feldherrn sein Leid und dieser stellte Constantin zur Rede und befahl ihm, die beiden Dolche wieder herauszugeben. Constantin aber spottete darüber und verlachte den Beraubten. Als Belisar nun einstmals über das Forum ritt, begegnete ihm Präſtdius, fiel dem Pferde in die Zügel und fragte mit lauter Stimme, ob die Gesetze des Kaisers das gestatteten, daß derjenige, welcher von den Barbaren her Schutz suchend zu ihm gekommen wäre, gewaltsam beraubt würde. Die Umstehenden riefen ihm zu, er solle die Zügel loslaßen; aber Präſtdius ließ sie nicht eher los, bis Belisar ihm versprochen hatte, daß ihm sein Recht werden sollte. Am folgenden Tage berief Belisar den Constantin und viele Anführer in einen Saal des Palastes, erzählte dort, was vorgefallen wäre, und ermahnte dann den Constantin, daß er doch endlich die Dolche zurückgeben möchte. Constantin wollte nicht und sagte, es wäre ihm lieber, wenn sie in die Tiber geworfen würden, als daß Präſtdius sie wieder erhielte. Da fragte Belisar ihn ganz erzürnt, ob er ihm denn nicht Gehorsam schuldig wäre. Constantin erwiderte: „in allen anderen Dingen werde ich dir Folge leisten, weil es der Kaiser so geboten; was du mir aber jetzt gebietest, werde ich niemals thun.“ Da rief Belisar einige von seiner Leibwache. „Sollen die mich tödten?“ fragte Constantin. „Nein,“ antwortete Belisar, „aber sie sollen deinen Schildträger Manentiolus, der auf deinen Befehl die Dolche genommen hat, jetzt zwingen, dem Präſtdius sein Eigenthum wieder zu erstatten.“ Constantin ward darüber noch mehr aufgebracht: er glaubte, daß er dort

gemordet werden ſollte, und beſchloß vorher ſich zu rächen. Er zog ſeinen Dolch, den er an der Hüfte hängend trug, und führte einen Stoß damit auf Beliſars Leib. Erſchrocken trat dieſer zurück und indem er ſich an den daneben ſtehenden Beſſas hielt, entzieng er der Gefahr. Auch Conſtantin trat einen Schritt zurück; aber links und rechts faßten ihn mehre Anführer an den Armen und hemmten ſeine Bewegungen. Unterdeſſen traten die von der Leibwache herein, welche Beliſar vorher gerufen hatte, entwanden dem Conſtantin ſeinen Dolch mit vieler Mühe, und während er vor Zorn knirſchte, hielten ſie ihn feſt. In Gegenwart der anderen Anführer thaten ſie ihm nichts zu Leide; aber ſie zogen ihn hinaus, brachten ihn in ein anderes Zimmer und morderten ihn dort auf Beliſars Befehl. Zu dieſem Befehle aber reizte den Beliſar ſeine Frau Antonia, die ihren Gemahl immer begleitete und den Conſtantin bitterlich haßte. Auch in anderen Dingen fügte ſich Beliſar gar zu oft ſeiner freilich muthigen, aber auch ſehr herrſchſüchtigen und oft gewiſſenloſen Frau.

Nicht lange nachher gerieth die Gothen auf den Gedanken die Waſſerleitungen zu einer Kriegslift zu benutzen. Deshalb wurden zur Nachtzeit einige hineingeſchickt mit Leuchten und Fackeln in den Händen und dieſe verſuchten bis zur Stadt vorzudringen. In der Nähe des Thores war ein Loch durch das Gewölbe gebohrt und durch dieſes Loch ſah einer der Wächter auf dem Thore den feurigen Schein der Fackeln und ſagte es ſeinen Begleitern. Weil aber der Bau der Wölbung dort nicht über den Boden hervorragte, ſo ſagten dieſe, er müße ſich wohl geirrt und einen Wolf geſehen haben; denn die Augen dieſes Thieres leuchten wie Feuer. Die Gothen in der Waſſerleitung drangen immer weiter bis mitten in die Stadt, an den Ort, von wo eine Treppe ins Palatium führt; allein

hier trafen sie auf die von Belisar in dem Canale vorgebaute Mauer, welche sie verhinderte in die Höhe zu steigen oder auch vorwärts zu dringen. Die Gothen rissen einen Stein aus der Mauer, kehrten mit diesem zu Vitiges zurück und sagten ihm, wie die Sache da drinnen sich verhielte. Darauf berieth der Gothenkönig mit den übrigen Anführern, was zu thun wäre. Am folgenden Tage aber sprachen die Wächter am Thore wieder über den Wolf und das Gerücht davon drang auch zu Belisar. Dieser hörte dergleichen Reden nicht obenhin, sondern gab sogleich einem erprobten Manne Auftrag einmal in der Wasserleitung nachzusehen, die dort vorüberführe, und Alles genau zu untersuchen. Dieser stieg mit einer Anzahl Leute hinunter und sie fanden bald einige zurückgelassene Leuchten, ferner fanden sie bald Pech, das von den Fackeln abgetröpfelt war, und erkannten an der Mauer, welche die Wasserleitung verschloß, daß ein Stein frisch herausgebrochen war. Deshalb wurde der Canal scharf bewacht und als die Gothen das sahen, entsagten sie allen Versuchen auf diesem Wege in die Stadt zu kommen.

Vitiges versuchte noch eine andere Kriegslist. Wo die Liber aus der Stadt tritt, hatten die alten Römer auf den Schutz des Wassers vertraut und eine nur mäßig hohe Mauer aufgeführt und noch dazu ohne Thürme. Auch hatte Belisar dort nur eine geringe Besatzung hingestellt. Vitiges beschloß nun zwei Männer, welche nahe an der Petroskirche wohnten, daß sie in der ersten Abenddämmerung mit einem Schlauche voll Wein zu den Wachen gehen und diesen den Wein schenken sollten. Wenn sie ihn dann zugleich mit den römischen Soldaten ausgetrunken, so sollten sie ein Schlafmittel in den Becher eines Jeden der Beiden werfen. Am jenseitigen Ufer hielt er dann die Kähne bereit, damit auf das erste Zeichen eine Schaar

der Gothen über den Fluß ſetzen und mit ihren Leitern die Mauer erklettern könnte. Das ganze übrige Heer wurde bereit gehalten. Aber von den beſtochenen römiſchen Bürgern gieng der eine unaufgefordert zu Beliſar und erzählte ihm den ganzen Plan. Da zog man auch den andern hervor, der ſich verſteckt hatte, und zwang ihn den Schlaftrunk auszuliefern. Beliſar ließ ihm die Ohren und die Naſe abſchneiden, ſetzte ihn auf einen Eſel und ſchickte ihn ſo in das Lager der Gothen. Mit Schmerz erkannten dieſe, daß auch wiederum dieſer Plan geſcheitert wäre.

Durch Alles dieß aber war der Waffenſtillſtand offen gebrochen, der doch niemals recht treu gehalten war. Deshalb gab Beliſar dem Anführer Johannes, den er früher nach dem Lande Picenum geſchickt hatte, heimlich die Nachricht, daß er den Auftrag gegen die Weiber, die Kinder und die Schätze der Gothen ausführen ſollte. Johannes hatte den Beinamen des Blutdürſtigen und rechtfertigte dieſen Namen; jedoch befahl Beliſar ihm an, die römiſch geſinnten Einwohner Italiens zu ſchonen und ſich immer als den Befreier derſelben anzukündigen. Auf einmal vernahmen die Gothen vor Rom die Schreckensnachricht, daß fern von ihnen und nicht weit von ihrer Hauptſtadt Ravenna der blutdürſtige Johann ihre Stadt Ariminum (Rimini) am adriatiſchen Meere eingenommen habe. Da geriethen ſie in die äußerſte Beſtürzung. Die drei Monate ihres Waffenſtillſtandes waren noch nicht abgelaufen und ihre Geſandten von Conſtantinopel noch nicht wieder heimgekehrt; aber ſie wollten da nichts mehr abwarten, ſondern erſt heimkehren und ihren Weibern und Kindern Schutz bringen. Ein Jahr und neun Monate darüber hatte die Belagerung gewährt, da ſteckten um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche die Gothen eines Morgens bei Tagesanbruch ihr Lager in Brand und be-

gaben ſich auf den Weg. Die Kaiſerlichen bemerkten den Rückzug, der einer Flucht ähnlich war, und wußten nicht was zu thun; denn die meiſten ihrer Reiter waren nicht da und ſie hielten ſich den Kräften der Gothen nicht für gewachſen. Dennoch gebot Beliſar allen Reitern und Fußgängern die Waffen zur Hand zu nehmen und führte ſie hervor gegen den Feind. Die Hälfte der Gothen war ſchon über die milviſche Brücke gezogen, die Uebrigen hielten den erſten Angriff muthig aus, dann aber wandten ſie ſich zur Flucht und nun fügten ſie ſich ſelbſt den größten Schaden zu. Denn Jeder von ihnen wollte zuerſt über die Brücke, da ſtopfte ſich das Gedränge bald und die Gothen fielen nicht ſowohl durch die Schwerter der Römer, als die ihrer Freunde und Landsleute. Viele auch ſtürzten rechts und links von der Brücke in den Strom und die Fluten der Tiber verſchlangen die ſchwerbewaffneten Männer. Eine unzählige Menge der Gothen verlor auf dieſem Rückzuge das Leben und der Nation ward ein unwiederbringlicher Verluſt zugefügt; denn faſt alle ſtreitbaren Männer des oſtgothiſchen Stammes waren bei dieſer Belagerung gegenwärtig geweſen.

8. Beliſar und Narſes (538).

Die Ermordung des Anführers Conſtantin hatte dem Feldherrn Beliſar viele Feinde gemacht und dieſe brachten es in Conſtantinopel dahin, daß Juſtinian ſeinen Kämmerling Narſes ſandte, der unter oder auch mit Beliſar in dieſem Kriege die Anführung haben ſollte: denn es war zweifelhaft, wie es der Kaiſer gemeint hatte. Narſes brachte fünftauſend geübte Krieger zur Hilfe mit nach Italien, und ſobald er dort angekommen war, lagen ihm ſeine Freunde immer an und ſagten, daß es ſich für einen der vertrauteſten Räthe des Kaiſers nicht ſchicken

wolle, wenn er einem Andern als Oberanführer gehorchen ſollte; wenn er ſich aber von Beliſar trennen wollte, ſo würde er Mannſchaft genug haben, und dann könne Beliſar nichts ausrichten ohne ihn, weil dieſer ſeine Macht durch die Beſatzungen in den kleineren Städten ſchon ſehr zerſplittert hätte. Das hörte Narſes gern und wenn Beliſar dieß oder jenes unternehmen wollte, ſo redete er im Kriegsrathe immer dawider und war in allen Dingen Beliſar entgegen. Beliſar aber erwog, daß dieſes ſo nicht länger mehr gehen könnte: deshalb berief er einmal die Anführer zuſammen und redete zu ihnen alſo: „Ich glaube eine andere Meinung von dieſem Kriege zu haben, als ihr; denn ihr ſchätzt wahrlich die Macht des Feindes zu gering. Vitiges iſt mit vielen Tauſenden in Ravenna, ſein Neffe Uraſas hat ſich ganz Liguriens bemächtigt und belagert Mailand, das früher zu uns übergieng; auch geht die Sage, daß die Franken den Gothen helfen wollen: deshalb iſt es nöthig, alle Kräfte zuſammenzunehmen und nach einem Plan zu wirken.“ Darauf entgegnete Narſes: „In allen übrigen Dingen magſt du Recht haben, Feldherr; aber deinen Plan zur Belagerung der Städte, welche die Gothen jetzt noch inne haben, halte ich für zeitraubend und verderblich.“ Beliſar aber fürchtete eine offene Widerſetzlichkeit und daß dann die Angelegenheiten des Kaiſers durch die Uneinigkeit der Römer zu Grunde gehen würden, und deshalb las er den Brief vor, welchen der Kaiſer Juſtinian wegen Narſes an die Führer ſeines Heeres gerichtet hatte. Darin ſtand: „Wir ſchicken unſeren Kämmerer Narſes nicht als Oberanführer zum Heere, ſondern wir wollen, daß die oberſte Leitung des Krieges bei Beliſar ſei. Ihm ſollt ihr Alle Folge leiſten zu Nutz und Frommen unſeres Reiches.“ Auf dieſe letzten Worte berief ſich Narſes und erwiderte, daß Beliſars Befehle in dieſem Falle aber nicht auf das Wohl des Rei-

ches abzwecken und daß er deshalb ihm hierin auch nicht gehorchen wolle.

Auf dieſe Worte gab Beliſar Befehl zum Aufbruch nach Urbinum: denn er wollte dieſe Stadt einnehmen. Narſes und Johannes und die andern Anführer, welche zuſammenhielten, folgten ihm freilich; aber ſie ſchlugen nicht mit ihm zuſammen ein Lager auf, ſondern Beliſar lagerte ſich im Oſten der Stadt, Narſes im Weſten. Urbinum liegt auf einem runden Hügel, der zwar nicht ſehr hoch, auch nicht von Abgründen umgeben, aber doch ſehr ſteil iſt, zumal gleich unterhalb der Stadt. Nur ein einziger ebener Weg führte von Norden her gegen die Stadt. Beliſar glaubte, daß die Gothen ſich aus Furcht vor der Belagerung bald unterwerfen würden und ließ ſie unter milden Bedingungen dazu auffordern; aber die Gothen hatten Lebensmittel genug und wieſen alle Friedensvorſchläge zurück. Narſes erfuhr von einigen Männern, die den Ort genau kannten, daß er um ſeiner natürlichen Beſchaffenheit willen feſt und uneinnehmbar ſei und gab deshalb während der folgenden Nacht ſogleich die Belagerung auf. Vergebens bat und beſchwor ihn Beliſar, Narſes machte ſich auf den Weg, und am Morgen ſahen die Gothen, daß die eine Hälfte des Heeres der Belagerer abgezogen wäre und ſcherzten darüber und verhöhnten von den Mauern herab die Zurückgebliebenen. Dennoch wollte Beliſar die Belagerung nicht aufgeben und ſein Glück verließ ihn auch da nicht. Es war in Urbinum eine einzige Quelle, aus der alle Einwohner ſchöpften und die ſonſt reichlich floß. Auf einmal aber fieng das Waßer an weniger zu werden, hörte auf zu fließen und verſiegte binnen drei Tagen ſo völlig, daß ſie nur noch Schlamm herausſchöpfen konnten. Da zwang ſie die Noth ſich den Römern zu ergeben. Beliſar aber wußte davon noch gar nichts, ſondern er wollte die Stadt mit allen Kräften

angreifen. Zu dem Ende ließ er eine Halle (στοά, porticus) machen. So nannten die Römer nämlich ein Belagerungswerkzeug, welches mit einem Dach aus Weidenruthen verſehen war. Dieſes verbarg und ſchützte die an der Mauer arbeitenden Belagerer. Als die Halle herangeſchoben wurde, ſahen die erſtaunten Römer auf einmal die Gothen mit ausgeſtreckten Armen von den Zinnen herab um Frieden bitten, und glaubten nun, daß ſie dieß durch die Furcht vor ihren Belagerungswerkzeugen bewirkt hätten. Aber doch war es ihnen lieb, daß es nicht zum Kampfe kam, und Beliſar geſtattete allen Vertheidigern, daß ſie unverletzt weggehen oder ſich auf gleichem Fuße mit den römiſchen Kriegern in ſein Heer aufnehmen laßen konnten.

Narſes ärgerte ſich ſehr, als er dieſe Nachricht vernahm, und wollte nun auch ſchnell einige Städte einnehmen; aber er hatte Unglück und ward mit Verluſt zurückgeſchlagen. Ueberall aber hatten die Unternehmungen der Römer keine Kraft, weil ihre Macht getheilt war. Unterdeſſen erholten ſich die Gothen und nahmen Mailand ein, welches zu den Römern abgefallen war, und zerſtörten dieſe große und herrliche Stadt. Das ſchrieb Beliſar an den Kaiſer und ſo erfuhr dieſer die Uneinigkeit zwiſchen Beliſar und Narſes; darum berief er dieſen zurück und überließ Beliſar allein die Führung des Krieges. Als Narſes abzog, wollten auch die Heruler, die ihm am treuſten anhiengen, nicht länger in Italien bleiben, obwohl Beliſar ihnen viele Verſprechungen machte. Sie ſammelten ihre Habe und zogen damit nordweſtlich nach Ligurien. Als ſie dort auf die Gothen trafen, verkauften ſie dieſen ihre Sklaven und ihr Vieh um Geld und Lebensmittel und ſchwuren den Gothen, mit welchen ſie ſich als ſtammverwandt erkannten, daß ſie nie wieder die Waffen gegen die Gothen erheben würden. Von da zogen

ſie wieder ins Land der Veneter und kehrten von da aus nach Byzanz zurück.

9. Die Belagerung von Aurimum (jetzt Osimo).

Als die Gothen in Aurimum belagert wurden, erwarteten ſie, daß Vitiges ihnen von Ravenna aus Entſatz bringen ſollte; aber ihre Hoffnung war vergebens. Da wollten ſie ihm von ihrer Lage Nachricht geben und erſannen dazu folgende Liſt. Einſtmals um die Mittagszeit ſtand ein Römer, Namens Burcentius, auf dem Wachtpoſten, welcher verhindern ſolte, daß die Gothen aus der Stadt kämen ſich Nahrung zu holn. Da kamen einige Gothen aus der Stadt und fiengen an mit ihm zu ſprechen. Sie verſicherten ihm, daß ſie nichts Böſes gegen ihn im Schilde führten, gelobten aber ihm viel Geld zu gebn, wenn er einen Brief nach Ravenna beſorgen wollte, und noch mehr, wenn er eine Antwort von Vitiges zurückbrächte. De Römer verſprach dieß und gelangte glücklich nach Ravenna. Die Beſatzung der Stadt Aurimum ſchrieb in dieſem Briefe, daß ſie es vor Hunger nicht lange mehr aushalten könnten und daß Vitiges ihnen bald Hilfe bringen müße. Vitiges antwortete ihnen darauf, daß nur die Franken, welche unter ihrem Könige Theodebert unvermuthet in Italien eingefallen wären, ihn daran verhindert hätten, daß er aber nun ihnen bald helfen würde. Dann gab er dem Ueberbringer des Briefes viele Geſchenke und dieſer eilte wieder hin. Er erzählte ſeinen Genoßen im kaiſerlichen Heere, daß er ſeiner Geſundheit wegen in einen benachbarten Tempel verweilt hätte und Niemand dachte etwas Arges. Sobald er nun wieder auf dem alten Wachtpoſten ſtand, gab er den Gothen den Brief, welcher die von Hunger Gequälten ſo aufrichtete, daß ſie alle Anerbietungen Beliſars ausſchlugen. Als ſie aber dann noch nichts von dem Ausrücken der Gothen

aus Ravenna vernahmen, schickten sie den Burcentius noch einmal auf demselben Wege und er brachte auf dieselbe Weise eine ähnliche Antwort von Vitiges, wie das erste Mal.

Den Kaiserlichen war es aber sehr auffallend, daß die Gothen in der Stadt trotz aller Bedrängnisse ihren Anerbietungen nicht Gehör geben wollten. Deshalb ließ Belisar allen Fleiß darauf verwenden, einen Gothen aus der Stadt zu fangen. Im Heere der Römer waren einige Slaven, welche sich geübt hatten, sich unter Felsen oder Strauchwerk zu verbergen und dann hervorzuspringen, wenn sie einen einzelnen Feind erwischen konnten. So hatten diese Slaven es an der Donau gegen Kaiserliche, wie gegen Barbaren getrieben. Von diesen nun wurde einer ausgewählt, der sich durch seine Größe und Körperkraft auszeichnete, und ihm großer Lohn versprochen, wenn er einen der Feinde herbringen könnte. Der Slave stieg vor Sonnenaufgang bis zur Mauer hinan, wo ein grasreicher Platz war: denn er wußte, daß die Gothen in Ermangelung anderer Lebensmittel dort häufig ihre Nahrung von Gras suchten. Hier barg er sich zusammengekauert unter einen Busch und wartete. Als der Tag anbrach, kam ein Gothe auf diesen Platz und begann dort zu sammeln. Er argwöhnte nichts Böses von dem Strauche, sondern warf nur dann und wann einen ängstlichen Blick nach dem Lager der Feinde, damit ihn von dort her keiner überrasche. Plötzlich stürzte der Slave hinter seinem Rücken hervor, umfaßte ihn um den Leib mit nervigen Armen, und trug den sich Sträubenden hinweg ins römische Lager. Hier ward er gefragt, woher die Gothen solchen Muth zum Widerstande schöpften, da doch der Hunger sie so sehr bedränge. Da erzählte er, auf welche Weise sie durch Briefe von Vitiges aufgemuntert wären, und als man ihm den Burcentius vorführte, sagte er, das wäre der Mann. Belisar überließ den Burcentius darauf dem Urtheile seiner Kame-

raden und dieſe verbrannten ihn lebendig vor den Augen der Feinde.

Dennoch beharrten die Belagerten bei ihrem Widerſtande und Beliſar beſchloß nun ihnen das Waßer zu entziehen. Ungefähr eines Steinwurfes weit nördlich von der Stadt ergoß eine Quelle an einem ſteilen Orte ihr Waßer in einen Behälter, aus welchem dann die Bewohner von Aurimum mit leichter Mühe ſchöpften. Dieſen Behälter wollte Beliſar zerſtören; damit aber die Feinde dieß nicht merkten, ließ er von allen Seiten die Mauern durch die Belagerungswerkzeuge angreifen. Die Gothen fürchteten dieſe ſehr und ſtanden deshalb zur Abwehr alle auf den Zinnen. Unterdeſſen ſchickte Beliſar fünf Schmiede mit Aexten und anderen Werkzeugen nach dem Behälter. Erſt merkten die Gothen nichts, aber als ſie dieſe Männer beſchäftigt ſahen, warfen ſie einen Hagel von Pfeilen und Steinen dahin; allein die Schmiede flüchteten ſich unter das feſte Gewölbe, welches zur Beſchattung des Ortes früher gebaut war, und von da aus verlachten ſie die Anſtrengung der Gothen. Darüber konnten die Gothen ſich vor Zorn nicht länger mehr halten, ſie öffneten das Thor und ſtürzten hinaus auf die Schmiede zu. Die Römer kamen auf Beliſars Ermunterung dieſen zu Hilfe, aber ſie erlitten großen Verluſt: denn die Gothen hatten den Vortheil, daß ſie von oben hernieder ſchoßen. Dennoch wollten die Römer nicht weichen, auch Beliſar ſelbſt kam hinzu. Auf ihn zielte ein Gothe und der Pfeil fuhr gerade in der Richtung auf den Leib des Feldherrn, und dieſer ſah ihn nicht herankommen; aber einer von ſeiner Leibwache ſtreckte ſchnell die Hand aus und der Pfeil fuhr durch die Hand und blieb darin ſtecken. Sogleich fiel der Mann, der den Feldherrn ſo gerettet hatte, vor Schmerz nieder und die Hand war für immer gelähmt; denn die Sehnen waren durchſchnitten.

Unermüdlich kämpften die Andern bis zum Mittag; da zogen die Gothen ſich in die Stadt zurück. Die Schmiede hatten unterdeſſen unaufhörlich gearbeitet; aber auch nicht ein einziger Stein war ihren Streichen gewichen; denn die alten Baumeiſter hatten ihr Werk ſo feſt gemacht, daß es der Zeit und den Menſchen Trotz bieten konnte. Da befahl Beliſar eine That, die der jetzige Kriegsgebrauch unſerer Zeit als abſcheulich verurtheilt: denn obwohl der Krieg gerade der Gegenſatz aller rechtlichen menſchlichen Verhältniſſe und eher thieriſch, als menſchlich iſt, ſo hat doch die Cultur der Völker ſelbſt in dieſer Auflöſung aller geſelligen Ordnung eine Art der Kriegsweiſe als zu hinterliſtig und verdammungswürdig bezeichnet, das iſt die Anwendung von Gift und giftigen Stoffen zur Vernichtung der Feinde. Beliſar ließ Leichen von Thieren, giftige Kräuter und ungelöſchten Kalk in das Waßer werfen, welches die Bewohner der Stadt trinken muſten. Dadurch und durch den quälenden Hunger wurden die Gothen endlich gezwungen, die Stadt zu übergeben. Sie verlangten freien Abzug mit ihrer Habe: aber die römiſchen Soldaten zeigten dem Feldherrn ihre Wunden und erinnerten ihn an ihre Leiden bei der Belagerung und ihre gefallenen Freunde und verlangten dafür die Plünderung der Stadt und alle Habe der Gothen. Darum kam man überein, daß die Gothen die Hälfte ihrer Schätze abgeben ſollten und dieſe willigten ein und gelobten nichts zu verbergen. So kam auch dieſe Stadt in die Hände der Römer; aber es war noch die wichtigſte aller gothiſchen Städte übrig, das unbezwingliche Ravenna.

10 Die Einnahme von Ravenna durch die Römer.

Nachdem alle anderen Städte Italiens ſüdlich vom Po unterworfen waren, zog Beliſar alle ſeine Macht zuſammen

gegen das feste Ravenna. Wo der Po ausströmt ins adriatische Meer, hat er südlich eine große Menge Sümpfe gebildet und am südlichen Rande derselben liegt Ravenna. Es liegt nicht weit vom Meere, aber doch so, daß es mit einer Flotte nicht erreicht werden kann und darum ist es von allen Seiten fest durch die Macht der Natur. Das Maß des Unglücks der Gothen aber war noch nicht erfüllt. Sie hatten eine Menge Kähne mit Lebensmitteln beladen, welche in die Stadt gebracht werden sollten; aber auf einmal verlor der Arm des Postußes, welcher diese Schiffe trug, sein Waßer so sehr, daß die gothischen Schiffe alle fest aufliefen und von den Römern weggenommen wurden. Ueber das Meer aber konnten keine gothischen Schiffe fahren, weil die römische Flotte es beherrschte. In der Stadt hatten die Gothen viele Speicher mit Korn gefüllt, um sich mit Nahrung zu versorgen: aber eines Tages standen alle in vollen Flammen. Einige erzählen, daß der Blitz in sie geschlagen, Andere, daß einer der Bürger von Ravenna, durch Belisar bestochen und mit Einwilligung der Gothenkönigin Matasúntha sie angesteckt habe. Wie dem auch sei, beide Vermuthungen waren gleich geeignet, den Muth der Gothen zu lähmen.

In dieser Zeit schickte der Frankenkönig zu Vitiges und ließ ihm sagen, daß das Schicksal der Gothen ihm leid thue, er wolle ihm aber helfen, wenn die Hälfte Italiens der Herrschaft der Franken unterworfen sein sollte. Zu gleicher Zeit waren auch Gesandte vom Kaiser Justinian gekommen und boten Vitiges den Frieden an. Danach sollten die Gothen alles Land nördlich vom Po haben und das Land südlich von diesem Fluße dem Kaiser unterworfen sein. Dieß schien Vitiges viel annehmlicher und er willigte ein. Aber Belisar ergrimmte über diesen Friedensschluß; denn er hatte gehofft, den Gothenkönig Vitiges ebenso wie einst den Vandalenkönig Gelimer im Triumphe in

Conſtantinopel einzuführen; darum weigerte er ſich, dieſen Frieden zu genehmigen. Dagegen ſagten die Gothen, daß ihnen nur die Unterſchrift des Feldherrn Beliſar eine genügende Bürgſchaft für den Frieden ſein werde. Aber einige römiſche Anführer machten Beliſar Vorwürfe und meinten, er müße wohl etwas Beſonderes gegen den Kaiſer vorhaben. Da rief Beliſar alle Führer und die Geſandten des Kaiſers zuſammen und ſagte ihnen, daß er nicht aus Eigennutz dem Frieden widerſtrebe, ſondern nur, weil ſie einen viel vortheilhafteren Frieden ſchließen könnten, ſo daß die Gothen ganz Italien abgäben.

Unterdeſſen wüthete ein anderer grimmiger Feind unter den Gothen in Ravenna, Hunger und Krankheit. Darum gaben einige Gothen den Rath, man ſolle dem Feldherrn Beliſar die gothiſche Königskrone antragen; denn Vitiges ſei ja doch nur zum Unglück geboren. Beliſar that, als gienge er auf ſolche Vorſchläge ein und auch Vitiges rieth ihm dazu. Da berief Beliſar alle kaiſerlichen Anführer zuſammen und ſagte ihnen, daß er nun ein Mittel gefunden hätte, alle Gothen und Vitiges nach Conſtantinopel zu führen und Italien ganz und für immer wieder zu gewinnen. Der Vorſchlag des Feldherrn gefiel allen Kaiſerlichen wohl und deshalb gab Beliſar den Geſandten zur Antwort: er werde Alles thun, was ſie wünſchten; aber ſein eidliches Verſprechen wolle er nur dem Gothenkönige ſelbſt ablegen. Die Gothen willigten ein und Beliſar ließ nun ſogleich ein Schiff mit Getreide beladen und an die Stadt bringen, damit die Gothen Nahrung erhielten. Dann hielt er mit den Römern ſeinen Einzug in die Stadt, welche er mit Gewalt niemals hätte nehmen können, die er aber nun mit Liſt gewann. Die Frauen der Gothen ſahen den Einzug der Römer. Sie hatten von ihren Männern vernommen, daß die Kaiſerlichen ſtark und kräftig ſeien und zahlreicher, als die Gothen; nun

aber ſahen ſie, daß die Römer nicht bloß geringer an Zahl, ſondern auch ſchwächer und kleiner von Geſtalt waren, als die Gothen. Da ſpieen ſie ihren Männern ins Angeſicht und zeigten mit Fingern auf die einherziehenden Römer und fragten, ob es auch recht wäre, daß ſie ſolchen Männern unterlegen wären.

Unſer Geſchichtſchreiber Procop aber betrachtete auch den Einzug der Römer in Ravenna und erzählt uns, welche Gedanken in ſeiner Seele aufſtiegen, als er dieſes ſah. Er ſagt: Als ich den Zug betrachtete, drängte ſich mir der Gedanke auf, daß nicht der Edelſinn der Menſchen, nicht ihre Menge, nicht ihre geiſtige Gewalt ihre Unternehmungen beginnen läßt und fördert, ſondern daß es eine göttliche Gewalt gibt, welche die Herzen der Menſchen und ihre Entſchlüſſe dahin lenkt, wo ihnen kein Damm mehr entgegenſteht und von wo keine Wiederkehr mehr geſtattet iſt.

Der römiſche Feldherr hielt Vitiges in ehrenvoller Gefangenſchaft und erlaubte allen Gothen nach ihrem Gutdünken zu leben. Unterdeſſen aber hatten mehre römiſche Anführer den Feldherrn Beliſar beim Kaiſer angeklagt, daß er ſich zum Könige in Italien ausrufen laßen wollte und der Kaiſer ſchickte ſofort einen Befehl, daß Beliſar Italien verlaßen und den Krieg gegen die Perſer übernehmen ſollte. Als die Gothen dieſe Nachricht vernahmen, meinten ſie, Beliſar würde die Hoffnung auf die gothiſche Königskrone nicht für einen Befehl des Kaiſers aufgeben; aber ſie erfuhren nun erſt offen, daß der römiſche Feldherr den König Vitiges und die vornehmſten Gothen gefangen zum Kaiſer nach Conſtantinopel führen wollte. Da erzürnten ſich die Gothen gegen ihn und ſtellten ihm ihre Uebereinkunft vor und machten ihm Vorwürfe, daß er ſich nicht ſchäme, lieber ein Sklav des Kaiſers ſein zu wollen, der noch nie ein Schwert gezogen, als ſelbſt der König der Gothen. Sie ſagten ihm, daß Ildibad, der die meiſten Anſprüche auf die

königliche Würde habe, ihm selbst den Purpur zu Füßen legen sollte; aber Belisars Entschluß war gefaßt und er war unerschütterlich. Er bereitete Alles vor, den Gothenkönig als Gefangenen nach Constantinopel zu bringen.

Was Belisar mit Muth und Klugheit begonnen hatte, vollendete seine Wortbrüchigkeit.

11. Belisar in Constantinopel (539).

Während die Gothen noch immer glaubten, daß Belisar ihren Bitten nachgeben würde, fuhr er mit Vitiges und den vornehmsten Gothen nach Constantinopel, von wenigen Anführern der Römer begleitet. Mit frohen Blicken betrachtete der Kaiser Justinian den König Vitiges und seine Gemahlin und bewunderte die Reihe der Gothen, die sich auszeichneten durch die Länge und die Kraft ihres Körpers. Als er den Schatz des Königs Theoderich in seinem Palaste empfangen hatte, lud er auch den Senat der oströmischen Hauptstadt ein, ihn zu beschauen. Obwohl Belisar nicht wie nach Beendigung des Vandalenkrieges die Ehre eines Triumphes erhielt, so war doch sein Name in Aller Mund, weil er zwei Siege erfochten, wie vor ihm kein Anderer, weil er zwei Könige gefangen nach Constantinopel gebracht und die Nachkömmlinge und die Schätze Genserichs und Theoderichs, der gewaltigsten aller Barbarenkönige, von denen die Römer je vernommen, in die Hände des Kaisers Justinian gebracht hatte. Täglich bereitete Belisar den Bewohnern der Hauptstadt das angenehme Schauspiel seines Anblicks, mochte er von seinem Hause nach dem Forum gehen oder von dort zurückkehren, und Niemand wurde müde ihn zu sehen. Wenn er öffentlich erblickt wurde, war seine Umgebung einem Triumphzuge ähnlich; denn eine große Menge von Vandalen und Mauren war immer in seiner Nähe. Er selbst war von

ſtattlichem, langem Wuchſe und zeichnete ſich an Würde des Angeſichts vor Allen aus. Er hatte ſich eine Leibwache von ſiebentauſend Mann gebildet, die er aus ſeinen eigenen Mitteln beſoldete, und als die Bewohner der Stadt Rom die Thaten dieſer Leibwache ſahen, ſagten ſie, daß das Reich des großen Theoderich geſtürzt würde durch die Macht eines einzigen Hauſes. So beſchreibt uns Procop den großen Feldherrn: allein er ſelbſt hat doch Einiges nicht verſchwiegen, was den Menſchen Beliſar uns nicht ſo liebenswürdig erſcheinen läßt, und aus andern Angaben können wir Anderes ſchließen; denn Procop ſagt ſelbſt, daß Beliſar eine Leibwache von Tauſenden hatte: wie iſt denn das einem einzelnen Manne möglich, wenn er nicht unermeßliche Schätze beſitzt? Wie aber hat Beliſar ſich die Schätze erworben?

Vitiges blieb in Conſtantinopel beim Kaiſer und dieſer fügte ihm kein Leid zu, ſondern behandelte ihn, wie er einſt Gelimer behandelt hatte. Er machte ihn zum Patricius; denn Vitiges blieb nicht wie Gelimer ſeinem arianiſchen Glauben getreu, ſondern nahm den katholiſchen Glauben an. Darum ſchenkte der Kaiſer ihm ein Landgut, in deſſen Beſitz Vitiges noch mehre Jahre am oſtrömiſchen Hofe verlebte.

12. Der König Ildibad.

Sobald Beliſar aus Italien weggegangen war, änderte ſich die Lage der Dinge: die Gothen, die noch übrig waren, vereinigten ſich wieder und widerſtanden den Römern: denn es fehlte dieſen der eine Mann, deſſen Einſicht und Kriegsglück ein ganzes Heer erſetzen konnte. Die Gothen machten Ildibad zum Könige, der gegen die Uneinigkeit und die ſchlechte Anführung der Römer glücklich war, bis er ſelbſt bald ſtarb. Dieß aber geſchah auf folgende Weiſe.

Es war noch ein Neffe des Königs Vitiges unter den Gothen, Namens Urajas, dessen Gemahlin sich vor allen anderen Frauen durch ihre Schönheit und die Pracht ihrer Kleider auszeichnete. Einst gieng sie ins Bad, prächtig angethan und von vielen Dienerinnen begleitet. Da traf sie die Gemahlin des Königs Ildibad mit gewöhnlichen Kleidern angethan, und begrüßte sie nicht demüthig, wie es die Gemahlin des Königs von ihr erwartete, sondern blickte sie hochfahrend an und beleidigte sie durch ihren Stolz. Und doch konnte die Frau des Königs nicht mit großer Pracht angethan sein, weil Ildibad nicht reich und der gothische Königsschatz nach Constantinopel hinweggeführt war. Ildibads Gemahlin aber ergrimmte über den Schimpf, der ihr angethan war, und gieng weinend zu ihrem Gemahl, klagte ihm die Sache und forderte ihn auf, daß er sie an der Frau des Urajas rächen sollte. Ildibad klagte den Urajas an, daß er beabsichtigte zu den Feinden überzugehen und tödtete ihn nicht lange nachher auf eine hinterlistige Weise. Die Gothen aber nahmen das ihrem Könige sehr übel, daß er so unbedacht und ohne allen Grund einen so erprobten Mann, wie Urajas getödtet hatte. Es geschah schon oft, daß man sie zusammentreten und sich berathen sah, wie sie sich für den Mord des Urajas Genugthuung verschaffen wollten; aber noch wagte es Keiner von ihnen, ihm ein Leid zuzufügen. Unter ihnen war auch einer, Namens Vilas, von Abstammung ein Gepide, der zur Leibwache des Königs gehörte. Vilas war der Bräutigam einer schönen und vornehmen Gothin. Als er nun einmal auf einen Streifzug gegen die Römer ausgeschickt war, gab Ildibad seine Braut an einen andern Gothen, mochte es aus Unwissenheit sein oder aus irgend einer andern Ursache. Vilas kehrte zurück und vernahm das ihm angethane Unrecht, da brauste er auf und nahm sich gleich vor, Ildibad zu tödten, zumal er meinte,

er thäte allen Gothen einen Dienſt damit. Mehre Tage ſpähte er nach einer günſtigen Gelegenheit: da geſchah es einſtmals, daß Ildibad mit vielen anderen vornehmen Gothen ſpeiſte. Wenn aber der Gothenkönig ſpeiſte, ſo war es Sitte, daß viele Diener umherſtanden, ſo wie auch einige von ſeiner Leibwache, und unter dieſen war Vilas. Als nun der König ſeine Hand nach einer Speiſe ausſtreckte und ſich dabei vorn über bückte, ſchlug Vilas mit dem Schwerte auf ſeinen Nacken, und traf ihn ſo, daß während noch ſeine Finger die Speiſe emporhielten, der Kopf herunter und auf den Tiſch niederſtürzte, ſo daß Alle, die das ſahen, großes Entſetzen ergriff. So muſte Ildibad den Mord des Urajas büßen. Das war im Winter des ſechſten Kriegesjahres der Gothen mit den Römern.

13. Totilas erſter Kampf gegen die Römer (542).

Nach Ildibads Tode machten die Rugier, welche unter den Gothen lebten und zum gothiſchen Volksſtamme gehörten, Erarich zum Könige. Es waren nämlich einige Rugier mit Theoderich nach Italien gezogen und hatten dort im gothiſchen Reiche gelebt, abgeſondert von den Gothen, mit denen ſie ſich nicht einmal durch Heirath verbanden. So hatten ſie ihren Stamm rein erhalten, und ihre Zahl hatte ſich auch ziemlich vermehrt. Aber die andern Gothen wollten Erarich nicht und machten Ildibads Neffen Totilas zum Könige. Erarich aber fiel durch die Hand der Gothen. Alsbald verſammelte Totilas die ganze Macht der Gothen, die bis auf fünftauſend Krieger zuſammengeſchmolzen war, und hielt ihnen in feierlicher Verſammlung folgende Anrede: „Es iſt ein ungleicher Kampf, meine Landsleute, den wir unternehmen. Schlagen wir den Feind, ſo kann er ſich aus den Beſatzungen der Städte immer leicht wieder verſtärken; ſchlägt er aber uns, ſo erliſcht mit uns nicht

bloß der Ruhm, ſondern auch der Name des Volks der Oſtgothen. Dazu iſt ſchon jetzt die Macht der Römer, die uns gegenüberſteht, uns fünftauſend Streitern weit überlegen. Aber wir haben eins voraus, unſer Vertrauen auf den Sieg, den vor wenigen Tagen unſere Freunde an den Mauern Veronas erfochten haben, unſeren eigenen Muth und ihm gegenüber die Unentſchloſſenheit der Feinde, die Belisar nicht mehr führt. Darum getroſt, es wird uns gelingen!“ Dann ſandte er von Mailand dreihundert Krieger voraus, daß ſie an einer entfernteren Stelle den Po überſchreiten und dann dem Feinde in den Rücken fallen ſollten, während er ſie von vorne angriffe. Er ſelbſt überſchritt auch den Fluß und zieng dann geraden Weges auf das Lager der Römer zu. Auch dieſe kamen hervor aus ihrem Lager und ſtellten ſich in Schlachtordnung. Als ſie ſo einander gegenüber ſtanden, ſprengte ein Gothe Namens Viliaris hervor und forderte einen von den Römern zum Zweikampfe heraus. Er war ein Mann von gewaltigem Gliederbau, ſchrecklich von Anſehen, als er mit Helm und Panzer bewehrt ſein Roß vor der Schlachtordnung tummelte und auf einen Gegner wartete. Alle Römer erſtarrten vor Schreck, da trat Artabazes hervor und erbot ſich zum Kampfe. Beide ſprangen ihre Pferde und rannten auf einander, indem ſie ihre Speere vorhielten. Aber Artabazes war flinker und verwundete den Viliaris in der rechten Seite. Als der Gothe die tödtliche Wunde empfieng, war er im Begriff, hinten über zu ſtürzen; aber er ſtemmte noch zeitig genug ſeinen Speer gegen einen Stein, der hinter ihm lag, und ſchützte ſich ſo vor dem Falle. Artabazes aber, deſſen Lanzenſpitze noch in der Wunde ſteckte, drängte kräftiger nach, weil er meinte, der Gothe wäre noch nicht tödtlich verwundet. Indem geſchah es, daß die Spitze von Viliaris Speer, welche in die Höhe gerichtet war, den Panzer des Artabazes berührte und

an diesem hinaufgleitend ihn am Halse ritze. Der Zufall wollte es aber, daß im selbigen Augenblicke Artabazes eine Bewegung nach dieser Seite machte, so daß die Schneide des Speeres die Hauptader am Halse verletzte. Artabazes fühlte keinen Schmerz; aber das Blut sprang mit solcher Gewalt hervor, daß er wohl merkte, er sei schwer verwundet, und deshalb sein Pferd umlenkte und zur römischen Schlachtordnung zurückkehrte. Vitiaris Kürze entfernte zusammen. Artabazes starb an dem Blutverlust am dritten Tage nachher. Während er nun aber ungefähr einen Pfeilschuß weit zurückritt, um sich verbinden zu lassen, rückten die Gothen vor zum Treffen. Alsbald entbrannte an allen Seiten der Kampf; aber nun kamen die dreihundert Gothen, welche Totilas vorausgeschickt hatte, auf einmal den Römern in den Rücken. Als diese unerwartet von einer andern Seite diese Feinde herankommen sahen, glaubten sie, daß die Macht der Feinde viel größer und daß sie selbst bereits von allen Seiten umzingelt wären. Sie wandten sich zur Flucht und das Schwert der Gothen wüthete gewaltig unter ihnen. Viele Römer auch wurden gefangen genommen und die Gothen bemächtigten sich aller römischen Feldzeichen, was bis dahin noch nie vorgekommen war. Die römischen Anführer hatten sich durch die Flucht gerettet. Das war die erste Waffenthat des Gothenkönigs Totilas. Er bekleidete aber die Gefangenen so, daß die meisten heraus ihn baten sie unter das gothische Heer gegen die Römer aufzunehmen. Am Ende des ersten Kriegsjahres stand die Sache der Gothen durch ihn schon um Vieles günstiger.

14. Fortgang der Siege des Königs Totilas und seine Gerechtigkeit und Milde.

Im folgenden Jahre ging der Siegeslauf des Gothenkönigs Totilas durch ganz Italien, nur die Städte waren noch

nicht sein. Auf einem Zuge nahe bei Rom nahm er die Frauen mehrer Senatoren gefangen; aber Totilas ließ ihnen kein Leid zufügen, sondern behandelte sie ehrenvoll und schickte sie von einer Schutzwache begleitet ihren Männern wieder zu. Das erwarb ihm bei den Bewohnern von Rom große Zuneigung und großes Ansehen. Als der Kaiser Justinian von den Fortschritten der Gothen hörte, schickte er den Seinen eine Flotte zu Hilfe. Diese landete bei Neapel und einer ihrer Führer, Demetrius, vermaß sich größer Dinge gegen Totilas und schmähte ihn: aber die Gothen waren klüger als er und brachten durch einen geschickten Angriff viele Schiffe und diesen Demetrius in ihre Gewalt. Dem Demetrius schnitten die Gothen die Zunge aus und hieben ihm die Hände ab und entließen ihn also verstümmelt.

Der Oberanführer der Flotte, welcher auch Demetrius hieß, entfloh zu den anderen römischen Schiffen. Die Gothen aber belagerten Neapel und brachten diese Stadt in große Bedrängnis, so daß die Besatzung flehend um Hilfe bat. Die römische Flotte segelte heran: aber ein gewaltiger Sturm warf sie gegen die italische Küste. Bei dem Toben des Windes, bei dem Brausen der Wellen war an keine Ordnung zu denken, die Schiffsleute konnten weder Segel noch Ruder gebrauchen, und ein Theil der Schiffe zerschellte an den Felsen, die anderen wurden von den Gothen genommen. Totilas ließ darauf dem Oberanführer der Römer einen Strick um den Hals legen und befahl ihm dann die Neapolitaner zu ermahnen, daß sie nicht in ihr eigenes Verderben rennen, sondern sich den Gothen ergeben möchten. Das that Demetrius und die ganze Stadt war voll Weinens und Wehklagens. Dann ließ Totilas die vornehmsten Neapolitaner auf die Mauer rufen und sprach zu ihnen: „Wir belagern eure Stadt nicht, weil wir euch zürnen; denn ihr habt um unsertwillen genug erlitten und euch brav be-

tragen: das Schickſal des Krieges aber zwingt uns euch zu belagern, um euch zu befreien. Darum zürnt uns auch deshalb nicht. Wir bieten den römiſchen Soldaten freien Abzug und euch Bürgern verſpreche ich, daß euch kein Leid geſchehen ſoll." Allen Neapolitanern gefielen dieſe Worte und auch die Römer konnten ſie nicht misbilligen, zumal da der Hunger ſie ſo ſchwer bedrängte. Aber dennoch baten ſie noch um Aufſchub eines Monats, wenn ihnen vielleicht der Kaiſer Juſtinian bis dahin Hilfe ſenden würde. Totilas aber erwiderte: „ich will euch Aufſchub gewähren, aber nicht einen Monat, ſondern drei, und verſpreche euch, daß während dieſer Zeit kein Sturm und kein Angriff auf die Mauer unternommen werden ſoll." So kamen ſie überein: aber bevor noch der Monat verfloß, zwang der Hunger die Neapolitaner auf allen Aufſchub zu verzichten. Sie übergaben die Stadt im Winter des achten Kriegsjahres.

Totilas aber bewies nicht bloß den Bürgern, ſondern auch den römiſchen Kriegern ſeine Menſchlichkeit. Er ſah, daß durch den nagenden Hunger alle Kräfte der Unglücklichen hingeſchwunden waren, und fürchtete nun, daß der plötzliche Genuß von Speiſen ihnen ſchaden würde. Deshalb ſtellte er Wachen an die Thore und erlaubte Keinem hinauszugehen. Dann wurde Speiſe unter die Hungrigen vertheilt und zwar ſo, daß nicht ihre Begierde geſtillt, ſondern erſt ein wenig gegeben wurde und an jedem folgenden Tage etwas mehr, damit der Zuwachs unmerklich wäre. Als dann die Kräfte der Römer wieder hergeſtellt waren, öffnete er die Thore und ließ ſie ziehen, wohin ſie wollten. Conon, der Anführer und einige Andere begaben ſich auf die Schiffe, die Totilas ihnen gab; allein ſie fürchteten ſich vor dem Zorne des Kaiſers und fuhren deshalb nicht nach Conſtantinopel, ſondern ſteuerten auf Rom. Aber der Wind war ihnen entgegen und ſie konnten nicht fort

und wagten auch nicht wieder ans Land zu gehen, weil ſie beſorgten, daß der Sieger Totilas ſich ſeines Verſprechens ledig erachten würde. Als Totilas das merkte, ließ er ſie alle wieder zu ſich rufen und ermahnte ſie gutes Muthes zu ſein. Er geſtattete ihnen ans Land zu gehen, Lebensmittel zu kaufen, ohne Furcht mit den Gothen zu verkehren, und wo ſie in irgend Etwas Noth litten, es von dieſen zu empfangen, wie von ihren Freunden. Es verfloß eine geraume Zeit und der Wind war noch immer ungünſtig, da gab er ihnen Pferde und Geſpann, ſchenkte ihnen Reiſegeld und befahl einigen Gothen als Schutzwache die Römer durch das Land zu geleiten. Er ſelbſt aber ſchleifte die Mauern der Stadt Neapel, bis ſie dem Boden gleich wurden, damit ſie nie den Römern, wenn ſie etwa die Stadt wieder gewönnen, zu einem ſicheren Zufluchtsorte dienen könnte und dann wieder belagert werden müſte. Denn Totilas hatte keinen Gefallen an einem Belagerungskampfe, der mit Hinterliſt und Tücke geführt wird, ſondern er wollte nur im freien Felde kämpfen. Dann zog er von Neapel weg.

Um dieſe Zeit aber kam ein Römer aus Calabrien zu ihm und beklagte ſich bitterlich, daß einer der Gothen ſeiner Tochter Gewalt angethan hätte. Der Gothe geſtand ſofort ſeine Uebelthat und Totilas ließ ihn ins Gefängnis ſetzen; denn er wollte an ihm ein Beiſpiel aufſtellen zur Warnung für Andere. Die anderen Gothen aber kamen zu ihm, weil der Angeklagte einer der tapferſten Krieger und bei allen beliebt war, und baten ſeiner zu ſchonen. Totilas vernahm ihre Worte gütig und ohne Leidenſchaft, dann aber ſagte er, daß er nicht aus Luſt am Strafen, ſondern aus Gründen der Gerechtigkeit und der Sorge für das Wohl der Gothen ihren Bitten nicht willfahren dürfe. „Bedenkt,“ ſprach er, „wie gewaltig die Macht der Gothen zu Anfang dieſes Krieges war, wie wir Ueberfluß

hatten an Mannſchaft, an Geld, an Pferden und Waffen, an Allem was zum Kriege gehört. Erinnert euch, wie eine weit geringere Zahl der Feinde uns von unſerer Höhe ſtürzte und in welches Elend wir gekommen ſind. Als aber Gott uns für unſere Frevel genug beſtraft hatte, hat er uns über unſer Verhoffen wieder emporgehoben. Darum geziemt es uns, die Gerechtigkeit, die wir damals erſtrebten, uns auch bis ans Ende zu bewahren; denn nimmermehr kann es geſchehen, daß wer gottlos und gewaltig verfährt, auf die Länge den Sieg behalte." Als Totilas dieſe Worte ſprach, hörten die Gothen auf ihn zu bitten. Sie ſtimmten ihm bei, und nicht lange nachher ward der Uebelthäter mit dem Tode beſtraft und ſeine Güter der beleidigten Römerin gegeben.

So gewann Totilas ſich die Herzen des Volkes; denn während die römiſchen Soldaten ſchwelgten und ſich allen Laſtern ergaben und die Einwohner grauſam bedrückten, herrſchte im gothiſchen Lager Mannszucht und Strenge. Totilas ſchrieb Briefe an die Bewohner der Stadt Rom und auch dieſe waren ihm geneigt und hätten ihm die Stadt gern übergeben, wenn ſie nur gekonnt hätten. Als der kaiſerliche Feldherr, der Rom beſetzt hielt, es verbot die Briefe des Königs Totilas zu beantworten, fand man eines Morgens Abſchriften dieſer Briefe an allen Straßenecken Roms angeſchlagen und Niemand wollte wiſſen, wie ſie dahin gekommen waren. Das bewies dem kaiſerlichen Feldherrn, daß doch viele Bewohner der Stadt Rom dieſem Gothenkönige geneigt ſein muſten.

15. Belisars Rückkehr nach Italien (544) und die nächſten Jahre des Krieges.

Als der Kaiſer Juſtinian vernahm, wie die Angelegenheiten in Italien ſtünden, beſchloß er endlich den Mann wieder

hinzusenden, der allein fähig schien den Siegeslauf des Gothenkönigs Totilas zu hemmen; das war der Feldherr Belisar. So schiffte denn dieser hinüber und landete in Ravenna. Dort redete er bei seiner Ankunft zu den Gothen und Römern, daß er mit Schmerz vernommen, wie das was Umsicht und Muth erworben, durch Feigheit und Thorheit wieder verloren sei. Alsdann ließ er eine Aufforderung an alle Römer und Gothen in Italien ergehen, nun wieder der Sache des Kaisers anzuhangen: aber von Allen, die es mit Totilas hielten, fiel da Keiner von ihm ab. Zwar stellte sich durch Belisar die Sache der Kaiserlichen etwas günstiger; aber es war schon ein Jahr verstoßen, da hatte auch Belisar noch keinen bedeutenden Vortheil über den Gothenkönig errungen. Darum schrieb er an den Kaiser: „Ich bin nach Italien gekommen; aber um den Krieg hier mit Nachdruck führen zu können, fehlt es mir an Mannschaft, an Pferden, an Geld, kurz an Allem, was zum Kriege nöthig ist. Darum, wenn du willst, daß ich die Feinde überwältigen soll, mußt du mir dieses Alles gewähren." So schrieb Belisar, aber sein Abgesandter Johannes betrieb die Sache in Constantinopel nicht, sondern erfreute sich an den Genüßen der Hauptstadt.

Unterdessen errang Totilas einen Erfolg nach dem andern. Aber er gab nicht zu, daß einem der Bewohner Italiens ein Leid zugefügt würde. In den Theilen Italiens, wo er die Herrschaft hatte, bestellten die Landleute ihre Aecker frei und ungehindert und er forderte von ihnen nur die Steuer, welche sie auch sonst hatten bezahlen müßen. Endlich schritt er auch zur Belagerung der Hauptstadt Rom. Er umschloß die Stadt eng von allen Seiten, so daß sie bald an allen Lebensmitteln Mangel litt: denn auch zur See konnte keine Zufuhr kommen, weil Totilas nach der Einnahme von Neapel so viele Schiffe

erbeutet hatte, daß er auch das Meer beherrſchte. Belisar aber ſaß in Ravenna, rings umher lagen die Gothen, und vergebens hoffte er der Stadt Rom Hilfe bringen zu können, denn allzu eng hielten ihn die Gothen umſchloſſen. Da verließ er zuletzt Ravenna, fuhr übers Meer hinüber nach der dalmatiſchen Küſte und dann nach Epidamnus. Von da aus meldete er wiederum dem Kaiſer, wie weit es nunmehr gekommen wäre, und bat ihn um Mannſchaft. Da ſchickte ihm der Kaiſer Hilfstruppen und unter dieſen war auch Narſes, dem viele aus dem deutſchen Stamme der Heruler ſich wiederum anſchloßen. So gewann Belisar einige Macht: aber dem Gothenkönige war er noch lange nicht gewachſen.

16. Die Noth in Rom während der Belagerung durch Totilas (546.)

Der Hunger und die Noth aber mehrte ſich in Rom in erſchreckendem Grade. Da ſchickte der römiſche Biſchof Vigilius, der in Sicilien weilte, von dort aus eine Flotte mit Lebensmitteln nach der Stadt; denn er meinte, daß die Schiffe ungehindert in den Hafen Roms hineinfahren könnten. Aber die Gothen, die den Hafen bewachten, erſpähten die Fahrzeuge in weiter Ferne und verbargen ſich innerhalb der Mauern, um ſie ſogleich bei der Landung wegzunehmen. Als die Einwohner das erblickten, ſtiegen ſie auf die Zinnen der Mauern und ſchwenkten von dort aus ihre Tücher und Kleider, um den Schiffern damit ein Zeichen zu geben, daß ſie da nicht landen, ſondern anderswohin fahren ſollten. Die Schiffer aber merkten die Bedeutung dieſer Winke nicht, ſondern hielten ſie für Freudenbezeugungen über ihre Ankunft, und darum fuhren ſie mit dem günſtigen Winde ſorglos in den Hafen ein. Es waren auf der Flotte auch viele kaiſerlich geſinnte

Römer, unter ihnen ein Bischof, Namens Valentin. Da stürzten die Gothen hervor, nahmen die Flotte in Besitz und tödteten die ganze Mannschaft. Nur den Bischof ließen sie leben und brachten ihn zu Totilas. Der König fragte den Bischof nach vielen Dingen; aber er erfand ihn als Lügner und ließ ihm darum die Hände abhauen.

In Rom stieg die Noth immer mehr. Unter der Geistlichkeit der Stadt war einer, Namens Pelagius, welcher kurz vorher mit großen Reichthümern von Byzanz heimgekehrt war. Er benutzte seine Reichthümer dazu, die Noth der Menschen zu lindern und theilte fast alle seine Habe unter die Hungernden. Als aber der Hunger immer noch stieg, baten ihn die Bewohner Roms, daß er zum König Totilas gehen und ihn um Frist bitten sollte; wenn dann in dieser Frist kein Entsatz käme, so wollten sie die Stadt den Gothen übergeben. Totilas nahm ihn ehrenvoll auf, sagte ihm aber gleich, daß er von dreien Dingen nicht zu ihm sprechen solle, nämlich nicht für die Bewohner von Sicilien, denen er unversöhnlich zürne, nicht für die Erhaltung der Mauern Roms; denn er habe unwiderruflich beschlossen, daß sie fallen sollten, und nicht von der Auslieferung der Sklaven, welche zu den Gothen übergegangen wären. Ueber diese Worte des Königs wurde Pelagius erzürnt, besonders darüber, daß Totilas den Siciliern nicht verzeihen wollte, und er sprach: „ich sehe, daß ich es unterlaßen muß dich noch um Etwas zu bitten und richte nun meine Bitte zu Gott, dessen Zorn kommen wird über die hochfahrenden Verächter der demüthig Flehenden.“

So gieng Pelagius unverrichteter Sache nach Rom zurück und die Römer wehklagten über die erfolglose Sendung, denn ihre Leiden waren unerträglich. Viele von ihnen giengen bittend zu den kaiserlichen Befehlshabern Bessas und Conon und

flehten ſie um Mitleid an. Sie baten ihnen entweder Speiſe zu geben, ſie zu tödten oder ſie aus der Stadt zu entlaßen. Aber Beſſas erwiderte: „Speiſe kann ich euch nicht geben, euch tödten wäre gottlos, euch entlaßen gefährlich; aber ſeid getroſt, bald wird Beliſar uns Hilfe bringen.“

Der Hunger aber ſtieg von Tage zu Tage. Zu Anfang der Belagerung hatten Beſſas und Conon das Getreide in großer Maſſe aufgekauft und verkauften es wieder den Bürgern, auch die Soldaten ſparten ſich von ihrem zugewieſenen Antheile ab, um von den römiſchen Bürgern Geld dafür zu erhalten. Ein Maß Weizen (μέδιμνος) koſtete ſieben Goldſtücke. Diejenigen aber, welche ſo viel Geld nicht hatten, kauften für den vierten Theil dieſes Geldes ein Maß Kleien und aßen dieſe gierig; denn der nagende Hunger würzte ſie ihnen. Die Soldaten des Beſſas fiengen außerhalb des Thores zufällig einmal einen Ochſen, den verkauften ſie den Bürgern für fünfzig Goldſtücke. Wenn einer ein Stück von einem gefallenen Pferde erhielt, ſo pries man ihn für glücklich, daß er damit ſeine Gier ſtillen konnte. Der große Haufe genoß nichts als Neßeln, welche rings um die Mauern der Stadt und auf den Trümmern reichlich wuchſen. Damit ſie aber die Lippen und den Mund nicht daran verbrannten, konnten ſie dieſelben nur gekocht genießen. So lange einer noch Gold beſaß, konnte er ſich einige Lebensmittel verſchaffen; als das aufhörte, trugen ſie ihr Geräthe auf den Marktplatz und verkauften es, um für den Erlös ſich das Leben zu erhalten. Als endlich auch für die kaiſerlichen Soldaten keine andern Lebensmittel mehr da waren und nur noch Beſſas ſelbſt Einiges übrig hatte, wandten ſie ſich alle zu den Neßeln. Aber auch dieſe Speiſe reichte nicht hin den Hunger zu ſtillen; ſo dörrten die Leiber der Menſchen aus, ihre Farbe wurde fahl, ihre Augen erglänzten von unheimlichem

Feuer und Geſpenſtern gleich wankten die Ueberlebenden durch die entvölkerten Straßen. Man ſah Menſchen, die umherwandelten und Neſſeln zu verſchlingen ſuchten, leblos niederſtürzen. Selbſt von unreinlichen und ſchmutzigen Dingen ſuchten ſie ſich zu nähren, und als keine Hunde, keine Mäuſe, und überhaupt kein lebendes Thier ſich mehr vorfand, legten viele Hand an ſich ſelbſt und tödteten ſich. Es war ein Römer Vater von fünf Kindern. Als dieſe einmal ihn umringten und vergebens an ihm herumtaſteten, ob er noch irgendwo einen Brocken bei ſich trage, ſeufzte er nicht und zeigte auch ſonſt nicht ſein zerſtörtes Gemüth, er drängte ſeinen Schmerz in ſich zurück und gebot ihnen, daß ſie mit ihm giengen, als wenn er ihnen Nahrung geben wollte. Als ſie ſo an die Tiberbrücke kamen, ſtieg in ihm der Gedanke auf, daß ſein Suchen nach Nahrung doch vergebens ſein würde, und daß er deshalb beſſer thäte, ſeinen eigenen Hunger und den Schmerz um die Leiden ſeiner Kinder ſchnell zu enden. Er trat an den Rand der Brücke, zog ſein Gewand empor, bis es ihm Geſicht und Augen verhüllte, und dann warf er ſich kopfüber in die Tiber vor den Augen ſeiner Kinder und aller Römer.

Als die Noth ſo hoch geſtiegen war, forderten die kaiſerlichen Anführer von den vornehmeren Römern Geld für die Erlaubnis wegzugehen und entließen ſie dann aus der Stadt. Wer nur das Geld bezahlen konnte, gieng von dannen; aber ihre Kraft war verzehrt durch den langandauernden Hunger und der Tod raffte ſie zu Lande und zu Waßer auf ihrer Reiſe hinweg, viele auch wurden unterwegs vom Feinde ergriffen und erſchlagen. Dahin war es gekommen mit dem römiſchen Senate und Volke.

17. Die Einnahme Roms durch König Totilas (Decbr. 546).

Belisars Sinnen und Denken war am meisten darauf gerichtet, wie er den unglücklichen Bewohnern von Rom Hilfe bringen konnte. Er setzte sich mit seiner Flotte in Besitz der Tibermündung und wollte nun von da den Strom aufwärts fahren bis nach Rom. Aber die Gothen hatten am Flusse zwei große hölzerne Thürme erbaut und diese verstatteten die Durchfahrt nicht. Dagegen ließ Belisar zwei große Kähne mit einander verbinden und setzte auf diese auch einen Thurm, der oben mit Pech, Harz, Schwefel und anderen Stoffen angefüllt war. Ferner ließ er eine große Menge kleiner Schiffe mit Lebensmitteln beladen jenen beiden folgen, und diese ganze Flotte ward mit unsäglicher Anstrengung aufwärts gegen den Strom gefahren. Die Gothen ließen sie ruhig arbeiten; denn sie vertrauten auf die schweren eisernen Ketten, welche quer durch den Strom gezogen waren. Aber bald sahen sie den Erfolg, als die Kaiserlichen durch ihre Werkzeuge diese Ketten durchbrachen und trotz des Widerstandes der Gothen auf dem Thurme ihr Fahrzeug an diesen anhakten. Die lodernden Flammen verkündeten dem Könige Totilas, was geschah, die Gothen eilten herbei und vorher schon machte auch Isaac, der Anführer der kaiserlichen Truppen in Ostia, dem Hafen Roms, von dort aus einen Angriff auf die Gothen. Aber er kam zu früh und Bessas, der zu gleicher Zeit von Rom aus einen Ausfall machen sollte, kam gar nicht: da ward Isaac gefangen und Belisar mußte eiligst fliehen. Auf die Nachricht, die er erhielt, glaubte er, daß Alles verloren sei und war außer Fassung, zum ersten Male in seinem Leben. Als er nach Ostia zurückgekehrt war, überfiel ihn ein hitziges Fieber und er schwebte längere Zeit in höchster Lebensgefahr.

Unterdessen bereicherte sich Bessas in Rom nach wie vor und verkaufte zu theuren Preisen den Bürgern ihre Nahrung oder die Erlaubnis aus der Stadt zu gehen: aber auf die Wachen achtete er wenig. Wer auf seinem Posten schlafen wollte, schlief; denn Niemand war da, der es ihm verwehrte. Einmal in der Nacht ließen sich vier Isaurier, welche am asinarischen Thor (im Südosten der Stadt) die Wache hatten, an Stricken von der Mauer nieder, eilten in das gothische Lager und boten dem Gothenkönige an, daß sie das gothische Heer ohne Gefahr in die Stadt führen wollten. Totilas gab ihnen zwei zuverläßige Männer mit, welche erst den Ort besichtigen sollten, wo die Isaurier sie hineinzuführen gedachten. Als sie an die Mauer gekommen waren, schwangen die Isaurier sich wieder in die Höhe und zeigten von da aus den Gothen ihren Plan und luden sie ein zu ihnen heraufzusteigen. Diese kehrten zurück und Totilas erfreute sich über ihre Nachricht; aber er traute doch den Isauriern nicht völlig. Wenige Tage hernach kamen die Isaurier wieder und erboten sich nochmals zu dem Unternehmen. Totilas gab ihnen zwei andere Männer mit und diese brachten ganz denselben Bericht, wie die ersten. Um dieselbe Zeit gieng eine Abtheilung der Römer auf Kundschaft aus und fieng unterwegs zehn gothische Männer. Diese führten sie zu Bessas und Bessas fragte sie, was der Gothenkönig vorhabe. Die Gothen antworteten: „es haben sich vier Isaurier erboten das gothische Heer in die Stadt zu führen." Allein Bessas verlachte diese Worte, weil er sie für erdichtet hielt.

Zum dritten Male kamen die Isaurier und machten dem Gothenkönige ihr Anerbieten, da sandte er einen seiner nächsten Verwandten mit ihnen, und als auch dieser Alles bestätigte, entschloß sich Totilas zur Ausführung. Es war an einem der kurzen Decembertage, da ließ Totilas mit einbrechender Dunkel-

heit ſein Heer die Waffen ergreifen und führte es ans aſinariſche Thor. Vier kräftige Gothen erſtiegen dann mit den vier Iſauriern die Zinnen der Mauer zu der Zeit des Abends, wo es an der Reihe der Iſaurier war zu wachen, während die anderen Wachen ſchliefen. Die acht Männer betraten die Stadt, ohne daß Jemand ſie vernahm, ſie ſtiegen nieder zum aſinariſchen Thore und hieben mit Aexten den Querbalken ab, welcher über die beiden Thorflügel von einer Mauer zur andern gieng. Alsdann riſſen ſie die ehernen Riegel davon und warfen dann die Thorflügel ſperrweit auf. So ſtand der Durchgang den Gothen frei: aber Totilas fürchtete noch immer Hinterliſt und ließ die Gothen nur in gedrängten Maſſen einhergehen und verbot alle Zerſtreuung. Bald entſtand in der Stadt Lärm und die Römer entflohen, der eine aus dieſem, der andere aus jenem Thore, je nachdem es ihm gelegen war. Wenige, die nicht mitziehen konnten, flohen in die Kirchen unter den Schutz der Altäre. Viele Späher brachten dem Gothenkönige die Nachricht, daß die Römer aus allen Thoren flöhen; aber er verbot ſie zu verfolgen und ſprach: „welche Kunde kann dem Ohr willkommener ſein, als die von der Flucht der Feinde?“

Es war ſchon völlig Tag geworden und nirgends mehr eine Hinterliſt zu fürchten, da zog Totilas in die Kirche des heiligen Petrus, um dort zu beten, während ſeine Gothen ſich durch die menſchenleere Stadt zerſtreuten und hier und da noch einige Römer ihrem Schwerte erlagen. Als Totilas in die Kirche trat, ſchritt der Biſchof Pelagius ihm entgegen mit dem Evangelienbuche in der Hand und ſprach bittend: „Herr, ſchone die Deinigen!“ Darauf erwiderte Totilas: „ſieh Pelagius, kommſt du ſchon bittend zu mir?“ Pelagius antwortete: „Gott hat mich zu deinem Diener gemacht, du aber ſchone diejenigen, die Gott zu deinen Dienern gemacht hat.“ To-

tilas gewährte diese Bitte und verbot den Gothen einen der Römer zu tödten, dagegen gestattete er ihnen, nachdem er sich seinen Theil vorbehalten, alle Kostbarkeiten hinzunehmen, die sie fänden. Namentlich verlangte Totilas Alles für sich, was der habgierige Oberanführer Vessas aufgehäuft hatte. Als die Gothen in völligem Besitze der Stadt waren, zeigte sich ihnen der Wechsel menschlichen Glücks und menschlicher Größe in erschütternder Weise.

Ehemalige römische Bürger und Senatoren durchzogen bettelnd die Straßen, sie klopften an die Thüren der Paläste, die einst ihnen zugehört hatten, und baten um ein Almosen. Unter ihnen war auch Rusticiana, die Tochter des Symmachus und einst die Gemahlin des weisen Boethius, der auf Befehl des Gothenkönigs Theoderich gemordet war. Die Gothen vernahmen, daß dieß Rusticiana sei, die als arme alte Frau nun zu ihnen trat, und verlangten von Totilas, daß er sie wenigstens jetzt tödten laßen sollte, weil sie früher die Anführer des kaiserlichen Heeres mit Geld bestochen hatte, damit die Bildsäulen des großen Theoderich niedergeworfen würden, indem sie so den Tod ihres Gemahls Boethius und ihres Vaters Symmachus zu rächen meinte. Aber Totilas duldete nicht, daß ihr irgend eine Beleidigung widerführe: auch die anderen römischen Frauen schützte sein Machtgebot, so daß keiner der Gothen es wagte ihnen ein Leid zuzufügen.

18. Die Kriegsbegebenheiten bis zur Rückberufung Belisars und Belisars Ende.

Als Totilas sich den Besitz der Hauptstadt nach allen Seiten gesichert hatte, berief er am folgenden Morgen zuerst sein Heer zusammen und hielt seinen Kriegern vor, daß die Ungerechtigkeit der Gothen die Wurzel alles ihres früheren Unglücks

geweſen ſei und daß ein Volk nur glücklich werden könne durch Gerechtigkeit. „Es iſt in eure Hand gelegt," ſprach er, „ob euer jetziges Glück bleiben ſoll oder nicht, und dieß kann nur durch Gerechtigkeit geſchehen; ſobald ihr euch aber davon abwendet, wird die Strafe aufs neue über euch hereinbrechen." Dann wandte er ſich zu dem römiſchen Senate, der ſich auch hatte verſammeln müßen, und fragte dieſe, welches Unrecht ihnen jemals Theoderich oder Athalarich zugefügt und welche Wohlthat ihnen Juſtinian erwieſen hätte. Sie ſchwiegen ſtill. „Darum," ſprach er, „ſollt ihr Sklaven ſein, während ich die Iſaurier, die mir die Stadt überliefert haben, reich belohnen will." Die römiſchen Edeln und Vornehmen blickten ſtumm zur Erde: aber Belazius bat für die Unglücklichen. Da verzieh ihnen Totilas.

Aber er ſehnte ſich nach Frieden und ſchickte deshalb Boten zu Juſtinian, er möge des namenloſen Jammers eingedenk ſein, der durch Italien herrſche, und nun Frieden mit ihm ſchließen. Aber Juſtinian, der nie ein Schwert gezogen, ſaß behaglich und ruhig in ſeinem ſchönen Palaſte und ſah das Elend nicht, das er über die Menſchheit brachte; er entließ die Geſandten wieder und ſagte ihnen, ſie ſollten zu Beliſar gehen, der habe Vollmacht. Ueber dieſe Antwort ergrimmte Totilas und faßte den Entſchluß die Stadt Rom dem Erdboden gleich zu machen, damit ſie nie wieder der Zankapfel einer ſolchen Belagerung würde, wie ſie erſt eben ausgeſtanden hatte. Sogleich fiengen die gothiſchen Werkzeuge an die Mauern niederzubrechen, und bald lag der dritte Theil der Stadtmauer in Schutt und Trümmern. Die prächtigſten und ſchönſten Paläſte, wie die ärmlichſten Wohnungen wollte Totilas den Flammen übergeben, alſo daß das Vieh dort weiden ſollte, wo einſt die Weltbezwingerin Rom geſtanden. Von dieſem Plane

vernahm auch Belisar und schrieb deshalb sogleich einen Brief an Totilas mit mahnenden Worten: „Von allen Städten unter der Sonne ist Rom die ausgezeichnetste und herrlichste, das Werk vieler Jahrhunderte und vieler Männer, deren Ruhm unvergänglich ist. Wenn du dieß Denkmal vergangener Zeiten zerstören willst, so werden die kommenden Geschlechter dein Andenken haßen, und mit Recht. Wenn du zuletzt den Sieg behältst, so würdest du dann keine eigene Stadt, die Perle deines Reichs, zerstört haben: läßt du sie stehen, so gereicht es dir zu deinem eignen Ruhme. Unterliegst du aber, so wird dir der Sieger für die Erhaltung Roms Dank wißen, während die Zerstörung ihm deinen Namen verhaßt machen würde. Endlich aber bedenke, daß dir im Grunde die Zerstörung gar nichts nützt." Totilas las den Brief oftmals nach einander und erwog die Abmahnung, die Belisar ihm darin gegeben hatte. Endlich gab er dann den Gesandten Belisars die Antwort, welche dieser wünschte, und führte auch sogleich seine Truppen nach dem Süden Italiens. Rom aber blieb leer und verlaßen.

Während nun Totilas im Süden den kaiserlichen Feldherrn Johannes zu erreichen suchte, faßte Belisar einen Entschluß, der im Anfang Allen, die ihn vernahmen, wunderbar kühn, ja unsinnig zu sein schien, sich aber hernach doch glänzend bewährte. Er zog mit fast allen seinen Truppen nach dem verlaßenen Rom und begann hier aus allen Kräften die zerstörte Mauer wieder aufzubauen, und nach fünf und zwanzig Tagen war ihm dieß gelungen (547).

Auf diese Nachricht kehrte Totilas schnell wieder um. Es fehlten nur noch die Thore, aber statt derselben stellte Belisar an die Oeffnungen den Kern seiner Mannschaft. Mit grimmigem Muthe ward von beiden Seiten die ganze Nacht hindurch gekämpft: aber doch konnten die Gothen die einmal geräumte

Stadt nicht wieder gewinnen. Wiederum stürmten sie am folgenden Tage, aber trotz des entsetzlichen Blutbades bekielten die Kaiserlichen die Stadt. Da traten die vornehmsten Gothen zu Totilas und machten ihm bittere Vorwürfe, daß er nicht entweder die Stadt dem Boden gleich gemacht oder denn doch eine Besatzung in ihr zurückgelassen hätte: denn so sind die Gemüther der Menschen, daß ihr Urtheil immer ausfällt gemäß dem Erfolge. Belisar hatte die Freude, daß er dem Kaiser abermals die Schlüssel Roms übersenden konnte: Totilas aber schlug sein Lager zu Tibur auf. So gieng das zwölfte Jahr zu Ende und immer noch dauerte der mörderische Krieg.

Der Kaiser Justinian aber gab den Aufforderungen und Bitten seines Feldherrn nach und schickte noch mehr Mannschaft nach Italien. Aber auch mit diesen wurde wenig ausgerichtet und wiederum verfloß ein Jahr. Da reiste Antonia, die Gemahlin Belisars, selber nach Constantinopel, um von der Kaiserin Theodora Unterstützung zu erhalten; aber diese war unterdessen gestorben und abermals schlichen die Tage dahin, ohne daß von beiden Seiten etwas Bedeutendes ausgerichtet wurde, aber immer noch verheerte der Krieg das Land. Als Antonia sah, daß ihre Bitten beim Kaiser Nichts fruchteten, bat sie ihn ihren Gemahl zurückzurufen, und diese Bitte gewährte der Kaiser gern, zumal da er ihn wieder in den persischen Krieg schicken wollte.

So kehrte denn Belisar heim. Fünf Jahre lang hatte sein zweiter Aufenthalt in Italien gedauert und während aller dieser Zeit war es ihm nicht gelungen, dauernden Besitz im Lande zu gewinnen, sondern nur an den Küsten und in ihren Städten hatte er sich mit seinem Heere aufhalten dürfen. Mitten im Lande aber herrschte überall die Macht der Gothen und ihr gefeierter König Totilas. Als Belisar in Constantinopel

ankam, war die erste Nachricht, die er erhielt, und die ihm aus Italien zuvorgeeilt war, der Fall von Perugia, der wichtigsten Stadt in Etrurien, welche er mit aller Macht vergebens zu schützen gesucht hatte. Es war ihm nicht gelungen. — Weil wir aber so viel von Belisar erzählt haben, ist es billig, daß wir auch seines Endes gedenken, bevor wir zu Totilas und den Gothen zurückkehren.

Nachher vollführte Belisar noch glänzende Kriegesthaten gegen die Bulgaren und in der Hauptstadt des Reiches selbst gegen eine Empörung. Dennoch lohnte ihm der Kaiser Justinian mit Undank. Als Belisar schon im hohen Alter war, ward eine Verschwörung entdeckt (563) und er von einigen der Theilnahme beschuldigt. Belisars Sklaven wurden gefangen und zwei von ihnen gefoltert; diese sagten aus, daß Belisar ihnen befohlen habe an der Verschwörung Theil zu nehmen. Da ward der greise Feldherr vorgeladen und erschien. Vergebens berief er sich darauf, daß er in der vollsten Kraft seines Lebens das Anerbieten des gothischen Königsthrones ausgeschlagen und darum doch im hohen Alter nicht beschuldigt werden dürfe, an einem solchen Unternehmen Theil genommen zu haben; er wurde doch verurtheilt, alle seine Güter und Ehrenstellen zu verlieren und nur das Leben wurde ihm geschenkt. Zwar erhielt er sie nachmals wieder, aber Kummer und Gram hatten an seinem Leben genagt und er starb bald nachher.

Aus der Erinnerung an den Wechsel seines Geschickes entstand nachher die Sage, daß Belisar als blinder elender Greis zuletzt sein Brot erbettelt habe mit den Worten: „gebt dem Feldherrn Belisar einen Obolus!“ Wenn es auch nicht so weit mit ihm kam, so doch weit genug, um uns den Wechsel menschlicher Größe erschütternd vorzuhalten. Dabei müßen wir aber bedenken, daß Belisar bei allen seinen großen Eigen-

ſchaften nicht ohne Schuld Solches erlitt. Denn als Feldherr war er nicht frei von Habgier und Erpreſſung, die er über die unglücklichen Bewohner Italiens verhängte, und ſein Kriegsruhm galt ihm mehr, als das Glück von Millionen. Dabei war ſein Benehmen gegen ſeine unwürdige Gattin Antonia ſchwach und unſelbſtändig, ſo daß wir uns von den Erzählungen, die ſein Geheimſchreiber Procop uns von ſeinem häuslichen Leben berichtet, mit Verachtung abwenden.

19. Die zweite Einnahme Roms durch Totilas (549).

Um dieſe Zeit ſandte Totilas zum Frankenkönige Theodebert und warb bei ihm um ſeine Tochter. Aber der Frankenkönig verweigerte ſie ihm; denn er ſagte, der wäre nicht König Italiens und würde es auch niemals ſein, der Rom nicht zu behaupten verſtünde, ſondern nach Zerſtörung eines Theiles der Stadt ſie ſeinen Feinden wieder überliefert hätte. Dieſer Vorwurf kränkte den Gothenkönig und da er ſchon vorher entſchloßen war, Rom aufs neue zu belagern, feuerte dieſer Hohn des Franken ihn noch mehr an. Er nahm zuerſt Oſtia ein, und rückte dann auf die Weltſtadt ſelbſt vor. Der Kaiſer Juſtinian aber ſchickte ihr keine Unterſtützung.

Eine Weile ſchon hatte die Belagerung gedauert, da bedachten einige Iſaurier, die im kaiſerlichen Heer das Thor des Apoſtels Paulus zu bewachen hatten, daß ihnen ſeit mehren Jahren vom Kaiſer keine Gunſt noch Gabe widerfahren ſei, wogegen ihre Landsleute, die den Gothen früher Rom überliefert hatten, reich an Geld und Gut wären. Deshalb verſprachen ſie in einer heimlichen Zuſammenkunft dem Gothenkönige, daß ſie dieſes Mal ihm die Stadt überliefern wollten, und ſetzten ſogleich einen Tag zur Ausführung ihres Unternehmens feſt. An dieſem Tage erſann Totilas eine ſonderbare Kriegsliſt. Als

die Nacht einbrach, ſetzte er zwei kleine Nachen auf die Tiber und in jeden einen Trompeter, und befahl ihnen, den Strom hinunterzugleiten und dabei unermüdlich in die Trompete zu ſtoßen. Er ſelbſt ſtellte dann das gothiſche Heer an das Thor des Apoſtels Paulus und die Kaiſerlichen ahnten nichts davon, weil ihre Aufmerkſamkeit ganz auf die Trompeter gerichtet war. Sie waren beſtürzt und Keiner wußte, was dieſe Töne zu bedeuten haben möchten: faſt Alle liefen von ihren Poſten nach der Weſtſeite der Stadt, weil ſie vermutheten, daß da die Gothen angriffen. Nur die Iſaurier blieben an ihrem Orte, aber um den Feinden das Thor zu öffnen. Dieß geſchah mit aller Ruhe und Sicherheit, und während die Kaiſerlichen auf die Nachricht davon ſich zu flüchten ſuchten, wurden ihrer viele erſchlagen.

Einer aber, Paulus, floh mit vierhundert Reitern nach dem Grabmal Hadrians und beſetzte die Brücke, welche dieſe mit der Peterskirche in Verbindung ſetzt. Gegen Tagesanbruch griffen die Gothen an, wurden aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Da faßte Totilas den Plan, keine Menſchen mehr zu opfern, ſondern ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Kaiſerlichen hielten ſich den Tag hindurch; aber es war ihnen doch ſchwer ums Herz, daß ſie gar keine Lebensmittel hatten. Sie berathſchlagten nun, ob ſie Pferdefleiſch eſſen wollten: aber die Nacht verſtrich und wiederum der Tag bis zum Abend und ſie konnten ſich nicht entſchließen; aber ein Jeder ermunterte den Andern der erſte zu ſein. Zuletzt aber wollte es doch Keiner und ſie hielten es für beſſer, ihr Leben durch einen ehrenvollen Tod zu enden. Darum beſchloßen ſie mit einem heftigen Stoße auf die Gothen loszuſtürmen und noch ſo viele von ihnen zu tödten, als ſie könnten, bis ſie ſelbſt dem Schwerte der Feinde erliegen würden. Noch einmal umarmten und küßten ſie ſich und nahmen Abſchied von einander. Aber Totilas

hatte durch einen Ueberläufer von dieſem Entſchluße vernommen und fürchtete, daß die Verzweiflung der Wenigen noch ein großes Blutbad anrichten würde: deshalb bot er ihnen die Wahl eines freien Abzugs ohne Pferde und Waffen oder der Aufnahme in ſein Heer. Die Kaiſerlichen aber ſchämten ſich ihrer Waffen und Pferde beraubt nach Byzanz zu kommen, und da ihnen faſt allen der Kaiſer den Sold von langer Zeit her ſchuldig war, zogen ſie vor ins gothiſche Heer aufgenommen zu werden. Nur zwei ſehnten ſich nach ihrer Heimat und ihren Weibern und Kindern und Totilas ſelbſt gab ihnen das nöthige Reiſegeld und ließ ſie in Frieden ziehen. Er wollte Rom nicht zerſtören und es auch nicht wieder verlaßen, ſondern dahin alle Senatoren und Vornehme ziehen. Aber der Kaiſer Juſtinian verweigerte ihm auch da wiederum den Frieden und übergab die Leitung des Krieges dem Germanus, dem Sohne ſeines Bruders. Dieſer hatte nach dem Tode des früheren Gothenkönigs Vitiges die Wittwe desſelben, Matafuntha, geheirathet, die letzte aus dem Stamme der Amelungen. Darum war dieſe Kunde den Gothen ſo ſchmerzlich, Germanus aber baute darauf ſeine Hoffnung; denn er nahm ſeine Gattin Matafuntha mit in den Krieg und dachte, daß die Gothen gegen die Enkelin ihres großen Theoderich, die letzte aus dem vorzüglichſten Geſchlechte der Gothen, nichts unternehmen würden. Aber es kam nicht zu dieſem Kampfe: denn noch vorher raffte der Tod den Germanus hinweg.

20. Narſes kommt nach Italien (552).

Sechszehn lange Jahre ſchon hatte der mörderiſche Krieg in Italien gedauert, da fiel es dem Kaiſer ein, ſeinen Kämmerling Narſes mit der Führung dieſes Krieges zu beauftragen. Narſes gelangte glücklich nach Salona in Dalmatien und ſam-

melte dort ſein ganzes Heer, um von da aus zu Lande nach Italien und dem Gothenkönige entgegenzuziehen. Er hatte von dem Kaiſer große Summen Geldes erhalten und ſich dadurch ein Heer verſchafft, wie es die Römer in dieſem Kriege noch nicht beſeſſen hatten: denn er konnte auch allen denjenigen, welchen noch Sold beim Kaiſer rückſtändig war, ihr Geld ausbezahlen. Das Heer der Kaiſerlichen beſtand meiſt aus Einwohnern von Byzanz und von Thracien, jedoch waren auch viele aus Illyrien und anderen Ländern. Auch der Langobardenkönig Audoin führte ihm zweitauſend Mann Hilfstruppen zu und von anderen deutſchen Stämmen ſtellten die Heruler mehr als dreitauſend Streiter. Von dem gepidiſchen Zweig der gothiſchen Völkerfamilie zogen vierhundert erprobte Krieger mit. Gegen alle dieſe war Narſes freigebig mit den Schätzen des Kaiſers und darum waren ſie ihm um die Wette zugeeilt, ſobald ſie vernahmen, daß der Kaiſer ihn zum Oberfeldherrn gemacht habe. Am meiſten unter allen Kriegern waren ihm die Heruler um ſeiner beſonderen Freigebigkeit willen gegen ſie zugethan.

Als Narſes an das venetiſche Gebiet kam, wollten ihn die Anführer der Franken, welche jene Orte beſetzt hielten, nicht durchlaſſen; denn ſie ſagten, es wären Langobarden bei ſeinem Heere und dieſe wären ihre Todfeinde. Narſes aber erfuhr, daß er doch nicht daher ziehen könnte, weil der gothiſche Anführer Teias das feſte Verona beſetzt hielte und alle Städte und Wege um den Po durch tiefe Gräben und Verhaue unzugänglich gemacht hätte. Totilas meinte, daß Narſes an der Oſtküſte doch nicht herziehen könnte wegen der vielen Mündungen der großen Ströme, und daß er auch nicht ſo viele Schiffe beſäße, mit denen er auf einmal quer über das Meer ſetzen könnte. Darum glaubte er ihm ſchon den Weg abgeſchnitten zu haben; aber Narſes wagte doch mit einigen größeren Schiffen und vie-

len Kähnen den gefährlichen Zug an der Küſte hin. So oft er dann an eine Flußmündung kam, ſetzte er mit ſeinen Fahrzeugen hinüber und gelangte ſo nach Ravenna, das ſeit der Einnahme durch Beliſar immer im Beſitz der Kaiſerlichen geblieben war. Während er dort acht Tage in Ruhe zubrachte, erhielt er einen Brief von Uldrilas, dem Anführer der gothiſchen Beſatzung von Ariminum. Dieſer ſchrieb: „Nachdem ihr ganz Italien mit den Gerüchten eurer Macht erfüllt, und, wie ihr wohl meint, die Gothen ſchon durch Furcht zu Boden geſchlagen habt, ſitzt ihr ruhig in Ravenna, und verzehrt den Ertrag des Landes, über das euch kein Recht zuſteht. So ſucht doch den Krieg, ſo tretet uns doch vor Augen; denn wir ſind alle begierig euch zu ſehen.“ Narſes lächelte über die herausfordernde Sprache des tapfern Gothen und zog gegen Ariminum. Dort iſt ein kleines Flüßchen, das für den einzelnen Fußgänger nicht ſchwer zu paſſieren iſt, aber wohl für eine große Zahl Bewaffneter. Deshalb ritt Narſes mit wenigen Reitern voraus und erblickte Uldrilas an der andern Seite des Gewäſſers. Sogleich ſpannte einer von den Kaiſerlichen ſeinen Bogen und ſchoß, traf aber Uldrilas nicht, der ſofort hineilte, um Verſtärkung zu holen. Damit ſtürmte er aus der Stadt auf die Kaiſerlichen: aber die Heruler tödteten ihn. Während die Gothen in Verwirrung waren, ſchlug Narſes ſogleich eine Brücke und zog dann vorüber: denn er wollte Ariminum nicht belagern, um nicht Zeit zu verlieren.

21. Der Entſcheidungskampf.

Totilas hatte ſchon vernommen, was geſchehen war, und wartete in Rom auf Tejas. Als dieſer kam, zog er ſogleich den Kaiſerlichen entgegen, um ſie anzugreifen, wo er ſie fände. Aber als er die Nachricht vom Tode des Uldrilas vernahm, blieb er am Apenningebirge ſtehen. Dahin kam auch Narſes

mit dem kaiſerlichen Heere und ſchlug nicht weit von Totilas ſein Lager auf, in jener Gegend, wo einſt Camillus die Schaaren der Gallier geſchlagen und vernichtet haben ſoll. Zum Andenken hieß der Ort noch Busta Gallorum; denn busta ſind die Ueberbleibſel eines Scheiterhaufens, und man ſah dort noch viele Hügel, die aus Erde aufgeworfen waren. Sogleich ſchickte dann Narſes einige ſeiner Vertrauten ab und trug ihnen auf, den Gothenkönig zu ermahnen, daß er doch nun ernſtlich an Unterwerfung denken müſſe, da er mit ſeinen ungeübten Truppen doch nicht hoffen könnte, der Macht des kaiſerlichen Reiches mit Erfolg zu widerſtreben. Dann fügte er aber hinzu: wenn ſie ihn dennoch zum Kampfe entſchloſſen ſähen, ſo ſollte er ſogleich einen Tag zum Treffen beſtimmen.

Die Geſandten führten ihren Auftrag aus und traten vor Totilas; aber er antwortete ihnen ſtolz und zornig, daß nur ein Kampf entſcheiden könne. Da fragten ſie wieder: „nun wohl, König, welche Zeit beſtimmſt du zur Schlacht?“ Er antwortete: „von heute an in acht Tagen wollen wir auf einander treffen.“ Die Geſandten kehrten zurück und verkündeten dem Narſes die Antwort; aber dieſer argwöhnte eine Kriegsliſt von dem Gothenkönige und bereitete ſich vor, als wenn das Treffen am folgenden Tage geliefert werden ſollte. Da ſah man, daß er die Abſicht der Gothen wohl errathen hatte; denn am folgenden Morgen wollte Totilas dem Gerüchte von ſeiner Ankunft zuvorkommen und war da mit ſeinem ganzen Heere. So ſtellten ſich beide Schlachtordnungen einander gegenüber und waren nicht weiter von einander entfernt als die doppelte Länge eines Pfeilſchuſſes.

Es lag da ein mäßig hoher Hügel, den beide Feldherrn gleich eifrig zu beſetzen wünſchten, weil er bequem zu liegen ſchien, um von einem erhöhten Orte aus die Geſchoſſe auf die

Feinde ſchleudern zu können, dann aber auch, weil das Feld überhaupt hügelig war und man darum den kaiſerlichen Herrn nur auf dem Wege in den Rücken kommen konnte, welcher ſich am Fuße des Berges hinſchlängelte. Darum wollten die Gothen ſich in Beſitz dieſes Hügels ſetzen, um die Feinde von zwei Seiten zugleich angreifen zu können und noch dazu von oben herab auf ſie zu ſchießen, die Kaiſerlichen aber beeilten ſich dahin, um dieſen Platz zu verhindern. Als es noch ganz dunkel war, ſchickte Narſes fünfzig auserleſene Fußgänger hin den Hügel zu beſetzen. Sie ſchritten verſtohlen hinan: aber kein Gothe merkte es ihnen und ſie ſtellten ſich ruhig auf. Vor dem Hügel her floß ein Bach, neben dem vorher erwähnten Wege. Das gothiſche Lager war den fünfzig Fußgängern gerade gegenüber, der Raum für die fünfzig aber war ſehr beſchränkt, daß ſie nicht in Reihe und Glied ſtehen konnten, ohne ſich gegenſeitig zu berühren. Als das erſte Morgenlicht die Gegend erhellte, bemerkte Teſſilad die Stellung dieſer fünfzig Männer und machte allen Eifer darauf, ſie von dort zu vertreiben. Deshalb ſandte er einen Schaar Reiterei, welche mit großem Grimm und Geſchrei vorritt; aber die fünfzig Männer ſtanden dicht zuſammen, beſchützt von ihren Schilden, als die Gothen mit verhängtem Zügel und ohne alle Ordnung auf ſie einſprengten. Die Kaiſerlichen ſchlugen ihre Schilde zuſammen und ſtreckten ihre Speere vor, einen neben dem andern wie eine eherne Mauer, ſo daß die Pferde erſchraken vor dem Schall der aneinander geſchlagenen Schilde und die Männer vor den Spitzen der Speere. Die Pferde wichen zurück, zumal da auch die Unebenheit des Bodens ſie hinderte; die Reiter wußten nicht, wohin ſie ſich wenden ſollten, denn ihre Angriffe auf die Speerwand der Kaiſerlichen waren alle vergebens und ſelbſt die Pferde waren widerſpenſtig und wollten weder dem Sporn, noch dem Zaume gehorchen.

Sie lenkten zurück, dann aber wandten sie ihre Pferde wieder um und versuchten zum zweiten Male den Angriff; auch da wurden sie zurückgeworfen und noch mehrmals wieder, bis sie sich zurückzogen. Totilas sandte nun eine andere Schaar zu demselben Zwecke, aber auch diese kehrte unverrichteter Sache zurück und auf dieselbe Weise wurden noch viele andere Reiter ermüdet ohne daß es den Gothen gelang, ihren Zweck zu erreichen. So behaupteten jene fünftig Männer den Hügel und trugen über alle den Preis der Tapferkeit davon.

Allmälig war der Morgen weiter angebrochen und beide Heere rüsteten sich zur Schlacht. Vor derselben hielten beide Feldherren ihren Kriegern eine feierliche Anrede. Narses sprach folgende Worte: „Da ihr mit Männern zu kämpfen habt, die euch an Zahl, an Kriegserfahrung, an Ausrüstung bei weitem nicht gewachsen sind, so bedarf es nicht vieler Worte, wenn ihr nur auf Gott vertrauend den Kampf beginnt. Ihr habt es mit Räubern zu thun, die früher dem Kaiser unterthänig sich nachher gegen ihn empört und einen Mann aus dem gemeinen Haufen zum Tyrannen über sich eingesetzt haben, und nun sind sie noch so frech, dem sicheren Tode entgegenzugehen, zu welchem Gott selbst sie führt. Ihr kämpft für einen wohlgeordneten Staat, jene für eine gesetzlose Willkür, und deshalb sind sie der Verachtung werth; wer aber nicht für Gesetz und vernünftige menschliche Einrichtungen sein Leben einsetzt, sondern für Unordnung und Willkür, den verläßt alle Tugend und Mannhaftigkeit und darum kann ihm auch der Sieg nicht zu Theil werden, den nur der rechte Muth erringt."

Totilas aber, der Gothenkönig, sprach zu den Seinen: „Hört mich, meine Genoßen, ich rede so zu euch zum letzten Mal; denn wie auch die Entscheidung dieses Kampfes falle, sie macht unserem Kriege ein Ende. Darum zeigt an diesem Tage Alles,

was ihr vermögt, und verspart nicht den geringsten Theil eurer Tapferkeit für ein anderes Mal: denn das Schicksal gewährt uns nur ein einziges Mal diese Entscheidung. Benutzt den glücklichen Augenblick, dann wartet euer ein reiches angenehmes Leben. Wer aber flieht, der stürzt sich selbst noch gewisser ins Verderben, als der, welcher auch in der weichenden Schlachtordnung noch muthig den Kampf aushält. Fürchtet nicht die Menge der Feinde: denn ihre Genossenschaft ist durch Lohn und Geld verbunden und hat keinen festen Bestand und keine Gewähr in der Liebe und Freundschaft der Kämpfenden untereinander. Die Hunnen, die Langobarden, die Heruler sind um Geld gemiethet und werden deshalb nicht bis zum Aeußersten für sie kämpfen, ja sie kämpfen mit Absicht schlaff und nachlässig: denn wir wissen ja, daß nicht bloß die für Lohn gedungene Feindschaft eine lästige ist, sondern daß Dienste, die sonst für angenehm gelten, den Menschen zuwider werden, sobald sie durch Gewalt oder Lohn gezwungen sind, dieselben zu verrichten. Daran denkt und dann mit festem Muthe auf den Feind, damit auch er erkenne, daß der Muth und die treue Liebe und Freundschaft der Genossen eines Volkes mehr vermag, als die bezahlte Kampflust der beutegierigen Miethlinge."

Auf dem linken Flügel der Römer bis zu dem Hügel stand Narses selbst und der kaiserliche Anführer Johannes mit dem Kern des Heeres: denn es umringten sie die schwer Bewaffneten und eine große Anzahl auserlesener Hunnen. Auf dem rechten Flügel stand der kaiserliche Anführer Valerian mit viertausend Bogenschützen. In der Mitte der Schlachtordnung standen die Langobarden, Heruler und die andern deutschen Stämme, und weil Narses ihnen nicht vollkommen traute, befahl er ihnen von den Pferden abzusteigen, damit sie nicht aus Furcht oder Treulosigkeit zur Flucht zu leicht bereit wären. Das Ende des linken

Flügels stellte Narses in Gestalt eines Winkels auf, indem er fünfzehnhundert Reitern am Ende desselben ihren Platz anwies. Fünfhundert von diesen gab Narses den Befehl, daß sie zur Hilfe eilen sollten, wenn die Schlachtordnung der Römer ein wenig wankte, die andern tausend aber sollten sogleich beim Beginn des Kampfes in einem großen Bogen umschwenken und der feindlichen Schlachtordnung in den Rücken kommen. Auf ähnliche Weise ordnete auch Totilas die Seinen und umritt dann die ganze Reihe und feuerte alle seine Krieger durch Wort und Blick an. Auch Narses ritt zu den kaiserlichen Kriegern und versprach hier goldene Armspangen, dort Halsketten, dort goldenes Pferdegeschirr und andere Dinge, die er auf Speeren emporgehoben den römischen Kriegern zeigen ließ.

Beide Schlachtreihen standen eine Weile einander gerüstet gegenüber und eine jede erwartete den Angriff der andern. Da ritt Cocas, ein Gothe von außergewöhnlicher Tapferkeit aus der Schlachtordnung vor, und forderte einen der Kaiserlichen zum Zweikampfe heraus. Cocas war einer von denen, welche früher aus dem kaiserlichen Heere zu den Gothen übergegangen waren. Bald drängte sich auch von Seiten der Kaiserlichen einer aus Narses Leibwache, Namens Anzalas hervor, und bot sich ihm zum Gegner an. Zuerst rannte Cocas auf seinen Gegner los und versuchte ihn durch einen Speerwurf in den Leib zu verwunden. Anzalas lenkte geschickt sein Pferd auf die Seite und entgieng der drohenden Gefahr. Mit derselben Kunst drang er schräg von der Seite her auf Cocas ein und warf ihm den Speer in die linke Seite, so daß Cocas sogleich vom Pferde stürzte und den Geist aufgab. Aus der kaiserlichen Schlachtreihe erhob sich unendlicher Jubel; aber doch wagte keine der Parteien vorzugehen.

Totilas allein gieng vorwärts, aber nicht um nochmals zum

Einzelkampfe aufzufordern. Zweitausend seiner Krieger, die er sehnlichst erwartete, waren noch nicht eingetroffen, und bis zu ihrer Ankunft gedachte er die Zeit noch zu verzögern. Er war angethan mit einer Rüstung, die von Golde strahlte. Von seinem Helme und seinem Speere wehte ein purpurner Schmuck, der den König herrlich zierte. Er ritt ein vortreffliches Pferd und wußte es in der Mitte zwischen beiden Schlachtreihen wohl umherzutummeln. Denn er lenkte es bald hierhin, bald dorthin, und warf es von einem Kreiße um in einen andern; indem er so ritt, schleuderte er seine Lanze in die Luft empor, und wenn sie zitternd niederfiel, fieng er sie in der Mitte des Schaftes wieder auf, und, indem er sie von der einen Hand hinüber in die andere gleiten ließ, zeigte er, mit welcher Geschicklichkeit er dem Spiel der Waffen obgelegen hatte. Zuweilen auch legte er sich hintenüber und bog sich in vielfachen Windungen bald hierhin, bald dorthin. Mit solchen Uebungen brachte er den ganzen Morgen hin und um auch da noch das Treffen länger zu verzögern, schickte er einen Herold an das kaiserliche Heer und gab seinen Wunsch nach Unterhandlung zu erkennen. Narses aber verweigerte sie und antwortete ihm, daß er nur Ausflüchte suchte, da er doch früher, als es Zeit war zu Gesprächen, so kampfbegierig gewesen wäre.

Während dieser Zeit waren die zweitausend gothischen Krieger wirklich angekommen. Es war aber auch die Stunde des Mahles da und deshalb gieng Totilas in sein Zelt und aß, und ließ auch das ganze Heer das gewöhnliche Mahl verzehren. Als das geschehen war, befahl er wiederum Allen sich zu waffnen und führte seine Gothen hervor gegen die Kaiserlichen, welche er unvorbereitet zu treffen vermeinte; aber Narses war zu vorsichtig gewesen und hatte den Seinen weder gestattet zu frühstücken, noch auch nur den Panzer abzulegen, noch den

Pferden den Zaum abzunehmen. Doch waren sie nicht ohne Erquickung geblieben, sondern hatten in ihren Reihen stehend einige Speise genoßen, indem sie die Augen immer unverwandt auf den Feind richteten, damit die Gothen sie nicht unerwartet überfielen. Dann ordnete aber Narses seine Reihen so, daß die viertausend Bogenschützen vom Flügel her vor die Mitte rückten und dort in halbmondförmiger Stellung standen. Die gothische Reiterei aber stand vor den Fußgängern, damit, wenn sie etwa geworfen würde, sie sich auf diese als auf einen festen Stützpunkt zurückziehen könnte und beide dann mit vereinten Kräften aufs neue den Feind angriffen.

Totilas hatte den Gothen verboten sich der Pfeile oder irgend eines anderen Geschoßes mit Ausnahme der Speere zu bedienen, damit sie nur im Handgemenge kämpfen sollten, wo es auf die Kraft und den Muth des einzelnen Mannes ankäme; aber wenn wir auch den wackeren Sinn des Königs hier wiederum erkennen, so war dieß Verbot doch nicht so klug als edel, weil dadurch die Seinigen den Kaiserlichen nachstehen mußten; denn diese bedienten sich der verschiedenen Waffen, je nachdem die Umstände es mit sich brachten. Die gothische Reiterei stürmte ungestüm vorwärts, ohne daß die Fußgänger ihr folgen konnten, und vertraute ihren Speeren: aber ihre Kühnheit war blind und bald mußten sie die Folgen derselben empfinden. Sie bemerkten nicht, daß die Enden des Halbmondes, in welchem die Bogenschützen aufgestellt waren, sich einander näherten und sie zwischen sich schloßen. Aber als die Pfeile von beiden Seiten in ihre Reihen flogen, merkten sie bald ihre Thorheit. Sie hatten schon viele Menschen und Pferde verloren, bevor sie nur mit dem Feinde recht zusammengekommen waren, und zogen sich mit Mühe auf ihre Schlachtreihe zurück.

Nun aber begann der gewaltige Andrang der Kaiserlichen

gegen die Reihe der Gothen und die Römer und ihre Bundesgenoßen wetteiferten an Tapferkeit. Der Tag neigte sich und es begann Abend zu werden, da waren beide Schlachtreihen in voller Bewegung: aber die gothische gieng zurück und die kaiserliche drang vor, denn die Gothen waren bestürzt geworden durch den Ausgang des ersten Angriffs und durch die gewaltige Uebermacht der Feinde. Sie dachten nicht mehr daran ihre Kräfte zu erproben, sondern es war als schreckten sie zurück wie vor Gespenstern. Die Reiterei warf sich auf die Fußtruppen: aber anstatt daß dieß dem Unglücke ein Ende gemacht hätte, begann es da erst recht. Denn sie kam nicht geordnet an, sondern eilte in wilder Flucht zurück, so daß die Fußtruppen den Stoß nicht aushielten, sondern in eiligem Laufe zugleich mit jenen entflohen. Es wurde immer dunkler und darum überritten gothische Reiter gothische Fußgänger und auch diese tödteten ihre eigenen Freunde. Die Römer aber metzelten ohne Erbarmen alle nieder, und gleich als wenn ein Schrecken vom Himmel über die Gothen gekommen wäre, wagten diese kaum die Augen, geschweige denn die Waffen zu erheben. Sechstausend Gothen fielen in diesem Treffen, viele ergaben sich den Kaiserlichen, welche nachher alle tödteten.

Das Treffen war schon beendet und dunkle Nacht deckte die Erde, da verfolgten noch einige Kaiserliche den Gothenkönig Totilas und fünf andere Männer: aber die Römer wußten nicht, daß es Totilas war, der da vor ihnen floh. Unter den Kaiserlichen war auch Asbad, ein Gepide. Dieser war dem Gothenkönige zunächst und zielte mit dem Speere auf den Rücken des Königs; da rief ein gothischer Jüngling, ein Diener und auch in der Gefahr ein treuer Begleiter des Königs, mit zorniger Stimme lautschreiend aus: „Hund, du wagst deinen Herrn zu tödten!“ Asbad aber warf seinen Speer auf den König mit

aller Kraft, dann aber schlug Scipuar, einer von des Königs Begleitern ihm dafür eine schwere Wunde, daß Asbad nicht weiter konnte. Im selben Augenblicke wurde auch Scipuar von einem Kaiserlichen schwer getroffen. Die vier Begleiter des Asbad aber suchten diesen zu retten und kehrten mit ihm zurück, während die Begleiter des Gothenkönigs mit derselben Eile fortsprengten, den sterbenden König zwischen sich. Erst nach einer langen Strecke Weges hoben sie ihn vom Pferde, und verbanden seine Wunde, jedoch vergebens, denn er starb unter ihren Händen. Seine Begleiter begruben ihn dort nahe bei Caprä (Capraja) und eilten davon. Das war der Ausgang des Gothenkönigs Totilas im Jahre 552, nachdem er eilf Jahre regiert hatte. Sein Lebensende entsprach nicht den Thaten des Helden; denn wenige Freunde umgaben sein Sterbelager unter freiem Himmel in einsamer Gegend. Das war der Wechsel menschlicher Größe in dem Leben eines der herrlichsten Helden des gothischen Stammes!

Die Kaiserlichen wußten noch nichts davon, daß auch Totilas gefallen wäre, bis eine gothische Frau, die in der Nähe gewesen war, es einigen Römern erzählte und den frischen Grabhügel zeigte, den die Gothen ihrem Könige zu Ehren errichtet hatten als das letzte Zeichen ihrer Treue und Anhänglichkeit. Die Kaiserlichen aber, die das vernahmen, nannten es eine Erdichtung und gruben das Grab wieder auf, um nachzusehen. Da erkannten sie die Leiche des Gothenkönigs und als sie sich satt daran gesehen, legten sie ihn wieder in sein Grab zur Ruhe und verkündeten die Sache ihrem Feldherrn Narses. Dieser schickte den Hut und das blutgetränkte Gewand des Helden nach Constantinopel und dort wurden diese Ueberbleibsel dem Kaiser zu Füßen gelegt. Mit stolzer Freude betrachtete sie dieser Mann, der nie ein Schwert gezogen

und doch ſo unendlichen Jammer über ſo viele Völker gehäuft hatte.

Einige erzählen den Fall des Königs und den Ausgang dieſes Treffens auf andere Weiſe. Sie ſagen, die Flucht der Gothen ſei nicht ohne Urſache geſchehen, ſondern beim Anrücken einer kaiſerlichen Schaar ſei Totilas zufällig von einem Pfeile getroffen, mit dem der Schütze gar nicht auf ihn gezielt habe: denn Totilas habe wie ein gewöhnlicher Krieger bewaffnet in der Reihe geſtanden, ohne beſtimmten Zweck und ohne Grund, weshalb er gerade da ſeinen Platz genommen, und gewis nicht daran gedacht, ſich ſelbſt zum Ziel der feindlichen Pfeile zu machen. Aber ſo habe es das Geſchick gewollt und den Pfeil in ſeine Bruſt gelenkt, da ſei er, vom heftigſten Schmerze erfaßt, ſogleich zurückgetreten und habe ſich von ſeinen Freunden aus der Schlachtreihe führen laßen. Sterbend aber ſei er dann auf ſeinem Pferde ſitzend bis nach Caprä gekommen, und obwohl dort alle Hilfsmittel angewandt ſeien, habe der heftige Schmerz ſein Ende bald herbeigeführt. Sobald aber die Gothen, die doch an Zahl den Gegnern nicht gewachſen waren, die Verwundung ihres Königs vernommen hätten, ſeien ſie wie betäubt geweſen, und ſo entmuthigt worden, daß ſie ſich wie ohne recht zu wißen was ſie thaten, zu dieſer ſchimpflichen Flucht hätten hinreißen laßen.

Narſes aber war hocherfreut über ſeinen Sieg und ſchrieb ihn allein der Hilfe Gottes zu. Weil er aber ſeiner Verbündeten nun nicht mehr bedurfte, entließ er ſie, namentlich die Langobarden, deren Zügelloſigkeit ſehr ſchwer zu dämpfen war. Er zahlte ihnen ihren bedungenen Lohn aus und gab ihnen dann eine kaiſerliche Heeresabtheilung mit, welche ſie bis zu ihren Wohnſitzen nach Pannonien geleiten ſollte, damit ſie nicht unterwegs noch die Gegenden durch Feuer und Schwert verheerten.

21. Tejas, der letzte König der Oſtgothen (553).

Die Gothen, welche aus dem Treffen entkommen waren, ſetzten über den Po und eilten nach Ticinum (Pavia). Dort wählten ſie Tejas zu ihrem Könige. Dieſer bemächtigte ſich des gothiſchen Schatzes, den Totilas zu Ticinum aufgehäuft hatte, und ſuchte dafür wieder Mannſchaften an ſich zu ziehen. Narſes aber eilte zuerſt nach Rom, welches die Gothen, die dort lagen, muthig vertheidigen wollten. Totilas hatte einen großen Theil der Stadt niedergebrannt: aber das Grabmal Hadrians (auf dem rechten Tiberufer nordweſtlich von der Stadt) hatte er noch mehr befeſtigt, und dahin brachten die Gothen nun alle ihre Koſtbarkeiten und wollten dieſe Feſte mit aller Macht ſchützen, die anderen Mauern aber vernachläßigten ſie. Die Kaiſerlichen konnten auch nicht alle Mauern zugleich angreifen, ſondern nur hier und da und dahin ſammelten ſich denn auch die Gothen und ließen die dazwiſchen liegenden Theile faſt völlig frei. An einer ſolchen Stelle erſtiegen einige Kaiſerliche die Mauer und wiederum kam hier, wie in jenem Treffen, ein blinder Schrecken über die Gothen und ſie flohen davon. Rom aber war zum fünften Male in dieſem Kriege erobert worden, dreimal von den Kaiſerlichen und zweimal von den Gothen.

Da ſah Tejas ein, daß die Gothen allein für ſich dem Kriege nicht mehr gewachſen wären, und bat darum den Frankenkönig Theodebald um Hilfe. Allein die Franken wollten weder für die Sache der Gothen, noch für die der Kaiſerlichen ihr Leben einſetzen, ſondern wollten Italien für ſich allein haben. Da muſte Tejas dieſe Hoffnung aufgeben und zog nun ſüdwärts am Ufer des Meeres hin. So kam er nach Campanien, ohne daß ihn ein Feind bemerkte. In Campanien liegt der feuerſpeiende Berg Veſuv. Am Fuße deſſelben ſind

Quellen trinkbaren Waßers, aus denen ein Fluß entſteht, Namens Draco, der nahe bei der Stadt Nuceria vorbeifließt. An den Ufern dieſes Flußes lagerten ſich beide Heere einander gegenüber. Obwohl der Draco nicht eben reichlich fließt, ſo iſt doch der Uebergang über ihn ſehr ſchwer, weil ſein Bett ſehr eng und tief ausgehöhlt iſt, ſo daß die Ufer von beiden Seiten ſich jäh hinuntersenken. Den Zugang zu der Brücke hatten ſie verwahrt durch hölzerne Thürme und mit Ballisten und andern Wurfgeſchützen beſetzt, damit ſie von oben herab auf die Feinde niederſchießen könnten. So war kein Handgemenge möglich, weil der Bach immer zwiſchen den Kämpfern war: aber ſehr oft ſtanden ſie von beiden Seiten auf den Ufern und ſuchten einander mit Pfeilen zu erlegen. Auch fiel wohl manchmal ein Zweikampf vor: denn nicht ſelten gieng einer der Gothen über die Brücke und forderte ſich einen der Gothen heraus.

So vergiengen zwei Monate und kampfgerüſtet ſtanden ſich während aller dieſer Zeit die Heere gegenüber. Noch hatten die Gothen die Herrſchaft über das Meer, und ihre Schiffe brachten ihnen reichliche Lebensmittel dahin. Aber der Anführer der gothiſchen Flotte übergab ſie den Kaiſerlichen und zugleich kam eine große Anzahl kaiſerlicher Schiffe aus Sicilien und anderen Gegenden des Reiches herangeſegelt. Da ſtellte auch Narſes an ſeiner Seite des Flußes hohe Thürme auf und erſchreckte die Gothen, daß ſie meinten ſich nicht länger da halten zu können, ſondern ſich auf den benachbarten Berg zurückzogen. Dahin konnte ihnen das kaiſerliche Heer nicht folgen wegen der Unebenheit des Bodens. Aber bald reute es die Gothen dort ſo hoch hinaufgeſtiegen zu ſein; denn ſie hatten dort keine Lebensmittel mehr, weder für ſich noch für die Pferde. Darum beſchloßen ſie, es wäre beßer in ehrlichem Kampfe in der Schlachtreihe zu ſterben, als langſam zu ver-

hungern, und ſie griffen die Kaiſerlichen an, die ſo Etwas am wenigſten erwarteten. Dieſe wehrten ſich, nicht auf ein Zeichen der Hörner, auch nicht nach Abtheilungen und regelmäßiger Anordnung eingetheilt, ſondern wie ſie gerade ſtanden: denn der Angriff war ihnen zu unvermuthet gekommen. Aber dennoch vertheidigten ſie ſich mit aller Anſtrengung, bis ſich allmälig ihre Macht geſammelt hatte.

Die Gothen aber ſtiegen nun ab von ihren Roſſen und ließen ſie ungehindert laufen. Dann ſtellten ſie ſich alle in eine tiefe Schlachtreihe, die Stirn dem Feinde zugewendet. Als die Römer das erblickten, entließen auch ſie alle ihre Pferde und ſtellten ſich eben ſo wie die Gothen. Dann aber begann der Kampf, in welchem Tejas an Heldenkraft und Muth keinem aller Namen weicht, die uns die Geſchichte nennt. Den Gothen gab die Verzweiflung Muth, die Kaiſerlichen aber ſahen die Verzweifelten und erkannten die eigene Uebermacht: aber darum hielten ſie es für ſchimpflich den Schwächeren zu weichen. Jene ſuchten den Tod, dieſe den Ruhm der Tapferkeit.

Am Morgen begann der Kampf und Tejas ſtand durch ſeinen Schild gedeckt Allen erkennbar an der Spitze ſeines Haufens. Sobald die Römer ihn erblickten, meinten ſie, daß ſein Tod dem Treffen ein Ende machen würde und darum drängten ſich alle Kampfesluſtigen gegen ihn heran. Ihrer war eine große Zahl und Alle richteten auf ihn ihre Speere, oder ſuchten ihn auch mit Wurfſpießen zu verwunden, die ſie auf ihn ſchleuderten. Aber Tejas ſtand und fieng die Spieße mit dem Schilde auf, zuweilen ſprang er vor und tödtete ſeinen Gegner. Wenn er aber bemerkte, daß ſein Schild voll war von Wurfſpießen, die mit der Schneide darin ſteckten und daran niederhiengen, ſo rief er ſeinem Waffenträger und dieſer reichte ihm einen andern dar. Als er alſo kämpfend den dritten Theil

des Tages dageſtanden hatte, geſchah es, daß wiederum zwölf Wurfſpieße an ſeinem Schilde niederhiengen und er ihn nur ſchwer bewegen und nicht ferner die Feinde damit abwehren konnte. Da rief er wiederum mit lauter Stimme ſeinem Waffenträger, er ſelbſt aber bewegte ſich auch nicht eines Fingers breit von ſeiner Stelle, und zog nicht ſeinen Fuß zurück, und geſtattete auch keinem Feinde den ſeinigen vorzuſetzen. Auch wandte er ſich nicht, und deckte nicht ſeinen Rücken mit dem Schilde, auch bog er ſich nicht zur Seite: ſondern gleich als wäre er an den Boden geheftet, ſo ſtand er mit ſeinem Schilde an derſelben Stelle, während ſeine Rechte unter die Feinde ſchlug und die Linke den Andrang abhielt. So ſtehend aber rief er ſeinen Waffenträger mit Namen. Der Mann brachte ihm einen neuen Schild und Tejas gab ihm dafür den andern, den die ſchweren Wurfſpieße niederzogen. Da aber ward ſeine Bruſt einen Augenblick frei, es war nur ein Augenblick; aber ein Wurfſpieß ſauſte herüber und durchſchnitt ſeine Bruſt. Da hauchte der Held ſeine Seele aus.

Einige der Kaiſerlichen aber zerrten ſeine Leiche hervor und hieben ihr den Kopf ab und ſteckten den auf einen Speer, daß dieſer Anblick den Römern Muth einflöße und die Gothen verzagt mache. Aber obwohl die Gothen wußten, daß ihr König gefallen war, wollten ſie doch dem Kampfe nicht entſagen, ſondern kämpften alſo bis zum Abend. Die Nacht ſchied das Treffen und von beiden Seiten blieben die Kämpfer in Waffen. Am folgenden Morgen ſtellten ſie mit dem erſten Strahl der Sonne ihre Reihen und wiederum kämpften ſie bis in die Nacht, und keiner wandte den Rücken und keiner wich, ſo viel auch ihrer fielen, und Jeder fiel an dem Orte, wo er getroffen war. Die Gothen wußten wohl, daß ſie zum letzten Male kämpften, die Römer aber wollten ihnen nicht nachſtehen an Muth.

Am Abend aber des zweiten Tages ſandten die Gothen einige ihrer Angeſehenſten zu Narſes und ließen ihm ſagen, ſie erkennten wohl, daß ihr Kämpfen gegen den Willen Gottes ſei: denn das bezeugten ihnen die Schickſale, die ſie erlitten. Darum wollten ſie abſtehen vom Kampfe, jedoch nicht um dem Kaiſer ſich zu unterwerfen und ihm zu dienen, ſondern um mit anderen Genoßen der verwandten Volksſtämme nach ihren Geſetzen zu leben. Darum baten ſie, daß die Kaiſerlichen ihnen freien Abzug gewährten, und ihnen die Ausführung dieſes beſonnenen Entſchluſſes nicht weigerten, ſondern ihnen das auch als Reiſegeld mitzunehmen geſtatteten, was früher ein Jeder von ihnen in den noch von ihren Stammesgenoßen beſetzten Städten Italiens zurückgelegt hätte. Narſes erwog dieſen Vorſchlag im Kriegsrathe mit ſeinen Anführern und dieſe riethen ihm die Bitte zu gewähren, weil ja doch die Gothen zum Todeskampfe entſchloßen wären, der auch den Kaiſerlichen noch manchen tapfern Mann hinwegnehmen würde. „Denn," ſprach einer von den kaiſerlichen Anführern, „dem klugen und beſonnenen Manne genügt es geſiegt zu haben: allzu ehrgeizige Begierde aber treibt den Menſchen ins Verderben."

Dieſe Meinung billigte auch Narſes und darum kamen ſie überein, daß die Gothen ſofort von dannen ziehen und niemals mit dem Kaiſer wieder Krieg führen ſollten. Da giengen noch tauſend Gothen aus ihrem Lager hervor und begaben ſich nach Ticinum (Pavia) und dem nördlich vom Po gelegenen Lande. Hier kamen alle, die hinwegziehen wollten, noch einmal mit den Kaiſerlichen überein und von beiden Seiten beſchworen ſie den Vertrag mit einem feierlichen Eide. So endete der Krieg, der achtzehn Jahre gedauert und in Allem an fünfzehn Millionen Menſchen verſchlungen hat.

Das war das Ende des Stammes der Oſtgothen.

Hier und da hielten ſich noch einige Städte, welche von den Gothen beſetzt waren, unter ihnen namentlich die Stadt Cumä, in der Geſchichte Roms bekannt durch die Sibylle, welche dem Könige Tarquinius Priscus die ſibylliniſchen Bücher zum Kaufe anbot. In dieſer Stadt weilte Aligern, der Bruder des Königs Tejas, der beſte Bogenſchütze der Gothen und vertheidigte dieſe Stadt lange Zeit. Er und die übrigen Gothen riefen auch die Franken und Alemannen zu Hilfe und dieſe kamen unter Leutharis und Bucelin. Wie es dieſen ergieng, erzähle ich meinen Leſern in den Geſchichten der Franken.

Der Name der Gothen iſt nicht vergeßen in Italien, aber wohl iſt alle Erinnerung an die herrliche Kraft der Könige Theoderich, Totilas und Tejas verſchwunden. Wenn heut zu Tage der Name der Gothen dort genannt wird, ſo wißen die Italier ſich unter ihnen keine anderen Menſchen vorzuſtellen, als rohe Wilde, die aller Geſetze und Sitten frei und ledig waren. Und doch iſt es wohl ſehr die Frage, welche von jenen kriegführenden Parteien, die kaiſerliche oder die gothiſche, im edleren und reineren Lichte daſteht. Aber ſo arg war die Verkennung des gothiſchen Weſens, daß ſie ſelbſt im Mittelalter zu einer wunderbaren Verwechslung Anlaß gegeben hat, die bis auf den heutigen Tag dauert und von den meiſten Menſchen nicht verſtanden wird. Im zwölften Jahrhundert entwickelte ſich in der Baukunſt ſtatt des bisherigen ruhenden Rundbogenſtils der himmelanſtrebende Spitzbogenſtil. Wie der Rundbogen die Ruhe und den Frieden auszudrücken ſcheint, ſo entſpricht der Spitzbogen mit ſeiner unendlichen Sehnſucht nach oben, mit ſeinen Blättern und Blüthen des Waldes dem ſinnenden Weſen des deutſchen Volkes. Als dieſe echt deutſche Bauart nach Italien kam, ſchauten die Italier mit vornehmem

Hochmuthe auf ſie hinab, und weil für ſie das Wort gothiſch als ein Spottname für alles Rohe und Ungebildete galt, gaben ſie dieſen Namen dieſer deutſchen Kunſtweiſe, obwohl ſie den Gothen völlig unbekannt geweſen war. Der Name aber blieb uns nicht bloß in Italien, ſondern überall führt der Spitzbogen bis auf den heutigen Tag den Namen gothiſch, ſtatt daß man ihn lieber deutſch, oder wenn man ein Fremdwort will, germaniſch nennen ſollte. Auch bei anderen Dingen enthält das Wort gothiſch einen Vorwurf der Rohheit: aber, wie man ſo oft im Leben das zu verachten pflegt, was man nicht kennt, ſo beruht auch dieſer Vorwurf auf Unkenntnis: denn die Gothen ſind wahrlich nicht der unedelſte unter den deutſchen Stämmen, über deſſen Untergang uns auch noch jetzt nach dreizehnhundert Jahren eine Klage wohl geziemt, namentlich, wenn wir bedenken, wodurch er unterging. Er fiel vor den an Kraft und Muth und Sittlichkeit tief unter ihm ſtehenden Oſtrömern, nur durch das überlegene Feldherrntalent und das Kriegsglück zweier Männer, die an ſittlicher Größe tief unter den beiden letzten Führern der Gothen ſtanden, und das iſt das Schmerzliche bei dieſen Geſchichten, daß die höheren Geiſtesgaben jener beiden Feldherrn Beliſar und Narſes dazu dienen muſten, ein hochbefähigtes Volk mit allen ſeinen Keimen zur geiſtigen Entwickelung zu vernichten. Haben denn die Menſchen ihre Geiſtesgaben empfangen, um ſich damit einander zu zerſtören? —

Die Weſtgothen in Spanien.

Nachdem wir das Ende des Stammes der Oſtgothen erzählt haben, bleibt uns noch übrig mit einigen Zügen auch des Unterganges der Weſtgothen zu gedenken, deren Reich ungefähr hundert und ſechzig Jahre länger in Spanien beſtand und nicht der überlegenen Geſchicklichkeit und dem Talente eines Mannes, ſondern der jugendlich friſchen Kraft eines andern Völkerſtammes unterlag. Der weſtgothiſche Stamm hat längere Zeit gehabt ſeine geiſtigen Keime zur Entwickelung zu bringen: aber dennoch nicht lange genug, um für die Nachwelt ſonſt eine bleibende geiſtige Schöpfung zu hinterlaſſen, als ſeine Geſetzgebung. In einzelnen Kämpfen werden uns noch die Erzählungen aus der Franken Geſchichte an die Gothen wieder erinnern: hier beſchäftigt uns zunächſt nur der Uebertritt der Gothen zum katholiſchen Glauben, wodurch die Scheidewand zwiſchen ihnen und den ehemaligen römiſchen Unterthanen hinweggenommen wird, alſo daß ſie mit dieſen allmälig ganz zu einem einzigen Volke verſchmelzen, und dann ihr Untergang im Jahre 711.

1. König Leovigild und ſeine Söhne Hermenegild und Reccared.

Einer der kräftigſten Könige der Weſtgothen in Spanien war Leovigild. Er ſicherte das Reich im Innern und wollte es auch nach außen ſichern durch Freundſchaft mit den Franken und warb deshalb für ſeinen Sohn Hermenegild um die fränkiſche Königstochter Ingundis. Die ward ihm auch zugeſagt und Ingundis gieng über die Pyrenäen nach Spanien. Allein bald entwickelte ſich Zwiſt in der königlichen Familie, denn Ingundis war katholiſch erzogen und die Gothen waren Arianer; darum verlangte die gothiſche Königin Gosvintha, daß auch Ingundis arianiſch werden ſollte. Ingundis aber weigerte ſich und je mehr ſie ſich weigerte, deſto mehr drang die Königin in ſie und als Ingundis ihr einmal antwortete, daß ſie doch von ihrem Glauben nicht laßen könnte, faßte Gosvintha ſie bei den Haaren, warf ſie zur Erde, ſchleppte ſie ſo über den Boden hin und trat ſie mit den Füßen. Dann befahl die zornige Frau, daß man die blutende Ingundis in einen Fiſchteich werfen ſollte. Das geſchah, aber man zog ſie wieder heraus und ſie blieb am Leben.

Damit aber ſolche Vorgänge fernerhin vermieden würden, gab Leovigild ſeinem Sohne Hermenegild eine Stadt, in welcher er mit ſeiner Frau Ingundis in Ruhe leben könnte. Sobald ſie dort waren, fieng Ingundis an ihren Gemahl zu überreden, daß doch der katholiſche Glaube beßer wäre, als der arianiſche und daß er doch auch die Wahrheit anerkennen und zur katholiſchen Religion übertreten ſollte. Hermenegild weigerte ſich lange; aber endlich vermochten die Bitten ſeiner Gemahlin und des Biſchofs Leander, den ſie zu Hilfe rief, ſo viel über ihn, daß er den väterlichen Glauben abſchwur, in welchem er erzogen war, und ſich der katholiſchen Lehre zuwandte. Als

Leovigild das erfuhr, ward er sehr zornig gegen seinen Sohn; denn er vernahm zugleich auch, daß Hermenegild eine Verschwörung gegen ihn angestiftet hätte, um ihn vom Throne zu stoßen: ja Hermenegild vergieng sich so weit, den Kaiser in Constantinopel um Hilfe zu bitten gegen seinen Vater. Zuerst sandte Leovigild Boten an seinen Sohn und ließ ihn auffordern, zu seinem Vater zu kommen. Aber Hermenegild antwortete ihm: „ich werde nicht zu dir kommen; denn du zürnst mir, daß ich katholisch geworden bin.“ So mußte denn der Vater mit einem Heere gegen seinen Sohn heranziehen: denn um Hermenegild hatte sich auch ein Heer gesammelt, weil ja alle Bewohner Spaniens römischer Abkunft als Katholiken es mit ihm gegen Leovigild hielten. Aber Hermenegild wurde bald geschlagen und in die Stadt Hispalis eingeschlossen. Dort vertheidigte er sich mit entschlossenem Muthe zwei Jahre lang; aber endlich war für die Stadt keine Rettung mehr. Sie ergab sich, aber Hermenegild floh und gedachte sich aufs neue in Cordova zu vertheidigen; denn er meinte, die Oströmer würden ihm Hilfe bringen, wie sie versprochen hatten. Aber Leovigild kannte die Oströmer zu gut und ließ ihnen dreißigtausend Goldstücke bieten, wenn sie wegzögen würden. Dieß thaten die Oströmer und also war Hermenegild die letzte Hilfe geraubt. Alle verließen ihn, da floh Hermenegild in eine Kirche, weil die Kirchen den Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte boten. Als Leovigild dieß erfuhr, schickte er seinen Sohn Reccared hinein, daß er seinen Bruder hervorholen und zu ihm bringen sollte. Reccared schwur seinem Bruder, der Vater wolle ihm kein Leid zufügen; allein Hermenegild verlangte, daß sein Vater erst selbst herkommen sollte. Sobald Leovigild in die Kirche trat, warf Hermenegild sich ihm zu Füßen, Leovigild aber hob ihn gütig auf, küßte ihn und redete

ihm mit milden und beſänftigenden Worten zu. So ward Hermenegild ins Lager geführt; aber hier muſte Leovigild ſeiner Pflicht als König eingedenk ſein, und obwohl er ſeinem Sohne kein Leid zufügte, ließ er ihm doch ein ſchlechteres Gewand anlegen und ihm die Stadt Valencia zum Wohnort anweiſen, den er nicht verlaßen durfte.

Dorthin begab ſich Hermenegild und lebte da einige Jahre. Allein das alte Vertrauen zwiſchen Vater und Sohn war zerſtört und Hermenegild konnte es nicht ertragen, daß ſeine Hoffnung geſcheitert war. Darum zettelte er aufs neue eine Verſchwörung gegen ſeinen Vater an. Allein, als Leovigild dieß erfuhr, war er nicht mehr zur Milde geneigt, er ließ ſeinen Sohn ergreifen und tödten. Deſſen Gemahlin Ingundis wollte zu Schiffe nach dem Frankenreiche zu ihren Verwandten, aber die Griechen fiengen ſie auf und wollten ſie nach Conſtantinopel bringen. Doch hielt ſie die Seereiſe nicht aus, ſondern ſtarb unterwegs.

Auch Reccared neigte ſich dem katholiſchen Bekenntnis zu, allein er war klüger und bedächtiger, als ſein Bruder Hermenegild. Ruhig erwartete er den Tod ſeines Vaters Leovigild, denn er ſah, daß die Herrſchaft deſſelben ſtark und gewaltig war und zum Segen der Halbinſel gereichte, aber es entgieng ihm auch nicht, daß die Mehrzahl der Spanier Katholiken und nur die Gothen Arianer waren. Als ſein Vater Leovigild ſtarb und Reccared nun König wurde, bekannte er ſich zur katholiſchen Religion und alle Gothen folgten ihm. Reccared erhielt den Beinamen des Katholiſchen und ſeitdem war der Arianismus erloſchen.

Reccareds Streben war vor allen Dingen darauf gerichtet, daß aus den Nachkommen der ehemaligen Römer und aus den Gothen in Spanien ein einziges Volk würde. Bis auf ſeine

Zeit hatten die Gothen ihre eigene Sprache, ihre Sitten und Gebräuche behalten und durften sich auch nicht mit den Römern verheirathen. Wie aber Reccared sein Volk zu einer Religion mit den Katholiken brachte, so nahm er auch alle anderen Hindernisse der Vereinigung weg. So erlosch seit ihm die gothische Sprache in Spanien und die gothischen Sitten und Gebräuche schwanden; bis auf ihn waren die Nachkommen der ehemaligen Römer nach römischen Gesetzen gerichtet und die Gothen nach gothischen, Reccared aber gab allen seinen Unterthanen ein gemeinschaftliches Gesetzbuch, das aus alten römischen, aus alten gothischen und neuen Anordnungen Reccareds zusammengesetzt war.

Während in der ganzen übrigen Welt Elend und Verwirrung herrschte, genoß Spanien unter der milden Herrschaft Reccareds Frieden und Ruhe; denn die Sorge für das Wohl seines Volkes war die einzige Beschäftigung des weisen Mannes. Nur begünstigte er die Geistlichen und die Klöster manchmal zu sehr auf Kosten der anderen Unterthanen; aber dessen ungeachtet trug er doch mit Recht den Namen Flavius: denn er war wie einst Titus Flavius die Lust und Liebe des menschlichen Geschlechts. Allein es zeigte sich schon unter ihm, wie noch mehr unter seinen Nachfolgern, daß die alte Tugend und Mannhaftigkeit der Gothen immer mehr erlosch und es begannen Laster unter ihnen zu herrschen, von denen ihre Vorfahren auch nicht einmal den Namen gekannt hatten. Er starb nach einer fünfzehnjährigen Regierung im Jahre 601 nach Christi Geburt.

2. Der Sieg der Araber bei Xerez und das Ende des westgothischen Reiches (711).

In dem schönen Spanien wurden die Gothen während des sechsten und siebten Jahrhunderts selten angegriffen und darum

wurde das Volk im Ganzen der Uebung der Waffen entwöhnt. Zugleich war das Land immer von Parteiungen zerrissen: denn es war ein Wahlreich und nur der war rechtmäßiger König, welcher feierlich dazu gewählt auf dem Schilde emporgehoben wurde. Dadurch stieg die Macht der Großen des Reiches, sowohl der weltlichen als der geistlichen: denn nur die Großen hatten das Recht der Wahl, und daraus entstanden unendliche Streitigkeiten, die die königliche Macht zugleich und die Ruhe und Sicherheit des Volkes zerrütteten.

Um den Anfang des achten Jahrhunderts drang ein neuer welterobernder Stamm nach Westen der Nordküste Afrikas entlang. Die stürmende Tapferkeit der Araber überwältigte allen Widerstand; denn der Araber war überzeugt, daß sein Loos ein unabwendbar vorherbestimmtes sei und daß der einmal dem Tode Geweihte seinem Schicksal nicht zu entrinnen vermöge. Es war derselbe Glaube, welcher einst Attila und die Hunnen zu ihren länderverwüstenden Eroberungen geführt hatte. Als nun die Araber an der Nordküste Afrikas immer weiter nach Westen drangen, bis wo die Fluten des Meeres ihnen eine Grenze setzten, vernahmen sie allerlei Gerüchte von dem schönen Lande Spanien. Es ward dem arabischen Führer Musa erzählt: Spanien hat einen immer heitern Himmel, große Reichthümer und Ueberfluß an heilsamen Kräutern und Früchten. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch das rechtzeitige Eintreffen des Regens und die vielen Flüße und wasserreichen Quellen befördert. Große und prachtvolle Städte bezeugten den Reichthum der Bewohner. Man verglich Spanien mit Syrien in Betreff des heitern Himmels und der Fruchtbarkeit, mit dem glücklichen Arabien in Ansehung des Klimas, mit Indien in Hinsicht seiner Blüthen und Wohlgerüche, mit China in Betreff seiner kostbaren und reichhaltigen Minen, mit

Griechenland wegen ſeiner günſtigen Lage und ſeiner zahlreichen Küſtenländer. Zugleich erfuhr Muſa die Feindſeligkeiten der Bewohner Spaniens unter einander und es wurde ihm geſagt, daß die Juden, die ſeit Kaiſer Hadrians Zeit in großer Anzahl in Spanien weilten, nur auf den günſtigen Augenblick warteten, um ſich dem Drucke der verhaßten Gothen zu entziehen. Aber nicht die Juden nützten den Arabern ſo viel, als der Verrath der erſten weltlichen und geiſtlichen Würdenträger des Reiches.

Die Araber griffen zuerſt Ceuta in Afrika an, das der gothiſche Graf Julian wacker gegen ſie vertheidigte. Aber dieſer Mann, der die feſteſte Stütze des gothiſchen Reiches hätte ſein können, wurde das Verderben deſſelben. So lange der Gothenkönig Witiza regierte, war Julian dieſem und dem Reiche treu: aber dann bemächtigte ſich Roderich des weſtgothiſchen Königsthrones, und dieſen fürchtete Julian, weil er ihn haßte. Die Sage erzählt noch dazu, daß der Gothenkönig Roderich dem Grafen Julian, einem der erſten Großen ſeines Reiches, einen frevelhaften Schimpf angethan haben ſoll durch die Mißhandlung der Cava, der Tochter Julians. Darum berieth ſich Julian mit Oppas, dem erſten Biſchofe des gothiſchen Reiches und nach dem Könige auch dem erſten an Anſehen im gothiſchen Staate, und beide kamen überein, den arabiſchen Fürſten Muſa aus Afrika nach Spanien herüber zu rufen. Muſa verſprach ihnen, daß er ſich mit der Ehre und der Beute begnügen wolle und darauf hin verriethen die beiden rachſüchtigen Männer ihr Vaterland.

Allein Muſa traute ihnen nicht völlig und ließ deshalb zuerſt Tarek mit einer kleinen Schaar über die ſchmale Meerenge ſetzen, damit dieſer das Land und die Geſinnung der Bewohner erforſchte. Tarek landete an der Südſpitze Spaniens

und nannte den Felſen, an welchem er aus ſeinem Schiffe ſtieg, den Gebel al Tarek d. h. den Berg des Tarek, woraus der Name Gibraltar entſtanden iſt. Sogleich nahm einige gothiſche Edle ab und zogen zu Tarek über, der ſeine Schaaren durch neue Zuzüge von Afrika her verſtärkte. Roderich erſchrak über die Gefahr und entbot das ganze gothiſche Heer. An neunzigtauſend Mann ſammelten ſich unter ſeinen Fahnen; aber die alte Kraft war nicht mehr in ihnen und viele haßten Roderich. Er zog nach Süden in die Nähe der kleinen Stadt Xeres, wo auch Tarek gelagert war, und nur der Guadaleteſtrom trennte die beiden Heere. Die Araber waren viel ſchwächer an Zahl; aber ihr Kriegsmuth war ſtürmender und gewaltiger: denn Muhamed hatte gelehrt, daß derjenige die größte Seligkeit im Himmel erhalten würde, welcher die Lehre des Propheten mit den Waffen in der Hand ausbreitete und daß der Tod in ſolchem Kampfe der höchſte Lohn des Menſchen ſei. Wie weit aber die Gothen von dem früheren mannhaften Sinne entfernt und wie verweichlicht ſie waren, zeigte der Anblick Rodericho, wie ihn uns die Sage überliefert hat. Als es zum Treffen ging, trug er auf ſeinem Haupte ein Perlendiadem, er war bekleidet mit einem weiten Gewande, das mit goldener und ſilberner Stickerei bedeckt war, er fuhr in einem Wagen von Elfenbein, den zwei weiße Maulthiere zogen und lehnte ſich nachläßig in denſelben, um das Treffen anzuſehen.

Drei Tage lang ward ſchon gekämpft, ohne daß ſich der Sieg entſchied; denn gegen den höheren Muth der Araber ſtand die größere Zahl der Gothen. Am dritten Tag erlahmte faſt die Kraft der Mauren vor der Uebermacht; denn tauſende von ihnen lagen auf dem Schlachtfelde. Da rief Tarek aus: „Meine Brüder, vor euch iſt der Feind und hinter euch das Meer; wohin wollt ihr? Folgt eurem Führer; ich will euch

weder mein Leben laſſen oder meinen Fuß auf den Nacken der entthronten Könige ſetzen.“ Außer dieſer Anrede und der Wuth der Verzweiflung vertraute Lazik aber namentlich auf ſein geheimes Einverſtändniß mit dem Grafen Julian und den Söhnen des früheren Königs Vitiza, mit denen er die Nacht vorher eine Zuſammenkunft gehabt und das Bündniß erneuert hatte. Die beiden Söhne des Vitiza und Oppas hatten die wichtigſten Poſten inne: im entſcheidenden Augenblick des vierten Tages verließen ſie dieſelben und Entſetzen und Verrath herrſchte nun durch das gothiſche Heer. Der eine Krieger *trante dem anderen nicht und jeder fürchtete nur ſein Leben zu retten, da drängten die Araber immer ſtärker heran und das ganze gothiſche Heer löſte ſich auf in wilder Flucht.*

Unter der allgemeinen Verwirrung ſprang Roderich von ſeinem Wagen und beſtieg Orelia, das ſchnellſte ſeiner Roſſe: aber wenn er auch dem Loſe des Krieges entkam, ſo doch nicht ſeinem Schickſal; denn er gerieth in den Guadalquivir und ertrank in den Gewäſſern dieſes Fluſſes. Sein Diadem, ſeine Gewänder wurden am Ufer gefunden; aber ſeine Leiche war von den Wellen ins Meer hinabgeriſſen, und deshalb begnügte ſich Lazik mit dem Hauptes eines anderen Gothen und ließ es als Zeichen ſeines Triumphes nach Damascus bringen. „Und ſo,“ erzählt uns der arabiſche Geſchichtſchreiber, „iſt das Schickſal der Könige, welche vom Schlachtfelde zu entfliehen ſuchen.“ Andere erzählen, Lazik habe den König gefangen und ihn lebendig in ein Faß mit Schlangen geworfen.

Oppas aber und Graf Julian ſahen, daß ſie ſich ſo tief in Schuld und Verbrechen geſtürzt hatten, daß nur der völlige Untergang des gothiſchen Reiches ſie vor Strafloſigkeit ſchützen konnte. Darum richteten ſie dem Lazik ſeinen Sieg auf das kräftigſte zu verfolgen und den Gothen keine Ruhe zu

verſtatten. So geſchah es: aber Tarek war mild und ließ die Gothen nach ihren eigenen Geſetzen leben und verlangte nur Tribut von ihnen; aber er belohnte die Juden, deren es viele in Spanien gab: denn ſie hatten ſeine Unternehmung befördert, weil die Bedrückung, die ſie von den Gothen erfuhren, ihnen unerträglich ſchien.

Unter den Sachen, welche die Araber in dem eroberten Reiche plündernd an ſich rißen, befanden ſich Koſtbarkeiten von ungeheurem Werthe. Eine davon war ein maſſiv goldener Tiſch, Miſſorium genannt, der fünfhundert Pfund wog und noch dazu berühmt war wegen ſeiner herrlichen Arbeit und der Edelſteine, die ſeinen Glanz erhöhten. Die Gothen erzählten, daß der römiſche Feldherr Aëtius ihn nach der Schlacht auf den katalauniſchen Feldern dem Könige Thorismund zum Geſchenke gemacht hatte. Hernach verſprach ihn einer der gothiſchen Fürſten dem fränkiſchen Könige Dagobert zur Belohnung, wenn er ihm auf den Thron helfen wollte. Als dieß geſchehen war, kamen Abgeſandte des Königs Dagobert, um den Tiſch zu holen: allein es that dem Könige leid, und deshalb ſchickte er eine Schaar Krieger hin, welche das Kleinod den fremden Geſandten auf dem Wege wieder abnehmen muſten. Dieß geſchah; allein die fränkiſchen Geſandten beklagten ſich bitter, und um ſie zu beruhigen, ließ ihnen der Gothenkönig zweihunderttauſend Goldſtücke geben und behielt den Tiſch als die größte Koſtbarkeit des gothiſchen Schatzes.

Einen andern Tiſch prieſen die Araber aber noch mehr. Es war aus einem einzigen feſten Smaragd geſchnitten, mit drei Reihen ſchöner Perlen eingefaßt, und wurde von dreihundert fünf und ſechzig Füßen aus Edelſteinen und maſſivem Golde getragen und am Werthe auf fünfhunderttauſend Goldſtücke geſchätzt.

Bald war ganz Spanien den Arabern unterworfen und nur in Asturien, im Norden und Nordwesten des Landes erhielten sich einige Ueberbleibsel der gothischen Macht unbesiegt. Diese drangen im Laufe der Jahre von den Hochgebirgen wieder hinab in das Land und die Verherrlichung ihrer Thaten in Liedern gieng von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht. Denn wie einst die Araber bei ihrem Einbruche, so sahen auch diese christlichen Helden sich an als Kämpfer für ihren Glauben und dieser begeisterte sie zu solchen Thaten, wie sie den Cid unsterblich gemacht haben. Aber mehr als sieben Jahrhunderte vergiengen, bis die letzten Araber den spanischen Boden verließen.

Für die erste Zeit aber, wo die Glut der Begeisterung noch mächtig in ihnen wallte, drangen sie immer weiter vor auch über die Pyrenäen in Frankreich hinein, bis ihnen Karl der Hammer dort eine Grenze setzte.

Die Langobarden.

Unter allen deutschen Stämmen sind uns von dem langobardischen die meisten sagenhaften Geschichten und Züge erhalten. Man merkt es dem Paulus Diaconus, dem Sohne Warnefrieds an, daß er, der doch zur Zeit des Königs Desiderius und Karls des Großen lebte, mit vollen Händen aus dem Füllhorn der Sagen seines Volkes schöpfen konnte, und daß er mehr hätte erzählen können, wenn er gewollt hätte. Er ist die vorzüglichste Quelle, welche uns die langobardische Sage und Geschichte überliefert hat, doch leider auch wieder nur in lateinischer Sprache, während doch sicherlich damals diese Sagen noch in langobardischer Sprache erzählt und vielleicht auch gesungen wurden. Jedoch auch so müßen wir dem Paulus Dank wißen, wie wir von der andern Seite beklagen, daß nicht bei jedem deutschen Stamme sich ein solcher Erzähler gefunden hat, der seinen Stamm mit ganzer Liebe umfaßte und gebildet genug war die Sage und Dichtung desselben, wenn auch nicht in der Muttersprache, doch lateinisch wieder zu geben. Daß bei unserem Geschichtenschreiber Paul Sage und Geschichte nicht zu trennen sind, sondern immer wieder in einander verschwimmen, wird dem Leser der folgenden Erzählungen alsbald einleuchten.

1. Sage vom Urſprung der Langobarden.

Die Langobarden erzählten noch im achten Jahrhundert von ihrem Urſprunge alſo:

Das Volk der Langobarden, welches länger als zwei Jahrhunderte ſo glücklich in Italien herrſchte, hieß zuerſt Vinilen. Fern aus dem hohen Norden ſind ſie herabgekommen. Dort, wo die Menſchen weit entfernt von der Glut der Sonne wohnen, iſt der Boden um ſo eher geeignet, ſeine Bewohner ſtark und geſund zu erhalten, weil im Süden die Menſchen viel mehr durch Krankheiten geſchwächt werden. Darum ſind auch ſo viele Völkerſchwärme aus jenen Gegenden gekommen und haben die Länder überſchwemmt und verheert: denn Gothen und Vandalen, Rugier und Heruler und Turilinger ſchreiben alle ihren Urſprung dem Norden zu. Alle dieſe Völker mußten ausziehen aus ihren Wohnſitzen, weil der Boden ſie nicht mehr ernähren konnte. So geſchah es auch mit den Vinilen. Nach gemeinſchaftlicher Verabredung wurde das ganze Volk in drei Theile getheilt und dann durch das Looß entſchieden, welcher von dieſen auswandern und welche bleiben ſollten. Die Ausziehenden wählten zu Führern über ſich Ibor und Ajo, zwei Brüder noch im jugendlichen Alter. Alsdann ſagten ſie ihren Freunden und dem bisherigen Vaterlande Lebewohl, nahmen aber auch die Mutter ihrer Anführer mit, welche Gambara hieß und wegen ihrer Klugheit und Weiſſagekunſt das Vertrauen des ganzen Volkes genoß*).

Zuerſt ließen ſie ſich in einem Lande nieder, welches ſie Scoringa nannten und verweilten dort einige Jahre. Um jene Zeit bedrängten Ambri und Aſſi, die Anführer der Vandalen,

*) Man erinnere ſich an das, was nach Tacitus in der Einleitung über die Verehrung der Deutſchen gegen die Frauen geſagt iſt.

die umwohnenden Länder mit Krieg. Als ſie ſchon viele Siege erfochten hatten, ſchickten ſie auch zu den Vinilen ihre Boten und forderten, daß ſie entweder Tribut bezahlen oder mit ihnen kriegen ſollten. Da beriethen ſich Ibor und Ajo mit ihrer Mutter Gambara, und hielten es nach deren Rath für beſſer, ihre Freiheit mit den Waffen zu vertheidigen, als ſie durch Bezahlung von Tribut aufzugeben. Darum antworteten ſie den Vandalen, ſie wären zum Kriege bereit. Die Vinilen waren noch alle in jugendlichem Alter, aber ſie waren gering an Zahl. Bevor ſie deshalb kämpften, giengen ſie zu Wodan und baten für ſich um den Sieg und daſſelbe thaten auch die Vandalen.

Wodan gab ihnen zur Antwort, er würde denjenigen von ihnen den Sieg verleihen, welche er am nächſten Morgen bei dem Aufgange der Sonne zuerſt erblicken würde. Da gieng die alte Königin Gambara zu Freia, der Gemahlin des Wodan, und bat ſie, daß ſie doch bei Wodan für die Vinilen Fürſprache einlegen möchte. Freia gab ihr den Rath, daß die Weiber der Vinilen ihre Haare auflöſen und wie einen Bart um ihr Geſicht herumlegen und ſo am frühen Morgen zugleich mit den Männern den Aufgang der Sonne erwarten ſollten. Zu dieſem Zwecke müſten ſie ſich nach Oſten hin aufſtellen, wo Wodan gewohnt wäre vom Himmel herniederzublicken. So geſchah es. Als Wodan dieſe beim Aufgange der Sonne erblickte, fragte er: „wer ſind dieſe Langbärtigen?“ Da bat ihn Freia, er ſollte doch denen, welchen er dieſen Namen gegeben, ſeinem Verſprechen gemäß auch den Sieg verleihen. Dieß geſchah und das Volk behielt dieſen Namen und ließ den Bart lang wachſen, daß ſie mit Recht dieſen Namen trügen.

So viel wir geſchichtlich beſtimmen können, wohnten die Langobarden nördlich an der Elbe und dort kennt ſie ſchon der Römer Tacitus. Er ſagt von ihnen, daß ihre Zahl nur gering

ſei, daß ſie aber in Mitte mächtiger Völker ihre Sicherheit nicht durch Gehorſam gegen dieſe, ſondern durch Kühnheit und geſchickte Führung der Waffen behaupten. Damit ſtimmt überein die Lage des Bardanga oder Bardengawi im jetzigen Lüneburgiſchen, ferner der Name des Fleckens Bardowik. Die Langobarden ſelbſt aber hielten treu an dieſer Sage und ihrer Deutung und noch zu Karls des Großen Zeit betrachteten ſie ihre langen Bärte als ein Unterſcheidungszeichen von anderen Völkern.

2. Sage von dem weiteren Zuge der Langobarden und Freilaſſung eines Sklaven.

Die Langobarden hatten noch nicht lange in dem neu eroberten Lande gewohnt, als eine Hungersnoth ſie bedrängte, ſo daß ſie wieder weiter ziehen mußten. Da verlegten ihnen aber die Aſſyrier den Weg und ſagten, daß ſie durch ihr Land nicht hindurchziehen ſollten. Als die Langobarden die zahlreichen Schaaren der Feinde erblickten, ſahen ſie wohl ein, daß ſie um ihrer geringen Zahl willen mit der Uebermacht keinen Kampf beginnen dürften, und ersannen nach langem Nachſinnen auf eine Liſt. Sie erzählten nämlich den Feinden, daß ſie in ihrem Heere Hundsköpfe hätten, das iſt Menſchen mit Hundsköpfen. Dieſe wären immer erpicht auf Krieg und Mord, denn ſie tränken Menſchenblut, und wenn ſie keinen Feind erreichen könnten, ſo müßten ſie ihr eigenes trinken. Ferner ſuchten die Langobarden ihre Feinde zu ſchrecken dadurch, daß ſie die Anzahl ihrer Zelte vermehrten und ſehr viele Feuer im Lager anzündeten. Als die Feinde dieſe Geſchichten vernahmen und die Anſtalten der Langobarden ſahen, wurden ſie bedenklich und wagten keinen Angriff.

Sie hatten aber einen ſehr ſtarken Mann unter ihrer

Schaar und meinten nun, sie könnten die Langobarden abwehren, indem sie ihnen einen Zweikampf ihres Tapfersten mit einem der Langobarden vorschlugen. Wenn der Langobarde siegte, so sollte das Volk desselben freien Durchzug haben; wenn aber nicht, so sollte es auf demselben Wege, den es gekommen, auch wieder zurückkehren. Die Langobarden waren unschlüßig, welchen aus ihrer Mitte sie stellen sollten. Da bot sich einer aus ihren Sklaven dazu an und verlangte dafür das Versprechen, daß sie im Falle des Siegs ihm und seinen Kindern die Freiheit geben wollten. Die Langobarden versprachen es ihm. Muthig gieng er nun auf seinen Gegner los und erlegte ihn und ward dafür, wie billig, mit der Freiheit beschenkt. Dieß geschah nach der Sitte des langobardischen Volkes mit einem Pfeile, den sie ihm übergaben, indem sie dabei zur Bekräftigung des Geschehenen einige Worte murmelten. Der Pfeil nämlich deutete an, daß man den Knecht wehrhaft und geschickt zum Kriege mache, der eigentlich nur für freie Männer gehöre.

3. Sage vom Könige Lamissio.

Als die Könige Ibor und Ajo gestorben waren, wählten die Langobarden Agelmund zum Könige über sich. Dieser ritt eines Tages an einem Teiche hin, da sah er einige Kinder im Waßer liegen; denn eine Mutter, die mehre Kinder auf einmal geboren hatte, wollte dieß verheimlichen und hatte deshalb ihre eignen Kinder in den Teich geworfen. Agelmund hielt sein Pferd an und blickte voll Verwunderung und Mitleiden auf die Kleinen. Er streckte seinen Speer aus in das Waßer und rührte damit die Kinder an, da faßte eines derselben, das noch lebte, den Schaft mit der Hand. Der König Agelmund dachte, daß dieß etwas Großes zu bedeuten hätte, er nahm sofort das Kind heraus, ließ eine Amme holen und übergab es ihr zur

Pflege. Weil aber das Kind aus einem Teiche gerettet war, der in der Sprache der Langobarden lama hieß, ward das Kind Lamissio genannt.

Als Lamissio heranwuchs, zeigte er sich als ein kräftiger, herrlicher Jüngling. Einmal kamen die Langobarden an einen Fluß und wollten hinüber; aber an der anderen Seite war eine andre Völkerschaft gelagert und verweigerte ihnen den Uebergang. Da kamen sie überein, daß jedes Heer einen zum Einzelkampfe stellen und es von dem Siege abhangen sollte, welche Völkerschaft der anderen Raum geben müße. Da bot sich Lamissio an und erhielt auch die Erlaubnis und besiegte seinen Gegner. So setzten denn die Langobarden über den Fluß und weilten dort in dem andern Lande. Als sie aber einmal ganz sorglos und unbekümmert waren und an keine Feinde mehr dachten, brach in der Nacht ein Haufe Bulgaren über sie herein und mordete ihrer viele, auch der König Agelmund fiel und seine einzige Tochter ward gefangen hinweggeführt.

Allmälig erholten sich die Longobarden von ihrer Niederlage und machten Lamissio zum Könige über sich. Dieser als ein thatkräftiger und eifriger Jüngling dachte nur daran, den Tod seines Wohlthäters Agelmund an den Bulgaren zu rächen. In dem Treffen aber, das er ihnen lieferte, wandten die Langobarden bald den Rücken zur Flucht. Da erhob Lamissio laut seine Stimme und rief ihnen zu, daß sie doch des Schimpfes gedenken möchten, wie die Feinde vor ihren Augen ihren König Agelmund getödtet und seine Tochter, welche sie sich doch selbst zur Königin gewünscht, in die Sklaverei hinweggeführt hatten. So sie ermunternd durch Versprechungen zugleich und Drohungen eilte er bald hierhin, bald dorthin, und wo er einen Sklaven sah, der tapfer kämpfte, beschenkte er ihn sofort mit der Freiheit. Endlich gelang es ihm die Reihen wieder herzustellen,

die Langobarden ermannten sich und rangen muthig vor und die Bulgaren wurden geschlagen, und ihr Land kam in Besitz der Langobarden.

Das war das Land zunächst südlich an den Karpathen. Nicht lange hernach rief des Rugiers Odoaker Glück in Italien alle Rugier dahin, und die Langobarden nahmen das Land in Besitz, das bis dahin die Rugier bewohnt und Rugiland genannt hatten. Dieß lag aber da, wo die Flüße March und Waag in die Donau fließen. Von da zogen sie nachher die Donau ein wenig abwärts und wohnten in den nördlichen Ebenen des jetzigen Ungarns. Diese weite Ebene nannten sie in langobardischer Sprache: feld.

4. Sage vom Könige Tato und seinem Kampfe mit den Herulern.

Tato war der siebte König der Langobarden und lebte in gutem Vernehmen mit Rodulph, dem Könige der Heruler, die weiter abwärts an der Donau wohnten. Einstmals kam ein Bruder des Königs Tato als sein Abgesandter zu Rodulph, um das geschloßene Bündnis neu zu befestigen. Als er seine Botschaft bei Rodulph wohl ausgerichtet hatte und heimkehren wollte, geschah es, daß er vor dem Hause der Tochter des Königs, welche Rumetrute hieß, vorbeiritt. Die Königstochter verwunderte sich über die Zahl der Männer und da sie den Zug der Edeln erblickte, fragte sie, wer das sein möchte, der mit einem so stattlichen Gefolge daherritte. Da sagte man ihr, daß es der Bruder des Königs Tato wäre, der mit ihrem Vater Rodulph ein Bündnis geschloßen und nun nach wohlverrichteter Sache wieder heimkehrte. Als sie das hörte, schickte sie hinunter und ließ ihn einladen, daß er zu ihr hereintreten und einen Becher

Weins bei ihr trinken möchte. Der einfache Mann kam, wie er geladen war. Als er nun bereintrat, erſah die Königstochter, daß er von winziger Geſtalt war, und fieng an ihn zu beſpötteln und ſich über ſeinen Wuchs luſtig zu machen. Aber er wurde auf gleiche Weiſe von Scham und Verdruß erregt und ſagte ihr ſolche Worte, daß ſie nun ihrerſeits noch viel beſchämter wurde. Aus ihrem Verdruße darüber aber entſprang ein grimmiger Zorn und ſie faßte ſogleich den Entſchluß, den fremden Mann zu tödten. Sie ſtellte ſich, als wäre ſie wieder ganz gleichmüthig und heiter geworden, und indem ſie ihn mit ſchmeichelnden Worten zu beſänftigen ſuchte, lud ſie ihn zum Sitzen ein. Sie wies ihm aber einen ſolchen Sitz an, daß an ſeiner Seite ein Fenſter war. Dieß verhüllte ſie mit einem koſtbaren Teppiche, gleichſam als thue ſie es zur Ehre ihres Gaſtes; in Wahrheit aber geſchah es, daß er nicht Verdacht ſchöpfen ſollte. Alsdann befahl ſie ihren Dienern, daß, wenn ſie das Wort „miſche!“ ausſpräche, als wenn ſie es zu der Dienerin ſagte, jene ihn von hinten mit Lanzen durchbohren ſollten. Wie ſie befahl, ſo geſchah es. Als die grauſame Jungfrau das Zeichen gab, wurde ihr Befehl vollführt und der Unglückliche fiel zu Boden und ſtarb.

Als das der König Tato hörte, ward er ergrimmt über dieſe Greuelthat gegen ſeinen geliebten Bruder. Sein Zorn forderte Rache und darum ließ er dem Könige Rodulph ſagen, daß er das Bündnis mit ihm nicht halten könnte, ſondern ihn mit Heeresmacht überziehen würde. So trafen denn beide Heere auf einem weiten Felde auf einander. Rodulph ordnete die Schlachtordnung der Seinigen, alsdann ſetzte er ſich in ſein Zelt, um den Ausgang des Treffens zu erwarten. Weil er aber an dem Siege der Seinigen nicht zweifelte, begann er mit Anderen im Brette zu ſpielen und ließ nur einen Heruler auf

einen Baum steigen, daß er vom Baume herab den Gang des Treffens beobachten und ihm verkünden sollte. Er gebot ihm aber, nur Erfreuliches zu melden, und bedrohte ihn, daß er ihm das Leben nehmen würde, wenn er etwas Anderes sagte. Die Heruler kämpften tapfer und zum Zeichen, daß sie die Streiche der Feinde und die Wunden nicht fürchteten, giengen sie fast nackend in den Streit. Bald aber schwankte doch ihre Reihe und sie wurden gedrängt von den Langobarden. Wenn nun der König fragte, wie seine Heruler kämpften, erwiederte ihm der Kundschafter vom Baume: „sie kämpfen muthig!“ So dauerte es einige Zeit, bis endlich die ganze Schlachtreihe der Heruler sich zur Flucht wandte. Als das der Kundschafter sah, brach er in die Worte aus: „Weh dir, armes Herulerland!“ Der König sprang erschrocken auf und fragte: „fliehen meine Heruler?“ Da antwortete jener: „nicht ich, o König, sondern du selbst hast es gesagt.“ Wie es aber bei solchem Unglücke zu geschehen pflegt, so waren auch hier der König und seine Umgebung vor Schrecken erstarrt und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, bis die Langobarden über sie herkamen und sie alle erschlugen. Das Heer der Heruler floh verwirrt nach allen Seiten und so bestürzt waren sie, daß einige die grünen Flachsfelder mit den blauen Blüthen für Waßer ansahen, in welchem sie schwimmen könnten, und darum sich mit ausgebreiteten Armen hineinstürzten. Aber die Feinde folgten ihnen auf dem Fuße und tödteten sie. Da erlangten die Langobarden reiche Beute und theilten sie unter sich. Der König Tato nahm das Feldzeichen des Rodulph und seinen Helm. So groß war die Niederlage der Heruler, daß die Selbständigkeit des Volkes dahin war und sie seitdem nicht wieder einen eigenen König hatten.

5. Wohnsitz und Lebensweise der Heruler.

Die Heruler beschreibt uns Procop, der den vandalischen und den ostgothischen Krieg erzählt hat, in folgender sagenhafter Weise.

Sie wohnten früher jenseit des Isterflusses (d. h. nördlich von der Donau) und verehrten viele Götter, denen sie Menschenopfer darbrachten. In ihren Einrichtungen und Gebräuchen unterschieden sie sich sehr von anderen Völkern: denn es war bei ihnen den Greisen und Kranken nicht gestattet, ihr Leben weiter fortzusetzen, sondern wenn einer alt geworden und von einer Krankheit befallen worden war, so mußte er seine Verwandten bitten, daß sie ihn sobald wie möglich aus der Zahl der Lebenden austilgten. Die erbauten dann einen hohen Scheiterhaufen, legten den Menschen oben darauf und schickten dann zu ihm einen Mann mit einem Dolche bewaffnet. Jedoch durfte dieser nicht mit ihm verwandt sein: denn sie hielten es für unrecht, wenn einer durch seine Verwandten das Leben hätte einbüßen sollen. War die That geschehen und der Thäter zurückgekehrt, so hielten sie alsbald Fackeln an den Scheiterhaufen und verbrannten ihn bis auf den Grund. Dann sammelten sie die Knochen und verscharrten sie. Wenn aber ein Heruler eines natürlichen Todes gestorben war, so konnte seine Witwe ihre Tugend und ihre Anhänglichkeit an ihren verstorbenen Gatten dadurch beweisen, daß sie bald nachher am Grabe ihres Mannes mit einem Stricke ihr Leben endigte: that sie dieß aber nicht, so galt es ihr für einen ewigen Schimpf und sie gab den Verwandten ihres Mannes schweren Anstoß. Solche Gebräuche hatten die Heruler.

In der Folgezeit vermehrte sich ihre Zahl und ihre Kräfte und sie fielen, wie es dann zu geschehen pflegt, über ihre Nachbarn her und unterwarfen sie sich. Auch die Langobarden, als

ſie ſchon das Chriſtenthum angenommen hatten, waren ihnen eine Zeitlang zinsbar. Das war ſonſt gegen die Sitte der Völker, die in jenen Gegenden lebten, aber die Heruler hatten viele Habgier und Herrſchſucht.

Den vorher beſchriebenen Kampf der Heruler mit den Langobarden erzählt Procopius alſo: Als der Kaiſer Anaſtaſius regierte, hatten die Heruler keinen Feind, den ſie angreifen konnten, deshalb legten ſie die Waffen nieder und ruhten drei Jahre lang. Aber da wurden ſie friedensmüde, giengen zu ihrem Könige Rodulph und machten ihm Vorwürfe über ſein weichliches und weibiſches Weſen. Auch viele andere Schimpfwörter gaben ſie ihm, ſo daß Rodulph endlich durch die Vorwürfe ſeines Volkes bewogen auf irgend eine Weiſe mit dem gegen ihn ganz unſchuldigen Volke der Langobarden anband, indem er nicht einmal eine Verletzung der Verträge zum Vorwande nahm, ſondern aus bloßem Uebermuth über ſie herfiel. Als die Langobarden zuerſt von ſeiner Abſicht hörten, ſchickten ſie Boten zu Rodulph und verlangten zu wiſſen, was ſie verbrochen hätten. Sie ſagten, wenn ihr Tribut, den ſie den Herulern bezahlten, zu klein ſchiene, ſo wollten ſie wohl einen größeren bezahlen. Als die Geſandten dieſen Vorſchlag machten, ſchickte Rodulph ſie mit drohenden Worten heim und zog weiter. Da ſchickten die Langobarden noch einmal eine Geſandtſchaft an ihn mit derſelben Bitte. Als auch dieſe zurückgewieſen wurde, ſchickten ſie auch noch die dritte und ließen den Herulern ſagen, daß es doch wahrlich nicht wohlgethan wäre, daß die Heruler ſo ohne alle Urſache die Waffen gegen ſie erhöben: ſie würden ſich aufs äußerſte vertheidigen, nicht zwar, weil ihre Neigung auf Kampf gerichtet wäre, ſondern weil die Noth ſie dazu zwänge. Deſſen riefen ſie Gott den Allmächtigen zum Zeugen an: es ſei aber gewis, daß der Ausgang des Kampfes bei den Völkern für

Gottes Willen gelten müße. Dadurch meinten ſie die Heruler noch zu ſchrecken: aber dieſe fürchteten nichts, ſondern verlangten nur nach dem Kampfe.

Als die Schlachtreihen einander gegenüber ſtanden, verhüllte eine dunkle ſchwere Wolke den Theil des Himmels über den Langobarden, über den Herulern aber war er vollkommen heiter. Daraus hätte Jeder vermuthen können, daß der Ausgang des Treffens für die Heruler verderblich ſein würde, da nach der Meinung der Barbaren kaum eine Vorbedeutung unglückweiſſagender ſein konnte, als dieſe. Aber auch darum kümmerten ſich die Heruler nicht, ſondern giengen ſorglos und mit ſtolzer Verachtung auf den Feind los, indem ſie nicht auf andere Dinge achteten, ſondern den Ausgang des Treffens nach ihrer überlegenen Zahl vorherſagten. Als es aber zum Handgemenge kam, brachten die Langobarden ein großes Blutbad über die Heruler und auch der König Rodulph unterlag demſelben; die Uebrigen alle vergaßen ihres Muthes und wandten ſich zur Flucht. Die Langobarden aber verfolgten ſie, ſo daß die meiſten Heruler fielen und nur eine geringe Zahl entrann.

Dieſe wenigen aber konnten in ihren bisherigen Wohnſitzen nicht bleiben, ſondern wanderten aus mit Weibern und Kindern. Nach langen Wanderzügen kamen ſie an die Geſtade der Donau in eine Gegend, welche vor ihnen die Rugier bewohnt hatten. Dieſe waren aber mit den Gothen weggezogen und deshalb ließen ſich die Heruler dort nieder. Aber der Boden war noch nicht bebaut und ſo brach bald Hungersnoth über ſie herein. Da wandten ſich die Heruler an die Gepiden, welche weiter weſtlich an der Donau wohnten. Zuerſt bewilligten die Gepiden ihren flehentlichen Bitten, daß ſie nicht bloß ihre Nachbarn ſein ſollten, ſondern auch ihre Miteinwohner. Bald nachher aber fiengen die Gepiden an ſie zu plagen und zu

reizen. Sie mißhandelten die Frauen, trieben die Rinder weg, kurz ſie verübten alle erdenklichen Gewaltthätigkeiten, zuletzt griffen ſie die Heruler alleſammt feindlich an, obwohl dieſe nichts Böſes gethan hatten. Das konnten die Heruler nicht länger ertragen, ſie ſetzten über die Donau und baten die Oſtrömer, ſie dort aufzunehmen. Damals war noch Anaſtaſius Kaiſer, ein milder, freundlich geſinnter Mann, der ſie gütig aufnahm und ihnen geſtattete, da ihre Wohnſitze aufzuſchlagen. Nicht lange hernach aber ward er zornig über die Unbill, welche die Römer von den Ankömmlingen zu erleiden hatten, und ſchickte ein Heer gegen ſie. Die Römer ſiegten in dem Treffen und hätten die ganze Macht der Heruler vernichten können; aber die Ueberlebenden baten, daß man ihnen das Leben ſchenkte und verſprachen dafür dem Kaiſer Treue und Gehorſam. Der Kaiſer Anaſtaſius bewilligte ihnen dieß und die übrigen Heruler blieben am Leben. Jedoch wurden ſie darum doch nicht Genoßen der Römer und erwieſen ihnen auch nichts Gutes.

Als Juſtinian Kaiſer geworden war, gab er den Herulern gute Ländereien und andere Geſchenke, verlangte aber dafür auch von ihnen, daß ſie Bundesgenoßen der Römer und Chriſten würden. Dadurch wurden ſie zu einer milderen Lebensweiſe hinübergeführt und kämpften nach dem Rechte der Bundesgenoßen im Heere der Römer; aber ſie blieben doch noch immer treulos und habſüchtig, ſo daß ſie oft über ihre Nachbarn herfielen und ſich ſolcher Thaten gar nicht ſchämten. In ihren Sitten ſind ſie über alle Maßen lüderlich, ſagt Procop, ſie ſind unter allen Menſchen die unreinlichſten und in ihrer Schlechtigkeit werden ſie auch auf eine ſchlechte Weiſe untergehen.

Hernach ſind wenige in der Bundesgenoßenſchaft der Römer geblieben, haben vielmehr dieſe aus folgendem Grunde verlaßen. Die Heruler wurden einmal plötzlich zornig auf ihren

König Ochon, ſo daß ſie ihn, obwohl er nichts Böſes gethan, unverſehens tödteten: denn ſie ſagten, ſie wollten gar keinem Könige mehr unterthan ſein. Und doch hatte der König außer dem Namen vor keinem ſeiner Stammesgenoſſen Etwas voraus; denn Jeder, wer da wollte, konnte ſein Tiſchgenoß ſein und Jeder, der da wollte, durfte auf ihn ſchelten und übermüthig gegen ihn ſein; aber kein Volk war unverſtändiger und leichtſinniger als das der Heruler. Bald folgte auf die Frevelthat tiefe Reue: denn eine große Anzahl behauptete, ohne König nicht leben zu können. Die Sache wurde hin und her überlegt, und endlich beſchloßen, daß einer aus königlichem Geſchlechte aus der Inſel Thule herbeigeholt werden ſolle, damit er ihr König würde. Denn dort hatten vordem ihre Vorfahren gewohnt. Thule*) aber iſt eine Inſel hoch im Norden, ſagt Procop, und es leben darin viele Völker. Die Boten der Heruler forſchten in Thule nach und fanden dort viele aus ihrem königlichen Stamme. Aus dieſen wählten ſie einen aus, der ihnen am meiſten gefiel und ſchifften mit ihm zurück. Aber als ſie das Ziel ihrer Reiſe bald erreicht hatten, ſtarb er. Deshalb kehrten die Geſandten noch einmal nach Thule zurück, wählten einen Andern aus ihrem königlichen Stamme aus, Namens Todaſius und führten ihn mit ſich. Zu ihm geſellte ſich auch ſein Bruder Aord und einige Auserleſene aus den Herulern, welche noch in Thule lebten, in Allem zweihundert.

Während aber dieſe lange Zeit auf dem Zuge verweilten, fiel es unterdeſſen den Herulern ein, welche damals in der Nähe von Singidunum (Belgrad) wohnten, daß ſie doch eigentlich thöricht und übel berathen wären, indem ſie ſich ohne Einwilligung des Kaiſers Juſtinian einen neuen König aus Thule

*) Die ſkandinaviſche Halbinſel.

kommen ließen. Deshalb schickten sie Gesandte nach Constantinopel und baten den Kaiser Justinian, er möchte ihnen einen König schicken, wen er nur immer wolle. Justinian schickte ihnen sofort den Heruler Suartua, der schon seit längerer Zeit in Byzanz verweilte. Die Heruler nahmen ihn mit Freuden auf und gehorchten ihm anfänglich nach ihrer gewohnten Weise. Allein wenige Tage nachher kam Nachricht, daß die Gesandten mit dem neuen Könige von Thule heimkehrten und schon ganz nahe wären. Da gieng Suartua ihnen mit einer Anzahl Männer entgegen, um sie zu tödten, sobald sie anlangten. Der Beschluß gefiel allen Herulern wohl und die Schaar zog hin den Ankömmlingen entgegen. Als sie aber noch eine Tagereise weit von einander entfernt waren, geschah es in der Nacht, daß alle Heruler zu den Ankömmlingen entflohen und Suartua allein ließen. Suartua floh nach Byzanz und bat den Kaiser um Schutz und dieser wollte sogleich alle Mühe anwenden um Suartua wieder einzusetzen. Als die Heruler aber das erfuhren, fürchteten sie die Macht der Römer und flohen zu den Gepiden.

6. Alboin wird seinem Vater tischfähig.

Als die Langobarden von ihrem Könige Audoin nach Pannonien geführt waren, lebten sie in beständiger Feindschaft mit den Gepiden, welche am linken Donauufer wohnten, so daß nur der Fluß sie schied. Als sie nun einmal ein Treffen lieferten, standen beide Heere lange einander gegenüber im Kampfe, ohne daß das eine dem anderen auch nur einen Fuß breit weichen wollte. Da geschah es, daß Alboin, der Sohn des Audoin und Thorismund, der Sohn des Königs Thorisind von den Gepiden auf einander trafen und daß nach kurzem Kampfe Alboin seinen Gegner mit dem Schwerte vom Pferde

schlug. Als die Gepiden den Fall ihres Königssohnes sahen, um dessentwillen hauptsächlich der Krieg ausgebrochen war, wandten sie sich zur Flucht. Diese war so eilig und so verworren, daß die verfolgenden Langobarden eine große Menge erlegten.

Als sie dann nach dem erfochtenen Siege mit der Beute ins Lager heimkehrten, baten sie den König Audoin, daß Alboin um seiner bewiesenen Tapferkeit willen mit ihm an einem Tische speisen sollte, auf daß er, wie in der Gefahr, so auch in dem Genusse der Gefährte seines Vaters würde. Aber Audoin entgegnete, daß er das nicht zu thun vermöchte, weil es gegen die Sitten ihres Volkes wäre. „Denn ihr wißt ja wohl," sprach er, „es ist dem Sohne nicht gestattet mit dem Vater zu essen, wenn er nicht zuvor von dem Könige eines anderen Volkes die Waffenweihe empfangen hat."

Als Alboin diese Worte seines Vaters vernommen hatte, nahm er nur vierzig Jünglinge mit sich und gieng zu Thorisind dem Könige der Gepiden, mit welchen er kurz vorher noch Krieg geführt hatte. Er sagte dem Könige, weshalb er gekommen wäre. Thorisind nahm ihn gütig und freundlich auf, lud ihn zu seinem Gastmahle ein und setzte ihn an seine rechte Seite, wo früher sein Sohn Thorismund gesessen hatte. Während der Vorbereitungen zum Mahle dachte Thorisind nach über den Platz seines Sohnes an seiner Seite. Dann musste er sich erinnern an den Tod desselben, und als er den Thäter an seiner Seite erblickte, seufzte er tief auf und der Schmerz entriß ihm diese Worte: „das ist mir ein lieber Platz, aber der Mann, der jetzt auf ihm sitzt, hat mir viel Leid gethan."

Durch diese Worte des Königs ward ein anderer seiner Söhne erregt und fieng an die Langobarden zu reizen, und be-

hauptete, daß die Langobarden Stuten glichen, deren Füße bis an die Schienbeine weiß seien, weil die Langobarden das untere Bein mit Binden zu umhüllen pflegten. Dann sagte er: „die Stuten, denen ihr gleicht, haben einen übeln Geruch.“ Da sprach einer der Langobarden zu ihm: „Geh doch auf das Asfeld und dort wirst du ohne Zweifel erfahren können, wie kräftig diejenigen, welche du Stuten nennst, hinten ausschlagen können. Dort wirst du die Gebeine deines Bruders zerstreut umherliegend finden, wie die Ueberreste eines schlechten Gespannes mitten auf der Wiese.“ Als das die Gepiden hörten, konnten sie ihren Zorn nicht mehr verhehlen, sondern wollten sofort offen Rache nehmen an ihrem Beleidiger. Auch die Langobarden waren bereit und schon hatten Alle die Hand an den Schwertgriff gelegt.

Da erhob sich der König vom Tische, trat mitten dazwischen und gebot den Seinen Stille, indem er drohte, daß der den Tod erleiden sollte, der zuerst den Kampf beginnen würde; „denn,“ sprach er, „ein solcher Sieg kann Gott nicht wohlgefällig sein, wenn einer seinen Feind tödtet im eigenen Hause.“ Als so der Streit beigelegt war, setzten sie das Gastmahl fort mit fröhlichem Sinne. Thorisind aber nahm die Waffen seines Sohnes Thorismund und übergab sie dem Alboin und entließ ihn dann im Frieden und unversehrt zu seinem Vater. Sobald Alboin zu seinem Vater heimgekehrt war, ward er dessen Tischgenoß und erzählte ihm Alles, was bei dem Könige der Gepiden sich zugetragen hatte. Da wunderten sich Alle, welche dabei waren und lobten die Kühnheit des Alboin, aber nicht weniger rühmten sie die Redlichkeit und Treue des Thorisind, des Königs der Gepiden.

7. Ildigisal und Uſtrigothus.

Unter den Langobarden war einer Namens Ildigisal, welcher nach der Herrſchaft ſtrebte, aber vor dem rechtmäßigen Könige Audoin fliehen muſte. Er begab ſich nach Conſtantinopel zum Kaiſer, und dieſer machte ihn zum Anführer der langobardiſchen Söldner, welche bei ihm waren, und verweigerte dem Könige Audoin ihn auszuliefern. Aber Ildigisal hatte beim Kaiſer keine Ruhe, er wurde mit Goar bekannt, einem Gothen, der mit Vitiges gefangen dorthin gekommen war, und beide entflohen. Nach langen gefährlichen Wanderungen kamen ſie zu den Gepiden.

Zur ſelben Zeit war auch ein Gepide, Namens Uſtrigothus, zu den Langobarden geflohen. Dies war aber ſo zugegangen. Der Gepidenkönig Elemund war kurz vorher geſtorben und hatte als ſeinen einzigen Sohn den Uſtrigothus hinterlaſſen. Da dieſer noch ein unerfahrener Jüngling war, hatte ihn Thoriſind mit leichter Mühe vertrieben und ſich zum Gepidenkönige aufgeworfen. Elemund konnte ſich an ihm nicht rächen und war deshalb zu den Langobarden gegangen. Nicht lange hernach ſchloſſen die Gepiden Frieden mit den Langobarden und dem Kaiſer Juſtinian, der faſt immer die Langobarden begünſtigte. Der Friede wurde feierlich beſchworen und alsdann, nachdem er geſchloſſen war, ſchickten der Kaiſer Juſtinian und der Langobardenkönig zu gleicher Zeit Geſandte an den König der Gepiden und verlangten von ihm, daß er ihnen ihren gemeinſamen Feind Ildigisal ausliefern und die neue Freundſchaft auf dieſe Weiſe ſogleich durch einen Verrath erhärten ſollte. Thoriſind theilte dieſe Forderung den Vornehmen der Gepiden mit und fragte ſie, was zu thun wäre, ob er dem Anſinnen der beiden Fürſten nachgeben ſolle oder nicht.

Aber ſofort erhoben ſie ſich Alle dagegen und ſagten, es wäre beſſer, daß das ganze gepidiſche Volk mit Weibern und Kindern auf einmal unterginge, als daß es wehrloſe Flüchtlinge ihren Feinden auslieferte und durch eine ſolche Frevelthat beſudelt werde.

Als Theriſind dieſe Worte vernommen, ſchwankte er und konnte keinen Entſchluß faſſen: denn er wagte es weder ohne Vorwiſſen und gegen den Willen der anderen Gepiden die Forderung des Kaiſers und der Langobarden zu erfüllen, noch wollte er den Krieg gegen die Römer und die Langobarden wieder aufnehmen, wenn er ihrer Forderung nicht Genüge leiſtete. Zuletzt faßte er dieſen Entſchluß. Er ſandte Boten an Autoin den Langobardenkönig, und forderte von ihm die Auslieferung des Uſtrigothus, des Sohnes von Elemund, dann wollte er ihm auch den Ildigiſal ausliefern. Dadurch erlangte er, daß er die Forderung des Langobardenkönigs abweiſen konnte, indem er ihm die gleiche Schmach vorhielt, die Jeder von ihnen durch die Auslieferung eines Flüchtlings auf ſich laden würde: denn einen ſolchen Schimpf hätte keins von beiden Völkern geduldet.

So kamen die Könige öffentlich vor ihrem Volke überein, im Geheimen aber verſprachen ſie einander, daß der Eine den Feind des Andern heimlich tödten ſolle. Alſo iſt es auch geſchehen.

6. Der Schrecken der Langobarden und der Gepiden.

In den Kriegen der Gepiden und Langobarden ſoll ſich einmal folgende Begebenheit zugetragen haben.

Die Langobarden und Gepiden hatten eine Zeitlang Frieden geſchloſſen; doch währte er nicht lang, da begann wieder

der Streit, und die Langobarden giengen unter ihrem Könige Audoin wieder gegen die Gepiden vor, welche Thorisind anführte. Schon waren sie einander nahe, da überfiel sie Alle ein Schrecken, den man einen panischen nennt, und sie rannten Alle in wilder Flucht davon. Nur Audoin selbst und Thorisind hielten Stand mit wenigen Begleitern und versuchten vergebens ihre Völker durch Schmeichelworte oder Drohungen wieder zurück zu rufen. Audoin war bestürzt und da er noch nichts davon wußte, daß es den Gepiden eben so ergangen sei, wie den Langobarden, schickte er sogleich einige Herolde zu Thorisind ab, um diesen um Frieden zu bitten. Als die Gesandten zu Thorisind kamen, sahen sie bald, wie dort die Sachen stünden, und schlossen aus dem eigenen Unfall auf den der Gepiden. Darum fragten sie den König Thorisind, wo denn die Menge seines Volkes geblieben sei. Der König machte kein Hehl aus dem Vorgefallenen und erwiderte: „sie sind geflohen, ohne daß Jemand sie angriff." Darauf erwiderten die Gesandten: „Dasselbe ist auch den Langobarden widerfahren: denn da du, o König, uns sogleich die Wahrheit offenbarst, so können auch wir dir nichts verhehlen. Gott will, daß unsere Völker unversehrt bleiben und hat ihnen darum, als sie schon kampfgerüstet waren, einen heilsamen Schrecken eingeflößt, daß sie sich zerstreuen sollten. So wollen denn auch wir dem göttlichen Willen folgsam sein und den Kampf nun scheiden." „Wohlan," sprach Thorisind, „es geschehe wie ihr gesagt habt." Alsbald schlossen sie einen Waffenstillstand auf zwei Jahre und versprachen einander, daß, wenn inzwischen wieder Zwist ausbräche, sie von beiden Seiten Gesandte schicken und durch diese den Streit ausgleichen wollten. Während der Frist dieser zwei Jahre aber bereiteten sich beide Völker aufs neue zum Kriege vor.

2. Alboins Sieg über Cunimund (566).

Als Audoin ſtarb, hinterließ er ſeinem Sohne Alboin das Reich der Langobarden. Die Mutter Alboins hieß Rodelinde und lebte noch. Alboin war der zehnte König dieſes Volkes, aber von allen war er der gewaltigſte und berühmteſte. Darum gab ihm auch Chlothar, der Frankenkönig, ſeine Tochter Chlothſuinda zur Ehe. Unterdeſſen war auch Thariſmut, der König der Gepiden geſtorben und ihm folgte Cunimund in der Herrſchaft. Dieſer wollte ſich rächen für die frühere Niederlage der Gepiden, deshalb brach er den Vertrag und kündigte den Langobarden den Krieg an. Alboin fürchtete die neugekräftigte Macht der Gepiden und ſchloß ein Bündnis mit dem Volke der Avaren. Dieſe waren von hunniſcher Abkunft und unlängſt weiter nach Weſten gedrängt. Als nun die Gepiden, deren Land damals der Mittellauf der Donau von den Langobarden trennte, gegen dieſe heranziehen wollten, fielen die Avaren gemäß ihrem Bündniſſe mit Alboin von Oſten her in das Land der Gepiden. Traurig kam ein Bote zu Cunimund, ihm dieſes Unglück anzuſagen. Cunimund ward darüber ſehr bekümmert; denn er ſah ſich von beiden Seiten in Verlegenheit; dennoch ermahnte er die Seinen zuerſt gegen die Langobarden zu ſtreiten. Wenn ſie dieſe zu überwinden vermöchten, ſagte er, ſo würden ſie die Avaren ſehr bald aus dem Lande treiben. Das Treffen ward geliefert und aus allen Kräften gekämpft. Die Langobarden giengen als Sieger hervor und wüteten mit ſolchem Zorne gegen die Gepiden, daß ſie dieſelben faſt völlig vernichteten und ihrer nur wenige entrannen. Alboin ſelbſt erlegte den König Cunimund in dieſem Treffen und nahm die Tochter ſeines Feindes, Roſimunde, zugleich mit vielen anderen Frauen gefangen. Er führte ſie gefangen mit ſich umher und als ſeine Gemahlin Chlothſuinde geſtorben war,

nahm er die gepidische Königstochter zu seiner Frau. Davon sollte ihm nachher noch der Tod kommen. Die Langobarden erlangten durch diesen Sieg so große Beute, daß sie dadurch allesamme reich wurden. Alboin aber machte seinen Namen weit und breit so bekannt, daß sein Ruhm und seine Tapferkeit nicht bloß bei den Langobarden, sondern weithin durch alle deutsche Völkerstämme, namentlich auch bei den Baiern und Sachsen im Liede gefeiert ward.

Aus dem Schädel seines erschlagenen Feindes Cunimund ließ Alboin sich ein Trinkgeschirr bereiten. Das war die Sitte vieler deutschen Stämme und ein solcher aus Gold eingefaßter Trinkbecher aus dem Schädel eines Feindes ward hoch in Ehren gehalten. Zwei Jahrhunderte später zeigte der König Karlmann diesen Schädel Cunimunds dem Paul, Warnefrieds Sohn, der uns viele Sagen und Geschichten erzählt hat. Auch in der nordischen Dichtung der Wilkinasage bereitet Völundr, deutsch Wieland, der kunstreiche Schmied, Trinkbecher aus den Schädeln erwordener Knaben, und in des dänischen Königs Ragnar Lodbrok Sterbegesang heißt es:

Da erwuchs mir hehre Freude,
Wenn ich trank, wie der Sieg mir
Ist bereit bei Walvaters Vater,
Aus den hellen Schädelbechern
Bald wir Bier gesammen trinken.

10. Alboins Zug nach Italien 568.

Der Kaiser Justinian, der damals über das oströmische Reich herrschte, hatte einen sehr klugen Feldherrn, Namens Narses, welcher das ostgothische Reich in Italien vernichtete. Dabei hatte ihm auch Audoin mit einigen tausenden der Langobarden Hilfe geleistet (siehe oben S. 301). Aber die Italier

haßten den Narſes und ließen dem Kaiſer ſagen, es wäre ihnen beſſer zu Muthe geweſen, als ſie noch den Gothen gehorcht hätten, als jetzt, wo ſie den Griechen unterthan wären und Narſes als Statthalter ſie grauſam beherrſchte. „Aber," fuhren ſie fort, „unſer Kaiſer weiß das nicht, und darum bitten wir ihn, daß er uns von der Hand dieſes grimmigen Mannes befreie, da wir uns ſonſt den anſtürmenden Völkern übergeben wollen." Narſes ſagte: „wenn ich die Italier ſchlecht behandele, ſo haben ſie es verdient." Aber der Kaiſer Juſtin II., der Nachfolger Juſtinians, ward ſo ſehr von Zorn erfüllt, daß er ſogleich den Longinus nach Italien ſchickte, der an der Stelle des Narſes Exarch d. i. Statthalter werden ſollte. Als Narſes dieß vernahm, ward er beſorgt und namentlich ſcheute er ſich vor der Kaiſerin Sophia, der Gemahlin Juſtins II. nach Conſtantinopel zurückzukehren. Dieſe ließ ihm melden, ſie wolle ihn in der Folge in ihrem Palaſte über die Spinnerinnen ſetzen, daß er ihnen die Wolle austheilen ſollte. Darauf antwortete ihr Narſes, er wollte ihr ſchon ſelbſt ein ſolches Geſpinnſt bereiten, daß ſie es, ſo lange ſie lebte, nicht würde entwickeln können.

Von Haß und Zorn erfüllt hielt ſich Narſes in der Umgegend von Neapel auf und entſandte von da Boten an die Langobarden, die ihm ſchon früher im Gothenkriege beigeſtanden hatten: ſie möchten doch die armſeligen Gefilde Pannoniens verlaßen und nach Italien herüberkommen, das ſo reich an allen Gütern wäre. Zugleich ſchickte er ihnen allerlei Früchte, die in Italien wachſen, damit er ſie deſto eher zur Ueberſiedelung bewegen möchte. Die Langobarden nahmen dieſe erwünſchte Botſchaft mit großer Freude auf und ſehnten ſich ſchon nach den künftigen Gütern. In Italien aber wurden feurige Schlachtordnungen am Himmel erblickt, die das Blut bedeuteten, welches nachher vergoßen ward.

Bevor Alboin nach Italien hinüberzog, bat er ſeine alten Freunde, die Sachſen, um Hilfe, weil doch Italien für ſein Volk allein zu geräumig wäre. Die Sachſen ſandten ihm mehr als zwanzigtauſend Männer mit ihren Weibern und Kindern. Als das die Frankenkönige Chlothar und Sigisbert hörten, brachten ſie Sueven und andere Völker wieder in die Wohnſitze, welche die Sachſen verlaßen hatten. Außer den Sachſen nahmen Alboin und die Langobarden auch noch aus anderen Völkern viele Menſchen mit, die in ihrer Gewalt waren, nämlich: Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Sueven und andere.

Alsdann überließ Alboin ſeine Wohnſitze in Pannonien ſeinen anderen Freunden, den Avaren; jedoch machte er ihnen die Bedingung, daß die Langobarden wieder dahin zurückkehren dürften, wenn es ihnen in ihrer neuen Heimat nicht gefiele. So machten ſich denn die Langobarden mit Weib und Kind, mit Hab und Gut wieder auf den Weg weiter weſtwärts zu ziehen, nachdem ſie zwei und vierzig Jahre in Pannonien gewohnt hatten. Als Alboin die Grenze Italiens erreicht hatte, ſtieg er auf einen Berg, um das blühende Land zu überſchauen. Dieſer Berg ward noch lange nachher der Berg des Königs genannt. Alboin nahm in Italien eine Stadt nach der andern ein und keine wagte ihm zu widerſtehen. Nur eine Stadt, Ticinum (nachher Pavia), war ſtandhafter und hielt drei Jahre lang die Belagerung aus.

11. Alboin vor Ticinum.

Als das Heer der Langobarden ſchon drei Jahre die Stadt Ticinum berannt hatte und ſie nicht erobern konnte, kam Alboin ſelbſt her, der unterdeſſen ſich andere Städte unterworfen hatte. Als er die Mauern der Stadt noch faſt unverſehrt und

dagegen den großen Schaden ſah, den ſeine Langobarden erlitten hatten, ſchwur er einen grimmigen Eid: „wenn ich die Stadt einnehme, ſoll keine Menſchenſeele darin dem Schwerte der Langobarden entrinnen.“ Im vierten Jahre gelang es denn endlich den Anſtrengungen ſeines Volkes die Stadt zu erſtürmen. Alboin ritt ſelbſt auf einem weißen Roſſe den Seinigen voran; doch als er nun ins Thor kam und den Befehl zum Morden geben wollte, ſtürzte ſein Roſs im Thore nieder. Es half kein Zuruf und kein Sporn, das Pferd blieb liegen und wollte nicht weiter. Da trat ein weiſer Mann zum Könige und ſprach: „Herr, du haſt ein zorniges Wort geſprochen, darum hemmt der Himmel ſelber hier dein Roſs, daß es nicht vorwärts gehen kann. Nimm dein im Grimme geſprochenes Wort zurück und verzeih der Stadt, die ſich ſo wacker vertheidigt, dann wird auch dein Roſs weiter gehen können.“ Da beſann ſich Alboin eine Weile und blickte zum Himmel; dann ſprach er: „es ſei, was ich im Zorne geſprochen habe, nehme ich zurück und will der Stadt ihren kühnen Muth verzeihn.“ Da erhob ſich alsbald das Pferd und der König zog ein in Ticinum. Die Bürger aber nahmen ihn freudig auf und waren ihm immer dankbar dafür, daß er ihrer geſchont hatte.

12. Der Tod Alboins und Roſimundes (571).

Nachdem Alboin drei Jahre in Italien geherrſcht hatte, ward er durch die Anſchläge ſeiner Gemahlin Roſimunde getödtet. Als er nämlich einſtmals bei einem Gaſtmahl in der Nähe von Verona zu vielen Wein getrunken hatte, forderte er den Becher, welcher aus dem Schädel des Gepidenkönigs Cunimund bereitet war. Dieſen Becher ließ er mit Wein anfüllen und darauf ſeiner Gemahlin Roſimunde, der Tochter jenes Königs, bieten und befahl ihr, vergnügt aus ihres Vaters

Schädel zu trinken. Die Königin gehorchte, aber ſie empfand darüber tiefen Schmerz und aus dem Zorne über dieſe unwürdige Behandlung entſtand der Durſt nach Rache. Sie überredete den Helmichis, welcher des Königs Milchbruder und Schildpor, das iſt ſein Waffenträger war, daß er ihn tödten ſollte. Helmichis aber rieth ihr, daß ſie dazu lieber den Peredeo, einen ſehr ſtarken Mann, nehmen ſollte. Peredeo wollte es nicht, aber die Königin brachte ihn bald durch Liſt dahin, indem ſie ihm ſagte: „wenn du den König nicht tödten willſt, ſo klage ich dich an, daß er dich tödtet.“ Da war Peredeo bereit dazu. Während nun Alboin am Mittage ſchlief, hieß Roſſmunde Alles ſtill ſein in dem Palaſte, daß nicht das leiſeſte Geräuſch den Schlummer Alboins ſtörte. Dann nahm ſie dem Alboin alle Waffen weg und ſein Schwert, das er im Arme trug, band ſie am Bette feſt, daß er es nicht gebrauchen konnte. Als das geſchehen war, führte ſie den Peredeo in das Gemach. Aber Alboin erwachte darüber und da er gleich ſeine Gefahr erkannte, ſtreckte er die Hand aus nach ſeinem Schwerte. Als er dieſes nicht losmachen konnte, ergriff er einen Fußſchemel und vertheidigte ſich mit demſelben eine Zeitlang. Aber dennoch konnte er ſich dadurch nicht lange ſchützen, ſondern muſte von den vielen Schlägen des Peredeo ſterben. Die Langobarden beklagten ihn bitterlich und begruben ihn unter der Treppe ſeines Palaſtes.

Aber auch Roſſmunde nahm ein trauriges Ende. Als Alboin getödtet war, heirathete ſie den Helmichis, der ſich zum Könige der Langobarden aufwarf. Aber die Langobarden wollten ihn tödten. Da ſchickte Roſſmunde einen Boten nach Ravenna, wo der Exarch, der Statthalter des Kaiſers von Conſtantinopel lebte und ließ ihm ſagen, er möchte ihr ein Schiff ſchicken, daß ſie entfliehen könnte. Dieſes that Longinus, der

Statthalter, und Helmichis und Roſimunde flüchteten mit Albſuinda, der Tochter Alboins und dem Schatze der Langobarden nach Ravenna. Dort überredete Longinus die Roſimunde, ſie ſollte den Helmichis tödten und ſeine Frau werden. Als Helmichis im Bade ſaß, überreichte ihm Roſimunde einen Becher mit Gift, und ſagte ihm, daß ihm der Trank ſehr heilſam ſein würde. Als aber Helmichis bald merkte, daß er ſeinen Tod getrunken hätte, zog er das Schwert und zwang Roſimunde das zu trinken, was noch im Becher übrig geblieben war. So ſtarben ſie mit einander, und Albſuinda, die Tochter des Langobardenkönigs, ward von Longinus nach Conſtantinopel in die Gefangenſchaft gebracht.

13. Autharis Werbung um Theudelinde.

Nach dem Tode Alboins wählten die Langobarden einen König Namens Kleph. Als dieſer aber bald ſtarb, lebte das Volk zehn Jahre lang unter der Herrſchaft der Herzöge und es war gar kein König da. Damit waren dieſe Herzöge ſehr wohl zufrieden, aber nicht das Volk und es verlangte wiederum einen König, dem auch die Herzöge unterthan wären. Da wählten ſie einſtimmig den Authari, den Sohn des vorigen Königs. Es war aber faſt wie ein Wunder anzuſehen, wie Authari regierte; denn es ward keine Gewaltthätigkeit verübt, Alles war in größter Eintracht, ſo daß Jedermann ohne Furcht vor Raub und Diebſtahl überall ſicher leben konnte. Nachdem Authari eine Zeitlang geherrſcht hatte, ſandte er Boten zu Garibald, dem Könige der Baiern, und ließ um ſeine Tochter Theudelinde werben. Garibald nahm die Boten freundlich auf und verſprach die Bitte des Königs Authari zu erfüllen. Als dieß die zurückkehrenden Geſandten dem Authari verkündet hatten, wünſchte er ſelbſt ſeine Braut zu ſehen. Darum wählte er ſich

unter den Langobarden einige zuverläßige Männer aus, namentlich einen ſehr treuen älteren Mann, den er zum Führer des Zuges machte, und mit dieſem Zuge reiſte er ſelbſt nach Baiern.

Als ſie nach dem gewöhnlichen Brauche vor den König Garibald geführt waren, brachte der alte Mann, der Vertraute des Authari, nach der gewöhnlichen Sitte ſeine Rede vor und Garibald hörte ihm freundlich zu. Unterdeſſen war Authari, den Niemand dort erkannte, dem Könige Garibald näher getreten und ſprach zu ihm: „Der König Authari, mein Herr, hat mich eigens zu dem Zwecke geſandt, daß ich die Königstochter, ſeine Braut, welche zu unſerer Herrin beſtimmt iſt, betrachten ſoll, damit ich unſerem Herrn um ſo beſſer beſchreiben kann, wie ſie ausſieht.“ Da befahl der König Garibald, man ſolle ſeine Tochter Theudelinde holen. Sie war von ſchöner Geſtalt, ſo daß ſie Authari wohl gefallen mußte: darum ſprach er: „Weil wir nun eure Tochter ſo ſchön ſehen, daß wir wohl wünſchen müßen, daß ſie nach Verdienſt unſere Königin werde, ſo laßt uns jetzt von ihrer Hand, wie es auch ſo nachher geſchehen wird, einen Becher Weins darreichen.“ Als der König das bewilligt hatte, kredenzte ſie den Becher demjenigen, welcher der Vornehmſte unter den Langobarden zu ſein ſchien. Als ſie ihn darauf auch dem Authari dargeboten hatte, von dem ſie nicht wußte, daß er ihr Verlobter wäre, trank er und als er den Becher zurückgab, berührte er ihre Hand mit ſeinen Fingern und da es Niemand bemerkte, ſtreichelte er auch ihre Wange mit ſeiner Hand.

Dieß erzählte ſie beſchämt ſofort ihrer älteren Freundin. Da ſagte dieſe: „wenn das nicht der König und dein Verlobter ſelber iſt, ſo hätte er dich nicht zu berühren gewagt. Aber wir wollen davon ſchweigen, daß es dein Vater nicht erfahre. Denn Authari iſt in Wahrheit ein Mann, der es verdient König zu

sein und dein Gemahl zu werden.“ Authari war damals in seinem blühenden Alter, von stattlichem Ansehen, und reiche glänzende Locken wallten über seine Schultern.

Als sie vom Könige Urlaub erhalten hatten, eilten sie schnell von dannen. Als sie nun nahe an die Grenze Italiens gekommen waren und bis dahin die Baiern, welche Garibald ihnen mitgegeben hatte, sie noch begleiteten, richtete sich Authari auf seinem Pferde auf, so hoch er konnte, und schlug mit aller seiner Kraft das Beil, welches er in seiner Hand trug, in einen nahestehenden Baum, daß es haften blieb und sprach die Worte: „solche Schläge führt Authari.“ An diesen Worten erkannten die Baiern, welche ihn begleitet hatten, daß er der König Authari selbst wäre und kehrten zu ihrem Könige Garibald zurück.

Eine Zeitlang nachher überzog der König der Franken den Garibald mit Krieg. Als die Baiern sehr gedrängt wurden, entfloh Theudelinde mit ihrem Bruder Gundoald nach Italien und schickte ihrem Verlobten Authari Nachricht, daß sie ihn um Schutz ersuchte. Da ritt Authari ihr mit einem großen Gefolge entgegen, und als er ihr in der Mitte des Monats Mai auf dem sardischen Gefilde bei Verona begegnete, ließ er dort sogleich die Anstalten zur Hochzeit treffen. Unter dem Jubel der Langobarden ward diese vollzogen und Theudelinde war Königin der Langobarden.

14. Der Grenzstein der Langobarden.

Authari war ein gewaltiger König und mehrte das Reich nach allen Seiten. Namentlich drang er auch nach Süden vor, nahm die Stadt Benevent und die umliegende Gegend ein und kam bis nach Regium (Reggio), einer der äußersten Städte im Süden Italiens. Dort stand ein Fels im Meere von den

Wellen umſpült. Authari ſpornte ſein Roſs, daß es ins Waßer hineingieng und bis an jenen Stein drang. Den berührte darauf der König mit der Spitze ſeines Speeres und ſprach dabei: „das ſei der Grenzſtein der Langobarden im Mittelmeere!“ Noch heute*) ſoll dieſe Säule ſtehen und den Namen führen Fels des Authari.

15. Theudelinde und Agilulf.

Nachdem Authari ſechs Jahre König der Langobarden geweſen war, ſtarb er bei Ticinum (601). Die Königin Theudelinde aber hatte ſich die Zuneigung des ganzen Volkes erworben und darum geſtatteten ſie ihr, daß ſie Königin bleiben ſollte, und verſprachen denjenigen als ihren Herrn anzuerkennen, welchen Theudelinde ſich zum Gemahl erſehen würde. Da berief die Königin die weiſeſten Männer und beredete ſich mit ihnen und ſie riethen ihr, Agilulf zu wählen; denn dieſer war ein tapferer und thätiger Mann und an Geiſt und Körper wohl zur Herrſchaft geſchickt. Darum ließ ihn die Königin holen und ritt ihm ſelbſt entgegen. Als er zu ihr kam, unterredete ſie ſich eine Zeitlang mit ihm und ließ dann Wein herbeibringen. Zuerſt trank ſie und reichte dann Agilulf den Becher. Als Agilulf ihr dann die Hand küſſen wollte, ſprach ſie lächelnd und erröthend: „nicht geziemt es dem, mir die Hand zu küſſen, der wohl meinen Mund küſſen dürfte.“ Dann erzählte ſie ihm, daß ſie ihn nach dem Rathe der Weiſen zu ihrem Gemahle und zum Könige der Langobarden erwählt hätte. Da ward die Hochzeit mit Jubel gefeiert und alle freuten ſich über dieſe Wahl der Königin. Aber das Volk muſte erſt ihre Wahl beſtätigen

*) Das heißt zur Zeit des Geſchichtſchreibers Paul Warnefried, der uns dieß erzählt, alſo zur Zeit des Kaiſers Karl.

und das geschah in feierlicher Volksversammlung im Mai auf den Feldern von Mailand (602). Agilulf herrschte mit großem Ruhme bis 616.

16. Einige Sitten der Langobarden.

Die Königin Theudelinde war eine fromme Frau und baute viele Kirchen. Namentlich ließ sie dem heiligen Johannes dem Täufer zu Ehren in Moditia oder Monza, welches nicht fern von Mailand lag, eine herrliche Basilika erbauen und beschenkte sie reich mit Gold und Silber und vielen liegenden Gütern. Auch baute sie dort einen Palast, fast an derselben Stelle, wo einst der Ostgothenkönig Theoderich einen Palast für sich hatte erbauen laßen, wegen der herrlichen gesunden Luft, die dort von den Alpen niederweht. Theudelinde ließ in ihrem Palaste an den Wänden die Thaten der Langobarden bildlich darstellen. Daraus konnte man auch noch lange nachher sehen, wie sich die Langobarden damals zu tragen pflegten, wie ihre Kleidung und der Schnitt ihres Haares war. Ihre Kleider waren weit und meist von Leinen, wie auch die Angelsachsen sie damals zu tragen pflegten, mit breitem Besatze verziert und hatten verschiedene Farben. Ihre Schuhe waren über den ganzen Fuß bis an die große Zehe offen und wurden querüber mit Bändern befestigt. Hernach gebrauchten sie auch Hosen, über welche sie beim Reiten weitere lederne Beinkleider zogen. Diese Sitte nahmen sie von den Römern an.

In der Kirche, welche Theudelinde dem St. Johann zu Ehren erbauen ließ, befand sich auch eine goldene Krone, welche der König Agilulf dahin geschenkt haben soll. Ferner wurde da die berühmte eiserne Krone aufbewahrt, mit welcher nachher die deutschen Kaiser in Italien gekrönt wurden. Sie war nicht von Eisen, sondern von gutem Golde, inwendig aber lief ein

eiſerner Ring herum, welcher nach der Sage aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti geſchmiedet war.

Bis auf die Königin Theudelinde waren die Langobarden arianiſchen Glaubens, aber durch die Bemühungen dieſer Königin, die als bairiſche Prinzeſſin katholiſch und mit dem Papſte ſehr befreundet war und mit ihm im Briefwechſel ſtand, gelang es ſtatt der arianiſchen Lehre allmälig die katholiſche einzuführen. Ihr Sohn Adoald ward in dieſer Kirche zu Monza getauft und zwar katholiſchen Glaubens, obwohl Agilulf Arianer war.

Wie groß damals noch immer die Abneigung der Katholiken gegen die Arianer war, zeigt uns folgende Geſchichte. Der Abt des Kloſters Bobbio ſchickte einen ſeiner Mönche, Namens Blidulf, nach Pavia. Dort begegnete dieſem Mönche der langobardiſche Herzog Ariowald, welcher ſpäter nach dem Tode Adoalds König der Langobarden wurde. Kaum hatte Ariowald, der arianiſchen Glaubens war, den Mönch Blidulf erblickt, ſo ſprach er zu ſeinen Leuten, die ihm folgten: „Das iſt einer von den Mönchen des Columban*), welche ſich nicht die Mühe nehmen uns für unſern Gruß zu danken.“ Darauf grüßte er den Mönch Blidulf zuerſt; aber dieſer hatte die Worte des Herzogs vernommen und ſprach: „ich würde dich ebenfalls gegrüßt haben, wenn du nicht einen falſchen Glauben hätteſt.“ Ueber dieſe Rede wurde Ariowald erzürnt und gab Befehl, daß man dieſen Mönch insgeheim tüchtig durchprügeln ſollte. Dieß geſchah: Blidulf bekam ſeine Schläge und kehrte dann wohlbehalten und munter in ſein Kloſter zurück und erzählte, was ihm um ſeines Glaubens willen widerfahren wäre.

*) Columban war einer der Miſſionare, welche zu jener Zeit das Chriſtenthum in Deutſchland predigten. Er wurde nachher Abt des Kloſters Bobbio.

Es ereignete sich sonst sehr selten, daß die Könige der Langobarden sich in Glaubenssachen mischen wollten. Selbst als einmal Streit unter einigen katholischen Bischöfen wegen des Klosters Bobbio entstand und sie sich deshalb an den König Ariowald wandten und ihn um seine Entscheidung baten, sagte ihnen Ariowald, daß es ihm gar nicht zukäme, sich in die Streitigkeiten der Geistlichen zu mischen; denn solche Sachen gehörten vor die geistlichen Gerichte. Da baten sie ihn um die Erlaubnis, sich nach Rom an den Papst wenden zu dürfen, daß der ihren Streit entschiede. Denn Rom ist niemals der langobardischen Herrschaft unterthan gewesen. Das bewilligte ihnen Ariowald und der Papst entschied den Streit.

17. Der kleine Grimoald und seine Brüder.

Dem Herzoge von Forojulium (Friaul) lag es ob die nordöstliche Mark des langobardischen Reiches gegen die Einfälle der Avaren zu schützen. Dieß that der Herzog Gisulf lange Zeit hindurch mit dem besten Erfolge. Einstmals aber waren wieder die Avaren mit großer Heeresmacht eingefallen und Gisulf eilte auf die Nachricht davon ihnen sogleich entgegen, obwohl er nur eine kleine Anzahl seiner Krieger bei sich hatte. Die Avaren umringten ihn und seine kleine Schaar, und tödteten Alle, so daß kaum einer entkam um die Nachricht zu bringen. Der Avarenkönig überschwemmte nun das ganze Land und umringte auch mit seinen Schaaren Forojulium, wohin sich die umwohnenden Langobarden unter den Schutz der Herzogin Romilda, der Frau des Gisulf, geflüchtet hatten. Ihre Söhne Taso und Radoald, die schon zu Jünglingen herangewachsen waren, leiteten die Vertheidigung der Stadt. Eines Tages ritt der Avarenkönig mit seiner Begleitung um die Stadt, um eine schwache Stelle ausfindig zu machen, gegen die er seinen

Angriff richten könnte. Da sah ihn die Herzogin Romilda von der Mauer herab und alsbald faßte sie den Gedanken, den Avarenkönig zu heirathen. Sie schickte heimlich einen Boten an ihn, daß sie ihm die Stadt überliefern wollte, wenn er sie zu seiner Gemahlin nähme. Der Avare gieng trüglicher Weise ein und alsbald öffnete die Herzogin die Thore und die Avaren stürzten in die Stadt, zu morden und zu plündern.

Sie führten die Einwohner der Stadt gefangen mit sich fort und versprachen ihnen Wohnsitze in dem Lande Pannonien, das die Langobarden früher selbst bewohnt hatten. Sobald sie aber dort angelangt waren, beschloßen sie die Männer auf einem heiligen Felde zu tödten, die Frauen und Kinder unter sich zu verloosen. Die Herzogin Romilda wurde erst schmählich mishandelt und dann getödtet. Aber Taso und Radoald merkten das Vorhaben der Avaren und entschloßen sich zur Flucht, vorher jedoch wollten sie ihren kleinen Bruder Grimoald tödten, damit er nicht in die Sklaverei der Avaren käme. Allein Grimoald bat sie, daß sie ihn mitnehmen möchten; „denn," sprach er, „ich kann mich schon auf dem Pferde festhalten, nehmt mich doch nur mit." Der eine der Brüder hatte schon seine Lanze erhoben; allein auf das Weinen und das flehentliche Bitten des Knaben ließ er ab, hob ihn auf ein Pferd ohne Sattel und gebot ihm, sich recht festzuhalten, damit er nicht hinunterfiele. Dann ritten die drei Brüder eilig von dannen.

Die Avaren merkten bald die Flucht der Gefangenen und eilten in der Dunkelheit der Nacht nach allen Richtungen, sie wieder einzuholen. Grimoald aber konnte sein Pferd nicht lenken und verlor sich von seinen Brüdern. Da erreichte ihn einer der Avaren; weil er aber so klein war, wollte er ihn nicht tödten, sondern setzte ihn hinter sich auf sein Pferd und gebot ihm sich recht festzuhalten. Alsdann jagte er wieder dem Lager

der Avaren zu und freute ſich nicht wenig ſeine Beute wieder eingeholt zu haben; denn Grimoald war ein feiner Knabe mit leuchtenden Augen und langem gelbem Haar. Während ſie nun eilends dahinritten und der Avare wenig auf den Knaben achtete, zog dieſer das Schwert des Barbaren aus der Scheide und führte einen ſo ſtarken Hieb auf den Kopf desſelben, daß das Eiſen durch den Schädel ins Gehirn drang und der Avare vom Pferde ſtürzte. Dann ergriff Grimoald die Zügel und lenkte das Roß wieder um nach der Gegend, wo er ſeine Brüder vermuthete. Er erreichte ſie und erzählte ihnen ſeine Befreiung und dann ritten die drei Brüder weiter und entkamen ohne weitere Gefahr.

Als Agilulf die Nachricht vom Tode Giſulfs erhielt, ſetzte er den Bruder desſelben, Namens Graſulf, zum Herzoge über Forojulium ein. Dieſem aber wollten Radoald und Grimoald, deren Bruder Taſo bald nachher getödtet worden war, nicht gehorchen, ſondern ſetzten ſich in ein kleines Schiff und fuhren der Küſte des adriatiſchen Meeres entlang bis hin zum Gebiete von Benevent. Dort nahm der Herzog Arichis ſie freundlich auf; denn er war vordem ihr Lehrer geweſen, und behandelte ſie als ſeine Söhne. Dagegen ſtanden ſie ihm in allen ſeinen Kämpfen treulich bei und nach ſeinem Tode ebenſo auch ſeinem Sohne Aio. Als Aio einmal Krieg führte gegen ſlaviſche Völkerſchaaren, hatten dieſe in der Nähe ihres Lagers eine Menge Gruben gemacht. Aio, der das nicht wuſte, wollte die Feinde von vorther angreifen, ſtürzte aber mit ſeinem Pferde in eine der Gruben und kam ſo elendiglich ums Leben. Als Radoald das erfuhr, eilte er ſchnell herbei und redete mit den Slaven in ihrer eigenen Sprache und ſchlug ihnen den Frieden vor. Als die Slaven darauf vertrauensvoll wurden, ſtürzten auf einmal Radoald und Grimoald über ſie her und ſchlugen ſie völlig. Die

Beneventer aber nahmen Radoald gern zu ihrem Herzoge und nachdem er eine Zeitlang regiert hatte, hinterließ er das Herzogthum seinem Bruder Grimoald, den der Langobardenkönig wiederum gern in seiner Würde bestätigte. Grimoald selbst wurde nachher einer der gewaltigsten Könige der Langobarden.

Sein Bruder Taso aber war auf folgende Weise ums Leben gekommen. Es war außer diesem noch ein anderer Bruder, Namens Caco. Diese beiden Brüder lud der römische Patricius Gregor zu sich nach Opitergium ein und versprach ihnen, daß er der langobardischen Sitte gemäß ihnen den Bart schneiden und sie dadurch als seine Söhne annehmen wollte. Deshalb giengen sie beide mit einer auserlesenen Schaar von Jünglingen zu ihm hin. Sobald sie in die Stadt eingetreten waren, befahl Gregor die Thore hinter ihnen zu schließen und schickte dann bewaffnete Männer auf sie los. Als Taso das sah, vertheidigte er sich wacker und verkaufte sein Leben theuer. Sie trieben sich über die Straßen und Plätze der Stadt umher, bis endlich, nachdem sie eine große Zahl der Römer getödtet hatten, die unglücklichen Jünglinge der Uebermacht erlagen. Damit aber Gregor seinen Eid löste, ließ er sich das Haupt Tasos und Cacos bringen und schnitt ihnen den Bart ab, wie er versprochen hatte.

18. Die Königin Gundeberg.

Nach Agilulfs Tode regierte sein Sohn Adelwald und seine Mutter Theudelinde half ihm mit ihrem klugen Rathe. Als diese Königin aber nach wenigen Jahren starb, sahen die Langobarden ein, daß der Verstand des Adelwald der Regierung nicht gewachsen wäre: sie entfernten ihn und machten Ariowald den Herzog von Turin zu ihrem Könige.

Ariowald aber wollte sich in der Herrschaft befestigen und

nahm deshalb Gundeberg, die Tochter des Königs Agilulf und der Theudelinde zu seiner Gemahlin. Am Hofe des Königs Ariowald war ein gewisser Adalulf, der bei dem Könige in hohen Gunsten stand. Eines Tages hatte Adalulf eine Sendung an die Königin Gundeberg auszurichten und wie von ungefähr entfuhren ihr die Worte, daß Adalulf ein schön gewachsener Mann wäre. Da griff er gleich diese Worte auf und bat sie um ihre Gunst; aber die Königin Gundeberg spie ihm zur Antwort ins Gesicht. Adalulf gieng von ihr; aber er dachte nach über den begangenen Fehler und meinte, es würde ihm sein Leben kosten, weil die Königin Gundeberg nicht ruhen würde, bis sie sich für die widerfahrene Beleidigung gerochen hätte. Deshalb beschloß er ihr zuvorzukommen, er gieng gerades Weges zum Könige Ariowald und bat ihn um einige Worte im Geheimen. Alsdann warnte er ihn sich vorzusehen, weil die Königin Gundeberg mit dem Herzoge Taso verabredet hätte, dem Könige Gift zu geben und dann Taso zum Könige der Langobarden ausrufen zu laßen. Dem Ariowald schlug das Gewißen, daß vielleicht Gundeberg ihren Bruder Adelwald an ihm rächen wollte; er glaubte der Verleumdung seines Lieblings Adalulf und ließ die Königin auf das feste Schloß Lomello bringen, welches zwischen dem Po und dem Ticino liegt. Dieß war im Jahre 629.

Die Nachricht davon gelangte auch ins Frankenreich, dessen Könige mit Gundeberg verwandt waren. Deshalb ließ der König Dagobert dem Könige Ariowald sagen, daß er die Gefangensetzung seiner Verwandten mit Mißfallen vernommen hätte und daß er ihn bäte sie wieder frei zu laßen. Als die fränkischen Gesandten am Hofe Ariowalds den Zusammenhang der Geschichte vernommen hatten, schlugen sie ein Gottesurtheil vor, wie man es nannte, nämlich daß der Ankläger Adalulf mit einem Kämpfer für die Königin öffentlich vor allem Volke einen

Zweikampf ausfechten ſollte; denn man dachte, daß Gott nur der gerechten Sache den Sieg verleihen und um ihretwillen dem Bedrängten immer hilfreich zur Seite ſtehen würde. Ariowald billigte den Vorſchlag und darum muſte Adalulf mit einem Vorkämpfer für die Ehre der Königin ſtreiten. Dieſer hieß Pitto. Zu einem ſolchen Zweikampfe brachten die Kämpfer jeder gleich ſeinen Sarg mit, damit, wer da fiel, ſogleich fortgeſchafft und begraben werden könnte. Der Sieg entſchied dieß Mal für die gerechte Sache, Adalulf fiel und die Königin Gundeberg ward wieder in ihre Rechte und Ehren eingeſetzt, nachdem ſie drei Jahre auf ihrer Feſte Lomello hatte ſchmachten müßen.

Wenige Jahre hernach ſtarb Ariowald. Da kamen die langobardiſchen Großen zu Gundeberg und wie ſie einſt auch ihrer Mutter Theudelinde es verſtattet hatten, ſich ſelbſt einen andern Gemahl und zugleich in dieſem Gemahl dem Langobardenvolke einen König zu geben, ſo gaben ſie dieſelbe Freiheit ihrer Tochter. Die Königin Gundeberg ließ darauf Rotharis, den Herzog von Brescia, zu ſich kommen und fragte ihn, ob er ihr ein treuer Gemahl und dem Langobardenvolke ein guter König ſein wollte. Das bedurfte bei Rotharis nicht langer Ueberlegung, er verſprach es ihr und beſchwur es ihr nach ihrem Willen öffentlich in mehren Kirchen. Bald zeigte es ſich, daß ſie ebenſo wie einſt ihre Mutter Theudelinde ihre Wahl auf einen würdigen Mann gelenkt hatte.

19. Rotharis (636—652).

Die Langobarden hatten acht und ſechzig Jahre im Lande Italien gewohnt, als Rotharis ihr König wurde. Bis auf ihn hatten die Richter der Langobarden nur nach Brauch und Herkommen Recht geſprochen; aber dem Könige Rothar genügte

das nicht mehr, sondern er ließ die Rechte der Langobarden aufschreiben und sein Gesetzbuch ist uns noch heute erhalten. Er war ein gerechter Mann, weise und muthig und die Unterthanen römischen Stammes wußten nichts Böses gegen ihn, als nach ihrer Meinung seinen Unglauben, daß er nicht ein katholischer, sondern ein arianischer Christ war. Zu seiner Zeit waren in fast allen Städten des Landes zwei Bischöfe, von denen der eine katholisch, der andere ein Arianer war; aber nach und nach verschwanden die Arianer immer mehr.

Auch im Kriege war Rotharis gewaltig. Er nahm an der Westküste Italiens bis da, wo das Gebiet der Franken anfieng, den Kaiserlichen alle Städte weg, die sie da noch besaßen. Auch auf der Ostküste am adriatischen Meere wurden die Griechen, wie man auch die Kaiserlichen nannte, immer mehr eingeschränkt und mit dem kaiserlichen Exarchen in Ravenna war Rothar oft in Krieg. In einem Treffen sollen einmal achttausend Kaiserliche umgekommen sein. In der untern Hälfte Italiens waltete Grimoald, der mächtige Herzog von Benevent, dessen Krieg gegen die Kaiserlichen, die dort noch Neapel besaßen, fast niemals unterbrochen wurde.

Nachdem Rotharis sechszehn Jahre zum Segen der Langobarden regiert hatte, starb er und hinterließ das Reich seinem Sohne Rodoald, den die Langobarden willig zu ihrem Könige nahmen. Ueber den König Rothar hat Paul uns Weniges erzählt, aber dennoch müßten viele Sagen über ihn gewesen sein; denn noch ein halbes Jahrtausend später, im zwölften Jahrhundert, wurden in mittelhochdeutscher Sprache Sagen über diesen König gedichtet. Darin heißt es, daß Rother König war zu Bare in Apulien, von wo aus man zur Zeit der Kreuzzüge häufig nach dem gelobten Lande fuhr. König Rother suchte sich eine Jungfrau, welche ihm zum Weibe geziemen möchte, und da

er in seinem Lande keine finden konnte, gab ihm Held Lupolt, der ihm mit besonderer Treue ergeben war, den Rath, er solle nach Constantinopel zum König Constantin gehen und dessen wunderschöne Tochter zur Ehe begehren. So schickt denn König Rother seine Gesandten dahin; aber als Constantin ihren Auftrag vernimmt, ist er sehr aufgebracht und läßt sie in den Kerker werfen. Rother harrt lange vergebens auf Antwort, endlich ahnt er das Unglück und fährt unter dem Namen eines Grafen Dieterich, den Rother vertrieben hatte, selbst hinüber, um nachzuforschen. Unter seinen Begleitern ist auch der Riesenfürst Asprian, über den alle Leute in Constantinopel in Schrecken gerathen. Als sie zu Tische sitzen, will ein gezähmter Löwe, der am byzantinischen Hofe frei umhergeht, dem Riesen Asprian sein Brot wegnehmen, da faßt ihn Asprian und wirft ihn an die Wand: „daz er al zebrach.“ Dem König Rother aber werden um seiner Milde und Freigebigkeit willen alle freundlich gesinnt, und auch die Tochter des Königs Constantin, die von ihm gehört hat, gewinnt ihn lieb und wünscht ihn zu sehen. Er schickt ihr Geschenke, unter diesen auch ein Paar Schuhe von Gold und Silber, welche aber auf *einen* Fuß gemacht sind. Da kann die Königstochter die Schuhe nicht anziehen und deshalb muß Graf Dieterich selber hin, ihr zu helfen. Er bringt ihr die anderen Schuhe mit und giebt sich ihr als König Rother zu erkennen; aber sie glaubt ihm erst, als seine früheren Boten, die noch gefangen sitzen, auch ihn als ihren König begrüßen. Rother darf sich jedoch dem Constantin nicht zu erkennen geben, sondern versucht eine List und verspricht ihm Hilfe im Kriege. Während sie auf dem Zuge sind, kehrt Rother heimlich nach Constantinopel zurück und entflieht mit der Königstochter heim in sein Land. Aber ein griechischer Spielmann lockt die Königin im langobardischen Reiche auf sein Schiff und bringt sie ihrem

Vater Conſtantin wieder. Nicht lange nachher kommt auch Rother um ſeine Gattin wieder zu holen, da wird er gefangen genommen und ſoll getödtet werden. Zur rechten Zeit noch kommt ein lombardiſches Heer zu Hilfe, da gibt Conſtantin dem Lombardenkönige ſeine Tochter, um ſein eigenes Leben zu erhalten. Rother aber kehrt heim und regiert zu Bare in Apulien, bis er in ſeinem Alter als Einſiedler ſein Leben beſchließt.

Dieſe Sage von König Rother iſt uns ein Beweis, daß die Erinnerung an die deutſche Abſtammung und an die Verwandtſchaft der Langobarden mit den andern deutſchen Volksſtämmen auch da noch nicht vergeßen war, als die Nachkommen der alten Langobarden ſchon längſt die deutſche Sprache und deutſche Nationalität vergeßen hatten, als bei ihnen ſchon das ſogenannte romaniſche Element geſiegt hatte über das germaniſche, wie dieß in Italien, Frankreich und der pyrenäiſchen Halbinſel ſich wiederholte. Außer dieſer Sage vom König Rother ſind auch noch andere langobardiſche Sagen von mittelhochdeutſchen Dichtern uns erzählt.

29. Grimoald und Gotebert.

Nach Rotoald, dem Sohne des Geſetzgebers Rotharis, wählten die Langobarden den Neffen der Königin Theudelinde, Namens Aribert, zum Könige. Dieſer regierte neun Jahre und dann (661) erhielten ſeine beiden Söhne Bertarit und Godebert das Reich, welches ſie gemeinſchaftlich, dieſer in Paria und jener in Mailand, regieren ſollten. Aber es entſtand bald Streit unter ihnen und deshalb rief Godebert den Herzog Grimoald herbei, der in Benevent lebte, er ſollte ſo ſchnell als möglich herkommen und ihm gegen ſeinen Bruder Bertarit helfen. Dafür verſprach er ihm ſeine Schweſter zur Frau zu geben. Aber der Geſandte Garibald handelte feindſelig gegen

ſeinen Herrn und ermahnte den Grimoald, da die Brüder unter ſich uneinig wären und das Reich zerrütteten, möchte er die Herrſchaft ſelbſt an ſich reißen. Grimoald vernahm dieß mit Freude und zog mit einer auserleſenen Schaar gegen Pavia, die Hauptſtadt der Langobarden. Unterwegs gewann er ſich viele Anhänger und Freunde. Alsdann ſandte er den Boten Garibald voraus an Godebert, dieſem ſeine Ankunft zu verkünden. Godebert fragte den Boten, wie er wohl den Grimoald empfangen und wo er ihm eine Wohnung anbieten ſollte. Garibald antwortete, daß es ſich gezieme, dem Grimoald, der doch um des Königs willen gekommen wäre und ſeine Schweſter zur Frau haben ſollte, eine Wohnung im königlichen Palaſte anzubieten. So geſchah es denn auch.

Garibald aber war ein böſer Unheilſtifter. Er überredete den König Godebert, daß er nicht anders als mit einem Panzer angethan mit dem Herzoge Grimoald zuſammenkommen ſollte; denn Grimoald, behauptete er, wolle ihn tödten. Dann aber gieng Garibald argliſtig zu Grimoald und warnte ihn, wenn er ſich nicht wohl vorſähe und bewaffnet käme, würde Godebert ihn tödten. Als Beweis dieſer Warnung gab er ihm an, daß er einen Panzer trüge. Als ſie nun am folgenden Morgen zuſammenkamen und Grimoald nach der gewöhnlichen Begrüßung den König umarmte, fühlte er ſogleich, daß dieſer einen Panzer unter ſeinem Kleide hätte. Da ward er zornig, weil er meinte, es wäre Verrath, zog ſein Schwert und tödtete den Godebert. Alsdann riß er die Herrſchaft an ſich.

Als Bertarid, der bei Mailand wohnte, dieß vernahm, daß ſein Bruder getödtet wäre, floh er eiligſt von dannen zu dem Könige der Avaren, und ließ ſelbſt ſeine Frau Rodelinde und ſein Söhnlein Cunibert zurück, welche Grimoald darauf in die Verbannung ſchickte. So hatte Grimoald die Herrſchaft ge-

wonnen: aber der böſe Garibald, der alles Unheil verſchuldet hatte, ſollte ſeiner Strafe nicht entgehen. Es war nämlich aus der Verwandtſchaft des Königs Godebert ein Mann zurückgeblieben, der beſchloß den Tod ſeines Königs und Verwandten an Garibald zu rächen. Als dieſer am Oſtertage in die Kirche gehen wollte, verſteckte ſich jener da, wo Garibald hindurchgehen muſte mit gezogenem Schwerte. Als Garibald herankam, hob jener Mann ſein Schwert und traf den Hals desſelben ſo, daß von dem einen Schlage der Kopf von dem Rumpfe getrennt ward. Die Begleiter des Garibald ſtürzten ſofort über den Thäter her und tödteten ihn auch mit vielen Wunden; aber er ſtarb froh darüber, daß er die Frevelthat des Garibald gerochen hatte.

21. Ueberbleibſel des Heidenthums bei den Langobarden.

Die Langobarden waren freilich Chriſten, aber wie alle andere deutſche Völkerſtämme, ſo hielten auch ſie lange feſt an den Gebräuchen ihrer Väter und verehrten noch im ſiebten Jahrhundert den heiligen Baum und die heilige Schlange. Als Romuald zu Benevent regierte, ſtand nicht fern von den Mauern dieſer Stadt ein heiliger Baum, an welchem ein Fell aufgehangen war. Bei dieſem Baume thaten ſie Gelübde und wer nun ein ſolches zu löſen hatte, muſte von dieſem Baume aus ſchnell wegreiten und dabei, während das Roß geſpornt wurde, mit dem Wurfſpieß rückwärts nach dieſem Felle werfen. Wenn er dann das Fell traf, ſo empfieng er ein kleines Stück von demſelben und verzehrte dieß. Dagegen predigten vergebens die Geiſtlichen, das Volk ließ nicht ab von dieſem Gebrauche; denn es ſagte, daß das Geſetz der Vorfahren heilig zu halten wäre, weil dieſe dadurch die tapferſten Männer geworden ſeien. Als nun

Herzog Romuald, der Bruder des Königs Grimoald, einmal gegen die Griechen auszog, nahm der heilige Barbatus ein Beil, ging zu diesem Baume, grub ihn aus und zerhieb ihn dann in kleine Stücke. Die Stelle des Baumes überdeckte er so wieder mit Erde, daß man nachher keine Spur mehr davon finden konnte. Was aber dieser Baum bedeuten mochte, ist uns nicht mehr bekannt.

Auf ähnliche Weise verehrten die Langobarden eine Schlange und beugten sich vor ihr. Als Romuald einst auf einem Kriegszuge war, bat Barbatus die Gemahlin desselben, ihm das Schlangenbild zu verschaffen. Sie aber antwortete: „wenn ich das thue, so muß ich sterben.“ Aber Barbatus ließ nicht ab zu bitten und erlangte endlich von ihr, daß sie ihm das goldene Bild übergab. Sogleich ließ er es einschmelzen und trug dann einem Goldschmiede auf, Schüssel und Kelch daraus zu verfertigen. Dieß geschah und als nun der König heimgekehrt war, reichte ihm Barbatus aus diesem Gerathe das Abendmahl; denn das war immer das Bestreben der christlichen Priester den Stoff beizubehalten, aber ihn statt wie früher zu dem heidnischen Dienst, so zu der christlichen Gottesverehrung zu verwenden. Als der König das Abendmahl genossen hatte, sagte ihm Barbatus, woher das Gerathe genommen wäre. Da sprach sogleich einer von des Königs Hofleuten: „wenn das meine Frau gethan hätte, so würde ich sie sogleich tödten.“ Allein der König verzieh es der Königin Theodarate, seiner Frau, und diente hinfort der Schlange nicht mehr.

Als die Langobarden aber erst nach Italien kamen, hatten sie noch viele andere Gebräuche. Der Papst Gregor der Große, der freilich die Langobarden haßte, weil sie Arianer waren, erzählt uns, daß sie im Jahre 578 ihrem obersten Gotte den Kopf einer Ziege geopfert und ihn dabei angebetet hätten. Sie hätten

auch vierzig italische Gefangene zwingen wollen ein Gleiches zu thun, und als diese sich weigerten, seien sie von den Langobarden getödtet. Eben so seien auch vierzig italische Bauern von den Langobarden getödtet, weil sie sich geweigert hatten, das Fleisch der geopferten Thiere mit ihnen zu verzehren. Allein es befanden sich unter den Langobarden auch andere noch nicht christliche Völker, die vielleicht ihrer alten Religion treu geblieben waren. Die Langobarden selbst waren sehr duldsam und obwohl sie Arianer waren, verfolgten sie doch die Katholiken nicht; denn selbst ihre Feinde loben sie deshalb.

22. Die Feindschaft zwischen Grimoald und Bertarid.

Als Grimoald erfuhr, daß Bertarid geflohen wäre und sich bei dem Könige der Avaren aufhielte, ließ er diesem sagen, wenn er den Bertarid noch ferner in seinem Reiche bei sich behielte, so könne der Friede zwischen Langobarden und Avaren nicht länger bestehen. Als der König der Avaren dieß vernahm, rief er den Bertarid zu sich und sagte ihm, er möchte sich doch einen anderen Zufluchtsort auswählen, damit nicht um seinetwillen dem Volke der Avaren ein Krieg mit den Langobarden entstünde. Bertarid aber hatte gehört, daß Grimoald ein milder Mann wäre; darum faßte er den Entschluß zurückzugehen ins Land der Langobarden und sich selbst dem Könige Grimoald zu überliefern. Als er an die Grenze gekommen war, schickte er Hunulf, einen sehr treuen Mann, zu Grimoald voraus, daß er dem Könige seine Ankunft melden sollte. Als Hunulf zum Könige kam, sagte er ihm, daß Bertarid im Vertrauen auf die Milde des Königs in sein Vaterland zurückkehre. Da nahm Grimoald wohl auf und versicherte, daß ihm nichts Uebeles widerfahren sollte.

Als Bertarid kam und zu Grimoald eintrat, wollte er sich

dem Könige zu Füßen werfen; allein der König hielt ihn zurück und hob ihm freundlich das Gesicht zum Kusse empor. Da sprach Bertarid: „Ich bin dein Knecht; denn ich weiß, daß du christlich gesinnt und fromm bist. Darum, obwohl ich hätte unter den Heiden leben können, bin ich im Vertrauen auf deine Milde zu dir gekommen.“ Darauf erwiederte ihm der König mit einem Eide, wie er zu thun pflegte: „bei dem, der mich geschaffen hat, schwöre ich dir, daß dir nichts Böses widerfahren soll; sondern ich werde Alles so anordnen, daß du mit Würde leben könnest.“ Alsdann wies er ihm in einem geräumigen Palaste Wohnung an, daß er nach den Mühen des Lebens dort in Ruhe bleiben sollte, und ließ ihm Alles, dessen er bedurfte, reichlich gewähren.

Sobald Bertarid in die Wohnung gekommen war, welche ihm der König bereitet hatte, drängten sich alsbald Haufen der Bürger von Ticinum heran, um ihn zu sehen und nach alter Bekanntschaft zu begrüßen. Was können aber böse Zungen anrichten? Es dauerte nicht lange, so giengen viele böswillige Schmeichler zum Könige und sagten ihm, wenn er nicht alsbald den Bertarid mit dem Tode bestrafen würde, so müßte er selbst Reich und Leben verlieren; denn es rotteten sich zu diesem Zwecke schon Viele um Bertarid zusammen. Als Grimoald dieß vernahm, ward er zu leichtgläubig. Er vergaß, was er versprochen hatte, und ward aufgereizt, den Tod des unschuldigen Bertarid zu beschließen. Da es schon spät war, faßte er sogleich einen Plan, wie er ihn am folgenden Tage tödten wollte. Deshalb ließ er ihm zur Abendmahlzeit verschiedene Speisen, dazu vorzügliche Weine und allerlei Getränk darreichen, auf daß er trunken werden sollte, damit er in tiefen Schlummer versenkt und vom Rausche befangen über seine Rettung während der Nacht nicht nachdenken könnte. Aber einer von denen, die auch schon Diener von Bertarids Vater gewesen waren,

trat ganz nahe herzu, als wenn er Bertarid begrüßen wollte, ſteckte ſeinen Kopf unter den Tiſch und ſprach da die Worte: „Hüte dich, Bertarid, der König will dich tödten. Trink den Wein nicht.“

Bertarid befahl ſogleich ſeinem Mundſchenken, er ſollte ihm in ſeinem ſilbernen Becher nichts Anderes zum Trunke darreichen, als ein wenig Waßers. Als nun die, welche ihm die verſchiedenen Getränke gebracht hatten, ihn nach den Worten des Königs baten, daß er doch den ganzen Becher leeren ſollte, verſprach er, daß er ihn zur Ehre des Königs ganz austrinken wollte. Er trank aber nur ein wenig Waßers aus dem Becher. Die Diener giengen wieder hin und verkündeten dem Könige, daß Bertarid ſehr gierig tränke. Da ſagte der König erfreut: „laßt ihn nur trinken; denn morgen ſoll ſein Blut fließen, wie dieſer Wein.“

Bertarid aber rief den Hunulf zu ſich und verkündete ihm den Plan des Königs zu ſeinem Tode. Da ſchickte Hunulf ſofort nach ſeinem Hauſe, um ſich Küſſen holen zu laßen, und ließ ſich ein Bett bereiten neben dem des Bertarid. Sie durften nicht ſäumen; denn ſchon ſchickte der König Grimoald ſeine Trabanten, welche das Haus, in welchem Bertarid war, ſcharf bewachen ſollten, damit er auf keine Weiſe entfliehen könnte. Als das Mahl geendet und Alle hinausgegangen waren, ſo daß nur Bertarid und Hunulf und ein Diener übrig blieben, eröffnete Hunulf dieſem die Gefahr und ſeinen Plan zur Rettung und bat ihn, daß er ſo lange wie möglich dort ſich anſtellte, als ob er ruhte, wenn ſie beide, Bertarid und Hunulf, fortgegangen wären. Das verſprach der Diener und nun legte Hunulf die Küſſen, die Laken, das Bärenfell, kurz Alles, was zum Bette gehört, dem Bertarid auf Schulter und Rücken und fieng an, ihn wie einen tölpiſchen Sklaven aus der Thür zu ſtoßen und zu

ſchlagen, ſo daß er oftmals zu Boden ſtürzte. Als die königlichen Trabanten, welche zur Wache dahingeſtellt waren, den Hunulf fragten, was das wäre, ſprach er: „der Taugenichts da hat mir mein Bett aufgeſchlagen neben dem des betrunkenen Bertarid. Der iſt ſo voll vom Weine, daß er daliegt wie ein Todter. Aber ich habe ſchon lange genug mich um den Unſinnigen bekümmert, und werde von jetzt an nur in meinem eigenen Hauſe bleiben." Als die Trabanten das hörten, glaubten ſie, es wäre wahr und waren froh darüber und ließen den Hunulf wie den Bertarid, den ſie für einen Sklaven hielten, unverletzt gehen. Bertarid gieng mit bedecktem Haupte, damit er nicht erkannt würde.

Als jene fortgiengen, verſchloß der treue Diener die Thür und blieb allein im Zimmer. Hunulf aber ließ den Bertarid von einer Ecke der Mauer am Fluße Ticinus am Seile nieder und gab ihm ſo viele Begleiter mit, als er zuſammenbringen konnte. Dieſe ergriffen die Pferde, welche ſie auf der Weide fanden, und kamen noch in derſelben Nacht nach Aſti, wo Bertarids Freunde wohnten. Von dort eilte Bertarid nach Turin und nachdem er dann die Grenzen Italiens überſchritten hatte, gelangte er in das Reich der Franken. So hatte der allmächtige Gott durch ſeine weiſe Führung den Unſchuldigen vom Tode errettet und den irregeleiteten König vor einem Verbrechen bewahrt.

Während aber nun noch der König Grimoald den Bertarid in ſeinem Nachtlager ruhend glaubte, ließ er von dieſem Palaſte bis an den ſeinigen Reihen von Wachen aufſtellen, durch welche Bertarid geführt werden ſollte, damit er nicht entfliehen könnte. Als die Abgeſandten des Königs kamen, welche den Bertarid zum königlichen Pallaſte bringen ſollten, und an die Thür des Gemaches klopften, in welchem ſie ihn noch ruhend glaubten, bat ſie der Diener, der noch drinnen war: „liebt doch

Barmherzigkeit mit ihm und laßt ihn noch ein wenig ſchlummern; denn er iſt noch müde von der Reiſe und ſchläft noch recht ſchwer.“ Dabei beruhigten ſich die Boten und ſagten es dem Könige, daß Bertarid noch in tiefem Schlummer läge. Der König ſprach: „er hat ſich geſtern Abend im Weine ſo berauſcht, daß er noch nicht aufſtehen kann.“ Bald darauf aber befahl er ihnen, ſie ſollten ihn wecken und zu ihm bringen. Als ſie nun an die Thür des Gemachs kamen, in welchem ſie Bertarid zu finden meinten, fingen ſie an heftiger zu klopfen. Wiederum bat ſie der Diener, ſie möchten doch den Bertarid noch ein klein wenig ſchlummern laßen. Sie erwiederten aber zornig, daß der Trunkenbold ſchon lange genug geſchlafen hätte, ſchlugen bald die Thür ein und ſtürzten hinzu, um Bertarid im Bette zu ſuchen. Als ſie ihn da nicht fanden, dachten ſie, er hätte ſich wohl irgendwo verſteckt. Aber alles Suchen war vergebens. Da fragten ſie den Diener, was aus Bertarid geworden wäre und er antwortete ruhig: „er iſt geflohen.“

Alsbald faßten ſie den treuen Diener bei den Haaren und ſchleppten ihn unter Schlägen und Mißhandlungen zu dem Palaſte. Dort ſtellten ſie ihn vor den König und ſagten, daß dieſer Diener, der allein im Hauſe geweſen wäre, um die Flucht des Bertarid wißen müſte und deshalb todeswürdig wäre. Der König aber befahl ihn loszulaßen und fragte ihn dann über die Art und Weiſe, wie Bertarid entkommen wäre. Der Diener erzählte dem Könige Alles, wie es ſich zugetragen hätte. Da fragte der König die Umſtehenden und ſprach: „was dünkt euch von dem Manne, der Solches gethan hat?“ Sie antworteten alle einmüthig, daß er verdient habe unter vielen Qualen den Tod zu erleiden. Aber der König erwiederte: „bei dem, der mich geſchaffen hat, der Mann, der um der Treue willen gegen ſeinen Herrn den Tod nicht geſcheut hat, verdient, daß

man ihn gut behandle.“ Dann nahm er ihn unter ſeine Diener auf und ermahnte ihn, daß er dieſelbe Treue, welche er dem Bertarid erwieſen hätte, auch ihm erweiſen ſollte und verſprach, daß er ihn dafür angemeßen belohnen würde.

Als der König nachforſchte, was aus dem Hunulf geworden wäre, erfuhr er, daß er ſich in die Kirche des heiligen Michael geflüchtet hätte. Da ſandte er zu ihm und verſprach, ihm nichts Böſes zuzufügen, wenn er nur zu ihm käme. Als Hunulf dieſes Verſprechen des Königs hörte, kam er bald zu dem Palaſte und warf ſich dem Könige zu Füßen. Der König fragte ihn, wie Bertarid habe entfliehen können. Jener erzählte dem König Alles und der König lobte ſeine Treue und Klugheit; er ließ ihm Alles, was er beſaß, und ſchenkte ihm noch mehr dazu.

Einige Zeit darauf fragte der König den Hunulf, ob er lieber bei Bertarid ſein wollte, als bei ihm. Hunulf antwortete, daß er lieber mit dem Bertarid ſterben wollte, als irgendwo ſonſt in Freude und Herrlichkeit leben. Da fragte auch der König jenen Diener, ob er es für beſſer hielte, bei ihm in ſeinem Palaſte zu wohnen oder mit dem Bertarid in der Fremde zu leben. Als auch dieſer ähnlich wie Hunulf antwortete, nahm der König auch ſeine Worte gütig auf und lobte ihre Treue und erlaubte dann dem Hunulf, er möchte mit ſich nehmen, was er wollte, ſeine Kinder und ſeine Pferde und alles Geräth, welches er wollte, und unverletzt zu Bertarid gehen. Auf gleiche Weiſe entließ er auch den Diener. So nahmen denn dieſe Alles mit, wie es ihnen der König geſtattet hatte, und kamen unter dem freien Geleite des Königs der Langobarden in das Land der Franken zu ihrem geliebten Bertarid.

23. Grimoalds Kriege gegen die Franken und gegen die Avaren (665).

Als Bertarit vom Könige der Franken, Chlothar III., günſtig aufgenommen war, beklagte er ſich bitter über das Unrecht, welches ihm Grimoald zugefügt hätte, und erlangte von dem Frankenkönige, daß dieſer ein Heer über die Alpen ſenden wollte, um ihn wieder einzuſetzen. Das fränkiſche Heer zog durch die Provence und drang ſo im Nordweſten in Italien ein. Grimoald kam ihm entgegen, aber ſeine Macht war der fränkiſchen nicht gewachſen. Er hatte ein Lager aufgeſchlagen und verweilte darin, als ihm einmal um die Mittagszeit die Nachricht gebracht wurde, daß die Franken heranrückten. Da erſann Grimoald eine Kriegsliſt. Er ließ in aller Eile Speiſen bereit ſetzen und Weine herbeiſchaffen und Alles wohl auftragen und dann zog er ſich eilig mit ſeinem ganzen Heere zurück. Unterdeſſen kamen die Franken heran und als ſie die Langobarden noch in der Ferne abziehend erblickten, meinten ſie, ihr Schreck vor den Franken wäre ſo gewaltig geweſen, daß ſie nicht einmal ihre Ankunft abgewartet hätten. Lachend und die Langobarden verhöhnend eilten ſie um die Wette zu den wohlbeſetzten Tiſchen und ließen ſich Alles wohl ſchmecken. Der Wein that auch ſeine Wirkung und einer nach dem andern fiel von Wein und Müdigkeit überwältigt in einen tiefen Schlaf. Unterdeſſen war es Abend geworden und im Schutze der Dämmerung führte der Langobardenkönig ſein Heer wieder gegen die Franken heran. Es war ſchon Nacht, da ſtand er vor ſeinem eigenen Lager, in welchem die Franken trunken von Schlaf und Wein umherlagen; da auf einmal fielen die Langobarden über ſie her und richteten ein gewaltiges Gemetzel unter ihnen an. Nur mit Noth entkam ein Theil des fränkiſches Heeres, die andern wurden dort erſchlagen. Der Ort, wo dieß geſchah, hieß Rio und

lag nicht weit von der Stadt Aſti entfernt. Das war der Kampf gegen die Franken, die ſeitdem den König Grimoald nicht wieder ſtörten.

Mit dem Kampfe gegen die Avaren aber gieng es ſo zu. Als einmal (666) Grimoald einen Kriegszug nach dem Süden Italiens machte, weil die Griechen oder Oſtrömer dort eingefallen waren, ließ er in Pavia einen Statthalter, Namens Lupus*) zurück. Dieſer Mann war herriſch und gewaltthätig, weil er meinte, Grimoald käme doch nimmer wieder. Aber die Pavier giengen klagend zu Grimoald, da drohte dieſer dem Lupus, daß er ihn bei ſeiner Wiederkehr zur Rechenſchaft ziehen wollte. Lupus entfloh nach Forojulium (Friaul) und erregte dort einen Aufſtand gegen den König Grimoald. Als dieſer heimkehrte, hörte er, was geſchehen war, aber er wollte keinen Bürgerkrieg, ſondern ließ dem Avarenkönige ſagen, daß er den Herzog Lupus nicht unterſtützen würde, wenn die Avaren ihn angriffen. Das ließ ſich der raubſüchtige Avarenkönig nicht zweimal ſagen, er fiel ſogleich mit einem großen Heere in Friaul ein und es entſtand ein hitziger Streit. Drei Tage lang hielt Lupus den Angriff der Avaren aus, und einige Greiſe, die als Jünglinge bei dieſer Schlacht gegenwärtig waren, haben unſerem Paulus, Warnefrieds Sohn, berichtet, daß die Langobarden mit ihrer kleinen Zahl und vor allen Herzog Lupus dem Feinde männlich widerſtanden hätten. Am erſten Tage warf Lupus das gewaltige Heer der Avaren mit geringem Verluſte der Seinigen zurück, am zweiten ebenfalls, doch war ſchon eine größere Anzahl der Langobarden gefallen, als am erſten Tage, am dritten Tage fielen noch mehr Langobarden; aber

*) Statt dieſes lateiniſchen Namens hat der langobardiſche wahrſcheinlich Wolf oder Wolf oder dem ähnlich geklungen.

dennoch wurden die Avaren völlig geschlagen und große Beute gemacht. Da rafften diese am vierten Tage alle Kraft zusammen und griffen noch einmal die Langobarden an. Die Wuth der Avaren war so fürchterlich, daß die Langobarden ihnen nicht zu widerstehen wagten, sondern entflohen; nur Lupus wollte nicht fliehen, sondern starb auf dem Schlachtfelde. Die Avaren ergoßen sich nun raubend und plündernd über die ganze Gegend und was sie nicht mitnehmen konnten, ward verbrannt. Als diese Nachricht dem Könige Grimoald gebracht wurde, ließ er den Avaren sagen, es wäre nun genug und sie sollten ablaßen von ihrem Rauben und Plündern. Die Avaren aber erwiderten: „durch unsere Kraft und unsere Waffen haben wir Friaul genommen, und sind darum gar nicht Willens es auf dein Gebot wieder fahren zu laßen."

Da sah sich König Grimoald genöthigt die Langobarden zur Heeresfolge aufzufordern, damit er die Feinde wieder aus dem Lande schlüge." Als die Heere nicht weit von einander in ihren Lagern standen, schickte der Avarenkönig noch einmal Gesandte an Grimoald, welche mit ihm über den Frieden unterhandeln sollten. Grimoald hatte nur ein kleines Heer, aber er wuste es listiger Weise so anzufangen, daß es den Avaren weit größer erschien. Während nämlich die Gesandten der Avaren einige Tage bei ihm verweilten, hielt er täglich Heerschau; aber er hieß die Langobarden alle Tage in anderer Kleidung und anderer Bewaffnung erscheinen, so daß es schien, als wären täglich neue Schaaren angekommen, welche der König an sich vorüberziehen ließ. Obwohl die avarischen Gesandten also täglich dieselben Leute sahen, meinten sie doch, es wären immer neue, und dachten, daß die Macht der Langobarden der ihrigen weit überlegen wäre. Zum Abschiede sagte ihnen nun König Grimoald: „mit dem ganzen Heere, das ihr hier ge-

ſehen habt, will ich über die Avaren herfallen, und es ſoll auch nicht einer von ihnen lebend davon kommen, wenn ſie nicht vorher alle ſofort das Gebiet von Friaul verlaßen.“ Die Geſandten kehrten beſorgt wieder heim zu ihrem Könige und erzählten ihm von der gewaltigen Macht des Langobardenkönigs, da zog der König der Avaren mit ſeiner Mannſchaft wieder zurück in ſein Land.

24. Sesvalds Treue und Romualds Sieg über die Griechen (663).

Nachdem Grimoald ſchon mehre Kämpfe glücklich durchgefochten hatte, bemühte ſich der oſtrömiſche Kaiſer Conſtantin Italien dem langobardiſchen Volke wieder zu entreißen. Als er bei Tarent gelandet war, ſuchte er einen Einſiedler auf, dem man einen prophetiſchen Geiſt zuſchrieb, und befragte ihn, ob er das langobardiſche Volk beſiegen und aus Italien verjagen könnte. Der Diener Gottes forderte von ihm eine Nacht Zeit, um deshalb ſich im Gebete an Gott zu wenden. Am andern Morgen erwiderte er ihm: „Das Volk der Langobarden kann auf keine Weiſe beſiegt werden, weil einmal eine Königin dieſes Volkes dem heiligen Johannes dem Täufer zu Monza eine herrliche Baſilika erbaut hat, und weil eben darum Johannes dieſes Volk beſtändig vertritt. Es wird aber einmal eine Zeit kommen, wo dieſes mein Orakel von ihnen ſelbſt verſpottet wird, und dann wird das Volk untergehen.“

Der Kaiſer Conſtantin aber glaubte es doch verſuchen zu müßen und gieng von Tarent aus auf das Gebiet von Benevent zu und nahm die dort liegenden Städte der Langobarden ein. Zuletzt umlagerte er mit ſeinem ganzen Heere auch Benevent, wo damals Romuald, der Sohn des Königs Grimoald Herzog war.

Sobald dieser die Ankunft des Kaisers erfuhr, schickte er sogleich seinen vormaligen Hofmeister Sesvald zu seinem Vater jenseit des Po, und ließ ihn bitten, daß er so schnell und mit so großer Mannschaft als möglich ihm und den Beneventern zur Hilfe herbeieilen möchte. Auf diese Nachricht setzte sich Grimoald sogleich mit einem Heere in Bewegung. Einige von den Langobarden verließen ihn auf dem Wege und kehrten in ihre Heimat zurück: denn sie sagten, der König hätte seinen Palast leer stehen lassen und gienge hin nach Benevent, um nimmer wieder zu kehren. Unterdessen berannte der Kaiser die feste Stadt sehr hart mit allerlei Wurfgeschützen, konnte aber doch gegen den muthigen Widerstand Romualds und seiner Langobarden wenig ausrichten. Denn obwohl Romuald es nicht wagen durfte, gegen eine solche Truppenmacht zur offenen Feldschlacht hervorzurücken, so machte er doch öfter mit leicht bewaffneten Jünglingen unvorhergesehene Ausfälle und fügte so dem Feinde großen Schaden zu.

Als der König Grimoald mit seinem Heere näher kam, schickte er Sesvald wieder voraus, der dem Herzoge die baldige Hilfe seines Vaters melden sollte. Als Sesvald nahe bei Benevent war, wurde er von den Griechen ergriffen und vor den Kaiser gebracht. Dieser fragte ihn, woher er käme und was er wollte; aber Sesvald antwortete ihm unerschrocken, daß er vom Könige Grimoald käme und daß dieser mit einem Heere ihm sehr bald folgen würde. Der verzagte Kaiser hielt alsbald mit den Seinigen Rath, wie er mit dem Romuald Frieden schließen und sich in Ruhe nach Neapel zurückziehen könnte. Da er nun auch Romualds Schwester gefangen hatte, Namens Gisa, bot er dem Romuald den Frieden an und wollte diese als Geisel behalten. Den Sesvald aber ließ er bis an die Mauer führen und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er dem Romuald

oder den Bürgern von Benevent Etwas von dem Herannahen Grimoalds ſagte; vielmehr ſollte er ihnen melden, daß ſie ihre Hoffnung auf Entſatz durch den König nur aufgeben ſollten, da dieſer nicht kommen könnte. Sesvald verſprach, es ſo auszurichten; aber als er der Mauer nahe genug ſtand, verlangte er, daß Romuald ſelbſt herbeigeholt würde. Als Romuald erſchien, redete er in folgender Weiſe zu ihm: „ſei ſtandhaft, Herzog Romuald, und vertraue auf Entſatz; denn dein Vater naht eiligſt heran, dir Hilfe zu bringen. Er lagert in dieſer ſelben Nacht nur wenige Meilen von hier mit einem ſtarken Heere. Aber ich bitte dich auch, gedenke meiner Frau und meiner Kinder; denn das treuloſe Volk hier wird mich jetzt ſogleich tödten.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Kaiſer gebot, ihm den Kopf abzuſchlagen und denſelben durch ein Wurfgeſchütz in die Stadt zu ſchleudern. Romuald ließ ſich das Haupt bringen, küſte es weinend und ließ es dann würdig begraben.

Aus Furcht vor Grimoald gab der Kaiſer alsbald die Belagerung auf und wandte ſich nach Neapel. Aber unterwegs muſte er noch großen Schaden erleiden; denn der Graf von Capua überfiel einen Theil ſeines Heeres und ſchlug es in die Flucht. Als der Kaiſer in Neapel angekommen war, bat ſich einer von den Erſten ſeines Hofes, Namens Saburrus zwanzigtauſend Mann aus, und verſprach, mit dieſer Schaar gegen Romuald zu kämpfen und ihn zu beſiegen. Grimoald, der unterdeſſen nach Benevent gekommen war, hörte davon und wollte ihm entgegenziehen; allein Romuald ſprach: „das iſt nicht nöthig, lieber Vater, gib mir nur einen Theil deines Heeres. Ich will mit Gottes Hilfe gegen ihn kämpfen, und wenn ich ihn allein beſiege, ſo gereicht das deiner Macht nur zu höherem Ruhme.“ Grimoald bewilligte es und ſein Sohn zog mit

einem Theile des Heeres gegen Saburrus. Bevor Romuald angriff, ließ er von vier verſchiedenen Seiten die Hörner blaſen, um die Feinde irre zu machen und ſtürzte dann kühn auf ſie los. Als beide Schlachtordnungen im heftigen Kampfe waren, erblickte einer aus dem Heere der Langobarden, Namens Amalong, der den Speer des Königs zu tragen pflegte, einen kleinen griechiſchen Mann, der ihm zu einer beſonderen That geeignet ſchien. Er ritt eilig auf ihn zu, durchſtach ihn kräftig mit dem großen Speere und hob ihn ſo an der Spitze des Speeres von ſeinem Sattel hoch in die Luft, bis der Speer wieder gerad auf gen Himmel gerichtet war. Da überkam die Griechen ein gewaltiger Schrecken vor ſolchen Männern und ſie wandten ſich eilig zur Flucht. Saburrus gelangte nur mit Wenigen wieder heim, um dem Kaiſer ſeine Schande zu erzählen, Romuald aber kehrte ſiegreich nach Benevent zurück und hatte das langobardiſche Reich durch dieſen Erfolg gegen weitere Angriffe ſicher geſtellt.

25. Grimoalds Tod und Bertarids Rückkehr (671).

Grimoald herrſchte mit ſtarker Hand im Reiche der Langobarden und beſiegte oft die Franken, die Oſtrömer und die Avaren, welche ihn angriffen. Er war aber nicht bloß als Krieger groß und bedeutend, ſondern auch als Geſetzgeber, wie vor ihm Rotharis. So ſchränkte er namentlich den Misbrauch des Zweikampfes ein, der damals ſo ſehr eingerißen war, daß die Menſchen immer das Recht nach dem Schwerte entſcheiden wollten. Dabei gewann in der Regel der Stärkere, und der Stärkere hatte alſo Recht.

Einſtmals hatte ſich Grimoald zur Ader gelaßen, und als er einige Tage darauf den Bogen ſpannen wollte, um eine

Taube zu schießen, riß der Verband und die Ader zersprang. Die Aerzte, welche herbeigerufen wurden, gaben ihm schädliche Mittel statt der heilenden und so starb der kräftige Mann. Er war hoch gewachsen, stark an Leibe und sehr kühn, sein Haupt war kahl und sein Bart sehr lang. Nicht weniger als durch seinen Körper war er durch die Fähigkeiten seines Geistes ausgezeichnet. Sein Sohn Romuald war gestorben und Grimoald hatte außer diesem nur noch einen Sohn Garibald, den ihm die Tochter des Königs Aribert geboren hatte: denn mit dieser hatte er sich vermählt, um seiner Herrschaft dadurch eine Stütze zu geben. Der Knabe aber war noch klein: denn Grimoalds Herrschaft hatte nur neun Jahre gedauert.

Bertarid war unter der Zeit vielfach umhergeirrt. Auch bei den Franken hatte er nicht bleiben mögen, sondern war von dort zu den Angelsachsen geflohen. Nach Grimoalds Tode aber wagte er die Rückkehr in sein Vaterland und davon erzählt die Sage Folgendes. Als er einmal am Ufer hinschiffte, rief ihm eine Stimme zu, ob der König Bertarid in dem Schiffe wäre. Einer antwortete: „ja, Bertarid ist hier im Schiff!“ Da rief jene Stimme wieder: „so sagt ihm, daß er heimkehre in sein Vaterland: denn es ist heute schon der dritte Tag, daß Grimoald gestorben ist.“ Alsbald steuerten sie dem Lande zu, um zu erfahren, wer jene Worte gesprochen hätte; aber sie fanden Niemand und dachten deshalb, daß es wohl ein göttlicher Bote gewesen sein müße. Bertarid eilte schnell heim und als er an die Bergpäße kam, welche aus dem Lande der Franken ins Langobardenreich führten, kamen ihm überall die Langobarden entgegen und empfiengen ihn mit Freude und Jubel. So zog er in Pavia ein und setzte dort den kleinen Garibald ohne Mühe ab und ward im dritten Monate nach dem Tode Grimoalds auf dem Schilde als König der Langobarden empor-

gehoben. Dann rief er ſeine Gemahlin Rodelinde und ſeinen Sohn Cunibert von Benevent her zu ſich (671).

Bertarid war im Unglücke ein milder und freundlicher Mann geworden. Das zeigte er gegen den Erzbiſchof Wilfried, einen von den Miſſionaren, welche die Frieſen zu bekehren ſuchten, der aber einmal im Jahre 679 aus ſeinem Erzbisthume York vertrieben war. Wilfried bat den König Bertarid um Schutz und freien Durchzug nach Rom: aber nicht lange nachher kamen auch Boten aus dem Lande Brittannien und boten dem Langobardenkönige ſchweres Gold, wenn er ihnen den Erzbiſchof Wilfried ausliefern wollte. Bertarid wies ſie ab mit folgenden Worten: „Da ich in meiner Jugend ebenfalls aus meinem Vaterlande verjagt wurde, gieng ich in der Irre umher, ſuchte und fand auch einen Aufenthalt bei einem heidniſchen Könige der Avaren, welcher mir mit einem Eide bei ſeinem Gotte beſchwur, mich niemals meinen Feinden in die Hände zu liefern, noch mich zu verrathen. Nach einiger Zeit kamen Boten von meinen Feinden und verſprachen mit einem Eide, ſie wollten dieſem Könige einen Scheffel voll Goldſtücke geben, wenn er mich ihrer Gewalt überließe, damit ſie mir das Leben nehmen könnten. Der König aber antwortete: „„ich würde mich ſogleich des Todes von den Göttern verſehen, wenn ich dieſe Bosheit begienge und den meinen Göttern gethanen Eid überträte.“ Um wieviel mehr muß ich alſo, der ich den wahren Gott erkenne und verehre, von einer ſolchen Miſſethat entfernt ſein? Ich wollte meine Seele nicht in Gefahr ſetzen und wenn ich die ganze Welt gewinnen könnte.““ Dann gab er dem Erzbiſchofe Wilfried eine ſtarke Schutzwache mit und ließ ihn ungefährdet und ſicher nach Rom geleiten.

26. Cunibert und Alachis.

Bertarid nahm bald darauf ſeinen Sohn Cunibert als Mitregenten an. Sie regierten zuſammen zehn Jahre, bis Bertarid ſtarb und Cunibert allein das Reich erhielt. Cunibert aber ergab ſich böſen Leidenſchaften, namentlich der Trunkſucht und darum erhob ſich gegen ihn ein Theil des Volkes, an deſſen Spitze Alachis ſtand, den vor Allen zwei Brüder, Namens Aldo und Grauſo unterſtützten. Eines Tages zählte Alachis Geld auf einem Tiſche und es war Niemand bei ihm, als Aldos kleiner Sohn: da ließ Alachis Geld fallen und der Knabe hob es auf und reichte es ihm wieder hin. Alachis ſprach: „Dein Vater hat viele ſolche Stücke, die ſoll er mir bald geben;“ denn er dachte nicht, daß das Kind das verſtehen würde, was er ſagte. Als der Knabe des Abends nach Hauſe kam, fragte ihn ſein Vater, was Alachis geſagt hätte. Da erzählte ihm das Kind, was da geſchehen wäre und was Alachis geäußert hätte. Als Aldo dieß hörte, erſchrak er ſehr und gieng zu ſeinem Bruder Grauſo, um dieſem Alles zu erzählen. Sie hielten zuſammen einen Rath, wie ſie ſich der Grauſamkeit des Alachis entziehen könnten, bevor er ſie nach ſeinem böſen Willen behandelte. Endlich giengen ſie zu Alachis und ſagten ihm: „Was ſitzeſt du immer in deinem Palaſte, da doch das ganze Volk dir Treue beweiſt, Cunibert dagegen immer trunken und ſo machtlos iſt, daß er dir nicht widerſtehen kann? Geh hinaus auf die Jagd und übe dich mit deinen Jünglingen: wir aber mit deinen anderen Getreuen wollen dir das Reich beſchützen. Allein, was du auch beſchließeſt, wir verſprechen dir, daß wir in kurzer Zeit dir das Haupt deines Widerſachers Cunibert hierher bringen werden.“ Alachis ahnte nichts Schlimmes, er ließ ſich durch dieſe Worte bewegen und gieng mit den Seinen in den Wald auf die Jagd.

Aldo und Grauſo aber ſuchten den König Cunibert auf. Sie warfen ſich ihm zu Füßen und bekannten, daß ſie unrecht gegen ihn gehandelt hätten, und ſagten ihm, was Alachis böswillig gegen ſie geredet hätte und erzählten ferner, welchen Rath ſie ihm gegeben hätten zu ſeinem Verderben. Sie beklagten bitterlich ihre bisherige Verblendung, und ſchwuren, daß ſie an dem Tage, an welchem Cunibert vor Pavia erſchiene, ihm dieſe wichtige Stadt überliefern wollten. So geſchah es denn auch. Als am feſtgeſetzten Tage Cunibert vor Pavia anlangte, ward er freundlich von den Bürgern aufgenommen und zog in die Stadt ein. Da eilten alle Bürger herbei, beſonders auch der Biſchof und die Geiſtlichen, welche den Alachis bitterlich haßten, und dankten Gott mit vielen Thränen, daß er ihnen den König Cunibert wieder gegeben hätte. Der König aber empfieng ſie alle ſehr gütig und unterredete ſich freundlich mit ihnen.

Alsdann gieng auch ein Bote zu Alachis, der in der Nähe der Stadt weilte, und kündigte ihm an, daß Aldo und Grauſo ihr Verſprechen erfüllt und mehr als das erfüllt hätten, indem er ſagte, daß nicht bloß der Kopf, ſondern auch der ganze Leib des Cunibert da wäre und im Palaſte ſäße. Da erkannte Alachis, wie ſehr er getäuſcht wäre und verwünſchte den Aldo und den Grauſo: aber dann floh er eiligſt zunächſt nach Placentia und ſuchte die einzelnen Gemeinden theils durch Schmeicheleien zu gewinnen, theils durch Gewalt zu zwingen. Als Cunibert gegen ihn ein Heer ſammelte und die Bewohner von Forojulium (Friaul) dem Könige Cunibert zu Hilfe ziehen wollten, lagerte ſich Alachis an der Brücke über den Fluß Liquentio, über welche die Heerſtraße von Forojulium nach Ticinum führte. Dort fieng er alle dieſe Bürger auf und ließ ſie ſchwören, daß ſie ihm treu ſein wollten. So hatte er ein

bedeutendes Heer beiſammen und lagerte ſich nun dem Könige Cunibert gegenüber.

Der König Cunibert ſchickte einen Boten an ihn und ließ ihm ſagen, es wäre nicht recht, daß ſo viele Menſchen um ihrer beider willen ſtürben: deshalb ſollte Alachis ſich mit ihm in einem Zweikampfe meßen. Aber Alachis wollte das nicht. Als nun einer aus ſeinem Heere ihn lebhaft dazu überreden wollte und ihm deshalb ſagte, daß er ja ein tapferer, kampferfahrener Mann wäre, der es wohl mit dem Cunibert aufnehmen dürfte, erwiderte ihm Alachis: „Ich weiß wohl, daß Cunibert ein Trunkenbold und dumm iſt, aber er iſt doch ſehr muthig und hat große Körperkraft. Ich will ſagen, woher ich das weiß. Zu der Zeit, als ſein Vater noch regierte und wir als Jünglinge zuſammen waren, wurden im Palaſte Schafe von merkwürdiger Größe gehalten. Die faßte er am Rücken in die Wolle und hielt ſie mit ausgeſtrecktem Arme von der Erde. Das konnte ich nicht und auch kein Anderer von uns.“ Als das jener Mann hörte, ſprach er zu Alachis: „wenn du nicht wagſt mit dem Cunibert einen Zweikampf einzugehen, ſo will ich nicht mehr auf deiner Seite kämpfen.“ Als er das geſagt hatte, gieng er von da und begab ſich ſogleich zum Könige Cunibert und erzählte ihm das Vorgefallene.

So kamen nun beide Schlachtordnungen dort zuſammen. Als ſie ſich ſchon faſt erreichen konnten, trat Zeno, der Biſchof der Kirche von Pavia, der den König Cunibert ſehr liebte und fürchtete, daß er im Kampfe Unglück haben könnte, zu ihm hin und ſprach: „König, unſere Rettung beruht auf deinem Leben. Wenn du im Kampfe umkommſt, ſo wird uns der Tyrann Alachis alleſammt erwürgen. Darum laß dir meinen Rath gefallen. Gib mir deine Rüſtung und deine Waffen, ſo will ich hingehen und mit dem Tyrannen kämpfen. Wenn ich unter-

liege, ſo wirſt du ſelbſt wieder deine Sache aufnehmen; wenn ich aber ſiege, ſo wird dein Ruhm um ſo größer ſein.“ Der König aber wollte ſeine Einwilligung dazu nicht geben. Da baten ihn alle ſeine Getreuen, die da verſammelt waren und es gehört hatten, mit vielen Thränen, er möchte doch thun, was der Prieſter von ihm bäte. So gab er endlich nach, da er gutmüthigen Sinnes war, und überließ ſeinen Panzer, ſeinen Helm, ſeine Beinſchienen und alle übrigen Waffen dem Prieſter und ſchickte ihn zum Kampfe aus, gleich als wäre er es ſelbſt. Denn der Prieſter hatte faſt denſelben Wuchs und dieſelbe Haltung, ſo daß, als er aus dem Zelte hervortrat, Alle ihn für den König Gunibert hielten.

Das Treffen ward geliefert und aus allen Kräften gekämpft. Alachis drang hindurch, wo er den König zu finden glaubte, und in der Meinung den König vor ſich zu haben, tödtete er den Prieſter. Er gab dann Befehl ihm den Kopf abzuſchlagen, damit dieſer auf einem Spieße getragen würde; aber als dem Leichnam der Helm genommen war, erkannte er ſeinen Irrthum. Da ergrimmte er und rief aus: „Weh mir, ich habe nichts vollbracht, als einen Prieſter getödtet. Darum gelobe ich jetzt, wenn nochmals Gott mir den Sieg verleiht, ſo will ich einen Brunnen anfüllen mit den Gliedern erſchlagener Prieſter.“

Als Gunibert ſah, daß die Seinigen zurückgedrängt wurden, zeigte er ſich ihnen alsbald und ſtärkte die verzagten Herzen aufs neue mit der Hoffnung des Sieges. So wurden die Schlachtreihen wiederhergeſtellt und von der einen Seite ſchritt Gunibert, von der andern Alachis ſelbſt zum Kampfe vor. Als ſie ſich wieder ſo nahe waren, daß ſie ſich faſt berühren konnten, ließ Gunibert wiederum dem Alachis dieſe Worte ſagen: „Sieh doch, welch eine Menge Volkes ſteht auf beiden

Seiten! Warum ſollen noch mehr der Menſchen umkommen? Laß uns beide die Sache in einem Zweikampfe ausfechten, und wem von uns Gott den Sieg geben will, der ſoll dieſes ganze Volk unverſehrt beherrſchen.“ Als den Alachis die Seinen aufforderten, daß er doch thun ſollte, was Cunibert von ihm verlangte, antwortete er: „ich kann es nicht thun, weil ich unter ſeinen Speeren das Bild des heiligen Erzengels Michael erblicke.“ Da ſagte ihm einer von ſeinen Leuten: „du ſiehſt aus Furcht das, was gar nicht einmal vorhanden iſt; aber es iſt zu ſpät jetzt Reue zu empfinden über das, was du gethan.“

Von neuem entbrannte der Kampf unter dem Klange der Hörner, und da man auf keiner Seite wich, ward ein großes Blutbad angerichtet. Endlich fiel der grauſame Tyrann Alachis und Cunibert erhielt den Sieg. Als nämlich das Heer des Alachis den Tod desſelben erfuhr, ergriff es die Flucht und die, welche nicht der Schärfe des Schwertes erlagen, ertranken in den Gewäßern der Adda. Den Leichnam des Prieſters Zeno ließ der König vor den Thüren der Baſilika des heiligen Johannes prächtig begraben und kehrte alsdann unter dem Freuden- und Triumphgeſchrei der Seinigen nach Ticinum zurück (690).

27. Cuniberts Nachſtellung gegen Aldo und Grauſo.

Von König Cuniberts Nachſtellung gegen Aldo und Grauſo erzählten die Langobarden folgende Sage. Der König Cunibert hatte immer noch Mistrauen gegen die beiden Brüder Aldo und Grauſo, die ihm doch gegen Alachis ſo nützliche Dienſte geleiſtet hatten, ja er beſchloß endlich ſie zu tödten. Deshalb berieth er ſich mit ſeinem Stallmeiſter, der in der Sprache der Langobarden Marpahis genannt wird, wie er am

beſten dieſen Plan ausführen ſollte. Während ſie nun am Fenſter ſtanden und ſprachen, ſetzte ſich eine Fliege nahe zu ihnen und Cunibert ſchlug mit einem Meſſer nach ihr, um ſie zu tödten; aber er ſchnitt ihr nur ein Bein ab. Zur ſelben Zeit näherten ſich Aldo und Grauſo der Stadt, um zu dem Könige zu gehen, der ſie hergerufen hatte: aber ſie ahnten ſeine böſe Abſicht nicht. Als ſie nun bei der Kirche des heiligen Romanus waren, welche nicht fern von dem Palaſte lag, begegnete ihnen ein Menſch, der an einem Beine lahm war, und ſagte ihnen, daß Cunibert ſie tödten würde, wenn ſie zu ihm giengen. Als ſie dieß hörten, wurden ſie von großer Furcht ergriffen und flohen in dieſe Kirche und ſetzten ſich am Altare nieder. Es ward bald dem Könige Cunibert angeſagt, daß Aldo und Grauſo ſich in die Baſilika des heiligen Romanus geflüchtet hätten. Da fuhr der König ſeinen Stallmeiſter an, daß er den Plan verrathen hätte. Aber dieſer antwortete: „mein König, du weißt, daß ich nach unſerer Berathung hierüber nicht mehr von dir gegangen bin: wie hätte ich denn das einem Andern ſagen können?“ Da ſchickte der König zu Aldo und Grauſo, um ſie zu fragen, zu welchem Zweck ſie ihre Zuflucht zu dem heiligen Orte genommen hätten. Sie antworteten: „weil es uns angeſagt war, daß uns der König tödten wollte.“ Da ließ der König wiederum fragen, wer denn das geſagt hätte, und drohte ihnen, wenn ſie ihm nicht den Boten anzeigten, ſo könnten ſie keine Gnade bei ihm finden. Da erzählten ſie dem Könige Alles, wie es ſich zugetragen hätte, daß ihnen ein Mann begegnet wäre, der nur einen Fuß gehabt hätte, und daß dieſer ihnen der Bote geweſen wäre. Da erkannte der König, daß hier etwas Wunderbares ſich ereignet haben müſſe; darum ließ er ſie aus der Baſilika hervorgehen und behandelte ſie in der Folge, als wären ſie ſeine eigenen Söhne.

28. Der Tod des Herzogs Ferdulf.

Also zeichnete sich als Herzog von Forojulium aus im Kampfe gegen die slavischen Völkerschaften, die unablässig von Nordosten her in das Reich der Langobarden einzudringen versuchten. Nach ihm erhielt dieß Herzogthum Ferdulf, ein wackerer thatkräftiger Mann, der aber allzu ruhmbegierig sich und den Seinen Verderben bereitete. Er versprach einigen Slaven Belohnung, wenn sie das Heer derselben in seine Provinz locken würden, damit er sie schlagen könnte. Dieß geschah, aber zum großen Nachtheil der Langobarden. Einige slavische Räuber fielen über etliche Schafherden her, die nahe an der Grenze weideten, und trieben sie hinweg. Als das der Skuldhais (Schultheiß, so nannten die Langobarden ihre Obrigkeit) jener Gegend vernahm, raffte der erzürnte Mann schnell eine Schaar zusammen und jagte den Räubern nach; doch konnte er sie nicht erreichen. Als er zurückkehrte, begegnete ihm der Herzog Ferdulf und fragte ihn, was er mit den Räubern gemacht hätte. Da antwortete ihm der Schultheiß, der Argait hieß: „sie sind entflohen.“ Ferdulf ward darüber zornig und sprach: „wie konntest du auch etwas mit Eifer und Thatkraft ausführen, der du ja deinen Namen von arga herleitest?“ Es war aber eine der schwersten Beleidigungen bei den Langobarden, wenn Jemand arga, das ist träg und feige, genannt ward und das Gesetz sagte darüber: „wenn ein Mann einen anderen im Zorne arga schilt und sich nachher entschuldigt, daß es im Zorne geschehen sei, so soll er schwören, daß der also Gescholtene nicht ein arga ist.“ Darum ergrimmte auch der also gescholtene Schultheiß, der nicht ein arger, sondern ein sehr tapferer Mann war, und sprach: „möge es Gott gewähren, daß wir nicht eher sterben, als bis Alle erkennen, wer von uns beiden eher verdient arga genannt zu werden.“

Nicht lange nachher geſchah es, daß das Heer der Slaven, welches Ferkulf ſo muthwillig durch ſeine Verſprechungen herbeigelockt hatte, in großen Schaaren heranrückte. Sie lagerten ſich eben auf dem Gipfel eines Berges, den man nur mit großer Mühe erſteigen konnte. Als der Herzog Ferkulf mit ſeinem Heere ankam, beſchloß er den Berg zu umzingeln, ob er vielleicht an einem ſanfter niederſteigenden Abhange ſie angreifen könnte. Da ſprach jener Argaid zu ihm: „Erinnere dich jetzt, Herzog Ferkulf, daß du mich träg und thatlos ſchaltеſt und mit dem gemeinen Worte arga nanntеſt. Jetzt aber möge der Zorn Gottes über den kommen, der zuletzt von uns beiden zu den Slaven gelangt.“ Als er dieſe Worte geſprochen hatte, trieb er ſein Pferd an, an dem ſteilen Abhange des Berges, wo es ſchwer war ſich zu halten, gegen die Slaven hinaufzuklimmen. Ferkulf hielt es für einen Schimpf, wenn er nicht auch auf demſelben ſchroffen Pfade gegen die Feinde losſtürzte und folgte ihm alsbald. Das Heer aber ſeinerſeits hielt es für ſchimpflich den Führer im Stich zu laſſen, und fieng auch an auf dieſem Wege nachzufolgen. Als die Slaven ſie ſo herankommen ſahen, bereiteten ſie ſich mit Ruhe darauf vor, und indem ſie mehr mit Steinen und Aexten, als mit den gewöhnlichen Waffen gegen ſie kämpften, warfen ſie faſt alle von den Pferden und tödteten ſie und erlangten ſo den Sieg nicht durch ihre Kraft, ſondern durch den Zufall. So ſtarb die ganze Mannſchaft von Forojulium, der Herzog Ferkulf und auch Argaid, der ihn herausgefordert hatte. Wie tapfer aber die Langobarden fechten, iſt an dem Beiſpiel eines Mannes zu erſehen. Er ward vom Pferde geſtürzt und einer der Slaven kam herzu und band ihm die Hände. Aber mit den gebundenen Händen bemächtigte er ſich des Speeres des Slaven und tödtete dieſen und ſtürzte dann mit gebundenen Händen im eiligſten Laufe

den Berg hinab, bis er entkam. Pemmo aber, der nachher Herzog von Forojulium wurde, ließ die Kinder aller Gefallenen erziehen und sorgte für sie, als wären es seine eigenen.

29. Aribert II.

Der König Cunibert hinterließ bei seinem Tode 701 nur einen noch kleinen Sohn, Namens Liutbert und setzte ihm deshalb Ansprand zum Vormunde, einen umsichtigen und wackern Mann. Aber da traten Andere auf, welche ihm entgegen waren, und ihr Anführer Aribert stieß den jungen König vom Throne und ließ ihn im Bade umbringen. Da floh Ansprand und weil Aribert ihn nicht in seine Hände bekommen konnte, so übte er seine Wuth an Siegbrand, dessen Söhne und ließ ihm die Augen ausstechen. Er bekam auch Theudrade, die Mutter des jungen Siegbrand in seine Hände, und weil sie sich einmal gerühmt hatte, daß sie noch Königin werden würde, so ließ er ihr zur Strafe für ihre Ruhmredigkeit die Nase und die Ohren abschneiden. Es war noch ein kleiner Sohn Ansprands da, der Liutprand hieß; aber Aribert meinte, daß er sich um des Kindes willen keine Sorge zu machen nöthig hätte, und als alle Freunde und Verwandte des kleinen Liutprand getödtet oder verstümmelt wurden, blieb er allein verschont.

Ansprand war nach Baiern geflohen und verweilte dort beim Könige Theudebert. Von diesem erhielt er zuletzt auf seine Bitte eine Anzahl Krieger, mit welchen er nach Italien zog, um den König Aribert vom angemaßten Throne zu stoßen und ihn für seine Frevelthaten zu bestrafen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Baiern den Langobarden das Feld hätten räumen müssen, wenn nicht das hereinbrechende Dunkel der Nacht die Streitenden getrennt hätte. Aribert aber wußte nichts davon, wie es mit den Baiern stünde, und hielt es

ſeinerſeits für beſſer, ſich nach Paris zurückzuziehen. Dieß geſchah und am Morgen erblickten Aufrand und ſeine erſtaunten Baiern, daß das Lager der Langobarden verlaſſen und ſie hinweggezogen ſeien. Da faßten die Baiern neuen Muth, aber die Langobarden hatten mit Widerwillen ihrem Könige gehorcht und waren im Herzen ergrimmt auf ihn. Sie unterredeten ſich unter einander, ob es nicht beſſer wäre, die Sache des feigen Aribert aufzugeben und Aufrand als ihren König anzunehmen. Aribert merkte etwas von dem Vorhaben der Langobarden, und weil er fürchtete, daß ſie ihm das Leben nehmen möchten, faßte er den Entſchluß ins Reich der Franken zu entfliehen. In der Nacht belud er ſich mit ſo vielem Golde, als ſeine Taſchen nur zu tragen vermochten, und ſchlich ſich dann heimlich aus der Stadt Pavia. Er kam an den Fluß Teſſin und warf ſich hinein um ihn zu durchſchwimmen. Aber die Schwere des Goldes zog ihn nieder an den Grund und er mußte in dem Fluße elendiglich umkommen. Am folgenden Tage ſchon fand man ſeine Leiche und begrub ihn in der Kirche, die ſein Großvater Aribert I. hatte erbauen laſſen. Er war freilich auf eine ſehr ungerechte Weiſe zur Herrſchaft gelangt und nahm deßhalb auch mit Recht ein ſo trauriges Ende; aber während ſeiner Regierung war er ein guter König, der nach Gerechtigkeit ſtrebte und die Armen und Schwachen gegen die Reichen und Mächtigen beſchützte. Es war ſeine Gewohnheit ſich Abends zu verkleiden und dann in den Straßen umher zu gehen, damit er erführe, was über ihn geſprochen würde und wie die Richter in ſeinem Lande die Gerechtigkeit handhabten. Wenn Geſandte aus anderen Ländern zu ihm kamen, ſo pflegte er ſich in ſchlechtern Kleidern vor ihnen ſetzen zu laſſen und in Zellen, wie ſie damals noch die Langobarden trugen. Auch wurden auf ihre Tiſche zu ihrer Bewirthung niemals koſtbare

Speisen und seine Weine aufgesetzt, damit sie das Land der Langobarden nicht für zu reich hielten und es nicht daheim so schilderten, daß die Völker und Fürsten Lust bekämen es zu erobern.

Nachdem die Leiche Ariberts mit allen Ehren bestattet war, wurde Ansprand ohne Widerrede als König der Langobarden anerkannt: aber er starb noch im selben Jahre (712), da wählten die Langobarden einstimmig seinen Sohn Liutprand zum Könige. Zwar war er noch jung, aber Aller Hoffnung ruhte auf ihm.

38. König Liutprand (714).

Der junge König hatte sich bereits im Reiche befestigt und alle Parteien hatten ihn willig anerkannt, als einer seiner Anverwandten, Namens Rotharis, den Entschluß faßte Liutprand zu stürzen und sich selbst zum Könige aufzuwerfen. Darum richtete er ein Gastmahl in seinem Hause an und zur festgesetzten Stunde versteckte er eine Anzahl Bewaffneter in ein Zimmer neben dem Speisesaale, mit dem Befehle, daß sie auf ein gegebenes Zeichen sofort hervorspringen und den König an der Tafel niederstoßen sollten. Aber einer der Vertrauten gab dem Könige heimlich Nachricht und als Zeichen der Wahrheit gab er ihm an, daß Rotharis einen Panzer unter seinen Kleidern trüge. Da ließ Liutprand seinen Vetter kurze Zeit vor dem Mahle zu sich in seinen Palast rufen und als Rotharis erschien, trat Liutprand auf ihn zu und berührte wie von ungefähr die Kleidung des Rotharis. Er fühlte alsbald den harten Panzer; aber auch Rotharis bemerkte, daß er entdeckt war, er sprang zurück und zog sein Schwert, um den König zu tödten. Auch Liutprand hatte sogleich sein Schwert entblößt: aber einer von seinen Begleitern, Namens Eulo, kam ihm zuvor und sofort

den Arm des Rotharis. Zwar verwundete ihn Rotharis sogleich mit dem Schwerte; aber nun drang auch die nebenstehende Leibwache hinzu und Rotharis ward sogleich von ihren Speeren durchbohrt.

Liutprand zeigte sich immer als ein Mann von vieler Kühnheit. Das beweist uns auch folgende Erzählung. Einmal wollten ihn zwei seiner Hofleute tödten. Es ward ihm hinterbracht, aber er that, als wüßte er von Nichts und forderte diese beiden Männer auf allein mit ihm in einen Wald zu gehen. Als sie tief in den Wald gedrungen waren, zog er sein Schwert und sprach: „Ich weiß was ihr wollt. Jetzt sind wir allein und ihr könnt es ausführen; wohlan denn, zieht eure Schwerter.“ Da stürzten sie ihm zu Füßen und baten ihn um Vergebung. Der König aber war großmüthig und verzieh ihnen. Aehnlich pflegte er es auch sonst zu machen und zeigte Kraft zugleich und Milde.

Besonders aber sorgte der König Liutprand für die Gesetzgebung und führte das weiter fort, was Rotharis und Grimoald vor ihm begonnen hatten. Namentlich suchte er die Verhältnisse der Sclaven festzustellen: denn trotz des Christenthums blieb die Sclaverei vor wie nach fast in derselben Weise. In seiner Zeit hatten die Langobarden statt ihres früheren arianischen Christenthumes alle das katholische angenommen; aber dagegen bewahrten sie noch viele ihrer Sitten und Gebräuche aus dem alten Heidenthume. Sie hatten noch ihre alten Wahrsager und die Verehrung des heiligen Baumes (siehe S. 373). Liutprand aber verbot diese Gebräuche. Ferner verordnete er, daß keine Frau vor Ablauf eines Jahres nach dem Tode ihres Mannes ins Kloster gehen sollte; „denn,“ sagte er, „im ersten Schmerz faßt der Mensch oft Entschließungen, die er nachher bereut.“ Ueber den Zweikampf sagte dieser König, daß er die

Thorheit wohl einſähe, mit welcher die Menſchen Gott zwingen wollten, die Wahrheit nach dem Eigenſinne der Menſchen an den Tag zu bringen, aber dennoch meinte er, daß er ihn nicht gleich ganz unterſagen dürfe, weil dieſe böſe Gewohnheit bei den Langobarden ſowohl, wie bei den Franken allzu tief eingewurzelt ſei.

Der König Liutprand hielt immerdar gute Freundſchaft mit Karl Martell, der damals im fränkiſchen Reiche als Hausmeiſter regierte. Deshalb ſchickte ihm dieſer ſeinen Sohn Pipin, daß Liutprand die Locken desſelben empfangen ſollte; denn das war bei den Franken und Langobarden*) jener Zeit ein Zeichen der innigſten Freundſchaft, durch welches auch Jemand einen Andern an Sohnesſtatt annahm. Liutprand ſchnitt Pipin die Locken ab und nahm ihn durch dieſe Handlung zu ſeinem Sohne an. Alsdann beſchenkte er ihn reichlich und entließ ihn freundlich geſinnt wieder zu ſeinem Vater. Auch half Liutprand, als Karl gegen die Mauren auszog, die trotz ihrer großen Niederlage bei Tours im Jahre 732 im folgenden Jahre es noch einmal wagten wiederzukehren. Sie hatten ſchon die Stadt Arles eingenommen und rings um die Rhone Alles verheert, da vernahmen ſie, daß auch Liutprand mit einem gewaltigen Heere von Oſten gegen ſie heranzöge, wie Karl von Norden, und auf dieſe Nachricht zogen ſie ſich eiligſt zurück.

Es walteten aber ſchon lange Feindſeligkeiten zwiſchen den Königen der Langobarden und den Herzögen von Rom;

*) Auch bei den Griechen und Römern war das erſte Abſchneiden des Haares oder des Bartes ein beſonderes Feſt und man pflegte dieß Haar den Göttern zu weihen. Der Kaiſer Nero z. B. weihte die Erſtlinge ſeines Bartes dem Jupiter Capitolinus.

denn das römiſche Herzogthum war noch immer dem Kaiſer in Conſtantinopel unterthan und mit dieſem waren die Langobarden faſt immer im Kriege. Als nun auch der Herzog von Benevent ſich lieber zum unabhängigen Herrn aufwerfen, als ſeinem Lehnsherrn Liutprand gehorchen wollte, zog dieſer mit großer Macht nach Süden gegen Romuald, dieſen Herzog, und zwang ihn zum Gehorſam. Alsdann aber zog Liutprand auch gegen Rom und lagerte ſich dort auf dem Campus Neronis, dem Felde Neros, das auf dem rechten Tiberufer am vaticaniſchen Hügel lag. Aber der Papſt Gregor gieng unerſchrocken aus ſeinem Palaſte hervor Liutprand entgegen. Als Liutprand ihn erblickte, ſtieg er vom Pferde und die Ermahnungen des Papſtes rührten ihn ſo ſehr, daß er ihm zu Füßen fiel und ihm verſprach, daß keine Feindſeligkeit von ſeinem Heere ausgeübt werden ſollte. Alsdann giengen ſie zuſammen in die Vaticankirche, welche damals noch nicht wie jetzt innerhalb der Stadt lag, und der Papſt Gregor führte den Langobardenkönig vor die Leiche des Apoſtels Petrus, welche dort aufbewahrt werden ſoll. Da legte der König ſeinen Mantel, ſeinen Harniſch, ſeinen Dolch, ſeinen vergoldeten Degen, ſeine goldene Krone und überhaupt alle Anzeichen ſeiner Würde nieder und beſchenkte damit das Grab des Apoſtels zum Zeichen ſeiner Ehrerbietung. Alsdann unterredete er ſich noch weiter mit dem Papſte und bat ihn, daß er den kaiſerlichen Statthalter oder Exarchen in Ravenna vom Banne wieder losſprechen möchte. Der Papſt gewährte dieſe Bitte und Luitprand ſchied vergnügt von ihm.

So erzählen uns die Geſchichtſchreiber jener Zeit, welche dem Papſte günſtig ſind; wie ſich aber die Sache wirklich verhalten habe, iſt uns dunkel.

Als der König Liutprand fünf und zwanzig Jahre regiert hatte, fiel er in eine ſchwere Krankheit. Die Langobarden

glaubten, es wäre mit ihm zu Ende, und beriefen deshalb eine Wahlverſammlung nach Pavia. Dort wurde ein Vetter des Königs Liutprand, Namens Hildebrand, zu ſeinem Nachfolger erwählt und man überreichte dieſem als das Zeichen ſeiner königlichen Würde einen Spieß. Während aber Hildebrand dieſen Spieß in ſeiner Hand hielt, ſoll ſich, wie man erzählt, ein Kukuk auf dieſen Spieß niedergelaßen haben. Das deuteten viele Leute ſo, daß die Regierung Hildebrands nichts taugen würde. Der König Liutprand aber genas wieder und als er erfuhr, was da geſchehen wäre, ward er unwillig: aber er war zu klug, ſich ſeinen Unwillen merken zu laßen, ſondern er nahm ſeinen Vetter zum Mitregenten an. So regierten dieſe beiden zuſammen viele Jahre.

Der Papſt Zacharias aber glaubte zu dieſer Zeit, daß der Langobardenkönig Luitprand nicht hielte, was er einſt ſeinem Vorgänger Gregor im Vatican verſprochen hätte, und deshalb machte er ſich mit ſeinen Geiſtlichen auf den Weg, um ihn an ſein Verſprechen zu erinnern. Sobald Liutprand das vernahm, ſchickte er ihm einige Herzoge entgegen, welche den Papſt bis nach Terni im Herzogthume Spoleto geleiteten, wo damals Liutprand verweilte. Der König gieng dem Papſte ſelbſt entgegen und nahm ihn freundlich auf und alsdann verweilten ſie einige Tage bei einander in Friede und Einigkeit und luden ſich einander zu Gaſte. Aber trotzdem dauerte der Friede nicht lange: denn im folgenden Jahre wollte Liutprand den Exarchen von Ravenna vertreiben (743). Deshalb zog Zacharias abermals zu ihm nach Pavia. Dort hielt er erſt die Meſſe ab und ſpeiſte dann mit dem Könige und ward darauf in den Palaſt desſelben geführt. Wiederum verſuchte da Zacharias den König zu überreden, aber dieß Mal gelang es ihm nicht ſo gut; denn Luitprand wollte ſeinen Bitten nur in einigen Stücken nachgeben.

Im folgenden Jahre (744) ſtarb Liutprand, der einer der kräftigſten Könige der Langobarden geweſen war. Von ihm ſagt Paul Warnefried: „Er war ein Mann von vieler Weisheit, ſcharfſinnig im Rath, gottergeben und ein Freund des Friedens, mild gegen die Fehlenden, keuſch und ehrbar, ein kräftiger Redner, mildthätig gegen die Armen. In Wiſſenſchaften war er nicht unterrichtet, aber doch war er einem Weiſen gleich zu ſtellen; denn er machte ſein Volk groß und ſorgte für gute Geſetze.“

31. König Ratchis.

Der König Hildebrand war bei den Langobarden nicht beliebt; denn er war ſtolz und hochfahrend, darum blieb die Herrſchaft nicht bei ihm, ſondern ſtatt ſeiner erwählten ſie Ratchis zum Könige. Ratchis war ein Sohn des Herzogs Pemmo, der nach Ferdulfs traurigem Untergange ſich der Kinder der Gefallenen rühmlich angenommen hatte. Die Gemahlin Pemmos, die Mutter des Königs Ratchis, war eine Langobardin aus niederem Stande, welche der Herzog aus Liebe geheirathet hatte. Sie ward aber dadurch nicht übermüthig, ſondern ſie ſagte ihrem Gemahl öfters, wenn er um ſeines Standes willen eine vornehme Frau heirathen müße, ſo möge er ſie verlaßen; denn nach der Sitte der Langobarden war dieß geſtattet. Aber Pemmo weigerte ſich deſſen und blieb ihr immerdar treu. Er hatte mit ihr drei Söhne, von denen Ratchis und Aiſtulf nach einander Könige der Langobarden wurden.

Ratchis aber ſtieg auf folgende Weiſe empor. Einſtmals hatten der Biſchof von Aquileja, der Patriarch genannt wurde, und der von Forojulium Streit mit einander und jener kam hin nach Forojulium und verjagte dieſen. Darüber wurde

Pemmo zornig, er nahm den Patriarchen gefangen und wollte ihn erſt ins Meer werfen; aber er begnügte ſich damit ihn in ein Schloß am Meer gefangen zu ſetzen und dort das Brot der Trübſal eſſen zu laſſen. Als Liutprand aber von der Sache hörte, glaubte er das Recht ſei auf Seite des Patriarchen. Er ergrimmte über Pemmo, nahm ihm das Herzogthum und gab es ſeinem Sohne Ratchis; denn es war ihm zugleich auch die Gelegenheit willkommen die Macht der Großen zu beugen. Pemmo wollte zu den Avaren fliehen: aber Ratchis bat den König ſo lange, daß er ihm verzeihen möchte, bis Liutprand endlich nachgab. So gieng denn Pemmo mit ſeinem Sohne und den andern Großen ſeines Herzogthums nach Pavia und Liutprand ließ ſie alle vor ſich. Liutprand ſaß auf ſeinem Throne und als dieſe Großen vor ihn traten, befahl er ihnen ſich hinter ſeinen Stuhl zu ſtellen. Sie gehorchten: aber nun rief Liutprand mit lauter Stimme, daß man alle dieſe Männer ins Gefängnis bringen ſollte. Da konnte ſich Aiſtulf nicht länger halten, er zog ſein Schwert und wollte dem Könige den Kopf ſpalten, allein Ratchis fiel ihm in den Arm und hielt ihn zurück. So wurden ſie hinweggeführt, nur einer, Erfemar, ließ ſich das Schwert nicht entreißen, ſondern wehrte ſich muthig, bis er entkam. Um ſeines Muthes willen verzieh ihm der König, um ihn dadurch ganz für ſich zu gewinnen: die Andern dagegen wurden ins Gefängnis gelegt.

Ratchis wurde Herzog von Forojulium, obwohl ihm ſein Betragen nicht zum Ruhme gereichte. Als Herzog zeigte er ſich muthig und brav. Die Slaven, welche in Krain wohnten, waren an Forojulium tributpflichtig. Sie weigerten ſich deſſen, da fiel Ratchis in ihr Land ein und verwüſtete es. Einmal ritt Ratchis allein mit ſeinem Waffenträger, da fiel ein Haufe Slaven unerwartet über ihn her und wollte ihn tödten. Er

war nicht einmal Zeit die Lanze zu ergreifen; denn ein Slave war Ratchis schon ganz nahe. Da schlug er schnell mit seinem Streitkolben auf ihn ein und traf ihn so schwer auf den Kopf, daß der Slave gleich todt zur Erde stürzte. Als die Andern ihren Anführer gefallen sahen, wagten sie nicht Ratchis weiter anzugreifen und er setzte mit seinem Waffenträger ruhig und unangefochten seinen Weg fort.

Nicht lange nachher machte Liutprand einen Kriegszug gegen den Exarchen in Ravenna. Er kam sehr ins Gedränge, aber er schlug sich durch und befahl Ratchis und dessen Bruder Aistulf den Rückzug zu decken. Die Spoletaner standen den Oströmern bei und einer von diesen, mit Namens Bertus, ritt nahe an Ratchis heran, nannte ihn bei seinem Namen zum Zeichen, daß er ihn kannte, und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Ratchis nahm die Forderung an, und als nun Bertus, der in voller Rüstung war, sein Pferd gegen ihn anspornte, warf Ratchis ihn mit einem Streiche vom Pferde. Da kamen schnell die Krieger von Forojulium herbeigelaufen und wollten ihn mitnehmen; aber Ratchis war mitleidig und sagte ihm, er solle entfliehen. So kroch denn Bertus auf Händen und Füßen davon und gelangte glücklich ins Gebüsch, wo ihm die Reiter nicht folgen konnten. Auch Aistulf machte diesen Zug mit und wurde, als er einmal ganz zuletzt gieng, unvermuthet von zwei Spoletanern überfallen. Es war auf einer schmalen Brücke, da wandte Aistulf sich um und gab dem einen Spoletaner einen einzigen Hieb, daß er von der Brücke in die Wellen stürzte. Alsdann kämpfte er mit dem andern, erlegte auch diesen und warf ihn in den Fluß, daß ihn die Wellen mit seinem Freunde vereinten.

Durch solche Thaten erwarb sich Ratchis bei dem Volke der Langobarden großes Ansehen und als Liutprand starb,

ward Ratchis für den würdigſten gehalten und zu ſeinem Nachfolger erwählt. Er ſuchte ſein Reich ſicher zu ſtellen gegen die Verbindungen einzelner Langobarden mit andern Völkern und bedrohte ſolche Verräther mit ſchwerer Strafe; allein das iſt auch faſt Alles, was wir von ſeiner Regierung wißen: denn die Zeit derſelben dauerte nur wenige Jahre. Im Jahre 747 geſchah es, daß Karlmann, der Bruder des mächtigen Hausmeiers Pipin im Frankenlande, der Kämpfe des irdiſchen Lebens müde ward und ins Kloſter Monte Caſſino gieng. Dieſes war zweihundert Jahre vorher durch den heiligen Benedikt geſtiftet, nach welchem ſein Orden den Namen der Benediktiner erhielt. Das Beiſpiel Karlmanns hatte mächtigen Einfluß auf den Langobardenkönig Ratchis. Eine Zeitlang nachher hörte nämlich der Waffenſtillſtand auf, welchen Ratchis mit den italiſchen Städten gemacht hatte, welche noch immer zum Reiche der Oſtrömer gehörten. Da zog Ratchis auf Perugia los, um dieſe Stadt einzunehmen. Der Papſt Zacharias aber vernahm nicht ſo bald dieſe Nachricht, als er mit einigen vornehmen Geiſtlichen ſich ſofort nach Perugia begab und durch koſtbare Geſchenke und inſtändige Bitten den Langobardenkönig bewog von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Ratchis gab nach; allein das war noch nicht Alles. Papſt Zacharias verweilte noch länger bei ihm und ermahnte ihn den weltlichen Tand und die Eitelkeit des irdiſchen Strebens hintanzuſetzen und dagegen nach den himmliſchen Gütern zu ſtreben. Das Gewißen des Königs Ratchis aber war beſchwert durch die Thaten gegen ſeinen Vater Pemmo und deshalb gab er den Ermahnungen des Papſtes Gehör. Einige Zeit hernach legte er das Scepter nieder und begab ſich mit ſeiner Gemahlin Tasca und ſeiner Tochter Rothrude nach Rom, wo ſie alle drei vom Papſte Zacharias für das klöſterliche Leben eingeweiht wurden. Ratchis gieng

ins Kloſter Monte Caſſino, wo auch Karlmann war und baute dort einen Weinberg und noch lange Jahre nachher nannte man dieſen Weinberg nach dem Könige Ratchis. Sein Bruder Aiſtulf ward König an ſeiner Statt.

32. König Aiſtulf (747).

Unter dem Könige Aiſtulf nahm die Feindſchaft zwiſchen dem Papſte und den Langobarden immer zu: denn der König wollte ganz Italien ſich unterwerfen und der Papſt ſah ihn als Hindernis ſeiner Macht an. Der Haß zwiſchen beiden Völkern wurde ſo bitter, daß einmal der Biſchof Liutprand von Cremona zu dem Kaiſer Nicephorus ſagte: „wenn wir einen Menſchen mit einem ſchweren Schimpfworte nennen wollen, ſo heißen wir ihn einen Römer: denn unter dieſem Namen verſtehen wir Langobarden Alles was niederträchtig, was furchtſam, geizig, unkeuſch und verlogen iſt, ja was ſich nur Laſterhaftes denken läßt.“ In dieſem Zwiſte aber betrachtete der Papſt den fränkiſchen König als die Stütze, an welche er ſich zu halten habe. Darum kam es dem Papſte ſo ſehr gelegen, als Pipin, der bisherige Hausmeier der Franken, ihn um Rath fragte, ob derjenige König ſein müße, welcher die Macht, aber nicht den Namen habe, oder derjenige, welcher nur den Namen habe, aber nicht die Macht. Zacharias erwiderte, wer die Macht habe, müße auch den Namen haben, und da wurden dem letzten Merovinger Childerich die Locken abgeſchnitten und Pipin beſtieg den Thron der Franken. Durch dieſe That hatte ſich der Papſt den fränkiſchen König zur Dankbarkeit verpflichtet und dieſe Schuld der Dankbarkeit haben die fränkiſchen Könige reichlich abgetragen, ſo daß die Welt die Folgen davon ſpürt bis auf den heutigen Tag.

Als Aiſtulf nun nicht aufhörte den Herzog von Rom und

den Papſt zu bedrängen, ſah Stephan, der Nachfolger des Zacharias wohl ein, daß er ſich auf die Hilfe des Kaiſers in Conſtantinopel nicht mehr verlaſſen könnte; denn alle ſeine Klagen dahin waren fruchtlos geblieben. Darum rief er Pipin zu Hilfe und Pipin kam. Der Papſt ſelbſt machte ſich auf den Weg (753), ein Jahr nachdem Pipin König geworden war (752). Erſt bat er noch einmal den König Aiſtulf, als er durch Pavia zog, er möchte alles Land herausgeben, welches er dem oſtrömiſchen Reiche genommen hätte; denn Aiſtulf hatte das Exarchat, den letzten Reſt der oſtrömiſchen Herrſchaft in Italien an ſich gebracht: allein Aiſtulf wollte nicht und darum zog Stephan weiter den Alpen zu. Als er fort war, reute es den König, daß er ihn hatte ziehen laßen, er eilte ihm nach; aber es war zu ſpät: denn der Papſt war ſchon innerhalb des fränkiſchen Reiches. Im Lande Wallis, in der jetzigen Schweiz, wollte ihm König Pipin entgegenkommen; allein ſtatt des Königs waren zwei Geſandte desſelben da und baten den Papſt mit zum Könige Pipin zu ziehen. Da zog er mit und Pipin nahm ſeinen Freund mit allen Ehren auf. Er verſammelte einen Reichstag und alle Franken erklärten ſich bereit zur Heeresfolge gegen den Langobardenkönig. Da ahnte auch Aiſtulf Etwas von dem, was ihm bevorſtand, und rief deshalb Pipins Bruder Karlmann aus dem Kloſter Monte Caſſino, und befahl ihm hinzuziehen zu ſeinem Bruder und ihm abzurathen. Karlmann zog hin: aber er richtete nichts aus: denn die Rede des Papſtes war mächtiger, als die des Mönches. Darum kehrte auch Karlmann nicht in ſein Kloſter zurück, ſondern blieb da und ſtarb im andern Jahre.

So zog denn Pipin im Jahre 754 über die Alpen. Aiſtulf hätte leicht die Päſſe beſetzen können; aber das verſäumte er und Pipin durchzog ſiegreich das Land und belagerte Aiſtulf

in ſeiner Hauptſtadt Pavia. Da muſte ſich dieſer fügen und Pipin nahm alles Land in Beſitz, welches bis dahin noch dem Kaiſer unterthan geweſen war. Die Schlüßel der Städte dieſes Landes legte er auf den Altar des heiligen Petrus und ſchenkte dieß Land ſeinem Freunde Stephan als Lehen des Frankenreiches und der Papſt war fortan nicht mehr bloß Biſchof, ſondern Herr von Land und Leuten und iſt es alſo geblieben bis auf unſere Zeit. Es war das erſte Mal, daß einem Biſchofe ſolche weltliche Macht verliehen wurde. Die Macht des Papſtes aber ward dadurch gewaltig groß: denn bis dahin war er nur noch einer der angeſehenſten Biſchöfe der chriſtlichen Kirche, von Pipin an aber ward er groß und mächtig und der Grund zur zweiten Weltherrſchaft Roms war gelegt.

Aiſtulf lebte nicht lange mehr. Eines Tages war er auf der Jagd, da zerriß ihm ein wüthender Eber mit ſeinem Hauer das Bein, daß er beſinnungslos vom Pferde ſtürzte. Der Fall war tödtlich und nach dreien Tagen ſtarb Aiſtulf (756).

33. König Deſiderius (756–773).

Nach dem Tode des Königs Aiſtulf dachte ſein Bruder Ratchis, der noch im Kloſter Monte Caſſino weilte, daß jetzt der gelegene Augenblick gekommen wäre, die Krone wieder zu ergreifen: denn er hatte längſt das Verſprechen bereut, welches er einſt dem Papſte gegeben, und ſehnte ſich wieder Theil zu nehmen an dem Treiben und Drängen um weltliche Macht und Größe. Der ehemalige Mönch ſtellte ſich an die Spitze eines Heeres; aber die Macht des Herzogs Deſiderius von Toscana war der ſeinigen überlegen, und nach einem vergeblichen Verſuche muſte Ratchis wieder die Einſamkeit ſeines Kloſters und ſeinen Weinberg aufſuchen, um dort die Reben nach ſeinem Willen zu leiten, da er es bei den Menſchen nicht vermochte.

Unter dem Könige Desiderius mehrte sich die Feindschaft zwischen ihm und dem Papste. Dieser hatte sich nun völlig losgesagt vom Kaiser in Constantinopel und konnte von dorther keine Hilfe mehr erwarten. Weil er aber dem langobardischen Könige nicht unterthan werden wollte, hielt er um so größere Freundschaft mit den Frankenkönigen, mit Pipin und nach ihm mit seinen Söhnen Karlmann und Karl, den man den Großen nennt.

Aber alle Hoffnungen des Papstes schienen vereitelt zu werden durch Bertha, die Mutter der Frankenkönige. Im Jahre 770 gieng sie zum Könige Desiderius und unterredete sich mit ihm wegen der Vermählung ihrer Tochter Gisela mit Adelgis, dem langobardischen Königssohne und schlug ihm zugleich auch vor, daß ihre beiden Söhne Karl und Karlmann zwei seiner Töchter zu Gemahlinnen nehmen sollten. Dieser Vorschlag leuchtete dem Könige Desiderius wohl ein; denn er konnte nichts mehr wünschen, als die Verbindung mit dem mächtigen Königsgeschlechte der Franken, da die Ahnen dieses Geschlechts die Hausmeier Pipin und Karl Martell und wiederum Pipin, der sich die Königskrone angeeignet hatte, alle umwohnenden Völker erfüllt hatten mit dem Ruhme ihres Namens. Aber der Papst Stephan erkannte auch die Gefahr, die ihm daron drohte, daß er dann leicht wieder in die Reihe der andern Erzbischöfe und Bischöfe der Christenheit zurücktreten könnte, und darum schrieb er an die Frankenkönige Karl und Karlmann einen Brief zur Abmahnung. Er hielt ihnen mit Recht vor, daß sie sich ja schon vermählt hätten bei Lebzeiten ihres Vaters, und daß es ihnen darum nicht zukäme, ihre Gemahlinnen zu verstoßen und andere Frauen zu nehmen. Alsdann aber fuhr er in seinem Zorne also fort: „Welche Thorheit ist es, meine geliebtesten Söhne und große Könige, kaum er-

kühne ich mich, es zu ſagen, daß eure edle fränkiſche Nation, welche vortrefflicher iſt, als alle andern Völkern, und das hohe und vornehme Geſchlecht eures königlichen mächtigen Hauſes ſich mit der treuloſen und ſtinkenden langobardiſchen Nation beflecken will, welche nicht einmal unter den andern Völkern mitgezählt wird, und von deren Nation, wie wir gewis wißen, der Ausſatz hergekommen iſt? Es müſte einer nothwendig ein Thor ſein, der nur auf die Vermuthung gerathen wollte, daß ſo berühmte Könige ſich von einer ſo verfluchten und verabſcheuungswürdigen Seuche wollten anſtecken laßen. Der heilige Paulus ſagt: was iſt dem Lichte gemein mit der Finſternis und was dem Gläubigen mit dem Ungläubigen? Ihr habt dem heiligen Petrus verſprochen, Freunde ſeiner Freunde und Feinde ſeiner Feinde zu ſein und darum begeht ihr eine Sünde, wenn ihr euch mit den Langobarden gemein macht; denn ſie ſind ein meineidiges Volk und uns und der Stadt Rom feindlich geſinnt. Darum ermahne ich euch, handelt nicht alſo. Ich lege aber dieſe meine Ermahnung an euch auf das Grab des heiligen Petrus und ſchicke ſie euch von dieſem heiligen Orte. Zugleich aber bedrohe ich euch mit dem Banne, wenn ihr nicht thut, wozu ich euch um des Heils eurer Seele willen ermahne."

Dennoch blieb ſowohl König Deſiderius als auch die Königin Bertha und ihr Sohn Karl der Große bei ſeinem Willen, und Karl nahm Deſiderata zu ſeiner Gemahlin, nur Karlmann verſtieß ſeine Gemahlin nicht. Auch Adelgis heirathete die fränkiſche Königstochter Giſela nicht. Aber lange konnte die Freundſchaft nicht dauern: denn Deſiderata mißfiel dem Könige Karl und darum ſchickte er ſie ihrem Vater Deſiderius wieder zu, der tief gekränkt ſeine Tochter wieder bei ſich aufnahm. Nicht lange hernach ſtarb Karlmann, der Bruder des Königs

Karl, und da die Königin Gilberg, ſeine Witwe, die Gewaltthätigkeit des Königs Karl fürchtete, floh ſie mit ihren beiden Söhnen zum Langobardenkönige Deſiderius und bat ihn um ſeinen Schutz. Den gewährte ihr Deſiderius und ihren Knaben. Von da an aber war bittere Feindſchaft zwiſchen dem fränkiſchen und dem langobardiſchen Könige und bald brach dieſe zum Schaden des letzteren aus. Der König Deſiderius war unklug und bedrängte den Papſt Hadrian, der nach Stephan dieſe Würde erlangt hatte, und bemächtigte ſich der Städte des römiſchen Gebiets. Dann verlangte er auch von ihm, daß der Papſt die Söhne Karlmanns ſalben und für rechtmäßige Könige des Frankenreiches erklären ſollte. Aber das war unklug; denn es war doch leicht einzuſehen, daß der Papſt den Mann nicht kränken wollte, auf welchen er, wie auch ſein Vorgänger, alle ſeine Hoffnung geſetzt hatte, und darum verweigerte es ihm Hadrian. Da wollte Deſiderius den Papſt mit Krieg überziehen; allein dieſer hatte ſchon ſeine Boten zu König Karl geſandt und der eroberungsluſtige ließ ſich nicht zweimal bitten; denn er hatte ſich vorgeſetzt, alle Stämme deutſcher Nation zu einem großen chriſtlichen Reiche zu vereinigen. So kam Karl heran im Jahre 773 und machte dem Langobardenreiche ein Ende.

Auch die Söhne Karlmanns bekam Karl da in ſeine Gewalt; aber weder Geſchichte, noch Sage erzählt uns, was aus den unglücklichen Knaben geworden iſt.

Von der Ankunft des Frankenkönigs Karl und der Beſiegung der Langobarden erzählten die Mönche des Kloſters Novaleſe folgende Sagen.

34. Sage von dem langobardiſchen Spielmanne.

Als Deſiderius vernahm, daß Karl ihn mit Krieg überziehen wollte, ſchickte er Boten zu allen Fürſten und Vornehmen ſeines Reiches und fragte ſie um Rath, was er zu thun hätte. Sie erwiderten ihm, daß er ſich mit einer kleinen Macht nicht gegen den vertheidigen könnte, der mit ſo großen Schaaren gegen ihn heranzöge. Darum gaben ſie ihm den Rath, er ſollte alle Thäler und Zugänge Italiens, durch welche man vom Reiche der Franken nach Italien kommen könnte, mit einer Mauer von Berg zu Berg verſperren und dieſe Mauer mit Zinnen und Bruſtwehren verſehen, von denen herab die Langobarden ſich vertheidigen könnten. Dieß geſchah und es ward eine ſo ſtarke Mauer erbaut, daß man noch Jahrhunderte hernach die Trümmer derſelben wahrnehmen konnte.

Als dieß Alles wohl ausgerichtet war und die Franken nirgends einen Zugang finden konnten, kam bald hier, bald da ein Theil von ihnen heran, hier tauſend, dort zweitauſend und belagerten die Langobarden, die oben hinter den Bruſtwehren ſtanden. Unter den Vertheidigern war auch der Sohn des Deſiderius, Namens Algis, welcher ſich von Jugend auf durch ſeine gewaltige Körperkraft ausgezeichnet hatte. Er trug im Kriege eine große eiſerne Keule und pflegte mit derſelben ſeine Gegner nieder zu ſchmettern. Er beobachtete die Franken Tag und Nacht und wenn er einmal bemerkte, daß ſie ſich ſorglos der Ruhe hingaben, ſtürzte er unvermuthet hervor und warf mit den Seinen rechts und links die Franken nieder. So geſchah es faſt alle Tage.

Da kam einmal ein Spielmann aus langobardiſchem Stamme zu Karl und ſang ihm und ſeinen Vornehmen ein Lied vor, deſſen Inhalt dieſer war: „Welcher Preis ſoll demjenigen werden, der Karl nach Italien führt, der ihn über

Wege leitet, auf denen kein Speer sich wider ihn erheben, kein Schild erklingen und kein Schade den Seinen widerfahren soll?" Als Karl diese Worte vernommen hatte, ließ er den Sänger zu sich holen und versprach nach dem Siege ihm Alles zu geben, was er nur fordern würde. Der Sänger aber war ein Priester.

Karl trug nun den Seinen auf, sich bereit zu halten für den folgenden Tag zum Marsche. Am nächsten Morgen erklang das Horn und der König nahm Abschied von den Mönchen des Klosters Novalese, welche ihn freundlich aufgenommen und ihn reichlich mit Speise und Trank versehen hatten. Alsdann gieng der Spielmann voraus und ihm folgte das ganze Heer. Er verließ alle gebahnte Wege und führte den König über den Abhang eines Berges, der noch lange nachher der Weg der Franken hieß. Als sie von diesem Berge hinabgestiegen waren, kamen sie in das offene Gefilde von Gavenßs (Giaveno) und da sammelten sie sich und stellten sich in Schlachtreihe gegen den Desiderius. Dieser glaubte noch immer, daß der König Karl vor ihm wäre, als dieser schon hinter ihm vom Berge hinabgestiegen heranritte. Als das Desiderius erfuhr, bestieg er sein Roß und floh eiligst nach Pavia. Die Franken aber ergoßen sich ringsum über das Land, nahmen die festen Plätze ein und verheerten Alles was sie fanden.

Da trat auch der Spielmann zu Karl und bat um den versprochenen Lohn. Der König Karl erwiderte ihm: „fordere was du willst." Der Spielmann sprach: „ich will auf einen der umliegenden Berge steigen und mit aller Kraft in mein Horn stoßen, und so weit der Schall meines Hornes in das Land hineintönt, soll das Land mit allen Männern und Weibern, die darauf wohnen, mir zum Lohne gegeben werden." Der König bewilligte ihm dieß. So stieg denn der Spielmann

auf einen Berg und ſtieß da in ſein Horn, daß der Ton weithin über die Gefilde erſcholl. Alsdann gieng er hinab durch das Thal und fragte in Wald und Feld Jeden, den er antraf: „haſt du den Schall meines Hornes vernommen?“ Wenn dann der Gefragte antwortete, daß er ihn vernommen hätte, ſo gab ihm der Spielmann alsbald einen Streich an die Backe und ſprach: „du biſt mein Sklav!“ So erwarb er ſich ein großes Beſitzthum und der König Karl beſtätigte es ihm und ſeinem Geſchlechte.

35. Sage von dem eiſernen Karl.

Als König Karl mit ſeiner Heeresmacht gegen Pavia heranzog, wollte Deſiderius ſeinen Gegner gern ſelbſt ſehen. Zu ihm war einer von den Dienſtmannen Karls geflüchtet, Namens Autkar, welcher den König erzürnt hatte und nun glaubte, daß er bei Deſiderius vor Karls Grimme ſicher ſein würde. Mit dieſem Autkar ſtieg Deſiderius auf den höchſten Thurm, von dem aus man das Feld weithin überblicken konnte. Als ſie nun zuerſt das Heer der Krieger aus dem weiten fränkiſchen Reiche erblickten, ſprach Deſiderius zu Autkar: „iſt der König Karl unter dieſer Schaar?“ „„Noch nicht,““ antwortete Autkar. Darauf nahte das Gepäck heran, welches für das Heer des Darius hingereicht hätte, und Deſiderius fragte wieder: „iſt Karl unter dieſer Schaar?“ „„Noch nicht, noch nicht,““ erwiderte Autkar. Da begann es dem Deſiderius ſchwül zu Muthe zu werden und er ſprach: „was ſollen wir denn thun, wenn ihrer noch mehr mit ihm kommen?“ Autkar ſprach: „„du ſollſt ihn ſehen, wann er herannaht; aber was aus uns werden ſoll, das weiß ich nicht.““ Wie ſie noch ſo redeten, zeigte ſich ihnen ein anderer Haufe Bewaffneter. Als Deſiderius die erblickte, ſprach er beſtürzt: „das iſt aber ſicherlich

Karl.“ Aber Autkar entgegnete: „„auch das noch nicht, noch immer nicht.““ Darauf nahten die Biſchöfe, die Aebte, die Prieſter. Als Deſiderius dieſes ſah und ſchon an ſein nahendes Ende dachte, ſprach er: „Laß uns hinunter ſteigen und uns verbergen vor dem Anblicke des grimmigen Feindes.“ Autkar aber, der ſich ſehr wohl noch an die Macht und die Gewalt Karls erinnerte, ſprach: „„wenn du eine eiſerne Saat auf dem Gefilde ſtarren ſiehſt, wenn es dir ſcheint, als wälzten der Po und der Teſſin ſchwarzeiſerne Wogen gegen die Mauern der Stadt heran, dann iſt Karl uns nahe.““

Als ſie noch ſo redeten, zeigte ſich im fernen Weſten ein ſchwarzes Gewimmel ähnlich einer dicken Wolke, welche ihre Schatten auf den ſonnenhellen Tag wirft. Allmälig kam der Haufe heran und das Gefilde erglänzte weithin von den blanken Waffen. Da erſchien Karl, bedeckt mit einem eiſernen Helm, mit eiſernen Armſchienen, und die breite Bruſt und die Schultern mit einem eiſernen Panzer umhüllt. In der linken Hand trug er einen langen eiſenbeſchlagenen Speer, deſſen Spitze zum Himmel ſah, die Rechte aber ruhte immer am Schwertgriff; an den Hüften trug er eiſerne Panzerbekleidung, und eiſerne Schienen bedeckten ſeine Beine. Am Schilde ſah man Nichts als Eiſen und ſein Roß zeigte mit der Farbe des Eiſens auch eiſerne Feſtigkeit. Alle umringten den König, und ritten theils vor ihm, theils an ſeiner Seite, theils hinter ihm. Die Bürger, die von den Mauern aus zuſchauten, riefen aus: „O des Eiſens, mit welchem der König bewehrt iſt!“ Als die Beiden vom Thurme ab dieß Alles erblickten, wandte ſich Autkar zu Deſiderius und ſprach: „ſiehe, da iſt er, den du zu ſehen begehrteſt.“ Als er dieſe Worte geſprochen hatte, ſtürzte Deſiderius vor Schrecken nieder.

37. Sage von der Einnahme von Pavia.

Deſiderius floh mit ſeinem Sohne und ſeiner Tochter nach Pavia und hielt ſich für ſicher in dieſer feſten Stadt. Die Tochter des Deſiderius hatte aber viel von der Macht des Königs Karl vernommen und ließ ihm deshalb mit einem Wurfgeſchoße über den Ticinus einen Brief in ſein Lager werfen. In dieſem Briefe ſtand, daß ſie ihm die Stadt und alle Schätze ihres Vaters überliefern würde, wenn er ſie zu ſeiner Frau und zur Königin des fränkiſchen Reiches machen wollte. Auf dieſem Brief antwortete ihr König Karl ſo, daß die Liebe der langobardiſchen Königstochter noch mehr angefacht wurde. Sie ließ dem Könige wiederum durch ein Wurfgeſchoß die Nachricht ſagen, daß er in derſelben Nacht mit den Seinen ſich am Thore bereit halten ſollte, welches ſie auf das gegebene Zeichen öffnen würde. So geſchah es. Sie nahm die Schlüſſel und öffnete das Thor und alsbald ſtürzten die Franken in die Stadt. Die Tochter des Deſiderius wollte Karl unter den Reitern aufſuchen, aber ſie gerieth unter die Pferde und ward alsbald, da es Nacht war, von den Hufen zertreten und ſtarb.

Von dem Lärm aber erwachte Algis, zog ſein Schwert und wollte hinausſtürzen den Feinden entgegen. Aber der Vater Deſiderius unterſagte es ihm; denn er meinte, es wäre Gottes Wille, daß ſie untergiengen. Deſiderius war ein gutmüthiger Mann und gieng allnächtlich in die Kirche zu beten. Darum ſah Algis, daß aller Widerſtand vergeblich ſein würde und floh eiligſt aus der Stadt. Karl hatte ſie unterdeſſen ganz eingenommen und gieng dann in den Palaſt hinauf, und berief dahin auch die Langobarden, daß ſie ihm huldigen ſollten. Dem Könige Deſiderius aber ließ er die Haare ſcheeren und ſteckte ihn ins Kloſter. Einige erzählen auch, daß er ihm zuvor die Augen ausgeriſſen habe.

36. Sage von Algis oder Adelgis.

Als ſchon ganz Italien unter der Herrſchaft Karls wieder ruhig war und er ſelbſt in Pavia verweilte, wagte Algis, der Sohn des früheren Königs Deſiderius, allein hinzugehen und zu forſchen, wie die Sachen ſtünden und ob Hoffnung für ihn da wäre; denn er konnte den Verluſt ſeines väterlichen Erbtheils nicht verſchmerzen. Er war ein jugendlicher Mann von gewaltiger Leibeskraft und kriegeriſch geſinnt. Als er in Pavia eintrat, erkannte ihn Niemand. Er war auf einem Schiffe gekommen, nicht wie ein Königsſohn, ſondern wie einer aus dem großen Haufen, und trug auch die gewöhnliche Kleidung des Volkes. So gieng er unbemerkt überall umher, bis ihn endlich einer der früheren Getreuen ſeines Vaters erblickte und ſofort wieder erkannte. Als Algis das bemerkte und wohl einſah, daß er ſich vor dieſem nicht mehr verheimlichen könnte, trat er ſchnell zu ihm und bat ihn bei dem Eide der Treue, den jener einſt ſeinem Vater geſchworen hätte, daß er ihn dem Könige Karl nicht verrathen ſollte. Jener gewährte ihm ſeine Bitte und ſprach: „Bei meinem Eide gelobe ich dir, ich will dich nicht verrathen, ſo lange es in meiner Macht ſteht, deine Anweſenheit zu verheimlichen.“

Darauf bat ihn Algis: „Ich erſuche dich ferner, lieber Freund, daß du mir heute, wenn der König ſein Mahl zu ſich nimmt, am Ende des Tiſches einen Platz einräumſt und daß du dich bemühſt, alle Knochen, welche vom Tiſche aufgehoben werden ſollen, ſowohl die vom Fleiſche entblößt als die noch damit bedeckt ſind, vor mich hinſtellen zu laſſen.“ Der Freund erwiederte: „ich werde thun was du verlangſt.“ Er konnte es wohl, denn er war damit beauftragt, die Speiſen aufzuſetzen und abzutragen, und als die Stunde des Mahles kam, richtete er Alles aus, wie ſie verabredet hatten. Algis aber zerbrach alle

Knochen, und aß das Mark heraus, gleichwie der Löwe zu thun pflegt, wenn er seine Beute verzehrt. Die Stücke der Knochen, die er zerbrach, warf er unter den Tisch, bis es zuletzt ein nicht geringer Haufe ward. Alsdann aber erhob er sich unbemerkt und entfernte sich eher vom Tisch als die Andern.

Als der König vom Tische aufstand und da vorbeiging, erblickte er den Haufen Knochen, der da lag, und fragte: „wer in aller Welt hat doch alle diese Knochen so zerbrochen?“ Als alle antworteten, daß sie nichts davon wüßten, sprach Einer: „ich sah hier einen sehr starken Mann sitzen, der alle Knochen, mochten es Hirsch- oder Rind- oder Bärenknochen sein, so leicht zerbrach, als wären es Halme gewesen.“ Da wurde der Truchseß vor den König gerufen und dieser fragte: „wer und woher war der starke Mann, der hier gesessen und so viele Knochen dahin geworfen hat?“ Auch dieser antwortete: „Herr, ich weiß es nicht.“ Aber der König ließ ihn damit nicht los, sondern sprach: „Bei der Krone auf meinem Haupte, du weißt es.“ Als nun der Truchseß sah, daß er doch der Frage des Königs nicht entschlüpfen könnte, war er sehr besorgt und schwieg still. Endlich erfuhr der König, daß es Algis gewesen wäre, und es ärgerte ihn, daß er so ungestraft entkommen war. Deshalb fragte er weiter: „wohinaus ist er gegangen?“ Es wurde ihm geantwortet, daß Algis zu Schiff gekommen und darum auch wahrscheinlich wieder so abgereist wäre. Schnell fragte ein anderer von des Königs Dienstmannen: „willst du, Herr, daß ich ihn verfolge und ihn tödte?“ Und als der König fragte, wie das geschehen sollte, erwiderte er: „gib mir deine Armringe und dadurch will ich ihn fangen.“ Da gab ihm der König seine Armspangen und der Dienstmann machte sich auf den Weg.

Eiligst lief er der Richtung des Weges nach, welchen

Aigis eingeschlagen hatte, und als er ihn von fern erblickte, rief er ihn bei seinem Namen. Als Aigis darauf sein Fahrzeug anhielt, erzählte ihm der Dienstmann Karls, daß der König Karl ihm seine Armspangen zum Geschenk geben wollte und machte ihm Vorwürfe, daß er so heimlich davon gegangen wäre. Er fügte hinzu, er sollte doch mit dem Schiffe ans Ufer stoßen, daß er ihm die Geschenke übergeben könnte. Darauf ruderte Aigis sein Schiff gegen das Ufer. Aber als er näher herankam, sah er, daß der Franke ihm die Geschenke auf der Spitze des Speeres darbot und schöpfte daraus Verdacht, daß Jener ihm ein Leid zufügen wollte. Deshalb warf er sogleich seinen Panzer um und sprach: „wenn du mir mit der Schneide des Speeres Geschenke anbietest, so will ich sie auch auf der Schneide des Speeres empfangen.“ und streckte ihm dabei den Speer entgegen. Dann fuhr er fort: „wenn übrigens dein Herr dich gesandt hat, daß du mir trüglicherweise zugleich mit deinen Geschenken den Tod geben sollst, so will ich auch nicht geringer als er erscheinen und ihm auch meine Geschenke senden.“ So tauschten sie die Armspangen und der Dienstmann des Königs kehrte in den Palast zurück. Sobald er dem Könige Karl die Geschenke überreicht hatte, versuchte dieser sie anzulegen; aber die Armringe des Aigis fielen ihm bis auf die Achsel zurück. Da rief der König aus: „es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn dieser Mann so gewaltige Kräfte hat.“ Der König fürchtete sich aber hinfort noch mehr vor Aigis, den er ja des Reiches beraubt hatte, und es that ihm leid, daß Aigis nicht getödtet war.

Karl nahm das Reich der Langobarden ein, aber ließ ihnen ihre eigenen Gesetze. Er wollte sie nicht beherrschen,

wie man eine Provinz beherrſcht, ſondern ſie ſollten auch wie vor ein eigenes Reich ausmachen und er nannte ſich König der Franken und der Langobarden.

Die Langobarden verzehren ſchon damals ihrer deutſchen Abſtammung, deren feſtes Bewußtſein in der Sprache beruht. Nur manche ihrer Namen verriethen noch ihren deutſchen Urſprung; im Uebrigen aber ging die deutſche Sprache bei ihnen unter, wie im ſpätern Frankreich und der pyrenäiſchen Halbinſel, und es entſtanden in dieſen Ländern die Völker, die wir die wälſchen*) oder auch die romaniſchen nennen. Aus den Namen der Langobarden und einigen andern Ueberbleibſeln aber hat uns Jacob Grimm dargethan, daß ihre Sprache der altſächſiſchen näher geſtanden hat, als der gothiſchen.

28. Die Herkunft des langobardiſchen Geſchichtſchreibers Paul Warnefried.

Da wir die Geſchichten und Sagen der Langobarden erzählten, ſo iſt es billig auch der Herkunft des Mannes zu gedenken, der uns die meiſten der vorerzählten Geſchichten und Sagen bis auf den König Ratchis überliefert hat und uns dabei auch die Sage von ſeiner eigenen Abſtammung erzählt. Er ſagt:

Zu der Zeit, als das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien zog, kam auch der Ahn meiner Familie, Leuphis aus langobardiſchem Stamme entſproſſen, mit dem Könige Alboin in dieſes Land. Er lebte noch einige Jahre in Italien

*) Wälſch kommt her vom althochdeutſchen Welah und heißt ſo viel etwa wie das griechiſche ἀλλόφωνος, der Fremde, der Ausländer. Wälſch wird aber in unſerer Zeit nur von Völkern romaniſchen Stammes und am häufigſten von Italienern gebraucht.

und hinterließ bei seinem Tode fünf kleine Söhne. Diese alle traf das Unglück, bei der Einnahme von Jerusalem mit in die Gefangenschaft der Römer zu kommen. Als sie in jenem Lande viele Jahre hindurch die Leiden der Knechtschaft ertragen und schon das männliche Alter erreicht hatten, kehrten vier von ihnen, deren Namen ich nicht mehr weiß, in der Knechtschaft zurück, der fünfte Bruder aber, der Jüngste hieß auch der Stammvater meines Geschlechtes war, beschloß sich dem Joche der Knechtschaft zu entziehen und nach Italien zu flüchten, weil er sich noch erinnerte, daß er von daher herstammte. Mit einem Köcher und einem Bogen bewaffnet und außerdem mit wenigem Brote versehen, machte er sich auf den Weg; aber er wußte nicht genau wohin. Da zeigte sich ihm ein Wolf und fürchtete weder seinen Bogen; denn er lief eine kurze Strecke vor ihm her und sah sich häufig nach dem jungen Manne um. Wenn dieser still stand, so blieb auch der Wolf still stehen und wenn jener weiter ging, so lief ihm auch der Wolf voran. Darauf erkannte der Jüngling, daß der Wolf wohl von Gott gesendet sein müsse, um ihm auf der Reise zu helfen und ihm den Weg zu zeigen.

Als sie aber einige Tage auf diese Weise weiter gewandert waren, ging das wenige Brot aus, das der Wanderer mit sich genommen hatte. Hungrig wanderte er weiter, aber kaum überwog der Hunger, er spannte seinen Bogen und wollte den Wolf durch einen Pfeilschuß töten, um sich von ihm zu nähren. Der Wolf aber merkte die Absicht und war auf einmal den Blicken des Jünglings entschwunden. Da wußte der Jüngling nicht mehr, welchen er seinen Weg fortsetzen sollte; er warf sich ermüdet nieder in das Gras und erwartete vor Durst und Hunger schlief er ein. Im Traume war es ihm, als stünde ein Mann ihm zu Häupten und spräche zu ihm: „Steh auf, der

du ſchläfſt; wandere nach der Gegend, der jetzt deine Füße zugekehrt ſind; denn dort liegt Italien, das Land in welches du dich ſehnſt.“ Alsbald ſtand er auf und fieng an nach jener Richtung fortzuſchreiten und es dauerte auch nicht lange, da ſah er menſchliche Wohnungen. Eine Frau erblickte ihn und erkannte an ſeinem Ausſehen, daß er ein Flüchtling und hungrig ſein müße. Von Mitleid bewogen verbarg ſie ihn in ihrem Hauſe und gab ihm nur heimlich nach und nach einige Nahrung, damit nicht das Leben in ihm völlig erlöſche, wenn ſie ihm gleich genug zur Sättigung gäbe. Allmälig erlangte er ſeine Kräfte wieder und war fähig zur Weiterreiſe. Alsdann gab ſie ihm noch Vorrath mit für die Wanderung und zeigte ihm, wohin er gehen müße. Nach einigen Tagen betrat er Italien und gelangte an das Haus ſeiner Eltern, in welchem er geboren war. Aber dieß war ſo lange ſchon verlaßen, daß es nicht bloß kein Dach mehr hatte, ſondern auch voll gewachſen war von Brombeerſträuchen und Dornen. Er hieb ſie aus und als er im Hauſe eine ſtarke Ulme fand, die dort gewachſen war, hieng er daran ſeinen Köcher und Bogen auf. Hernach aber, als er Geſchenke von ſeinen Verwandten und Freunden bekommen hatte, baute er das Haus wieder auf und nahm ſich eine Frau; aber er konnte nichts von dem wieder erlangen, was ſein Vater beſeßen hatte, weil er gar zu lange ſchon entfernt geweſen war. Dieſer war mein Ahn, denn ſein Sohn war Arichis, und der Sohn des Arichis war mein Vater Warnefried.“

Paulus gab ſich ſchon von früher Jugend an den Wißenſchaften hin und wurde deshalb ſpäter der Geheimſchreiber des Königs Deſiderius. Als er in dieſem Amte war, hat er uns die Geſchichten der Langobarden beſchrieben.

Als Karl der Große in das Langobardenreich einbrach

und den König Desiderius schlug und gefangen nahm, da führte er auch den Paulus mit sich, und weil Karl alle Leute, die sich der Wißenschaften beflißen hatten, hochschätzte und für seinen Dienst zu gewinnen suchte, so machte er es auch so mit Paulus und nahm ihn in seine Geschäfte. Paulus aber bewahrte immer die Anhänglichkeit an das Land der Langobarden und an seinen früheren König und ward darum auch einmal beim König Karl der Verschwörung angeklagt. Da fragte ihn Karl darüber und Paulus sagte frei heraus, daß er seinen guten König Desiderius nicht vergeßen könne und lieber in dessen Diensten geblieben wäre, als in denen des Frankenkönigs: aber an der Verschwörung habe er nicht Theil genommen. Da wollte ihm Karl zur Strafe die Hände abhauen laßen; aber er besann sich doch, daß er nicht leicht einen solchen Mann wieder gewinnen konnte, und ließ ihm seine Glieder unverletzt. Nicht lange hernach wollte Karl ihm die Augen ausstechen laßen; aber er verschonte ihn auch das Mal und verbannte ihn auf die Insel Tremiti: allein Paulus erfand Mittel von da zu entfliehen und begab sich zu Adelberga, der Tochter des Königs Desiderius, welche ihn mit Freuden aufnahm. Er lebte bei ihr und schrieb auf ihre Bitten noch andere Geschichtsbücher.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Geschichten

charakteristische Züge und Sagen

der deutschen Volksstämme

aus der

Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun.

Nach den Quellen erzählt

von

O. Klopp, Dr. phil.,
Gymnasiallehrer in Osnabrück.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichnis nebst Angabe der Quellen.

Seite

Franken 1

1. **Sage von dem Ursprunge der Franken.** Ekkehard. Chron. Univ. bei Pertz Mon. VIII. 115. 1

2. **Der Charakter der Franken.** Prologus legis Salicae bei Matzero I. p. 392. 2

3. **Wohnsitz der Franken und ihre Wanderung im fünften Jahrhundert.** Greg. Turon. histor. Francorum II. 9. . 4

4. **Childerich, König der Franken.** Greg. Turon. h. F. II. 12. 5

5. **Chlodwigs Kampf gegen Syagrius und der Kirchenraub von Soissons.** Greg. Turon. h. F. II. 27. . . . 6

6. **Chlodwigs Bekehrung zum Christenthume.** Greg. Tur. II. 28 sqq. 9

7. **Chlodwig und Chararich.** Greg. Tur. II. 42. . . . 10

8. **Chlodwigs Treulosigkeit gegen Sigebert und dessen Sohn.** Greg. Turon. h. F. II. 40. 11

9. **Die Bewaffnung der Franken.** Agathias II. 49. Matzero II. p. 3. 12

10. **Beschreibung des Aufzuges eines fränkischen Großen an seinem Hochzeitstage.** Sidon. Apoll. IV. 26. . . 14

11. **Vom Ursprung der Burgunden und ihrer Bekehrung zum Christenthume.** Nach J. v. Müllers Schweizergeschichten p. 56 sqq. Socrates hist. eccl. VII. Orosius VII. . . 15

12. **Guntchalt und Gregisel von Burgund.** Greg. Turon. h. F. II. 32. 17

Seite

13. Gottesurtheil zwischen einem Katholiken und einem Arianer. Greg. Tur. de miraculis I. 91. 21

14. Der Zweikampf bei den Burgunden. Mascov. in den Anmerkungen hinter seiner Geschichte der Teutschen. Nr. III. p. 13. Er führt daselbst den Titul. XLV. der Burgundischen Gesetze an und eine Stelle aus Agobardus adv. legg. Gundob. p. 120. . 23

15. Der Westgothenkönig Alarich II. zahlt Buße an Chlodwig. J. Grimm Rechtsalterthümer p. 670. Legg. Ripuar. Tit. LXX. 1. — Legg. Frisionum tit. XXII. §. 71. . . . 24

16. Chlodwig besiegt die Westgothen. Greg. Tur. h. F. II. 37. Einzelheiten hat nach Gieseler. 25

17. Ragnachar. Greg. Turon. h. F. II. 42. Die letztangeführte Stelle ist aus II. 40 am Schlusse. 28

18. Der Untergang des burgundischen Reiches. Greg. Tur. h. F. III. 5. 31

19. Theoderich und Munderich. Greg. Tur. h. F. III. 14. . . 33

20. Die Flucht des Attalus. Greg. Tur. h. F. III. 15. . . 36

21. Herminfried von Thüringen. Mascov. Anmerkungen zu seiner Gesch. der Teutschen. V. p. 19. und die dort angeführten Belege. 41

22. Die Besiegung Herminfrieds von Thüringen. Greg. Tur. h. F. III. 4 7. 43

23. Radegundis. Grimms Mythol. p. 51. 46

24. Der heilige Gallus in Köln. Grimms Mythol. 52. Greg. Tur. vitae patr. 6. 47

25. Der Tod der Söhne Chlodomers. Greg. Turon. h. F. III. 18. 48

26. Theodeberts Einfall in Italien. Procop. de bello Goth. II. 25. 50

27. Theodeberts Kampf gegen seinen Oheim und sein Tod. Greg. Tur. h. F. III. 21. 28. Agathias I. 5. . . . 52

28. Der Untergang des Leutharis und Buccelin. Agath. I. 7. II. 5. 54

29. Chlothar kämpft gegen seinen Sohn Chramnus und stirbt bald darauf. Greg. Tur. h. F. IV. 20. 21. . . . 60

30. Die Behandlung der Sklaven. Greg. Tur. h. F. V. 3. . 62

31. Die Blutrache bei den Franken. Greg. Tur. h. F. X. 27. . 64

32. Das Asylrecht der Kirche. Greg. Tur. h. F. V. 14. . . 65

33. Die Hochzeitreise der Tochter des Königs Chilperich. Greg. Tur. h. F. VI. 45. VII. 29. 67

34. Sage von dem Walde und den Schellen. Almoin. gest. Franc. III. 62. 71

35. Sage von den Schätzen des Königs Gunthram. Paul. Dia-

Seite

con. 35. Paul hat diese Sage, wie andere Einzelheiten seiner Geschichten, aus Gregor entnommen. 72

36. Die Königin Austrigild. Greg. Tur. h. F. V. 35. . . 74

37. Die Gesandtschaft an den König Guntram. Greg. Tur. h. F. VII. 14. 75

38. König Guntrams Unternehmung gegen die Westgothen. Greg. Tur. VIII. 30. 77

39. Der Kriegszug der Franken gegen die Langobarden. Greg. Tur. X. 23. 79

40. Columban. Pertz Mon. II. 727. Grimms Mythol. p. 75. — Der Fortsetzer des Greg. Tur. im Appendix cp. 36. . . 82

41. Der Tod der Königin Brunhilde. Appendix ad Greg. Tur. cp. 41. 86

42. Sage von Chlothars II. Sieg über die Sachsen. Aimoin. gest. Franc. IV. 18. Grimms Sagen II. 93. . . . 87

43. Pipin der Aeltere, von Heristall. Annales Mettenses ad annum 687 bei Pertz Mon. Tom. I. 89

44. Pipins steigende Macht und die Schlacht bei Testri. Annal. Mett. ad a. 687 sqq. 91

45. Das Auftreten Karl Martells. Annal. Mettens. ad a. 714. in Pertz Mon. I. 96

46. Das Treffen gegen die Mauren zwischen Tours und Poitiers. Annal. Mettens. und andere in Pertz Mon. I., ferner fünf Noten aus Pertz Geschichte der Hausmeier. 76. . 99

47. Karl Martells zweiter Sieg über die Araber. Ann. Mett. ad a. 737. — Pertz. Geschichte der Hausmeier p. 79. . . 102

48. Odilo, der Baiernherzog. Annal. Mett. ad a. 743. . 104

49. Karlmann geht ins Kloster. Annal. Mett. ad a. 747. . 106

50. Die letzten Könige aus merovingischem Stamme. Eginhardi vita Caroli M. cp. 1. Ann. Mett. ad a. 752. . . 109

51. Die Kraft Pipins. Monach. Sang. II. 15. bei Pertz M. II. 758. 111

52. Pipin und Papst Stephan. Ann. Mett. ad a. 753. . . 112

Sachsen 115

1. Die Abstammung der Sachsen. Sachsenspiegel III. 44. nebst Glosse 115

2. Sage von dem Kampfe der Sachsen mit den Thüringern. Witt. Corb. bei Pertz V. 418 und sonst vielfach abgedruckt. . 117

3. Sächs. Sagen von Dieterich, Irminfried und Iring. Witt. Corb. bei Pertz. M. V. p. 420 sqq. 120

Seite

4. Die Eintheilung der Sachsen. Witt. Corb. 14. bei Pertz Mon. V. 424. u. A. 130

5. Die Seeräuberei der Sachsen. Sidon. Apoll. VIII. 6. p. 222. 132

6. Rückkehr der Sachsen aus dem Langobardenzuge in ihre Heimat. Greg. Tur. h. F. IV. 37. V. 15. und nach ihm Paul. Diac. III. 5. 133

7. Chlothars Kampf gegen die Sachsen. Greg. Tur. IV. 14. . 135

8. Die ersten Missionarien aus England bei den Sachsen. Beda Venerab. h. e. Anglorum V. 10. — Grimms Geschichte der deutschen Sprache II. 627. 137

9. Die Predigt Lebuins an die Sachsen. Hucbald. vita Lebuini Pertz Mon. II. p. 361. 138

10. Die Friesen und ihre Lebensweise. Plin. H. N. XV. 1. . 142

11. Wilfried, der erste Apostel bei den Friesen. Nach Lappenbergs Geschichte von England. I. 173. 145

12. Fositesland. Albuin. vita Willibrordi cp. 10. Grimms Mythologie p. 144. 146

13. Der Friesenfürst Radbod entzieht sich der Taufe. Annal. Xant. ad a. 718. in Pertz. Mon. II. p. 221. 148

14. Das Wirken des Bonifacius. Mase. II. 315. — Vita Bonif. in Pertz Mon. II. 323 sqq. 150

15. Bonifacius haut die Eiche bei Geismar um. Vita Bonifacii in Pertz Mon. II. 152

16. Der Tod des Bonifacius. Pertz Mon. II. 349. . . . 154

17. Die Aussetzung der Kinder bei den heidnischen Friesen. Alfried. vita Ludgeri in Pertz Mon. II. 157

Karl der Große und seine Zeit 160

1. Der erste Zug Karls gegen die Sachsen und die Irminsul. Pertz Mon. II. 676. — Leibnitii Annal. Imperii ad a. 772. 160

2. Der Sieg der Sachsen über Geile und Adalgis und Karls Grausamkeit. Pertz I. 163. Annal. Eginhardi ad a. 782. Leibnitii Annal. Imperii ad a. 783. 162

3. Sage von dem Treffen an der Hase und Widukinds Belagerung in seiner Burg. Nach mündlicher Mittheilung. . 166

4. Widukind wird Christ. Pertz I. 167. — Leibn. Ann. Imperii ad a. 807. 170

5. Wittekinds Denkstein. Aus den Verhandlungen der Mindener Gesellschaft für vaterländische Cultur. Westphäl. Provinzialblätter 1r Bd. 4s Heft p. 124 ff. Minden 1830. . . 173

Seite

6. Der Friede mit den Sachſen und ihre Bekehrung zum Chriſtenthume. Saxo poeta ad a. 803. Grimms Geſchichte der deutſchen Sprache. Piſchon, Denkmäler der deutſchen Sprache I. 22. u. m. a. 175

7. Geſchichtlicher Rückblick auf die Sachſen. Einzelne Notizen aus Eginhardi annal., Grimms Mythologie, Hegewiſches Geſchichte Karls des Großen. 179

8. Der Kampf Karls des Großen gegen die Mauren und Rolands Tod. Johannis Turpini historia de vita Caroli M. et Rolandi cp. XXI. sqq. 185

9. Unternehmung der Franken gegen die Araber über den Ebro. Vita Ludovici in Pertz Mon. II. p. 614. . . . 192

10. Das Gottesgericht des Kreuzes. Nach Muratoris Geſchichte von Italien IV. 453. 195

11. Karl und der Herzog Grimoald. Nach Muratoris Geſchichte von Italien IV. 450. 196

12. Taſſilo der Baiernherzog. Leibnitii annal. Imp. ad a. 788. . 198

13. Die Avaren. Mon. Sang. II. 1. bei Pertz Mon. II. 784.— Eginhardi ann. ad a. 791. 200

14. Die Empörung der Thüringer. Ann. Vazariani ad a. 786 bei Pertz Mon. I. 41. 204

15. Alcuin. Monach. Sang. I. 9. bei Pertz Mon. II. 734. — Leibnitii Ann. Imp. ad 781. 206

16. Kaiſer Karl bei den Schülern. Mon. Sg. I. 3. bei Pertz Mon. II. 732. 207

17. Der junge Biſchof. Mon. Sang. I. 4. 208

18. Ernennung und Abſetzung eines Biſchofs. Mon. Sang. I. 5. 210

19. Wie der Kaiſer ſich vorleſen ließ. Mon. Sang. I. 7. . . 211

20. Wie der Geſang zu Karls Zeit beſchaffen war. Mon. Sg. I. 10. 212

21. Demüthigung eines Biſchofs. Mon. Sang. I. 16. . . 214

22. Der Kriegsdienſt der Geiſtlichen. Capit. de immunitate episc. bei Baluz. I. p. 405. Muratori Geſchichte Italiens IV. 893. 215

23. Die arabiſche Geſandtſchaft. Mon. Sang. II. 8. in Pertz Mon. II. p. 750. 217

24. Der Hof des byzantiniſchen Kaiſers. Mon. Sang. II. 5. . 221

25. Der Stolz zweier fränkiſcher Jünglinge. Mon. Sang. II. 4. . 225

26. Wie Karl Gold und Eiſen gegen einander ſchätzt. Mon. Sang. II. 18. 226

27. Karls Vorherſagung von den Normannen. Mon. Sg. II. 14. 227

Seite

28. Die Jagd des Kaisers Karl. Mon. Sg. II. 17. in Pertz Mon. II. p. 760. 228

29. Die friesischen Mäntel. Legg. Frisionum ed. Gartner p. 71. Origines Franc. VI. cp. 18. von J. Pertsand. . . . 230

30. Die Krönung Karls zum römischen Kaiser. Eginhardi ann. ad a. 799 sqq. — Anastasius in vita Leonis III. papae. . 231

31. Der dänische Einfall in Friesland (810). Saxo Grammaticus, hist. Dan. VIII. am Ende. — Ubbo Emmius rer. Fris. hist. V. p. 70. J. Grimm. Rechtsalterthümer. Alegabuch oder Küstringer Landrecht. ed. Wiarda 1785. an verschied. Stellen. 235

32. Beschreibung der Person Karls des Großen. Einhard. vita 22. in Pertz Mon. II 455. — Leibnitii Ann. Imp. ad a. 791. 243

33. Die Verordnungen Karls des Großen über den Ackerbau. Capitul. de villis imp. bei Pertz Mon. III. 151. . . . 250

34. Das Wergeld zur Zeit Karls des Großen. Legg. Fris. Tiul. XIV. §. 1. 2. 3. 251

35. Karl ernennt seinen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger. Leibnitii Annal. Imp. ad a. 813. 259

36. Karls Tod und Begräbnis. Einhardi vita Caroli M. in Pertz Mon. II. 455 sqq. 261

37. Der Sagenkreiß von Kaiser Karl. Ruolandes liet von W. Grimm. 265

Ludwig der Fromme und seine Söhne 269

1. Ludwig der Fromme. Theganus vita Ludovici cp. 19. b. Pertz II. 594. — Das Leben des Kaisers Ludwig ist uns von zwei Männern ausführlich beschrieben, deren einer Theganus allzusehr für ihn eingenommen ist, der andere, dessen Namen wir nicht kennen, unparteiischer über das Leben des Kaisers spricht, wenn er auch sein tiefes Mitgefühl über die Schicksale des Kaisers nicht verleugnet. Dieser zweite Erzähler wird wegen seiner astronom. Kenntnisse gemeiniglich Astronomus genannt. — Murat. IV. 469. 269

2. Bernhard. Astronomus in vita Ludovici cp. 29. bei Pertz Mon. II. 622. 272

3. Der Kaiser Ludwig und die Bekehrung der Normannen. Leibnitii ann. Imp. ad a. 826. — Mon. Sang. II. 19. bei Pertz Mon. II. 761. 273

4. Die Wegführung der Gebeine der Märtyrer Vitus und Lucanus aus dem Frankenlande nach Sachsen. Leibn. Ann. Imp. ad 836. 278

5. Ludwig der Fromme theilt das Reich unter seine Söhne. Leibn. Ann. Imp. ad 817. 279

Seite

6. Die Gottesgerichte zur Zeit Ludwigs. Leibn. ann. Imp. ad 829. Muratori Geschichte Italiens IV. 577. . . . 281

7. Ludwigs Heirath mit Judith, der Baiernfürstin und die Folgen davon. Astron. vita Ludov. bei Pertz Mon. III. 625. — Leibn. ann. Imp. 829 ff. 284

8. Die altsächsische Evangelienharmonie zur Zeit Ludwigs. Die angeführten Stellen siehe in Heliand oder die altsächs. Evangelienharmonie, herausgegb. von J. A. Schmeller. München, Stuttg. u. Tüb. 1830. Ferner das Evang. Matth. im Hochdeutsch des 9. Jahrh. Stuttg. u. Tüb. 1827. . . . 291

9. Die weiteren Kämpfe Ludwigs mit seinen Söhnen bis zu seinem Ende. Die beiden vitae Ludovici des Theganus und Astronomus, ferner Leibn. Annal. ad a. 832—33. — Nithard in Pertz Mon. Tom. II. 650. 295

10. Der Kampf der Brüder. Nithardi historia II. cp. 1 sqq. bei Pertz Mon. II. 655. Leibnitii ann. imp. 840 sqq. . . . 316

11. Der Eid bei Straßburg. Nithardi hist. III. 5. bei Pertz Mon. II. 665. 320

12. Der Vertrag von Verdun (843). Nithardi hist. III. 6 ff. — Leibn. annal. ad 842. 843. 325

Angelsachsen 331

1. Sage von den ältesten Bewohnern von England und Schottland. Beda Venerab. hist. eccl. Angiorum I. 1. . 331

2. Die Einfälle der Pikten. Beda Ven. hist. eccl. Angl. I. 12. . 332

3. Die Britten rufen die Angeln und Sachsen zu Hilfe. Beda V. h. e. gentis Anglorum I. 14. 15. — Nennius cp. 37 bei Mascov. I. p. 445. — Lappenberg Gesch. Englands I. 107. . 333

4. König Arthus und die Tafelrunde. Die letzte Notiz ist aus Beda h. e. gentis Angl. IV. 24. 338

5. Die Vorbereitung zur Bekehrung der Angelsachsen zum Christenthume. Nach Lappenberg Gesch. Englands I. 137. und den daselbst angegeb. Notizen. 341

6. Wie das Christenthum zu den Angeln kam. Beda V. h. eccl. gent. Angl. II. 12. — Lappenberg I. 147. . . . 344

7. Der Tod des Königs Siegbert von Ostangeln. Beda Ven. h. e. g. A. III. 18. 348

8. Oswald. Nach Lappenbergs Geschichte Englands I. 151. . . 350

9. Egbert von Wessex, der erste König von England. Nach Lappenberg I. 367. 351

Seite

10. **Aelfred der Große.** Aelfredi Magni vita tribus libris comprehensa a Speiman. Oxonii 1678. Folio. . . . 354

11. **Das Vaterunser angelsächsisch.** Nach der Ausgabe von J. Junius zugleich mit dem goth. Texte. Dortrecht 1665. nur sind hier, wie beim goth. Vaterunser, statt der eigenthümlichen angelsächsischen Buchstaben die gewöhnlichen gesetzt. . . . 372

Franken.

1. Sagen von dem Urſprunge der Franken.

Bei den Franken war eine alte Sage, daß ihre Stammväter aus Troja gekommen wären, und dieſe erzählten ſie alſo: Zu der Zeit, als nach der Eroberung Trojas durch die Griechen Aeneas nach Italien gekommen iſt, haben ſich auch einige Trojaner nordwärts gewandt und ſind lange flüchtig um den mäotiſchen See umhergeirrt. Dort ließen ſie ſich endlich nieder und breiteten ihre Macht weiter weſtlich aus bis nach Pannonien. Sie erbauten auch eine Stadt, die ſie Sicambria nannten und wuchſen nach vielen Jahren zu einem ſtarken Volke heran, das ſich ſelbſt Sicambern nannte. Sie vertrieben damals die Alanen und wurden dafür vom Kaiſer Valentinian mit dem Namen der Franken beehrt und auf zehn Jahre von allem Tribut befreit. Als die zehn Jahre um waren, ſchickte Valentinian zu ihnen hin und ließ wieder den Tribut einfordern; aber da weigerten ſich die Franken und tödteten die Abgeordneten Valentinians. Damals ſtanden zwei Anführer an ihrer Spitze, welche mit den alten, von einem Geſchlecht zum andern übererbten Ehrennamen Priamus und Antenor genannt wurden.

Der römische Kaiser schickte darauf ein Heer gegen sie und es entspann sich ein hitziger Kampf, in welchem Viele von beiden Seiten erschlagen wurden. Die Uebermacht der Römer war aber zu groß und deshalb mußten die Franken zuletzt fliehen und ihren König Priamus todt auf dem Schlachtfelde zurücklaßen. Sie zogen weiter westlich und kamen nun zu den deutschen Völkerstämmen, welche alle die Römer bitterlich haßten. Da wohnten sie in Thüringen unter den Königen Marcomedes, dem Sohne des Priamus, und Sunno, dem Sohne Antenors. Als Sunno gestorben war, hielten die Franken einen Rath, daß sie auch nur einen König haben wollten, wie alle andern Völker, und auf Anrathen des Marcomedes wählten sie Pharamund zum Könige.

Nach Pharamund bekam sein Sohn Clodius die Herrschaft. Damals wohnten vom Rheine bis zur Loire die Römer, von der Loire an südwärts aber die Westgothen, und die Burgunden herrschten an der Rhone. Clodius aber überschritt mit seinen Franken den Rhein, griff die Römer an, welche durch ihre Beamten damals Gallien beherrschten, und schlug sie und verscheuchte sie bis in den Carbonarischen Wald (Ardennen), und rächte so die Unbill, die einst die Römer seinem Volke zugefügt hatten. So drangen die Franken immer weiter und unterwarfen sich zuletzt einen großen Theil der Länder an beiden Seiten des Rheines. Als Clodius starb, wurde sein Sohn Meroveus König und von diesem führte das Königsgeschlecht der Franken den Namen der Merovinger.

2. Der Charakter der Franken.

Die Franken theilten sich in zwei Hauptstämme, die salischen und die ripuarischen oder Uferfranken; aber woher diese Namen rühren, ist noch nicht mit völliger Gewisheit ausge-

macht. Ufer bedeutet hier ein Flußufer; aber welchen Fluß soll man wählen, da die Franken von Osten nach Westen vordrangen und es ebensowohl der Rhein sein kann, als auch irgend ein anderer Fluß, an dessen Ufern die Franken eine Zeitlang wohnten. Von den salischen Franken ist uns das älteste Gesetzbuch eines deutschen Volkes erhalten, wenn auch nicht in deutscher Sprache, und dieß Gesetzbuch soll verfaßt sein von Wisogast, Bodogast, Salogast und Wiedogast, die also genannt wurden ein Jeder nach dem Gau, in welchem er wohnte. Die erste Abfaßung dieses Gesetzbuches ist schon zwischen 420 und 430 nach Ch. G. geschehen, wie die Sage erzählt, zur Zeit des Königs Pharamund.

Der Eingang dieses Gesetzbuches lautet: „Das vortreffliche Volk der Franken, das Gott selbst zum Urheber hat, tapfer unter den Waffen, daheim durch feste Bündnisse des Friedens gesichert, voll tiefer Weisheit im Rathe, an Leibe edel und gesund, kühn, schnell, ausgezeichnet durch Gestalt und Redlichkeit u. s. w.“ So sprachen die Franken von sich selbst; aber ihre Zeitgenoßen machten ihnen häufig den Vorwurf, daß sie gewohnt wären, mit lachendem Munde Eid und Treue zu brechen, und wiederholt versichern es uns die Geschichtschreiber jener Zeit der Wanderungen, daß man einem Franken nicht trauen dürfe, und die Oströmer gaben immer den Rath, man müße sich hüten einen Franken zum Nachbarn zu bekommen.

Im sechsten Jahrhundert erzählt der Bischof Gregor von einem fränkischen Herzoge Folgendes: „Er war sonst ein guter Mann, nur war er zu leicht zum Wortbruch geneigt; denn er beschwur seinen Freunden nichts, was er nicht sofort wieder gebrochen hätte.“

Ueberhaupt sind die einzelnen Geschichten der Franken, die wir jetzt erzählen wollen, nicht geeignet diesen Vorwurf von

ihnen zu nehmen. Die meiſten dieſer fränkiſchen Geſchichten und Sagen ſind dem Werke eines fränkiſchen Biſchofs, Namens Gregor von Tours, entnommen, welcher gegen das Ende des ſechſten Jahrhunderts gelebt hat. Von mehren dieſer Begebenheiten iſt er Augenzeuge geweſen, die andern früheren erzählt er, wie er ſie ſelbſt empfieng, nach Sagen oder mündlichen Berichten.

3. Wohnſitz der Franken und ihre Wanderung im fünften Jahrhundert.

Die Franken wohnten urſprünglich nur oſtwärts vom Rheine und, wie Einige erzählen, in der Mitte Germaniens bis nach Pannonien hin; dann aber ſetzten ſie auch über den Rhein und wählten hier je nach den einzelnen Gauen langgelockte Könige*) (criniti, comati) über ſich aus den Geſchlechtern der Adalinge. Da warfen ſie ſich auf die Römer und zerſtörten die blühenden Städte des römiſchen Reiches Mainz, Cöln und Trier. Dieſe letzte Stadt war die Hauptſtadt Galliens und bewahrt noch bis auf den heutigen Tag herrliche Ueberreſte römiſcher Baukunſt. Dreimal wütheten die Franken in ihr mit Mord und Brand, alſo daß die Leichen auf allen Straßen umherlagen und die Stadt einem großen Schutthaufen ähnlich ſah; aber als die Leichen noch unbegraben dalagen und die Peſt durch die Ueberlebenden wüthete, weil, wie der alte Geſchichtſchreiber ſagt, der Tod den Tod aushauchte, verlangten die römiſchen Bürger Triers noch immer nach Spielen im Circus. Aber die Eroberungen der Franken gewannen Beſtand und das Land, das in unſerer Zeit Belgien heißt, wurde von ihnen in

*) Die Franken ſchnitten ihre Haare am Hinterkopfe ab und kämmten ſie vorn über die Stirn; nur die aus königlichem Stamm ließen ihr Haar lang über Nacken und Schultern niederwallen.

Beſitz genommen. Südlich von ihnen war bis zur Loire noch ein Ueberreſt des alten römiſchen Reiches, im Süden grenzte an die Loire das Reich der Weſtgothen und weiter nach Südoſten wohnte um die Rhone der deutſche Stamm der Burgunden. Dieſe waren in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auch ſchon Chriſten wie die Weſtgothen; aber die Franken verehrten noch ihre alten Götter der Wälder und Gewäßer und allerlei Thiere und brachten ihnen Opfer.

4. Childerich, König der Franken.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts war Childerich König der Franken. Er war ein üppiger, ſchwelgeriſcher Menſch und gereichte deshalb den Franken zum großen Aergernis, weil dieſe zwar roh, aber doch in alter deutſcher Zucht lebten. Darum wollten ſie ihn tödten; aber er entfloh. Er ließ einen ihm ſehr getreuen Mann zurück, der ihm verſprach, die Gemüther der erzürnten Franken wieder zu beſänftigen, und ihn zurückzurufen, wenn es Zeit wäre. Als ſie ſich trennten, zerbrachen ſie eine Goldmünze in zwei Theile, deren Jeder von ihnen einen mit ſich nahm. Der Freund aber Childerichs ſagte zu ihm: „wenn ich dir meine Hälfte ſchicke und du die Stücke zuſammenfügſt und erkennſt, daß es wirklich meine Hälfte iſt, ſo kannſt du getroſten Muthes ins Vaterland zurückkehren.“ Childerich gieng nach Thüringen und lebte dort verborgen bei dem Könige Biſinus, während die Franken den Römer Aegidius zu ihrem Könige nahmen. Als dieſes acht Jahre gedauert hatte, ſandte der Freund Childerichs ſeine Boten mit der Hälfte der Goldmünze nach Thüringen; denn die Gemüther der Franken hatten ſich unterdeſſen beruhigt und viele aus dem Volke wünſchten ihren alten König aus ihrem eigenen Stamme wieder zurück. Childerich zögerte nicht in ſein Vaterland heim-

zukehren und ward wiederum als König anerkannt. Mit ihm kam auch Baſina, die bisherige Königin der Thüringer, welche den Childerich lieb gewonnen und deshalb ihren Gemahl verlaßen hatte. Denn ſie ſprach: „wenn ich einen weiſeren, ſtärkeren oder ſchöneren Mann wüſte als Childerich, ſo würde ich ihm auch den Vorzug vor Childerich geben.“ Childerich nahm ſie zu ſeiner Frau und der Sohn beider war Chlodwig.

5. Chlodwigs Kampf gegen Syagrius und der Kirchenkrug von Soiſſons.

Als Childerich geſtorben war, folgte ihm ſein Sohn Chlodwig in der Herrſchaft und ſann gleich darauf, wie er ſein Reich ausbreitete. Es war nach dem Sturze des römiſchen Reichs in Italien durch Odoaker noch eine römiſche Herrſchaft in Gallien übrig geblieben unter Syagrius, der ſich zum Könige aufwarf. Chlodwig ſchickte ihm ſeine Herausforderung zu und überließ es ihm Ort und Zeit des Kampfplatzes beider Heere zu beſtimmen. Syagrius nahm den Fehdebrief an. Dann fielen Chlodwig und ſein Vetter Ragnachar über ihn her und beſiegten ihn (486). Syagrius entfloh nach Toulouſe zu den Weſtgothen; aber Alarich, der damals dort König war, fürchtete den Krieg mit Chlodwig und lieferte auf die Aufforderung der Franken den Syagrius gebunden aus. Chlodwig ließ den Gefangenen in einen Kerker ſetzen und bald darauf heimlich erwürgen.

Der König Chlodwig aber haßte die Chriſten, weil er dem alten Heidenthume treu bleiben wollte, und zerſtörte deshalb viele Kirchen. Einſtmals hatten ſeine Franken aus einer Kirche unter anderen koſtbaren Gegenſtänden einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit geraubt. Der Biſchof dieſer Kirche ſandte darauf einen Boten an den König und ließ ihn bitten, daß, wenn er auch alles Andere behielte, ſeiner

Kirche nur der Krug zurückgegeben werden möchte. Der König aber erwiederte dem Boten: „Folg uns nach Soiſſons; denn dort ſoll die ganze Beute vertheilt werden. Wenn mir das Looß den Krug zuſpricht, ſo ſoll er deinem Biſchof wieder zugeſtellt werden.“ Als nun in Soiſſons alle Beute auf einen Haufen zuſammengebracht war, ſprach der König: „Ich bitte euch, meine tapfern Kämpfer, daß ihr mir außer dem mir zukommenden Antheile auch jenen Krug da abtretet.“ Darauf erwiederten Einige: „Ruhmvoller König, was du erblickſt, iſt dein. Nimm dir heraus, was du willſt; denn es iſt vergeblich ſich deiner Macht zu widerſetzen.“ Als dieſe ſo ſprachen, erhob aber ein anderer Franke ſeine Stimme und ſprach: „Du ſollſt Nichts bekommen, als was dir das Looß als deinen rechtmäßigen Antheil zuſpricht.“ Und zugleich ſchlug er mit ſeiner Streitaxt an den Krug. Alle erſtaunten; aber der König verbarg ſeinen Zorn über die Beleidigung und übergab dem Boten des Biſchofs den Krug.

Ein Jahr darauf berief Chlodwig zur gewöhnlichen Zeit der großen Volksverſammlung im Monat März ſein Volk zu einer Heerſchau, um ihre Waffen zu prüfen. Als er die Reihen durchſchritt, kam er auch zu dem, welcher an den Krug geſchlagen hatte, und ſprach zu ihm: „Keiner hat ſo ungeſchickte Waffen hergebracht, wie du; denn weder dein Speer, noch dein Schwert, noch deine Streitaxt ſind etwas nütze.“ Mit dieſen Worten warf er die Streitaxt jenes Mannes auf die Erde. Dieſer bückte ſich, um ſie wieder aufzuheben, im ſelben Augenblick aber erhob der König ſeine Streitaxt und ſchlug ihn in den Kopf, indem er ſprach: „ſo haſt du es in Soiſſons mit dem Kruge gemacht.“ Der Mann war todt, da entließ der König die Andern. Alle aber fürchteten ſich vor der Gewaltthätigkeit des Königs.

6. Chlodwigs Bekehrung zum Chriſtenthume.

Nach einigen Jahren ſeiner Herrſchaft ſchickte Chlodwig Abgeſandte nach Burgund, bei dem König Gundobald um ſeine Schweſter Chlotilde zu werben, welche man ihm als eine ſehr ſchöne und kluge Jungfrau geſchildert hatte. Gundobald, der arge Frevel gegen ſeine Geſchwiſter verübt hatte, wagte nicht ſich mit dem Frankenkönige zu verfeinden und ſchickte ſeine Schweſter hin. Chlotilde aber bat ihren Gemahl inſtändigſt, daß er ſich taufen laſſen möchte. Chlodwig wollte nicht; aber er geſtattete, daß ſein Sohn getauft würde. Der Sohn aber ſtarb gleich nach der Taufe; da ſprach Chlodwig erzürnt: „wenn der Knabe den Göttern meines Volkes geweiht worden wäre, ſo wäre er nicht geſtorben.“ Aber Chlotilde tröſtete ihn und er gab zu, daß auch der zweite Sohn getauft wurde. Auch dieſer ward krank, aber er blieb doch am Leben.

Dennoch konnte die Königin nicht von Chlodwig erlangen, daß auch er ſich taufen ließ, bis einmal ein Krieg mit den Alemannen ausbrach. Als ein heftiges Treffen geliefert wurde, fingen die Franken an zu weichen und es war ſchon vorauszuſehen, daß das ganze Heer der Franken vernichtet würde. Als Chlodwig das ſah, erhob er weinend die Hände zum Himmel und ſprach: „Jeſus Chriſtus, den Chlotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, der du den Unglücklichen helfen und denen, die auf dich vertrauen, den Sieg gewähren ſollſt, ich flehe dich an um deine Hilfe: wenn du mir den Sieg gewährſt und wenn ich die Macht an dir erfahre, welche Chlotilde und die andern Chriſten von dir ausſagen, ſo will auch ich an dich glauben und mich auf deinen Namen taufen laſſen. Denn ich habe meine Götter angerufen; aber ich erfahre, daß ihre Hilfe fern iſt von mir; darum glaube ich, daß ſie keine Macht haben,

da ſie denen nicht helfen, welche ſie anrufen. Dich rufe ich jetzt an und will auf dich vertrauen, damit ich gerettet werde vor meinen Feinden.“ Als er das ſprach, wankten ſich die Alemannen zur Flucht. Ihr König fiel, da traten einige zu Chlodwig und ſprachen: „Laß des Mordens jetzt genug ſein, wir wollen dir gehorchen.“ Da gebot Chlodwig dem Kampfe Einhalt zu thun, er ſammelte ſein Volk und nachdem auch der Oſtgothenkönig Theoderich zum Schutze der Beſiegten ſeine Boten mit Bitten und Warnungen geſchickt hatte, kehrte Chlodwig heim, um der Königin zu erzählen, daß er durch die Anrufung des Chriſtengottes den Sieg erhalten habe.

Die Königin ließ ſofort den Biſchof Remigius kommen, der den König im Chriſtenthume unterrichten ſollte. Als nun der Biſchof Remigius dem Könige von Chriſti Leiden und Tod erzählte, ward er zornig und rief: „wenn ich an der Spitze meiner Franken dageweſen wäre, ſo hätte ich alsbald ſeine Schmach gerächt.“ Da forderte ihn Remigius auf, daß er nun mit ſeinem ganzen Volke ſich zur Lehre Chriſti bekennen ſollte. Aber der König antwortete: „Ich werde gern deine Lehren hören, heiliger Vater, aber mein Volk wird ſeine heimatlichen Götter nicht verlaßen wollen. Jedoch will ich gehen und deinem Rathe gemäß mit ihnen reden.“ Als der König zu dem Volke ſprach, antworteten Viele: „wir laßen ab von unſern vergänglichen Göttern und wollen dem unſterblichen Gotte folgen, den Remigius predigt.“ Alsbald ward dann das Taufbad bereitet und die Kirche reich geſchmückt. Chlodwig ſchritt zuerſt in das Bad und der Biſchof Remigius ſegnete ihn ein mit den Worten: „Beuge dein Haupt, milder Sicamber, bete an, was du früher mit Brand verheerteſt und verheere, was du früher anbeteteſt.“ Auch die Schweſter Chlodwigs, Albofleda, ward getauft und außer dieſen beiden viele Franken. So war Chlodwig der erſte

katholiſche König unter den deutſchen Volksſtämmen, denn die andern Könige waren alle Arianer. Einige Jahrhunderte ſpäter entſtand die Sage, daß zur Taufe Chlodwigs eine Taube vom Himmel eine Flaſche mit heiligem Oel gebracht habe, mit welchem die Könige von Frankreich geſalbt wurden. Das Oel blieb durch alle Jahrhunderte, bis zu Ende des bourboniſchen Königsgeſchlechtes.

Jenes Treffen ward geſchlagen im Jahre 496 bei Tolbiacum, das jetzt Zülpich heißt und ungefähr 6 Stunden weit von Bonn entfernt iſt. Die Alemannen wurden durch dieſes Treffen theils dem Frankenkönige unterworfen, theils baten ſie den Oſtgothenkönig Theoderich um Schutz, der ſich für ſie bei Chlodwig verwandte und einen großen Theil derſelben dem mächtigen Oſtgothenreiche hinzufügte. Dieſe Alemannen trat ſpäter der gothiſche König Vitiges an die Franken ab, als er ſich dieſe zu Freunden machen wollte, um nicht gegen ſie und Belisar zugleich kämpfen zu müſſen.

Chlodwig war nun ein Chriſt. Wie er aber die Lehren des Chriſtenthums befolgte, ſollen uns die folgenden Geſchichten zeigen. Bevor wir aber von Chlodwig weiter erzählen, wie er mit den burgundiſchen Königen Krieg führte, müſſen wir zuvor Einiges über den deutſchen Stamm der Burgunden erzählen.

7. Chlodwig und Chararich.

Als Chlodwig mit Syagrius kämpfte, war auch der König Chararich mit ihm ausgezogen; aber er hatte die Entſcheidung abgewartet, um ſich mit dem zu verbünden, welcher den Sieg davontragen würde. Darum grollte ihm der König Chlodwig und wartete auf die Gelegenheit ſich an Chararich zu rächen. Als dieſe ſich darbot, nahm er ihn mit Liſt gefangen und ließ dann ihm und ſeinem Sohne die Haare abſchneiden und ſtellte

ſie ins Kloſter. Als Chararich über dieſe Demüthigung weinte und klagte, tröſtete ihn ſein Sohn und ſprach: „Dieß Land iſt vom grünen Holze geſchnitten; aber darum iſt es nicht dürr geworden; ſondern es wird wieder ſproßen und grünen. Möchte doch der ſchnell zu Grunde gehen, der uns dieß zugefügt hat!“ Dieß Wort wurde dem Könige Chlodwig hinterbracht und hallte in ſeinen Ohren wieder, und damit er dem zuvorkäme, daß ihre Haare wieder lang würden, ließ er ſie beide tödten. Alsdann vereinte er ihr Reich mit dem ſeinigen.

5. Chlodwigs Treuloſigkeit gegen Sigebert und deſſen Sohn.

Als Chlodwig ſchon Paris zu ſeiner Hauptſtadt gemacht hatte, ſchickte er von dort aus Boten an Chloderich, den Sohn des Frankenkönigs Sigebert von Köln und ließ ihm ſagen: „Mein Vater Sigebert iſt alt und ſchwach und hinkt auf dem einen Fuße. Wenn er todt wäre, ſo würde dir mit Recht ſein Reich zukommen und meine Freundſchaft dich darin ſchützen.“ Die Worte Chlodwigs erweckten in dem jungen Manne die Begierde und er ſtand ſeinem Vater nach dem Leben. Eines Tages gieng der Vater über den Rhein, um ſich am andern Ufer im Walde zu ergehen. Als er da des Mittags in ſeinem Zelte ſchlief, ſandte ſein Sohn Mörder über ihn, welche ihn tödteten. Dann ſchickte der Sohn Boten an Chlodwig und ließ ihm ſagen: „Mein Vater iſt todt und ſeine Schätze und ſein Reich ſind jetzt mein. Darum ſchicke du einige von deinen Leuten her und ich werde ihnen geben, was du von dem Reichthume meines Vaters zu haben wünſcheſt.“ Chlodwig antwortete: „Ich danke dir und bitte dich, daß du meinen Abgeordneten deinen Reichthum zeigſt und ihnen gibſt, was du mir verſprochen haſt.“

Als die Gesandten kamen, ward ihnen Alles gezeigt. Der König führte sie zu einer Kiste und sprach: „in diese Kiste pflegte mein Vater die Goldmünzen hineinzulegen.“ Da antworteten jene: „steckt deine Hand hinein und hole vom Boden herauf, was du dort findest.“ Der König bückte sich tief vorn über, da erhob einer von ihnen seine Streitaxt und schlug sie ihm ins Haupt, daß er todt niederfiel. Als Chlodwig das vernahm, eilte er nach Köln, berief das Volk zusammen und sprach zu ihnen: „Höret was geschehen ist. Während ich auf der Schelde schiffte, verläumdete Chlodrich, der Sohn meines Vetters Siegbert, mich bei seinem Vater, und sagte ihm, daß ich ihn tödten wollte. Und nun, da sein Vater einsam im Walde schlief, hat er selbst die Mörder gegen ihn gesandt und ihn getödtet. Er selbst ist dafür, als er seine Schätze besah, von einem mir unbekannten Manne erschlagen worden. Aber ich bin ganz unschuldig daran. Ich kann ja nicht das Blut meiner Verwandten vergießen; denn das wäre gottlos. Weil dieß nun aber so gekommen ist, so biete ich euch meinen Rath an; wenn er euch annehmlich erscheint, so wendet euch zu mir und begebt euch in meinen Schutz.“ Als die Kölner das vernahmen, klatschten sie mit den Händen und riefen Beifall, hoben Chlodwig auf den Schild und begrüßten ihn als König. So erwarb Chlodwig auch dieses Frankenreich mit der Hauptstadt Köln.

9. Die Bewaffnung der Franken.

Da wir hier die Kriegsthaten Chlodwigs und seiner Franken erzählen, so ist es passend hinzuzusetzen, was uns ein byzantinischer Schriftsteller im Ende des sechsten Jahrhunderts über ihre Bewaffnung erzählt.

Die Bewaffnung der Franken bedarf zu ihrer Verfertigung

nicht vieler künſtlicher Werkzeuge, ſondern iſt leicht zu beſchaffen, und der Krieger ſelbſt iſt im Stande ſie auszubeßern, wenn ſie ſchadhaft geworden iſt. Panzer und Beinſchienen kennen ſie gar nicht, die meiſten ſind unbedeckten Hauptes; wenige kämpfen mit einem Helme auf dem Kopfe. Die Bruſt und der Rücken iſt nackt, um den Leib wickeln ſie Binden, welche bis zum Schienbein abwärts gehen, einige von Leinen, andere von Thierfellen. Der Pferde bedienen ſie ſich ſelten, nur ſehr wenige beſitzen ſolche: der alten Sitte der Väter und ihrer eigenen Erziehung gemäß kämpfen ſie zu Fuße. Von der Hüfte herab hangt ihnen das Schwert, an derſelben Seite auch der Schild; Bogen, Schleuder oder andere Wurfgeſchoße haben ſie nicht, dagegen zweiſchneidige Streitärte, die ſie Franciſca nennen, und kleine Speere. Dieſe ſind ſo eingerichtet, daß man ſie werfen und zugleich im dichteſten Handgemenge gebrauchen kann. Sie ſind faſt ganz mit Eiſen beſchlagen, ſo daß von einem Schafte kaum etwas zu ſehen iſt. Man ſteckt ſie während der Ruhe in die Erde. An der Schneide des Spießes ſind zu beiden Seiten Widerhaken angebracht, welche ſich wie Angelhaken umbiegen. Der Franke wirft ſeinen Speer nicht leichtſinnig, trifft er dann aber, ſo geht er durch und der Verwundete ſtrebt vergebens ſich wieder davon zu befreien. Denn die Haken ſitzen feſt im Fleiſche und erregen ſolche Pein, daß, wenn auch die Wunde an ſich nicht tödtlich iſt, der heftige Schmerz ſie tödtlich macht. Trifft aber der Spieß den Schild, ſo haftet er in demſelben und muß mit ihm am Boden herumgeſchleppt werden; denn die Wiederhaken halten ihn in dem Schilde feſt, und man kann ihn ebenſo wenig mit dem Schwerte abſchneiden, weil man wegen des Eiſenbeſchlages nicht an das Holz kommen kann. Sobald der Franke dieß bemerkt, faßt er das Ende des Speeres und zieht hin und her,

bis der Feind, der den ſchweren Schild trägt, müde wird und nachgebend den Schild fallen läßt, ſo daß Kopf und Bruſt dem Schlage preis gegeben ſind. So tödtet der Franke dann ſeinen Feind mit leichter Mühe, indem er ihm die Streitaxt in den Kopf ſchlägt oder mit einem andern Speere ihm die Kehle durchbohrt.

10. Beſchreibung des Aufzuges eines fränkiſchen Großen an ſeinem Hochzeitstage gegen das Ende des fünften Jahrhunderts.

Ein fränkiſcher Großer, Namens Sigismer, wollte eine weſtgothiſche Prinzeſſin heirathen. Den Hochzeitsaufzug desſelben ſah ein Römer mit an und macht in einem Briefe an einen Freund darüber folgende Beſchreibung.

Da du ſo gern Waffen und Waffenkleidung betrachteſt, ſo wäre es dir eine Freude geweſen, wenn du den königlichen Jüngling Sigismer nach der Sitte ſeines Volkes als Bräutigam angethan nach der Wohnung ſeines Schwiegervaters hätteſt einherſchreiten ſehen. Sein Pferd war mit glänzendem Bruſtſchmuck geziert, ja es giengen ihm Pferde voraus und folgten andere, die alle von Edelſteinen erglänzten; aber er ſaß nicht auf ſeinem Pferde, ſondern es ward für anſtändiger gehalten, daß er mitten unter ſeinen Begleitern zu Fuße einherſchritt, angethan mit flammendem Purpur, mit röthlich glänzendem Goldſchmuck und weißer Seide, während ſein Haar, ſeine Geſichtsfarbe und ſeine übrige Haut dieſem Schmucke entſprachen. Das Anſehen ſeiner Genoßen aber war auch im Frieden furchtbar; ihr Fuß bis an die Knöchel war von einem rauchen Stiefel umhüllt, die Schienbeine, die Knie und die Schenkel über ihnen waren unbedeckt. Außerdem umgab ſie ein eng anſchließendes Gewand von verſchiedenen Farben, wel-

ches aber nicht bis an die Kniekehlen niederreichte. Die Aermel umhüllten nur den oberen Theil des Armes, der grünlich ſchimmernde Mantel ſtach ab von den röthlichen Gliedern. Die Schwerter hiengen an Bändern von der Schulter nieder und ſchloßen dicht an die mit Pelzen umhüllten Weichen an. Dieſelbe Kleidung, die ihnen zum Schmucke dient, hilft auch zur Wehr. In der rechten Hand trugen ſie Lanzen mit Widerhaken verſehen, und Streitärte, die auch zum Werfen geeignet ſind; in der linken dagegen einen Schild, deſſen Rand ſchneeweiß, deſſen Buckel aber gelb iſt. Dieſer Schild beweiſt ſowohl den Reichthum ſeines Beſitzers, als die Kunſt ſeines Verfertigers. Ueberhaupt war Alles ſo beſchaffen, daß das Ganze nicht bloß ein Hochzeitszug, ſondern zugleich ein Kriegeszug zu ſein ſchien.

11. Vom Urſprung der Burgunden und ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume.

Die Burgunden haben zuerſt an den Küſten der Oſtſee um die Mündungen der Weichſel herum gewohnt, und ein Ueberbleibſel ihres Stammes iſt dort noch in der Inſel Bornholm d. i. Burgundaholm zu finden. Aber von da aus wanderten ſie ſüdweſtlich und bekamen Streit mit den Alemannen über die Salzquellen an der Saale. Immer weiter drangen ſie bis an den Rhein und kamen im Anfang des fünften Jahrhunderts an die Grenze des römiſchen Reichs. Es war ein großes Heer lang und ſtark gewachſener Männer, von ihrem Könige Gonthahar geführt, und die erſchlafften Unterthanen des römiſchen Reiches ſahen ein, daß ein Kampf mit ihnen nicht zu beginnen ſei. Darum wollten die Römer auf einem andern Wege ſie beſänftigen. Ein Biſchof gieng dem ankommenden Volke entgegen und predigte ihnen: die Gallier und die Römer ſeien

Kinder eines einigen Gottes, der seinen Sohn Jesum Christum gesandt und von den Todten auferweckt habe. Jesus Christus habe sich zwölf Männer zu Aposteln erwählt und als nur noch diese und keine andern Menschen an ihn geglaubt hätten, habe er ihnen vorausgesagt, daß an ihn alle Völker der Erde dereinst noch glauben würden. So sei es denn auch gekommen, das ganze römische Reich glaube an ihn und seine Lehre, darum sollte denn auch das Volk der Burgunden im Namen Jesu zu dem Vater aller Menschen beten. Sieben Tage lang redete der Bischof zu den Burgunden, da entsagte Gonthahar und sein Volk dem Wodan und allen ihren bisherigen Göttern, deren heilige Haine sie auf ihren Wanderzügen fast schon vergessen hatten und sie ließen sich taufen auf die Lehre Christi. Dadurch schlossen sie auch Freundschaft mit ihren neuen Glaubensgenossen und erhielten das Land an dem mittleren Rheine und versprachen dafür eine Schutzmauer zu sein gegen den Andrang der andern Völkerschaften. Aber bald wurden ihre Wohnsitze ihnen zu enge und sie verlangten größere Ausbreitung ihres Landes. Diese gewährte ihnen Aëtius, der römische Feldherr und sie zogen die Rhone weiter abwärts und fortan floß dieser Strom mitten durch das Reich der Burgunden. Nicht lange hernach aber kam der unzählige Völkerschwarm der Hunnen mit allen Völkern, die der gewaltigen Gottesgeisel Attila unterthan waren, und sie verheerten auch das burgundische Reich, bis sie auf den katalaunischen Feldern im Jahre 451 überwunden wurden. Ob die Burgunden an dieser mörderischen Völkerschlacht Theil genommen haben, wissen wir nicht; denn unsere Geschichten und Sagen erzählen uns davon nichts, aber Gonthahar soll mit zwanzigtausend Mann von den Hunnen erschlagen sein.

Außerdem aber berichtet uns die herrlichste und erhabenste

Sage der deutſchen Nation von dem Untergange der Burgunden am Hofe Attilas um der Rachſucht willen der tief gekränkten burgundiſchen Königstochter Chriemhild. Alle Verſuche, in dieſer Sage das Geſchichtliche von der Dichtung zu ſcheiden, ſind bis jetzt vergeblich geweſen und werden es wohl immer bleiben; denn die ganze Schilderung des erſchütternden Unterganges iſt eine ſo in ſich eine und ganze, daß man aus ihr Nichts hinwegnehmen kann. Und doch wißen wir, wenn ich nur eins anführen will, daß Dieterich von Berne, der im Nibelungenliede mit Meiſter Hildebrand zuletzt Gunther und Hagen beſiegt, am Todestage des Hunnenkönigs Attila noch nicht geboren war. Wir müßen uns begnügen, wenn wir das anders ein Begnügen nennen dürfen, daß dieſes Lied die gewaltigſte und erhabenſte aller Schöpfungen iſt, welche die dichteriſche Kraft der deutſchen Nation hervorgebracht hat und dürfen dabei nicht ängſtlich fragen, ob es Werth hat für die Erforſchung der Geſchichte. Allerdings hat es einen ſolchen Werth, nicht ſo ſehr wegen der Begebenheiten, die es erzählt, als wegen der Schilderung der Sitten und der ganzen Lebensweiſe des Mittelalters.

12. Gundobald und Godegiſel von Burgund.

Das Reich der burgundiſchen Könige und Brüder Gundobald und Godegiſel lag um die Rhone herum bis nach Marſeille. Sie konnten ſich aber unter einander nicht vertragen und als Godegiſel von den Siegen des Frankenkönigs Chlodwig hörte, ſchickte er heimlich Boten an ihn und ließ ihm ſagen: „wenn du mir gegen meinen Bruder Gundobald beiſtehen willſt, daß ich ihn tödten oder aus dem Reiche verjagen kann, ſo will ich dir ſolchen Lohn geben, wie du nur fordern kannſt.“ Das hörte Chlodwig gern und verſprach ihm zu helfen, wie und wo er nur könnte. Zur feſtgeſetzten Zeit führte

er ein Heer gegen Gundobald heran. Als dieser es vernahm und noch nichts von der Liſt ſeines Bruders wußte, ließ er ihm ſagen: „komm herbei mit zu Hilfe, denn die Franken ziehen gegen uns heran, und nur mit vereinten Kräften können wir uns ihrer erwehren.“ Godegiſel antwortete: „ja ich will kommen und dir Hilfe bringen.“ So rückten drei Heere einander näher; aber als ſie einander nahe waren, ſtieß Godegiſel zu dem Heere Chlodwigs und beide vereint ſchlugen Gundobald. Zu ſpät erkannte dieſer die Liſt ſeines Bruders und rettete ſich durch die Flucht nach Arenio (Avignon). Godegiſel aber zog mit Chlodwig einher und kam triumphierend nach Vienna (Vienne), gleich als hätte er nun für immer geſiegt. Chlodwig dagegen verfolgte den Gundobald, um ihn zu tödten und dieſer wußte nicht mehr, wohin er ſich retten ſollte.

Er hatte aber einen Mann unter ſeinen Getreuen, Namens Aredius, den er zu ſich rufen ließ um ihm ſeine Noth zu klagen. „Von allen Seiten bin ich in Bedrängniß,“ ſprach er, „und die Feinde rücken näher und näher auf uns heran, um uns zu tödten und das ganze Land zu verheeren.“ Aredius antwortete: „Du mußt die Wildheit dieſes Mannes zu beſänftigen ſuchen, damit du nicht umkommſt. Wenn du zuſtimmſt, ſo will ich mich ſtellen, als flöhe ich von dir und ziehe zu ihm über, und wenn ich nur zu ihm gelange, ſo will ich es ſchon ſo einrichten, daß er weder dich noch unſer Land verderben ſoll. Thue nur, was er dir auf meinen Rath zu thun heißt, bis deine gute Sache ſich wieder günſtig wendet.“ Gundobald verſprach ihm, nach ſeinem Rathe zu thun. Alsdann machte ſich Aredius auf den Weg zu Chlodwig, und dort glücklich angekommen ſprach er: „Mächtiger König, ich komme zu dir, weil ich den elenden Gundobald verlaſſen habe. Wenn du mich aufnehmen willſt, ſo ſollſt du mich als einen treuen Diener erfinden.“

Chlodwig nahm ihn sofort auf und behielt ihn bei sich; denn Aredius wuste viele Geschichten zu erzählen und gab kluge Rathschläge, er war gerecht, wenn Gericht gehalten wurde, und treu in dem, was ihm der König anvertraute.

Als nun endlich Chlodwig mit seinem ganzen Heere die Mauern der Stadt umlagert hielt, sprach Aredius zu ihm: „Wenn ich dir meinen Rath ertheilen darf, König der Franken, so glaube ich dir wohl nützlich sein zu können. Warum weilst du hier mit deinem tapferen Heere, wo dein Feind einen so festen und sicheren Platz inne hat? Du verwüstest die Felder, machst die Wiesen trocken, zernichtest die Weinberge, haust die Oelbäume nieder, und doch kannst du ihm nicht beikommen. Darum rathe ich dir, sende Abgeordnete an ihn und fordere von ihm einen jährlichen Tribut. Wenn du dann das Land nicht ferner verheerst, so ziehst du einen großen Theil des jährlichen Ertrags. Will der Burgundenkönig dem sich nicht fügen, so kannst du ja noch immer thun, was dich gut dünkt.“ Der Rath leuchtete dem Könige ein und er schickte Boten an Gundobald. Dieser versprach den Tribut und bezahlte ihn auch sogleich und beschwur, daß er ihn auch fernerhin treulich leisten wolle. Chlodwig aber zog wieder heim ins Frankenland.

Bald erstarkte Gundobalds Macht wieder, so daß er kaum noch daran dachte, dem König Chlodwig Tribut zu zahlen. Er zog ein Heer zusammen und rückte gegen seinen Bruder Godegisel, um sich an ihm zu rächen. Godegisel wurde geschlagen und in die Stadt Vienna eingeschloßen, wo die Lebensmittel für sein Heer nicht lange ausreichen konnten. Als schon ein großer Theil der Einwohner Hunger leiden muste, ließ Godegisel alle nicht waffenfähigen Männer aus der Stadt treiben. Unter diesen war auch der Baumeister, welcher die Aufsicht über

die Waßerleitung hatte, und dieſer gieng erzürnt zum Gundobald und zeigte ihm, wie er in die Stadt kommen könnte. Er führte nämlich durch die Waßerleitung eine Anzahl Männer, welche mit eiſernen Hebeln verſehen waren, um an der Oeffnung der Waßerleitung die gewaltigen Steine hinweg zu heben. Auf dieſem Wege gelangte eine Schaar in die Stadt und griff die Feinde, die nichts Böſes ahnend von den Mauern herab kämpften, im Rücken an. Als der Klang der Hörner aus der Stadt erſcholl, ſtürmten auch die Belagerer von außen mit friſchen Kräften und durch ein Thor, das ihnen ihre Freunde von innen öffneten, gelangten ſie in das Innere der Stadt. Da war aller Widerſtand vergebens. Godegiſel floh mit Einigen in eine Kirche, ward aber am Altare getödtet. So vereinigte Gundobald wieder das ganze Burgundenreich. Aber er war im Unglück klüger geworden und damit nicht immer neue Feindſchaft entſtünde zwiſchen den Burgunden und denjenigen Bewohnern ſeines Reiches, die früher Römer geweſen waren, gab er mildere Geſetze.

Damals waren die Burgunden noch der arianiſchen Lehre zugethan. Den katholiſchen Biſchöfen im burgundiſchen Reiche aber lag es am Herzen, den König Gundobald und die Burgunden zur Lehre der Katholiken zu bekehren. Deshalb hielten ſie einmal im Jahre 501 mit den arianiſchen Biſchöfen eine große Beſprechung, in welcher der berühmte Biſchof Aritus von Vienne die Arianer mit Erfolg beſtritten haben ſoll. Als die Beſprechung geendigt war, forderte Aritus den König Gundobald auf, nun zur katholiſchen Lehre überzutreten; aber Gundobald erwiderte: „wenn euer Glaube der wahre iſt, warum haben denn eure Biſchöfe den König der Franken nicht verhindert, mich mit Krieg zu überziehen und ſich zu meinem Untergange mit meinen andern Feinden zu verbinden?“ Denn er

meinte, wenn die Lehre der Katholiken, der ja auch der fränkiſche König angehörte, wirklich die wahre ſei, ſo würde ſie ihn auch verhindert haben, über Menſchen, die ihm nichts Böſes zugefügt hatten, feindlich herzufallen und ſie berauben zu wollen. Das konnten ihm die katholiſchen Biſchöfe nicht angeben und Gundobald blieb bei ſeiner arianiſchen Lehre.

13. Gottesurtheil zwiſchen einem Katholiken und einem Arianer.

Da wir hier aber wieder von Katholiken und Arianern reden und dieſe Glaubensverſchiedenheit damals von ſo großer Bedeutung war, ſo wollen wir hierbei eines alten Rechtsbrauches gedenken, der einmal angewandt wurde, um die Wahrheit zu ermitteln; aber wir müßen im voraus dabei ſagen, daß uns dieſe Sage erzählt wird von dem katholiſchen Biſchof Gregor von Tours, welcher ſehr eifrig für den katholiſchen Glauben und gegen die Arianer iſt. Sie ſoll ſich im oſtgothiſchen Reiche in Italien zugetragen haben.

Einſtmals ſtritten ſich nämlich dort ein arianiſcher und ein katholiſcher Prieſter über ihren Glauben. Sie konnten einander aber nicht überzeugen. Da rief endlich der katholiſche Prieſter aus: „Was ſollen wir uns noch lange mit Worten ſtreiten? Laß uns lieber durch die That die Sache entſcheiden. Wir wollen einen Keßel mit Waßer füllen und heizen, bis das Waßer ſiedet. Alsdann werfen wir einen Ring hinein und wer mit entblößtem Arme unverſehrt den Ring wieder herausholt, der ſpricht die Wahrheit; denn mit ihm iſt Gott.“ Damit war der Arianer zufrieden; aber weil es zu ſpät am Tage war, verſchoben ſie die Ausführung auf den folgenden Tag. Ueber Nacht ward dem katholiſchen Prieſter bang zu Muthe; ſobald die Morgenröthe anbrach, ſtand er auf von ſeinem Lager und

rieb den Arm mit Oel ein, um ihn gegen den Brand zu ſchützen. Um neun Uhr Morgens kamen ſie auf dem Marktplatze zuſammen, und das Volk ſtrömte zahlreich herbei, um den Ausgang abzuwarten. Das Feuer ward angezündet, der Keßel gefüllt und darüber gehängt; als er ſiedete, warfen ſie einen Ring hinein. Dann forderte der Katholik den Arianer auf, er ſollte zuerſt verſuchen den Ring heraus zu holen; aber dieſer ſprach: „du haſt dazu aufgefordert, darum iſt es auch billig, daß du es zuerſt verſucheſt.“

Zitternd entblößte nun der katholiſche Prieſter ſeinen Arm; aber da erblickte der Arianer, daß der Arm mit Oel und Salben eingerieben war, und rief: „du haſt Künſte gebraucht, darum gilt deine Probe nicht.“ Während ſie noch darüber haderten, kam ein anderer katholiſcher Prieſter des Weges und fragte nach der Urſache des Streites. Als er die erfahren, zauderte er nicht, ſondern ſtreifte ſein Gewand in die Höhe und tauchte den rechten Arm in den Keßel. Der Ring war ſehr leicht und klein, ſo daß er lange vergebens ſuchte, und während er mit der Hand am Boden des Keßels umher taſtete, wurde das Feuer heftig angefacht, damit beim Brodeln des Waßers das Suchen ſchwerer würde. Doch es war noch keine Stunde verfloßen, als der Prieſter den Ring hervorzog. Aber ſeine Hand und ſein Arm war nicht verſehrt und er ſelbſt behauptete, daß ſein Arm eher kühl als heiß wäre. Als das der Arianer ſah, war er verlegen und ſteckte auch ſeine Hand hinein, indem er ſprach: „mein Glaube wird mich ſchützen.“ Aber kaum war die Hand im Waßer, als alles Fleiſch daran verbrannte, ſo daß es in Stücken an dem Knochen hieng. So hatte der Streit ein Ende.

14. Der Zweikampf bei den Burgunden.

Von allen deutſchen Stämmen waren die Burgunden am meiſten dem Gottesgerichte des Zweikampfes ergeben. Es war nach ihrem Geſetze dem Kläger über eine Sache die Wahl gelaßen, ſeinen Widerſacher ſchwören zu laßen, oder ſich mit ihm zu ſchlagen. Ja ſogar die Zeugen muſten, wenn die Gegenpartei es verlangte, einen aus ihrer Mitte zum Zweikampfe ſtellen, und die, deren Kämpfer unterlag, muſten jeder eine bedeutende Strafe bezahlen, die ſich bis zu dreihundert Solidi belaufen konnte. Gegen dieſe Geſetze eiferte im fünften Jahrhundert Aritus, der Biſchof von Vienna, und ſagte dem Könige Gundobald, daß es Gott verſuchen hieße, wenn man das Recht abmeßen wolle nach der Stärke der Fauſt. Gundobald aber erwiderte, wenn der Streit ſowohl ganzer Völker, als einzelner Menſchen dem Urtheile Gottes anheim geſtellt würde, ſo brächte der Sieg immer die Wahrheit an den Tag. Dagegen ſagte Aritus: „Wenn die Völker und die Menſchen in Wahrheit Gottes Urtheil hören wollten, ſo würden ſie auf die Worte des Pſalmiſten achten, der da ſpricht: zerſtreue die Völker, welche nach Krieg begierig ſind, und ſie würden jenes Wort bedenken, das an einer anderen Stelle ſpricht: die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr. Oder glaubſt du vielleicht, daß die göttliche Gerechtigkeit ohne die Geſchoße und die Schwerter der Menſchen ihr Urtheil nicht ſprechen könne? Wir ſehen doch ſo oft, daß der Theil, deſſen Sache die gerechte iſt, Noth leidet im Kampfe, und daß der andere Theil, deſſen Sache nicht die gerechtere, ſondern deſſen Fauſt die ſtärkere iſt, den Sieg davon trägt.“ Jedoch halfen dieſe Vorſtellungen des Biſchofs Aritus nicht viel, die Zweikämpfe blieben als die vornehmſte Art der Gottesurtheile in Kraft, und wurden in der Folgezeit ſelbſt noch immer zahlreicher.

15. Der Weſtgothenkönig Alarich II. zahlt Buße an Chlodwig.

An die Stelle der Blutrache bei unſeren Vorfahren trat allmälig das Wergeld, das heißt diejenige Buße, welche für einen Mord oder eine Verwundung von dem Thäter an den Beleidigten oder deſſen Verwandte bezahlt werden muſte. Je höher der Stand des Beleidigten war, deſto größer war die Buße. Dieſe aber war bei den verſchiedenen deutſchen Stämmen verſchieden, ſie war am höchſten bei den Weſtgothen, bei denen der höchſte Anſatz dreihundert Solidi (Goldmünzen) für den freien Mann war, während für den Adligen gemeiniglich um ein Drittel mehr bezahlt werden muſte; die niedrigſte Buße dagegen war bei den Frieſen, wo in einem Bezirke nur fünfzig Solidi für einen freien Mann bezahlt wurden. Allmälig kam dann noch hinzu, daß außer dem Wergelde an den Beſchädigten oder deſſen Verwandte noch eine Buße an den König oder das Volk bezahlt werden muſte. Dieſe Buße nannte man fredum. Das Wergeld aber muſte oft ſelbſt für den Verſuch eines Todſchlages bezahlt werden, wenn die Abſicht nicht zur Ausführung gekommen war. Davon handelt folgende Sage.

Einmal hielt der weſtgothiſche König Alarich mit dem Frankenkönige Chlodwig eine Zuſammenkunft, weil ſie ſchon öfter Feindſeligkeiten mit einander gehabt hatten; aber bei dieſer Zuſammenkunft zeigten ſich einige der Gothen bewaffnet; denn ſie trugen Aexte unter ihren Gewändern. Das bemerkte Paternus, einer der Franken und beſchuldigte den König Alarich und die Gothen, daß ſie einen Mordanſchlag gegen König Chlodwig vor hätten. Alarich vertheidigte ſich; aber die Franken blieben bei ihrem Verdachte und zuletzt kamen Alle überein, daß man dem Oſtgothenkönig Theoderich die Entſcheidung des Zwiſtes anheimgeben wollte. Dieſer entſchied die Sache alſo:

der fränkiſche Geſandte ſollte auf dem Pferde ſitzend, mit erhobener Lanze in der Rechten vor den Palaſt des Königs Alarich kommen, und die Gothen ſollten Solidi um ihn aufſchütten und zwar ſo lange, bis Pferd, Reiter und die Spitze der Lanze bedeckt wäre. Ob aber dieſer Ausſpruch ausgeführt ſei, iſt uns nicht erzählt; genug, wir lernen aus dieſer Sage, welcher Brauch bei den Gothen und allen Deutſchen rechtlich beſtanden hat; denn aus andern Angaben mit dieſer verglichen vermuthen wir, daß wahrſcheinlich früher die Leichen der Gemordeten auf dem Pferde aufgerichtet und ſo lange mit edlem Getreide, nämlich Weizen, beſchüttet wurden, bis Alles bedeckt war.

16. Chlodwig beſiegt die Weſtgothen.

Die Beſiegung der Weſtgothen erzählt uns der Biſchof Gregor folgendermaßen.

Während Chlodwig ſich ein Reich nach dem andern unterwarf, wurden die Weſtgothen beſorgt um ſein weiteres Vordringen und deshalb ließ der weſtgothiſche König Alarich den Frankenkönig Chlodwig zu einer Beſprechung auf der Grenze ihres Gebietes einladen. Auf einer Inſel im Loireſtrome, nahe bei Amboiſe, traten die beiden Könige zuſammen, umarmten ſich und aßen und tranken mit einander, ſo daß Allen ſchien, daß zwiſchen ihnen ein Freundſchaftsbund geſchloßen wäre. Aber dieſer Schein währte nicht lange; denn kurz nachher berief Chlodwig eine Zuſammenkunft ſeiner Getreuen nach Paris, das damals ſchon ſeine Hauptſtadt war. Der Frankenkönig war damals der einzige katholiſche Fürſt der deutſchen Volksſtämme und darum ſprach er zu den Seinen: „Es ſchmerzt mich, daß dieſe Arianer noch einen ſo großen Theil Galliens inne haben. Laßt uns mit Gottes Hilfe gegen ſie ziehen, und

wenn wir dieſe Ketzer beſiegt haben, ſo werden wir ihre Länder beſitzen und ſie uns theilen.“ Den Franken leuchtete dieß ein; denn im Falle des Sieges erlangten ſie Beſitzthümer mit Land und Leuten und, wenn ſie ſtarben, ſo erwarteten ſie himmliſchen Lohn für ihren Glauben. Auch die Königin Chlotilde ermunterte ihren Gemahl zu dem Unternehmen; denn ſie meinte, Gott würde ein Wohlgefallen daran haben. Der kriegeriſche König faßte mit ſtarker Hand ſeine Streitart und ſchleuderte ſie weithin mit den Worten: „an der Stelle wo meine Francisca (die Streitart) niederfällt, will ich eine Kirche zur Ehre der heiligen Apoſtel erbauen.“

Die Katholiſchen im Reiche der Weſtgothen wollten lieber Chlodwig als Alarich unterthan ſein und erwarteten mit Freude die Annäherung des fränkiſchen Königs, der ſeinen Zug gegen Poitiers richtete, wo damals Alarich ſich befand. Als Chlodwig an das Gebiet von Tours kam, gebot er aus Ehrfurcht vor dem heiligen Martinus von Tours, daß Niemand etwas Anderes als Gras und Waßer daſelbſt nehmen ſollte. Einer von den Franken fand einen Haufen Heu und ſprach: „wir ſollen nur Gras nehmen; aber dieß iſt auch Gras und ich übertrete das Gebot des Königs nicht, wenn ich es nehme.“ Darum entriß er es mit Gewalt dem armen Manne, der ſein Eigenthum ſchützen wollte. Die Kunde davon gelangte zum Könige, welcher zornig ſprach: „wo bleibt die Hoffnung des Sieges, wenn der heilige Martin beleidigt wird?“ Mit dieſen Worten ſchlug er den Franken nieder.

Alsdann ſchickte er einige ſeiner Begleiter voraus, gab ihnen Geſchenke mit für die Kirche, in welcher die Gebeine des heiligen Martinus begraben lagen, und ſprach zu ihnen: „geht voraus, ob ihr vielleicht eine Weiſſagung des Sieges in dem heiligen Gebäude vernehmet.“ Als die Diener des Königs in

die Kirche traten, vernahmen ſie die Worte des Pſalms: „du o Herr, haſt mich mit Kraft zum Kriege umgürtet, du haſt die Feinde unter meine Füße gethan, ihren Rücken haſt du mir preis gegeben und die mich haſſen, haſt du zu Falle gebracht.“ Da freuten ſie ſich über dieſe Worte von glücklicher Vorbedeutung und kehrten wieder um, dem Könige Chlodwig dieſe frohe Botſchaft zu verkünden. Voll Vertrauen auf den Sieg zog dieſer weiter fort, bis er an den Fluß Vienna kam, dieſer aber war angeſchwollen und die Franken wuſten nirgends eine Furt. Sie verweilten die Nacht am Ufer, am andern Morgen erblickten ſie einen Hirſch von wunderbarer Größe, der zum Waſſer hinabſtieg. Das Thier watete durch den Fluß und daran erkannten die Franken die Furt.

Als ſie in die Nähe von Poitiers kamen, ſahen ſie von fern auf der Kirche des heiligen Hilarius ein Licht leuchten und ſchrieben das dem Heiligen zu, der ihnen den Sieg über ihre Feinde verleihen wollte. Chlodwig aber bedrohte auch hier das fränkiſche Heer, daß Niemand es wagen ſollte irgend Etwas zu nehmen, was ihnen nicht zukäme. Die Bewohner der ganzen Gegend hielten es mit den Franken und begünſtigten das Heer derſelben auf alle Weiſe. Die Weſtgothen waren unter ſich nicht einig, was zu thun wäre, ob ſie lieber ſich zurückziehen und die Oſtgothen erwarten ſollten, welche Theoderich ihnen zu Hilfe zu ſchicken ſich erboten hatte, oder ob ſie da den Feinden ein Treffen liefern ſollten. Nach langen, vergeblichen Berathungen entſchloßen ſie ſich die Ankunft der Oſtgothen zu erwarten; aber während ſie ſich zurückzogen, holte Chlodwig ſie ein und zwang ſie zum Treffen. In dieſem Kampfe trafen die beiden Könige auf einander, aber Chlodwig tödtete den Alarich. Als die Weſtgothen ihren König fallen ſahen, rannten ſogleich zwei von ihnen auf Chlodwig los, aber ihre Speere vermochten

nicht durch ſeinen Panzer zu dringen und das ſchnelle Roſs, welches Chlodwig ritt, trug ihn eilig aus der Gefahr.

Die Weſtgothen wurden geſchlagen und dieſer eine Kampf entſchied das Schickſal ihres galliſchen Landes. Von der Loire bis an die Pyrenäen und von der Rhone bis ans atlantiſche Meer wurde nun alles Land den fränkiſchen Königen unterthan und die Weſtgothen behielten nur im Süden einen kleinen Landſtrich, welcher Septimanien genannt wurde. Aber dafür machten ſie ihr Reich in Spanien größer und unterwarfen ſich die Sueven, die bis dahin ein eigenes Reich in Spanien gehabt hatten.

Als Chlodwig ſiegesfroh von dieſem Zuge zurückkehrte, empfieng er zu Tours eine Geſandtſchaft des Kaiſers von Conſtantinopel, der es immer gern ſah, wenn die Gothen Schaden litten. Der Kaiſer Anaſtaſius ließ den König durch dieſe Geſandtſchaft zum Patricius ernennen. Obwohl Niemand ſo recht wuſte, was dieſer Name bedeutete, ſo ward er doch immer als eine hohe, aber nur vom römiſchen Kaiſer zu verleihende Würde betrachtet, die hernach auch Pipin und Karl der Große bekleideten. Der König Chlodwig machte die Annahme dieſer Würde zu einem hohen Feſttage. In der Abtei von St. Martin legte er das Purpurgewand an und ſetzte die Krone auf, die beide dazu gehörten, und ritt dann im feierlichen Aufzuge durch die Stadt bis zum Dome. Unterwegs ſtreute er nach beiden Seiten hin Geld aus. Zum Andenken an dieſen Tag wurde er auf dieſe beſchriebene Weiſe in einem ſteinernen Bilde dargeſtellt, das noch im vorigen Jahrhunderte zu Paris erhalten war.

17. Ragnachar.

Es war noch ein König aus fränkiſchem Stamme in Camaracum (Cambrai), ein zügelloſer Schwelger. Er hatte um

ſich einen Rathgeber, Namens Farro, der mit ſeinem Herrn wetteiferte in allerlei Ausſchweifungen. Der König hieng aber unzertrennlich an ihm, und wenn irgend eine Speiſe oder ein Geſchenk ihm gebracht ward, pflegte er zu ſagen, das ſei genug für ihn und ſeinen Farro. Darüber waren alle Franken ergrimmt gegen ihn. Das erfuhr Chlodwig und ſuchte die Adligen noch mehr aufzureizen, indem er ihnen Geſchenke ſandte, Goldmünzen und Armringe und dergleichen. Dieſe waren aber nicht wirklich golden, ſondern er hatte ſie täuſchend nachmachen laßen, daß ſie nur ſo ausſahen; aber ſie dienten ihm zu ſeinem Zwecke, und es wurden Ragnachar noch mehr Franken verfeindet. Endlich brach Chlodwig mit einem Heere gegen ihn auf. Ragnachar ſchickte Kundſchafter aus, um die Macht Chlodwigs zu erforſchen, und als ſie wiederkamen, fragte er ſie, wie ſtark die Macht Chlodwigs wäre. Sie erwiederten ihm: „ſtark genug für dich und deinen Farro.“ Dennoch begann er den Kampf. In dem Treffen ward aber ſein Heer bald geſchlagen und Ragnachar wollte durch die Flucht ſein Leben retten: aber er ward von ſeinem eigenen Heere ergriffen und gebunden und ſo zugleich mit ſeinem Bruder Richar vor Chlodwig geführt. Dieſer ſprach zu ihm: „Warum haſt du dein fürſtliches Geſchlecht ſo erniedrigt, daß du dich binden ließeſt? Es wäre dir beßer geweſen zu ſterben.“ Bei dieſen Worten ſchlug er ihm mit der Streitart das Haupt ein. Dann wandte er ſich zu Richar, dem Bruder des Königs Ragnachar und ſprach: „wenn du deinem Bruder geholfen hätteſt, ſo wäre er nicht gebunden worden.“ Und alsbald tödtete er auch ihn mit ſeiner Streitart.

Unterdeſſen hatten aber auch die Verräther des Königs Ragnachar erkannt, daß das Gold falſch war und beklagten ſich deshalb bei Chlodwig. Aber er antwortete: „Wer freiwillig

seinen Herrn zum Tode verrathen hat, verdient solchen Lohn. Wenn ihr damit nicht zufrieden seid, so will ich euch, wie es Verräthern gebührt, zu Tode martern laßen." Da sagten sie Alle, daß sie gern mit dem Lohne zufrieden wären, wenn er ihnen nur Gnade erzeigen wollte.

Auf diese und ähnliche Weise tödtete Chlodwig alle anderen Fürsten des fränkischen Stammes und seine Verwandten. Er herrschte zuletzt allein über alle Franken und hatte so den Grund gelegt zu dem spätern gewaltigen Frankenreiche und zugleich zum Christenthume und zwar dem katholischen. Endlich aber sprach er: „Wehe mir, daß ich wie ein Fremdling unter meinem Volke bin und keinen Verwandten habe, der mir beistehen könnte, wenn mir Etwas zustößt!" Das sagte er aber nicht aus Trauer über den Tod derselben, sondern aus List, ob er vielleicht noch einen finden möchte, den er tödten könnte.

Das erzählt uns der Bischof Gregor von Tours und sagt dieß durchaus nicht, um Chlodwig in ein schlechtes Licht zu stellen; vielmehr sagt er an einer andern Stelle von Chlodwig: „Gott beugte täglich die Feinde Chlodwigs unter seine Hand und mehrte sein Reich, darum weil er mit aufrichtigem Herzen vor ihm wandelte und that was Gott wohlgefällig war." Das mag uns einen Blick eröffnen in jene Zeit, wie die Menschen dachten und handelten, wenn ein Bischof, der selbst manchmal die Unschuld beschützt hat, also sprechen konnte.

Nach allen diesen Thaten starb Chlodwig, der Stifter des fränkischen Reiches, friedlich zu Paris im Jahre 511.

Chlodwigs Söhne und ihre Eroberungen.

Nach dem Tode Chlodwigs theilten seine Söhne das Reich und setzten die Eroberungen fort und immer größer wurde das Reich der Franken, welches trotz der Theilung unter die

Brüder immer als eins betrachtet wurde. Wie ſie ſich der Länder Burgund und Thüringen bemächtigten, erzählen uns die folgenden Geſchichten.

18. Der Untergang des Burgundiſchen Reiches.

Als Gundobald von Burgund geſtorben war, erhielt ſein Sohn Siegmund das Reich. Dieſer nahm eine Tochter Theoderichs, des mächtigen Königs der Oſtgothen, zur Frau; aber ſie ſtarb bald und hinterließ ihm nur einen Sohn, Namens Siegerich. Als Siegmund darauf eine andere heirathete, war dieſe nach Art der Stiefmütter neidiſch auf den erſten Sohn Siegerich und klagte ihn oft falſcher Weiſe bei Siegmund an. Darüber ward der Jüngling erbittert und als er einſtmals ſeine Stiefmutter mit den Kleidern ſeiner verſtorbenen Mutter angethan ſah, ſprach er zornig zu ihr: „Du biſt nicht werth, dieſe Kleider zu tragen, die einſt meiner Mutter gehörten.“ Die Stiefmutter war darüber ſehr erboſt, gieng zu Siegmund und verläumdete ſeinen Sohn bei ihm mit dieſen Worten: „Dieſer ungerathene Knabe will dein Reich beſitzen; er will dich tödten und dann ſich zum Herrn machen. Er will es ausdehnen bis über Italien hin, damit er daſſelbe Reich ſich erwerbe, welches einſt ſein Großvater Theoderich beſeſſen hat. Er weiß, daß, ſo lange du lebſt, er das nicht erreichen kann, und daß dein Tod ſeine Erhebung iſt.“ Mit dieſen und ähnlichen Worten reizte ſie ihren Gemahl. Er ließ ſich durch die böſe Frau hinreißen und mordete ſein eigenes Kind. Als Siegerich nämlich einſtmals nach Tiſche eingeſchlafen war, ließ ſein Vater ihm einen Strick um den Hals binden und von zwei Sklaven ziehen. So ſtarb der unglückliche Knabe.

Der Vater aber ward von zu ſpäter Reue ergriffen; er warf ſich auf den entſeelten Leichnam ſeines Kindes und weinte

bitterlich. „Da ſprach ein alter Mann zu ihm: „Beklage doch lieber dich ſelbſt, daß du durch einen frevelhaften Rath zum Mörder deines eigenen Sohnes geworden biſt. Der unſchuldig Gemordete bedarf deiner Klage nicht mehr.“ Der Vater aber gieng darauf für lange Zeit in ein Kloſter, das er gebaut hatte, und faſtete und weinte da und betete zu Gott um Vergebung. Aber die Strafe für ſeinen Frevel blieb nicht aus.

Die alte Königin Chlotilde konnte es noch immer nicht vergeſſen, daß ihr Bruder Gundobald von Burgund vor langen Jahren ſie und ſeine andern Geſchwiſter grauſam behandelt hatte. Sie rief ihre Söhne zu ſich und ſprach zu ihnen: „Meine Söhne, möge es mich nicht gereuen, euch mit aller mütterlichen Sorgfalt aufgezogen zu haben. Gedenket des Leides, das ich von meinem Bruder Gundobald, dem Vater Siegmunds von Burgund, erfahren habe, und beſtraft ihn, da jetzt die Zeit gekommen iſt.“ Als ihre Söhne das vernahmen, rüſteten ſie ſich zu einem Heereszug nach Burgund. Sie beſiegten das Heer Siegmunds und nahmen ihn ſelbſt gefangen; aber Gotomar, der Bruder Siegmunds, entfloh. Als die Frankenkönige ſich nun wieder zurückzogen, erhob ſich Gotomar aufs neue und rückte gegen ſie heran. Chlodomer, der eine der Brüder, beſchloß ihm wieder entgegen zu gehen; aber erſt wollte er Siegmund töten. Da redete ihm der Biſchof Avitus, ein frommer Mann, zu, er ſollte ſeine Hände nicht mit dem Blute des Wehrloſen beflecken, weil es ihm dann eben ſo gehen würde, wie Siegmund. Aber Chlodomer ſprach: „Es wäre Thorheit, wenn ich beim Angriff auf einen Feind einen andern hinter mir zurücklaſſen wollte. Wenn dann der Feind hinter mir aufſtände, ſo würde ich von ihnen beiden eingekeilt ſein. Beſſer iſt, daß ich mich des einen Feindes entledige, da es in meiner Macht ſteht.“ So ließ er denn den Siegmund

mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern in einen Brunnen werfen und rückte in Burgund ein. Nachdem dann auch ſein Bruder Theoderich herangekommen, lieferten ſie dem Godomar ein Treffen und drängten ihn zurück. Chlodomer verfolgte die Feinde mit großem Eifer; aber er trennte ſich dabei von den Seinigen und ritt allein vorwärts. Das ſahen einige Burgunden und thaten, als wenn ſie zum Heere der Franken gehörten und riefen ihm zu: „Komm hierher, wir ſind ja die Deinen.“ Chlodomer ahnte nichts Arges und traute ihnen; aber er gerieth unverſehens mitten unter die Feinde. Sie tödteten ihn ſofort, ſchnitten ihm das Haupt ab und ſteckten es auf einen Speer. Als das die Franken ſahen und den Kopf ihres Königs erkannten, wurden ſie erbittert, ſie drangen noch einmal ſo ſtark auf die ſchon weichenden Feinde ein und zwangen ſie zur völligen Flucht. Die Macht der Burgunden war gebrochen und ohne Widerſtreben konnte nun ihr Land dem Frankenreiche einverleibt werden.

Jedoch behielten die Burgunden ihre eigene Verfaßung und bei den Theilungen des fränkiſchen Reiches wurde Burgund gewöhnlich als ein beſonderes Reich einem der Könige zugetheilt. Darum konnte es nachher auch geſchehen, daß zur Zeit der Karolinger Könige, als dieſer Königsſtamm immer ſchwächer und unfähiger wurde, das alte Königreich Burgund im Jahre 887 wieder erſtand.

19. Theoderich und Munderich.

Wie gering die Macht der Frankenkönige gegen ihre Großen war und welche Ärmloſigkeit unter dieſem Stamme herrſchte, ſieht man aus folgender Geſchichte.

Im Reiche Theoderichs war ein Großer, Namens Munderich, der ſich einen Verwandten des Königs nannte. Darum

ſprach er: „Wozu ſoll ich dem Könige Theoderich unterthan ſein? Mir gebühret der Thron ſowohl, wie ihm. Darum will ich ausgehen und mein Volk ſammeln und den Eid der Huldigung von ihnen fordern, damit Theoderich erfahre, daß ich ein König bin, gleichwie auch er.“ So gieng er hin und ſprach zu dem Volke: „Ich bin ein Fürſt, ſo folgt mir und es ſoll euch wohl gehen.“ Da folgte ihm eine Menge der ſtreitbaren Bauern und leiſtete ihm den Eid der Treue und ehrte ihn als ihren König. Als Theoderich dieß erfuhr, ſchickte er Boten an ihn mit den Worten: „Komm her zu mir und wenn du mit Recht ein Theil des Reiches gebühret, ſo ſoll er dir werden.“ Das ſagte er aber mit Liſt, um ihn zu tödten, ſobald er kommen würde. Allein Munderich merkte das wohl und antwortete den Boten: „Gehet hin und ſaget eurem Herrn, daß ich eben ſowohl ein König bin, wie er.“ Da ließ Theoderich die Franken zur Heeresfolge entbieten, um ihn mit Gewalt zu unterwerfen. Munderich erkannte die Gefahr und weil er ſich im offenen Felde nicht halten konnte, floh er in die Stadt Victoriacum (Vitry zwiſchen Douay und Arras an der Scarpe) und gedachte ſich daſelbſt mit den Seinen zu vertheidigen. Theoderich kam heran und belagerte den feſten Platz ſieben Tage lang; aber er konnte ihn nicht gewinnen; denn Munderich feuerte die Seinen an und ſprach: „Laßt uns nur wacker aushalten und bis zum Tode kämpfen, daß wir und unſeren Feinden nur nicht unterwerfen.“ Vergebens warf das Heer des Königs die Wurfgeſchoße gegen die Mauern, ſeine Krieger konnten Nichts erreichen und mußten ſich endlich vom Könige zurückziehen.

Da rief Theoderich einen von ſeinen Dienſtmannen, Namens Arogaſt, zu ſich und ſprach zu ihm: „Du ſiehſt, wie der Empörer ſtandhaft beharrt und wie wir ihm nichts anhaben

können: ſo gehe denn hin und ſchwöre ihm in meinem Namen, daß ihm kein Leid widerfahren ſoll, wenn er aus ſeiner Burg herausgehe und wieder zu mir komme. Sobald er dann aber herauskommt, ſo tödte ihn und tilge das Andenken an ihn aus meinem Reiche.“ Aregiſil ging hin zu ihm und that, wie ihm geheißen war. Er hatte aber vorher dem Herr der Franken ein Zeichen gegeben und mit ihnen verabredet: „ſobald ich dieß und jenes geſagt habe, ſo ſtürzt über ihn her und tödtet ihn.“ Als nun Aregiſil zu Munderich kam, ſprach er zu ihm: „Was ſitzeſt du hier hinter deinen Mauern und handelſt ſo thöricht? Meinſt du denn wirklich dem *Könige auf* die Dauer Widerſtand leiſten zu können? Die Lebensmittel würden dir bald ausgehen und dann, wenn dich der Hunger drängt, wirſt du von ſelbſt hervorkommen und dich in die Hände deiner Feinde liefern müſſen, und dann wird man dich erſchlagen wie einen Hund. Darum vernimm lieber meinen Rath: unterwirf dich dem *Könige*, damit du und deine Kinder euer Leben erhaltet.“ Darauf antwortete ihm Munderich, der durch dieſe Reden bewogen zu ſein ſchien: „Wenn ich aber aus dem Thore trete, ſo werdet ihr mich alsbald ergreifen und dann wird der *König* mich und meine Kinder und alle meine Freunde, die treu zu mir gehalten haben, dem Tode überliefern.“ Aregiſil aber erwiederte: „Fürchte Nichts, ſondern geh mit mir und empfang darauf ſein königliches Wort, daß du ſicher ſein kannſt vor ihm. Er wird dich halten, wie er auch früher dich gehalten hat.“ Munderich aber ſprach noch einmal: „Ja wenn ich nur ſicher wäre, daß ich nicht getödtet werde!“ Da legte Aregiſil ſeine Hände auf den heiligen Altar und ſchwur ihm, daß er ungefährdet hinausgehen könne.

Als das geſchehen war, ging Munderich mit ihm aus dem Thore ſeiner Burg und hatte dabei die Hand des Aregiſil ge-

faßt, das Volk der Franken aber stand da und schaute ihnen schon aus der Ferne entgegen. Als sie näher kamen, rief Aregisil ihnen zu: „Was stehet ihr da und gaffet uns an? Habt ihr denn den Munderich früher noch nicht gesehen?“ Und sogleich, als er diese Worte sprach, liefen die Franken herzu. Da sprach Munderich: „Jetzt erkenne ich deutlich, daß du mit diesen Worten Jenen da ein Zeichen gegeben hast, daß sie mich tödten sollen; aber das sage ich dir, weil du mich durch Meineid getäuscht und hierher verlockt hast, so soll dich Keiner ferner noch lebend erblicken.“ Mit diesen Worten riß er sich von ihm und durchbohrte ihn mit dem Speere zwischen den Schultern, daß er hinfiel und starb. Alsdann zog Munderich sein Schwert und die Seinen, die ihn begleiteten, stellten sich zu ihm zur Hilfe. Sie erschlugen viele Franken, bis endlich auch Munderich sein Leben aushauchte. Mit seinem Tode war diese Empörung zu Ende und Theoderich zog die Güter Munderichs ein und vereinte sie mit den seinigen.

20. Die Flucht des Attalus.

Wie die Sitten und Gebräuche bei den Franken des sechsten Jahrhunderts waren, zeigt uns in mancher Hinsicht folgende Erzählung.

Unter den Söhnen Chlodwigs beschließen die beiden Brüder Theoderich und Childebert zusammenzuhalten. Sie gaben sich das Versprechen Nichts gegen einander zu unternehmen und um den Vertrag recht fest zu machen, stellten sie einander Geiseln aus den edelsten Familien des Landes. Aber selbst dieß konnte die Versöhnung der feindseligen Brüder nicht dauernd machen; es entstand ein neuer Zwist und in Folge dessen wurden die Geiseln von beiden Seiten für öffentliche Sklaven erklärt. Sie wurden einzelnen Männern zur Bewachung anver-

traut und von dieſen als ihre eigenen Sklaven angeſehen und ſo behandelt. Darum verſuchten viele zu entfliehen und einige gelangten auch glücklich wieder in ihre Heimath; Andere blieben in der Knechtſchaft. Unter dieſen war ein Neffe des Biſchofs Gregor, Namens Attalus, der von ſeinem Herrn zum Stallknecht gemacht ward. Gregor ſchickte einige Leute aus, ſeinen Neffen aufzuſuchen und als dieſe ihn in der Nähe von Trier fanden, boten ſie ſeinem Herrn reiche Geſchenke, wenn er ihn loslaßen wollte; aber er entgegnete: „ein Sklav aus ſo edlem Geſchlechte kann nur für zehn Pfund Goldes losgekauft werden.“ Als ſie dem Gregor dieſe Antwort wieder brachten, verzichtete er ganz traurig ſchon auf die Hoffnung, ſeinen Neffen wieder zu ſehen; aber ſein Koch Leo ſprach zu ihm: „Laß mich nur machen, vielleicht gelingt es mir ihn zu befreien.“ Gregor gab ihm gern die Erlaubnis und alsbald machte ſich Leo auf den Weg, um den Attalus heimlich zu befreien; aber das Unternehmen mislang.

Allein Leo war unermüdlich: er gieng zu einem Freunde und ſprach zu ihm: „Nimm mich als deinen Sklaven mit zu dem Hauſe jenes Herrn des Attalus und verkaufe mich ihm. Was du für mich erhältſt, ſoll dein Lohn ſein.“ Der Mann beſchwur ihm, daß er ihn nicht verrathen wollte, und brachte ihn hin. Als nun jener Herr den Leo fragte, worin er geſchickt wäre, antwortete er: „Ich kann alle Speiſen zubereiten, welche in den Häuſern vornehmer Leute genoßen werden, und ich glaube nicht, daß es einen Menſchen gibt, der es mir in dieſer Geſchicklichkeit zuvorthun könne. Selbſt wenn du einem Könige ein Gaſtmahl geben wollteſt, ſo traue ich mir zu es ſo zuzubereiten, wie es kein Anderer beßer machen könnte.“ Ganz erfreut ſagte ihm der Herr: „Es iſt bald Sonntag und auf dieſen Tag ſollen meine Nachbarn und meine Verwandten zu

mir eingeladen werden. So bereite du uns denn ein solches Mahl, daß sie es bewundern und zugestehen müßen, daß sie es im Palaste des Königs nicht beßer genoßen haben.“ Leo erwiederte: „Ich bin gern dazu bereit; verschaffe mir nur eine Anzahl Küchlein und du sollst mit mir zufrieden sein.“

Der Sonntag kam heran und mit ihm die Gäste. Alle lobten das herrliche Mahl und der Herr war ganz erfreut über seinen neuen Koch und machte ihn deshalb zum Verwalter aller seiner Vorräthe, so daß Leo nach Belieben über alle Speisekammern schalten konnte und sich dadurch immer mehr in der Zuneigung seines Herrn befestigte. Nach Ablauf eines Jahres, als der Herr längst unbedingtes Vertrauen in ihn gesetzt hatte, begab Leo sich mit dem Stallknecht Attalus auf eine Wiese unfern vom Hause. Hier legten sich beide nieder, jedoch in einiger Entfernung von einander und drehten sich den Rücken zu, damit man vom Hause aus nicht erkennen könnte, daß sie mit einander sprächen. Da hub Leo an: „Es ist Zeit, Attalus, daß wir an die Heimkehr denken. Halte dich in dieser Nacht bereit und wenn du die Pferde in den Stall hineingeführt hast, so laß dich nicht vom Schlafe überwältigen, damit du auf meinen ersten Ruf da sein kannst. Dann wollen wir fort.“ Ihr Herr hatte an jenem Tage eine Menge Gäste eingeladen, unter ihnen auch seinen Schwiegersohn. Als diese mitten in der Nacht vom Gastmahl aufstanden, folgte Leo dem Schwiegersohn seines Herrn mit dem Becher, um ihm noch einen Schlaftrunk zu reichen. Als dieser den Wein ausgetrunken hatte, sprach er scherzend zu Leo: „sage mir doch, wann gedenkst du denn die Rosse meines Schwiegervaters zu nehmen und mit ihnen in dein Vaterland heimzukehren?“ Leo gieng auf den Scherz ein und entgegnete lachend: „gleich in dieser Nacht gedenke ich es zu thun.“ Darauf antwortete ihm der Gast: „so sollen mich

meine Diener nur gut bewach[illegible] daß du mir nicht auch von dem Meinigen etwas mitnimmſt.“ So ſchieden ſie lachend von einander.

Aber als Alle bald in tiefem Schlafe lagen, rief Leo leiſe den Attalus von ſeinem Lager und fragte ihn, ob er auch ein Schwert hätte. Attalus erwiederte: „ich habe nur einen kleinen Spieß.“ Da ging Leo in das Zimmer ſeines Herrn und holte deſſen Schild und Speer. Der Herr erwachte und fragte, wer da wäre. Leo antwortete unverzagt: „ich bin es, dein Sklav Leo, und will den Sklaven Attalus wecken, daß er aufſteht und die Pferde auf die Weide bringt; er ſchläft aber ſo feſt wie ein Betrunkener.“ Der Herr erwiederte: „mach es, wie es dir beliebt,“ und ſchlief gleich wieder ein. Leo gieng hinaus, bewaffnete den Jüngling und Beide öffneten nun leiſe die Thüre des Stalles und führten die Roſſe heraus und ritten ſchnell davon. Sie kamen an die Moſel und hier entließen ſie die Pferde. Dann durchſchwammen ſie den Fluß, indem ſie ſich mit der Bruſt auf den Schild legten und kamen ſo glücklich ans andere Ufer, wo ſie ſich bei einbrechender Nacht im Walde verbargen. Am folgenden Morgen waren ſie hungrig, weil ſie lange Nichts gegeßen hatten, und fanden zu ihrer großen Freude einen Pflaumenbaum, der voll reifer Früchte hieng.

Als ſie noch nicht lange weiter gegangen waren, vernahmen ſie hinter ſich Pferdegetrappel. Eilig ſprach Leo: „wir wollen uns hier auf die Erde legen, daß uns Niemand bemerkt.“ Zufällig waren da große Brombeergeſträuche, in welche ſie ſich warfen, jedoch mit gezogenem Schwerte, damit ſie ſich gleich vertheidigen könnten, wenn ſie etwa bemerkt würden. Die Pferde kamen heran und gerade in ihrer Nähe hielten die Reiter ein wenig ſtill, ſo daß ſie die Worte vernahmen:

„Ich bin ergrimmt über die Flucht dieser Elenden und daß wir sie nicht finden können; aber das schwöre ich bei meinem Heil, finde ich sie, so laße ich den einen aufhängen und den andern in Stücke hauen.“ *) Es war gerade ihr vormaliger Herr, der diese Worte sprach und er hätte sie gefunden, wenn nicht die schon einbrechende Dunkelheit sie geschützt hätte. Die Reiter trieben ihre Rosse wieder an und ritten hinweg.

Die Flüchtlinge warteten noch eine kleine Weile und giengen dann in der Nacht weiter, bis sie an eine Stadt gelangten. Hier fanden sie einen Mann, als gerade die Glocke zur Frühmesse läutete, und fragten ihn nach der Wohnung des Priesters. An diese klopften sie und der Priester selbst that ihnen auf, weil er wegen der Frühmesse schon aufgestanden war. Er war mit dem Bischof Gregor bekannt und nahm sie deshalb freundlich auf, als sie ihm ihr Leid klagten, und erzählte ihnen, daß ihn in derselben Nacht geträumt hätte, zwei Tauben kämen und setzten sich nieder auf seine Hand. Sie sprachen darauf weiter: „Mögst du uns unsere Bitte verzeihen, die wir dir thun müßen, obwohl es der Morgen des Sonntags ist. Seit vier Tagen haben wir kein Brot gegeßen, darum bitten wir dich um einige Nahrung.“ Der Priester versteckte sie sogleich und gab ihnen dann Brot, das in Wein eingetaucht war, während er selbst zur Messe gieng. Am selben Tage kam auch der ehemalige Herr der Flüchtlinge und forschte bei dem Priester nach ihnen; aber dieser hatte sie gut verborgen und jener kehrte nach seiner Wohnung zurück und gab alles Suchen auf. Sie blieben noch einige Tage bei dem Priester, um ihre Kräfte wieder herzustel-

*) Die Strafe des Hängens war gemeiner und deshalb für Leo bestimmt; weil Attalus von vornehmer Herkunft war, sollte er durch das Schwert getödtet werden.

len und kehrten dann zum Biſchof Gregor zurück. Als der ſeinen Neffen wieder ſah, hieng er lange an ſeinem Halſe und weinte Thränen der Freude. Dem Leo aber und ſeinem ganzen Geſchlechte ſchenkte er die Freiheit und ein Landgut zu ſeinem Eigenthume, auf welchem der treue Mann mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern bis an ſein Ende glücklich lebte.

21. Herminfried von Thüringen.

Ungefähr um das Jahr 500 nach Chriſti Geburt blühte in der Mitte des jetzigen Deutſchlands das Reich der Thüringer, das gegen Weſten an das Reich der Franken und im Süden an der Donau an das Gebiet des gewaltigen Oſtgothenkönigs Theoderich grenzte. Die Thüringer waren am nächſten ſtammverwandt mit den Gothen, insbeſondere mit den Weſtgothen, von denen ein Theil auch die Therringer hieß. Ueber dieſe war zur Zeit des römiſchen Kaiſers Theodoſius des Großen Athanarich König geweſen. Ein Theil der Thüringer war auch nachher mit dem Hunnenkönig über den Rhein gezogen und hatte auf den katalauniſchen Feldern in dem großen Völkergewühl für die Gottesgeiſel mit gekämpft und die Sage erzählt, daß Attila ein Hoflager in der thüringiſchen Stadt Eiſenach gehalten habe; aber der Stamm der Thüringer im Ganzen war in den Wohnſitzen nördlich am Main geblieben.

Um den Anfang des ſechſten Jahrhunderts war Herminfried König der Thüringer, zur ſelben Zeit als Theoderich über die Oſtgothen herrſchte. Dieſer wollte alle Völker deutſchen Stammes durch die Freundſchaft ihrer Fürſten verbinden und deshalb gab er auch dem Thüringerkönige eine ſeiner Nichten, Namens Amalaberga, zur Gemahlin. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb er ihm folgenden Brief: „Da ich wünſche auch dich meinen andern Verwandten hinzuzufügen, ſo überſende ich dir

als ein theures Pfand unſerer Verbindung, die Gott ſegnen wolle, meine Nichte Amalaberga. Dein Ruhm, der ſich ſtützt auf deine königliche Abſtammung, möge noch weiter ſtrahlen durch dieſe kaiſerliche Verwandtſchaft. Ich ſende dir in ihr eine Zierde deines königlichen Hofes, eine Mehrerin deines Geſchlechtes, den Troſt einer treuen Rathgeberin, die dir mit zärtlicher Gattenliebe hold ſein möge. Möge ſie deine Herrſchaft dem Rechte gemäß mit dir führen und dein Volk mit beſſeren Einrichtungen zu erfreuen ſtreben. Möge das glückliche Thüringen die beſitzen, welche in Italien geboren, in Künſten und Wiſſenſchaften hier unterrichtet, und nicht allein durch ihre Abſtammung, ſondern auch durch weibliche Würde ſich auszeichnet! Möge euer Vaterland nicht weniger um die Vorzüge eurer Königin willen gerühmt werden, als es durch ſeine eigenen Siege leuchtet! Indem wir euch mit ſchuldiger Zuneigung unſern Gruß vermelden, zeigen wir euch an, daß wir bei der Ankunft eurer Geſandten von ihnen nach der hergebrachten Sitte unſerer Völker die in ſolchem Falle üblichen Geſchenke empfangen haben, ſilberweiße Roſſe, wie ſie ſich in Wahrheit zur Morgengabe ſchicken. Die Bruſt der Thiere iſt wohlgebaut, die Beine ſchlank und kräftig zugleich, die Rippen ſtark, der Bauch kurz. Der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Hirſches, wie ſie ja auch die Schnelligkeit dieſes Thieres zu erreichen ſtreben. Bei ihrer Wohlgenährtheit ſind ſie doch zahm, bei ihrer ſchweren Laſt ſehr behend, und zum Gebrauch ſehr angenehm, weil ſie ihre Reiter nicht durch unſinniges Rennen ermüden, ſo daß man ſich auf ihnen eher ausruht, als abmüht. Indem ſie eingeübt ſind ſich bei ihren Bewegungen zu mäßigen, wiſſen ſie doch immer in einer angenehmen Hurtigkeit zu beharren. Auch wir haben dir das abgeſandt, was unſere Fürſtenwürde zu erfordern ſchien; jedoch

mag ich Nichts der Verbindung mit einer ſo würdigen Fürſtin vergleichen."

Durch dieſen Brief und die Schenkung der weißen Roſſe werden wir an die Schilderung der deutſchen Sitten erinnert, welche wir nach dem Römer Tacitus zu Anfang Bd. 1. p. 16. gegeben haben. Wir ſehen daraus, daß dieſelbe Sitte, die zu Tacitus Zeit galt, daß der Bräutigam der Braut oder ihren Eltern die Waffen der Männer oder Roſſe zur Morgengabe darbrachte, auch noch zur Zeit Theoderichs und Herminfrieds galt. Aber fraglich iſt noch, was der Oſtgothenkönig von kaiſerlicher Verwandtſchaft ſchreibt; denn er will doch den gothiſchen Amelungen nicht etwa kaiſerliche Würde zuſprechen. Das Wort kaiſerlich bezieht ſich wohl darauf, daß der oſtrömiſche Kaiſer Zeno früher den Theoderich, der ihm Thron und Leben gerettet, zu ſeinem Sohne adoptiert hatte, und daß deshalb Theoderich die kaiſerliche Würde nicht bloß für ſich, ſondern auch für ſeine nächſten Verwandten in Anſpruch nimmt.

22. Die Beſiegung Herminfrieds von Thüringen.

Außer Herminfried regierten zu jener Zeit in Thüringen ſeine beiden Brüder als Könige: Baderich und Berthar. Aber Herminfried war herrſchſüchtig und tödtete ſeinen Bruder Berthar, um deſſen Antheil an der Herrſchaft zu erlangen. Allein ſeine Frau Amalaberg, die gothiſche Prinzeſſin, war damit noch nicht zufrieden und ſäete auch unter den beiden noch lebenden Brüdern den Saamen der Zwietracht aus. Als nämlich Herminfried eines Tages zum Mittagsmahle kam, fand er den Tiſch nur halb gedeckt. Darüber verwundert fragte er ſeine Frau, was das heißen ſollte, und ſie antwortete: „wer der Hälfte des Reichs beraubt iſt, der darf auch nur einen halb gedeckten Tiſch haben." Durch derartige Reden ward Herminfried gegen ſei-

nen Bruder aufgereizt und ſchickte deshalb Boten an Theoderich, den König vom Frankenlande, ob er ihm gegen ſeinen Bruder beiſtehen wollte, und verſprach ihm dafür, das Thüringerland mit ihm zu theilen. Die Botſchaft war dem Theoderich gar lieb und er machte ſich alsbald mit einem Heere auf. So konnte es der vereinten Macht Beider nicht fehlen, ſie ſchlugen den Baderich und tödteten ihn. Alsdann kehrte Theoderich in ſein Land zurück; aber Herminfried hielt ſein Verſprechen nicht und daraus entſtand grimmige Feindſchaft zwiſchen Beiden.

Der Krieg mit den Burgunden kam dazwiſchen; aber als dieſer beendet war, gedachte Theoderich ſeine Rache auszuführen und forderte ſeinen Bruder Chlothar auf mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. Chlothar willigte ein und Theoderich berief nun die Verſammlung der Franken und ſprach zu ihnen: „Ihr ſeid auf gleiche Weiſe wie ich entrüſtet über die Treuloſigkeit der Thüringer. Ihr gedenkt auch ihrer alten Frevel gegen uns, wie ſie über unſere Vorfahren herfielen. Damals wollten dieſe den Frieden und ſtellten ihnen Geiſeln; aber die Thüringer ermordeten die Geiſeln, ſtürzten über die Franken her und beraubten ſie aller Lebensmittel. Sie hiengen Knaben bei den Hüftſehnen an Bäumen auf, und banden Mädchen an die Mähnen der Pferde und ließen ſie zu Tode ſchleifen. Andern aus unſerm Volke ließen ſie von Laſtwagen die Knochen zerbrechen und warfen ſie ſo mit zerbrochenem Gebein Hunden und Vögeln zum Fraße hin. Nun hat Herminfried uns aufs Neue betrogen und will nichts erfüllen von dem, was er verſprochen hat: darum laßt uns jetzt mit Gottes Hilfe ſie überfallen und uns an ihnen rächen.“ Die Franken riefen Beifall und beſchloßen den Krieg.

Die Thüringer aber gedachten ſich mit Liſt gegen die Ge-

fahr zu ſchützen. Auf dem Felde, das zum Kampfplatz beſtimmt war, gruben ſie Löcher und verdeckten ſie mit Geſträuch und Raſen, ſo daß man ſie nicht wahrnehmen konnte. Viele von den Franken, die Nichts davon ahnten, ſtürzten in dieſe Löcher und kamen darin um; aber ſie lernten es abmälig, ſich vor dieſer Liſt zu ſchützen und die Gruben zu vermeiden. Endlich mußten die Thüringer weichen, und als nun zuerſt Herminfried das Beiſpiel der offenbaren Flucht gab, folgten ihm auch die andern Thüringer. Sie hatten aber die Unſtrut, die in die Saale fließt, im Rücken gehabt, und da nicht alle gleich hinüberkommen konnten, erſchlugen die Franken ſo viele Thüringer, daß ſie das Bett des Flußes mit Leichen anfüllten und ſo wie über eine Brücke hinübergiengen. Die Franken nahmen nun das Land in Beſitz und Thüringen ward ein Theil des fränkiſchen Reiches. Damit aber die Gemüther der Thüringer ein wenig beſänftigt würden, nahm Chlothar Radegund, die Tochter des verſtorbenen Königs Berthar, zur Frau.

Dennoch fürchtete Theoderich noch den Herminfried und ſuchte ihn liſtigerweiſe zu verderben. Er lud ihn ein zum Beſuch und verſprach ihm ſicheres Geleite, ja er beſchenkte ihn reichlich, um ihn ſicher und ſorglos zu machen. Eines Tages aber ging Theoderich mit ihm auf der Mauer der Stadt Tolbiacum (Zülpich) im vertraulichen Geſpräch einher. Auf einmal ſtürzte Herminfried hoch von der Mauer und endete ſo ſein Leben; ob er gefallen oder heruntergeſtoßen war, wuſte man nicht, aber viele erzählten, daß Theoderich ihn liſtigerweiſe unverſehens geſtoßen hätte.

Die Königin Amalaberga floh nach Italien zum Gothenkönige Theodat und als ſpäter Vitiges von Beliſar gefangen nach Conſtantinopel geführt wurde, zogen auch Amalaberga und ihre Kinder mit dahin. Einer ihrer Söhne Amalafried

war nachher Anführer im Heere des Kaisers und stand dem Langobardenkönig Audoin gegen die Gepiden bei.

Den Kampf der Franken gegen die Thüringer unter ihrem Könige Herminfried werden wir noch einmal wieder erzählt finden, nämlich bei den Sachsen; aber mit der erzählten Geschichte haben sich in der sächsischen Erzählung alte Sagen so verbunden, daß sie davon nicht zu trennen sind. Vergl. Sachsen Nr. 3.

23. Radegundis († 587).

Als die Gemahlin Chlothars Radegundis, die wie wir aus der vorigen Erzählung gelernt haben, eine thüringische Königstochter war, einstmals mit einer großen Begleitung eine Reise machte, erblickte sie nicht fern von der Straße einen Götzentempel, welcher von den Franken verehrt wurde. Sie war aber eine Christin, und darum wollte sie den heidnischen Götzendienst nicht dulden, sondern befahl ihren Begleitern Feuer an den Tempel zu legen. Als dieß die Franken merkten, welche rund umher wohnten, kamen sie in großer Anzahl mit Schwertern und Prügeln herbei, um ihren Gott zu vertheidigen. Aber die Königin beharrte bei ihrem Entschluße und sagte, daß sie ihr Roß nicht eher zum Weitergehen antreiben würde, als bis der Tempel in Flammen stünde und bis der Friede wieder hergestellt würde; denn der Kampf hatte schon begonnen. Auf die Bitten der Königin ließen sich endlich die Franken zum Frieden bewegen, der Tempel wurde verbrannt und die Heiden fügten sich dem Christenthume.

Anfangs lebte diese Königin Radegundis in Frieden und Einigkeit mit ihrem Gemahl; aber wegen der häufigen Untreue

des Königs Chlothar brach bald ein Zwiſt unter ihnen aus. Da bat die Königin ihren Gemahl, daß er ihr geſtatten möchte die Einſamkeit des klöſterlichen Lebens dem Treiben der Welt vorzuziehen und Chlothar bewilligte es. Der Biſchof Medardus von Noyon weihte ſie darauf zur Nonne ein und ſie ſtiftete in Poitiers das berühmte Kloſter zum heiligen Kreuz und lebte dort lange als Aebtiſſin. Nach ihrem Tode wurde ſie unter die Heiligen verſetzt.

24. Der heilige Gallus*) in Köln.

Als einſtmals der König Theoderich nach Köln reiſte, nahm er auch den Heidenbekehrer Gallus mit ſich. Dort war ein Götzentempel, auf verſchiedene Weiſe verziert, in welchem die Heiden reichliche Opfer darbrachten und ſich dabei mit Speiſe und Trank bis zum Erbrechen anfüllten. Dort verehrten ſie auch Bilder wie Götter und baten ſie um Hilfe gegen ihre Krankheiten und ein Jeder brachte das Glied ſeines Körpers, an welchem er litt, in Holz ausgehauen dem Gotte dar. Als das der heilige Gallus vernahm, eilte er gleich dahin, nur von einem Prieſter begleitet, zündete ein Feuer an und da keiner der Haiden da war, legte er das Feuer an den Tempel und blies es an. Aber die Heiden ſahen den Rauch von dem Tempel aufſteigen und ſtürzten eilig herbei, um den Thäter zu ergreifen. Sie fanden ihn und zogen ihre Schwerter, um ihn zu tödten; aber er entkam ihnen wieder und floh in den Palaſt zum Könige. Als dieſer von den drohenden Heiden erfuhr, was vorgefallen wäre, redete er ihnen gütlich zu, bis ſie von ihrer Verfolgung abließen.

*) Dieſer Gallus iſt nicht zu verwechſeln mit dem ſpätern Gallus, welcher mit Columbanus nach Alemannien kam und dort das Chriſtenthum predigte. Der hier genannte Gallus ſtarb 553.

25. Der Tod der Söhne Chlodomers.

Die alte Königin Chlothilde hatte die Kinder ihres Sohnes Chlodomer, der im Kriege gegen die Burgunden gefallen war, zu sich nach Paris kommen laßen, um dort selbst ihre Enkel zu pflegen. Das sah Childebert, der eine der fränkischen Könige, und weil er fürchtete, daß seine Neffen durch die Gunst ihrer Großmutter einen Theil ihres Reiches beanspruchen könnten, ließ er seinem Bruder Chlothar sagen: „Unsere Mutter Chlotilde hat Chlodomers-Söhne bei sich und will, daß ihnen ein Theil des Reiches gegeben werde. Darum komm nach Paris, damit wir gemeinsam berathen können, ob wir ihnen das Haar abschneiden und sie dadurch dem großen Haufen gleich machen sollen, oder ob wir sie tödten, um das Reich unsers Bruders unter uns beiden zu theilen.“ Chlothar freute sich über diese Meldung und kam eiligst nach Paris, wo Childebert unterdessen hatte ausstreuen laßen, daß die Könige zusammenkämen, um ihre Neffen zur Herrschaft zu erheben.

Als Chlothar in Paris angekommen war, schickten beide Könige einen Boten zu ihrer Mutter und baten sie, ihnen ihre Neffen zuzusenden, damit sie auf dem Schilde zu Königen erhoben würden. Die alte Königin merkte die List nicht, sondern freute sich, stärkte die Knaben mit Speise und Trank und ließ sie dann gehen mit den Worten: „Nun glaube ich, daß ich den einen meiner Söhne nicht verloren habe, wenn ich auch seine Kinder an seiner Statt zu Königen erhoben sehe.“ Sobald die Knaben ankamen, wurden sie gleich ergriffen, von ihren Hofmeistern und Sklaven, welche sie begleiteten, getrennt und einzeln bewacht. Dann schickten die beiden Könige einen Vertrauten, Namens Archadius, mit einer Scheere und einem entblößten Schwerte zur Königin, und dieser sprach zu ihr: „Ruhmvolle Königin, deine Söhne erwarten deinen Willen, ob

deine beiden Enkel ſterben oder mit abgeſchorenem Haare leben ſollen.“ Die Königin war zugleich erſchrocken und erzürnt, zumal da das bloße Schwert und die Scheere vor ſie gebracht wurden, und in dieſer Leidenſchaft ſprach ſie, ſich ſelbſt nicht beherrſchend: „Wenn ſie nicht Könige ſein ſollen, ſo wäre es mir lieber, ſie todt als geſchoren zu ſehen.“ (Vgl. die Anm. p. 4.)

Der Bote kümmerte ſich wenig um ihren Schmerz und fragte auch nicht weiter, was ſie dabei dächte, ſondern kehrte ſchnell zu den Königen zurück und ſprach: „vollendet nur eure That; denn die Königin ſelbſt will, daß ſie geſchehe.“

Die Könige zauderten nicht. Chlothar ergriff den ältern Knaben, warf ihn zu Boden und ſtach ihm das Meßer in die Bruſt. Als er noch ſtöhnte, warf ſich ſein Bruder zu Childeberts Füßen, umfaßte ſeine Knie und bat weinend: „hilf mir, lieber Oheim, daß ich nicht auch ſterbe, wie mein Bruder.“ Childeberts Augen füllten ſich auch mit Thränen und mit naßen Wangen ſprach er zu ſeinem Bruder Chlothar: „Ich bitte dich, lieber Bruder, tödte ihn nicht, ſondern ſchenke mir ſein Leben. Ich will um ſeines Lebens willen thun, was du auch fordern mögſt, nur laß ihn leben.“ Aber Chlothar rief wüthend vor Zorn: „Entweder laß ihn los, oder du ſtirbſt ſelbſt an ſeiner Statt! Du ſelbſt haſt dieſe Sache angezettelt und willſt nun feige zurückweichen?“ Da ließ Childerich den Knaben fahren und alsbald ergriff Chlothar das Kind und tödtete es, wie ſeinen Bruder. Nachdem ſie alsdann auch die Hofmeiſter und die Sklaven der Kinder gemordet hatten, beſtiegen ſie ihre Roſſe und ritten davon.

Die alte Königin ließ die Leichen der Kinder auf eine Bahre legen und begleitete ſie mit großem Gefolge und vielem Jammer zur Peterskirche und ließ ſie dort beide begraben. Der eine der Knaben war zehn, der andere acht Jahre alt ge-

worden. Den dritten, Namens Chlodowald, hatten ſie nicht ergreifen können; denn er war durch die Hilfe wackerer Männer in Sicherheit gebracht. Aber als er heranwuchs, verzichtete er auf alle Herrſchaft: er ſchnitt ſich mit eigener Hand die Haare ab und ging in ein Kloſter.

26. Theodeberts Einfall in Italien (539).

Während des gothiſchen Krieges fielen auf einmal die Franken in Italien ein. Davon erzählt uns der Geſchichtſchreiber Procop Folgendes:

Die Franken vernahmen, daß ſich die Gothen und Römer durch den Krieg in Italien gegenſeitig aufrieben, und hielten das für eine willkommene Gelegenheit ſich ſelbſt Italiens zu bemächtigen. Sie vergaßen die Eidſchwüre, mit welchen ſie zu Anfang des Krieges dem Kaiſer Juſtinian und hernach den Gothen Ruhe und Frieden zugeſchworen hatten; denn die Franken ſind von allen Völkern das treuloſeſte. Ihr König Theodebert bot ein großes Heer auf bis auf hunderttauſend Mann und fiel mit dieſen in Italien ein. Wenige Reiter nur umgaben ihn, die mit Speeren bewaffnet waren, die übrigen waren ſämmtlich Fußgänger und weder mit einem Bogen, noch mit einem Speere, ſondern nur mit Schwert, Schild und einer einzigen Streitart bewehrt, deren Eiſen ſehr ſtark und an beiden Seiten ſehr ſcharf, deren Handhabe aus Holz und ſehr kurz war. Mit ſolchen Waffen ausgerüſtet drangen die Franken über die Alpen, welche Italien von Gallien trennen, und betraten Ligurien. Die Gothen hatten es ihnen ſchon früher übel genommen, daß ſie auf alle ihre Bitten und Verſprechungen von Aeckern und Geld es nicht hatten erlangen können, daß die Franken ihnen zu Hilfe kämen; da ſie nun aber vernahmen, Theodebert rücke mit einem großen Heere heran, jubelten ſie

vor Freude; denn nun meinten ſie auch Beliſar wohl beſiegen zu können. So lange die Franken in Ligurien waren, fügten ſie den Gothen kein Leid zu, damit ihnen nicht von dieſen der Uebergang über den Po verwehrt würde. Als ſie aber die Stadt Ticinum (ſpäter Pavia) erreicht hatten, wo ſchon die alten Römer eine Brücke geſchlagen hatten, fügte die gothiſche Beſatzung den bisherigen Gunſtbezeugungen der Gothen gegen die Franken noch das hinzu, daß ſie dieſelben ungehindert den Fluß paſſieren ließen. Als die Franken aber erſt im Beſitze der Brücke waren, opferten ſie die Weiber und Kinder der Gothen, die ſie da fanden, und warfen die Leichen in den Fluß als Erſtlinge des Krieges. Denn obwohl die Franken ſchon Chriſten geworden waren, ſo behielten ſie doch viele Gebräuche aus dem Heidenthume, und namentlich brachten ſie ihren Gottheiten noch Menſchenopfer und anderen gottloſen Götzendienſt dar.

Erſchreckt flohen die Gothen in die Stadt, die Franken überſchritten alle die Brücke und näherten ſich dem Lager der Gothen. Als dieſe ſie truppweiſe herannahen ſahen, freuten ſie ſich erſt, weil ſie nicht anders wußten, als daß die Franken ihnen zu Hilfe kämen. Aber die Franken bedienten ſich bald ihrer Streitärte gegen die Gothen, da flohen dieſe und kamen ſelbſt nahe am römiſchen Lager vorbei auf dem Wege nach Ravenna. Als die Römer ſie fliehend erblickten, glaubten ſie, Beliſar ſei ihnen zu Hilfe gekommen, habe das gothiſche Lager erobert und treibe dieſe nun in die Flucht. Sie ergriffen die Waffen, um ſich mit Beliſar zu vereinigen; aber da ſtießen ſie auf das Heer der Franken und mußten kämpfen wider ihren Willen. Auch die Römer wurden vollſtändig geſchlagen und konnten ihr Lager nicht wiedergewinnen, ſondern ſuchten nur ſobald wie möglich in Sicherheit zu kommen.

Die Franken waren nun im Beſitz beider Lager und lebten vergnügt und froh von den Vorräthen, die ſie dort fanden; aber da ihre Menge ſo groß war, hatten ſie die Nahrung bald verzehrt und es blieb ihnen nichts Anderes übrig als Rindfleiſch und Waßer. Dieß Waßer aber ſchwächte den Magen ſo, daß er Rindfleiſch nicht mehr verdauen konnte und daraus entſtanden Durchfälle. Weil ſie aber keine zweckmäßigere Nahrung ſich verſchaffen konnten, ſo nahm die Krankheit zu und es ſtarben ſo viele, daß dieſe Krankheit ein Drittel des fränkiſchen Heeres vernichtet haben ſoll.

Als Beliſar die Nachricht von der Ankunft der Franken vernahm, ward er ſehr bekümmert und ärgerlich zugleich, und ſchrieb deshalb ſogleich an Theodebert: „Einem Manne, der ſo viele Völker beherrſcht, ziemt die Lüge nicht. Bei Anfang des gothiſchen Krieges haſt du uns Hilfe gegen ſie verſprochen, nachher hieltest du dich ruhig und thateſt Nichts für uns; nun aber iſt es ſoweit gekommen, daß du ſelbſt gegen uns heranziehſt. Laß ab, berühmter König, von einem ſolchen Unternehmen und bedenk, daß du dich gegen einen mächtigen Kaiſer vergehſt, der das ihm angethane Unrecht mit ſchwerer Hand zu rächen vermag.“ Auf dieſen Brief war Theodebert ungewis, was er thun ſollte: aber da zugleich die Franken ihm bittere Vorwürfe machten, daß er ſo viele von ihnen ohne Grund in einer öden Gegend ſterben ließe, brach er auf und kehrte mit ihnen ſo ſchnell wie möglich in die Heimat zurück.

27. Theodeberts Kampf gegen ſeinen Oheim und ſein Tod.

Einſtmals wollten Theodeberts beide Oheime Childebert und Chlothar gegen ihn ziehen und ihm ſein Erbe nehmen; aber ſie vermochten Nichts gegen ihn, weil ſein Volk ihm treu

war, und wurden beſänftigt durch die reichen Geſchenke, die er ihnen bot. Da gedachte Childebert an ſein hilfloſes Alter und ließ dem Theodebert ſagen: „Ich habe keine Kinder und möchte dich an Sohnes Statt annehmen.“ Theodebert hörte auf die Bitte ſeines Oheims, und als er zu demſelben kam, wurde er reich von ihm beſchenkt und erhielt von allen Beſitzthümern ſeines Oheims den dritten Theil. Alsdann zeigte ſich Theodebert als einen gerechten König gegen ſein Volk und beſchützte die Kirche und die Armen.

Nicht lange hernach aber verbündete er ſich mit Childebert gegen ſeinen andern Oheim Chlothar, um dieſem ſein Reich zu nehmen. Chlothar verzweifelte daran, ſich der vereinten Macht der Beiden widerſetzen zu können, und floh in einen Wald, wo er ſich durch Verhaue von großen Baumſtämmen zu ſchützen ſuchte. Die alte Königin Chlothilde ward ſehr betrübt, als ſie die Nachricht von dem neuen Zwiſte ihrer Söhne vernahm. Sie gieng in die Kirche und betete dort die ganze Nacht, daß doch der Bruderkrieg unter ihren Söhnen nicht ausbrechen möchte. Indeſſen kam doch das Heer der beiden Könige heran und umſtellte den Wald, in welchem Chlothar verborgen war. Am folgenden Tage wollten ſie ihn herausholen und tödten; aber am Morgen dieſes Tages erhob ſich ein entſetzliches Ungewitter. Ihre Zelte wurden zerriſſen, ihre Geräthe hinweggeſchwemmt, unter immerwährendem Blitz und Donner fielen Hagel und Steine vom Himmel auf ſie nieder. Sie konnten ſich nur noch durch ihre Schilde ſchützen, welche ſie emporhielten; aber ihre Pferde wurden zerſtreut und konnten zum großen Theil nachher nicht wieder aufgefunden werden. Auch von den Menſchen fielen viele nieder und die Verwüſtung war allgemein. Da giengen die Könige in ſich, warfen ſich nieder und bekannten den Frevel, den ſie gegen ihren nächſten

Verwandten hatten ausüben wollen. Als das Unwetter aufgehört hatte, sammelten sie ihr Heer und zogen wieder heim.

Dieser König Theodebert kam nachher auf folgende Weise ums Leben. Einstmals gieng er auf die Jagd, da traf er auf einen Ochsen von wunderbarer Größe, nicht von solcher Art, wie sie geduldig den Pflug ziehen, sondern einen Bewohner der Wälder, der wild mit gesenktem Haupte und aufgerichteten Hörnern einherstürzte und Alles vor sich niederwarf. Solcher Thiere waren damals noch alle Wälder voll; denn die Wälder waren dicht und schattig, wie es diese Thiere gern haben, und boten reichliche Nahrung dar und der Mensch nahm nur noch einen kleinen Theil des Bodens für seinen Pflug und die Weide des zahmen Viehes in Anspruch. Als Theodebert das gewaltige Thier herannahen sah, blieb er auf einem erhöhten Orte stehen, um es da zu erwarten und ihm den Todesstoß zu versetzen: aber das Thier rannte in seinem Zorne gegen einen Baum. Dieser war nicht gar zu dick und zerbrach deshalb, ein starker Ast desselben aber schlug mit Heftigkeit nieder und traf den Frankenkönig auf das Haupt. Theodebert fiel rücklings nieder; zwar ward er sogleich heimgetragen, aber der Schlag war tödtlich und Theodebert verschied noch am selben Tage (547). Sein Sohn Theodebald ward König an seiner Statt.

28. Der Untergang des Leuthar und Bucelin.

Nachdem Tejas, der letzte König der Ostgothen, im Jahre 552 rühmlich gefallen war, waren nur noch wenige Gothen übrig; aber ein Theil dieser Wenigen wollte doch den Kampf nicht aufgeben. Sie baten den Frankenkönig Theodebald um Hilfe: aber dieser war nicht kriegerisch gesinnt. Da der König nicht wollte, machten sich zwei Herzöge der Alemannen und angesehene Große des fränkischen Reiches, Namens Leuthar und

Bucelin mit ihren Gefolgen, einer großen Anzahl Alemannen und Franken auf, um den Ueberbleibſeln der Gothen Hilfe zu bringen. Alemannien nämlich gehörte damals ſchon ganz zum Frankenreiche. Nach ihrer Beſiegung durch Chlodwig hatten die Alemannen Theoderich den Großen um Schutz angerufen und den hatte er ihnen gewährt und einen großen Theil von ihnen mit ſeinem Reiche vereint; aber um Frieden mit den Franken zu haben, hatte der Gothenkönig Vitiges alles Gebiet der Alemannen an die Söhne Chlodwigs abgetreten. Als nun dieſe Franken und Alemannen in Italien einbrachen, dachte Aligern, der jüngere Bruder des Königs Teias, trauernd nach über die Lage ſeines unglücklichen Vaterlandes. Es entging ihm nicht, daß die Franken herkamen unter dem Schein und dem Vorgeben, den Gothen Hilfe zu bringen, daß ſie aber in ihrem Sinn noch andere Nebengedanken hätten. Er glaubte, wenn die Römer vor ihnen aus Italien weichen müſten, ſo würden die Franken den Gothen ihr Vaterland nicht wieder abtreten, ſondern ihnen fränkiſche Fürſten ſetzen und ſie ihrer heimatlichen Geſetze berauben und ſie zwingen, nach fränkiſchen Geſetzen und Einrichtungen zu leben. Während er ſich dieß häufig überlegte und zugleich von Narſes in der Stadt Cumä immer eingeſchloſſen gehalten wurde, ſchien es ihm beſſer die Stadt mit ihren Schätzen dem Narſes zu übergeben und nach römiſchen Sitten und Geſetzen zu leben, als aufs neue das Land den Gefahren eines langen Krieges zu Gunſten der Franken auszuſetzen. Zudem hielt er es für billiger, wenn die Gothen Italien doch nicht behaupten könnten, es da wieder an die Römer abzugeben, die ältere und gerechtere Anſprüche hätten, als die Franken. Dieſe Gedanken legte er den Seinigen vor und ſie billigten ſie.

Deshalb ließ Aligern den Belazerern ſagen, er wünſche

den Oberanführer zu ſprechen. Das ward ihm gewährt und Aligern gieng hinaus nach Claſſee im Bezirk von Ravenna, wo Narſes verweilte. Als Aligern vor ihn trat, überreichte er dem Oberfeldherrn der Römer die Schlüſſel der Stadt Cumä und bat ihn um eine gütige Behandlung für ſich und die Seinigen. Narſes umarmte ihn freundlich und entließ ihn unter vielen Verſprechungen. Alsdann nahm Narſes die Stadt in Beſitz und vertheilte ſeine Truppen in die andern feſten Plätze des Landes. Nicht lange darauf ſtand Aligern oben auf der Mauer der Feſte, als gerade die Franken vorüberzogen. Er höhnte ſie, daß ſie zu ſpät kämen und daß Alles bereits in die Gewalt der Römer gegeben ſei, ja daß er ſelbſt die Abzeichen der königlichen Würde ihnen überliefert hätte, und daß alſo, wenn die Franken jetzt einen von ihnen zum Könige machen wollten, ſie nicht einmal die königlichen Abzeichen hätten. Die Franken dagegen ſchalten ihn und nannten ihn einen Verräther und Verderber ſeines Volkes. Sie waren zweifelhaft, ob ſie den Krieg noch fortſetzen oder ſich nun heimbegeben ſollten. Leutharis wollte lieber umkehren und daheim ruhig die reiche Beute genießen und ſchickte deshalb auch Boten an ſeinen Bruder Bucelin, daß er die zweifelhaften Fälle des Krieges vermeiden und heimkehren möchte. Aber Bucelin verflichtete ſich den wenigen Gothen, die noch bei ihm übrig waren, mit einem Eide, daß er mit ihnen ein Treffen gegen die Römer wagen würde, und dafür verſprachen jene, daß ſie ihn zu ihrem König machen wollten. So war die Verbindung geſchloſſen und Leuthar ging zwar nach Hauſe, aber mit dem Verſprechen, daß er nur erſt die Beute in Sicherheit bringen und dann mit einem neuen Heere ſeinem Bruder zu Hilfe kommen wollte.

So kehrte denn Leuthar mit ſeinen Alemannen heim; aber er wußte nicht wie bald ihm ein Ziel geſetzt war. Ueberall

war die Gegend durch den langen sechszehnjährigen Krieg verödet und es mangelte den Heeren an den nothwendigen Lebensmitteln. In dieser Noth aßen die Deutschen Weintrauben und andere Nahrung, die ihnen nicht zusagte, und wurden davon krank und starben haufenweise. Auch den Führer Leuthar ergriff diese Krankheit, die in wenigen Stunden sein Leben endete, zwischen Verona und Trident. Dieselbe Krankheit wüthete auch im Heere Buccelins, der in einem festen Lager den Angriff der Kaiserlichen ruhig abwarten wollte, und dabei täglich auf die Rückkehr seines Bruders hoffte; denn er wußte nichts von dessen Tode. Lange aber konnten die Alemannen es nicht mehr so aushalten; als Narses ihnen gegenüber gelagert war, verlangten sie zum Angriff geführt zu werden. Von dem Heere der fünf und siebzigtausend Streiter, die über die Alpen gezogen, waren noch mehr als dreißigtausend übrig und Narses hatte nicht einmal zwanzigtausend. Deßhalb dachte Buccelin, daß der Sieg ihm sicher wäre. Aber die wahrsagenden Frauen im Lager der Alemannen verboten den Kampf an dem vorherbestimmten Tage; denn sie sagten, die Götter wären ihnen nicht günstig gesinnt und würden Verderben über sie verhängen.

Die Alemannen waren damals noch Heiden, denn obwohl ihr Land mit dem Frankenreiche vereint war, so waren sie doch namentlich in ihrer Gottesverehrung den Sitten ihrer Väter noch treu geblieben. Sie beteten noch in den heiligen Hainen die Götter an, für deren Wohnsitz sie dieselben hielten, sie verehrten noch die Gewässer der Flüße, die Berge und die Wälder, und brachten allen diesen Gottheiten Pferde und Rinder und andere Thiere zum Opfer dar. Dieß dauerte auch noch lange Zeit; denn sechszig Jahre später kamen Columban und Gallus in ihre Gegend, da waren die Alemannen noch

Heiden, und als die beiden Apostel ihnen predigten von Gott und Christus, antworteten ihnen einer der Alemannen: „unsere alten Götter haben uns und unsere Väter mit Aexen und Wärme bis dahin genug versehen, wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren wohl.“

Damals im Jahre 552 am Flusse Casilino in Italien glaubten Bucelin und sein ganzes Heer noch fest an das Wort der wahrsagenden Frauen und verschoben den Kampf; aber beide Heere rüsteten sich. Unterdessen ward dem Feldherrn Narses die Nachricht gebracht, daß einer aus dem deutschen Stamme der Heruler, die in seinem Heere dienten, einer der angesehensten und vornehmsten Männer, einen Sklaven erschlagen habe. Narses befahl, daß der Thäter sogleich in die Mitte vorgeführt werden sollte; denn er wollte vor dem Treffen allen Pflichten der Gerechtigkeit Genüge leisten. Als er nun den Heruler fragte, bekannte dieser die That ohne Umschweife und sagte dabei, also sei es sein Herrenrecht, mit einem Sklaven zu thun nach seinem Belieben, damit auch alle andern Sklaven wüßten, was ihnen bevorstände, wenn sie nicht das Wohlgefallen ihres Herrn hätten. So galt es auch überhaupt bei allen deutschen Stämmen für Recht. Als Narses sah, daß es ihn nicht gereute, und daß er noch sogar hochfahrend und trotzig sein Recht vertheidigte, befahl er den Liktoren mit ihm zu verfahren nach Gebühr. Da stießen ihm die Liktoren das Schwert in die Seite und alsbald starb der Heruler.

Aber der ganze Haufe der Heruler trat zusammen und murrte über diese That. Narses that, als achtete er ihrer nicht, sondern trat vor das Heer und rief mit mächtiger Stimme: „wer des Sieges theilhaftig sein will, der folge dem Feldherrn.“ Dieser Anruf kräftigte Alle, die treu zu ihm hielten. Sindual aber, der Anführer der Heruler, hielt es für schimpf-

lich, wenn er in einem solchen Kriege und bei solcher Lage der Dinge den Feldherrn verließe, und fürchtete auch, daß man es ihm für Feigheit auslegen würde, wenn er seine Zuneigung gegen den getödteten Heruler durch Verlassen des Feldherrn an den Tag legen wollte, darum ließ er sagen, der Feldherr möge auf ihn vertrauen, er würde zur bestimmten Zeit an seinem Posten sein. Narses erwiderte ihm, er würde die Schlachtordnung so einrichten, daß die Heruler zu jeder Stunde in ihre Stellung einrücken könnten. Als Narses die Schlachtordnung aufstellte, ließ er für die Heruler den Platz in der Mitte offen; denn die Heruler berathschlagten noch, was sie thun sollten.

Unterdessen aber flüchteten zwei Heruler zu den Franken und Alemannen, und da sie die Gesinnung des Anführers Sindral nicht kannten und von einem Entschlusse der Heruler noch nichts wußten, reizten sie die Franken an sobald wie möglich auf die Kaiserlichen loszugehen, weil die Heruler nach ihrer Meinung an dem Treffen nicht Theil nehmen würden. Sie sagten, daß die Römer ganz verwirrt und betroffen seien über den unerwarteten Abfall der Heruler und daß der günstige Augenblick benutzt werden müsse. Buerlin aber glaubte gern, was er wünschte, und mit dem gewöhnlichen Geheul, wie die deutschen Völkerstämme es anzustimmen pflegten, liefen die Franken auf die Kaiserlichen los. Die Gestalt der fränkischen Schlachtreihe war ein Dreieck, einem griechischen Δ zu vergleichen, die Spitze desselben war die stärkste; denn an ihr standen die Männer mit den festesten Schilden gedeckt. Auch auf den beiden Seiten dieses Dreiecks standen die Schaaren dicht gedrängt, in der Mitte aber dazwischen war ein leerer Raum, dem die beiden Flügel den Rücken zuwendeten, damit sie überall das Auge auf den Feind gerichtet hielten.

Die Stellung der Heruler war noch offen und der Keil

der Franken drang ungehindert vor; aber als sie nun schon glaubten die Schlachtordnung der Kaiserlichen durchbrochen zu haben, hieb Narses die berittenen Bogenschützen von beiden Seiten auf die Reihen der Franken werfen. Die Kaiserlichen vollführten sofort den Befehl und schossen von ihren Rossen herab in die Fußgänger, als diese um der weiten Entfernung der Reiter willen von ihren Waffen noch keinen Gebrauch machen konnten. Wo einer gefallen war, füllten die Franken gleich wieder die Reihe; aber es dauerten ihrer gar viele. Unterdessen kamen auch Buccelin und die Heruler wieder, und als die Franken diese erblickten, hielten sie sich für verrathen und wollten sich zurückwenden. Aber sie waren ringsum wie von einem Netze eingeschlossen, und konnten nirgends hinaus und in ihrem ungeheuren Menschenknäuel herrschte bald Verwirrung. Da fielen sie haufenweise und von allen Franken und Alemannen, die diesen Zug mit Buccelin unternommen hatten, sollen nur fünf in die Heimat zurückgekehrt sein. Narses aber lobte von Allen am meisten den Gothen Aligern und den Heruler Sindual.

Durch diesen letzten Sieg war Italien dem römischen Kaiserreiche wieder gewonnen und Narses war der erste kaiserliche Statthalter von Italien, unter dem Namen Exarch, und wohnte zu Ravenna. Er selbst aber rief nachher den Langobardenkönig Alboin her, der dem Kaiser das schöne Land Italien für immer entriß. (Vergl. 1. Buch. Langobarden Nr. 10.)

29. Chlothar kämpft gegen seinen Sohn Chramnus und Dietbald kommt darauf.

Ein Jahr nach dem Zuge des Leuthar und Buccelin starb Theudebald im Jahre 553 und wenige Jahre nachher auch sein

Bruder Childebert. Da vereinigte Chlothar I. wieder das große Frankenreich im Jahre 558. Sein Bruder Childebert hatte sich noch kurz vor seinem Tode wieder mit Chramnus, dem Sohne Chlotchars, gegen den Vater verbunden, und Chramnus ließ auch nach dem Tode seines Oheims nicht ab vom Kriege gegen seinen Vater. Deshalb zog Chlothar gegen seinen Sohn, welchem Chonorer, der Graf von Brittannien (Bretagne) Beistand leistete. Dieser sprach zu Chramnus: „Es ist nicht recht, daß du gegen deinen Vater zum Kampfe ausziehst. Darum laß mich allein mit deinem Heere heute Nacht ausziehn, um ihn zu überfallen, wenn er mit seinem Heere ruhig schlafend für den Kampf des morgenden Tages ausruht.“ Das wollte Chramnus aber nicht zugestehen und darum kam es am andern Morgen zur offenen Feldschlacht. Es dauerte nicht lange, so wandte Chonorer den Rücken und floh davon. Da muste auch Chramnus fliehen und eilte zu den Schiffen, welche er für den Fall des Unglücks am Meeresufer bereit liegen hatte. Aber als er schon in Sicherheit war, vernahm er, daß seine Frau und seine Kinder in die Hände seines Vaters gefallen wären. Darum eilte er zurück um sie zu befreien, ward aber selbst gefangen und gefeßelt. Als Chlothar diese Botschaft gebracht wurde, befahl er seinen Sohn mit seiner ganzen Familie zu verbrennen. So geschah es. Man brachte ihn mit seiner Frau und seinen Kindern in eine Hütte, verschloß diese und zündete sie von außen an, so daß sie alle erstickt wurden.

Nicht lange hernach aber, nachdem Chlothar ein und fünfzig Jahre regiert hatte, fühlte er sein Ende herannahen. Er gieng darum nach Tours, um am Grabe des heiligen Martinus Gott um Vergebung seiner Sünden zu bitten, und machte der Kirche reiche Geschenke. Von dort aus zieng er noch einmal auf die Jagd, aber mitten im Walde überfiel ihn ein hizi-

ges Fieber. Man brachte ihn zurück und er ſtarb gerade ein Jahr nach dem Tode ſeines Sohnes Chramnus. Seine noch übrigen vier Söhne begleiteten ihn zu ſeiner Ruheſtätte in der Medarduskirche zu Soiſſons (561). Dann theilten ſie das Reich unter ſich durch das Loß, wie es im Frankenlande Sitte war, und woher bei der Habſucht und Raubſucht dieſer Könige ſo unendliche Leiden über die Völker kamen. Charibert, der älteſte, erhielt das Land im Weſten mit der Hauptſtadt Paris, Guntbram das burgundiſche mit der Hauptſtadt Orleans, Chilperich das nördliche mit Soiſſons und Sieghert das öſtliche mit Rheims.

Wie ihr Vater und ihre Oheime gethan hatten, ſo haßten und verfolgten auch dieſe Brüder ſich unter einander und brachten unendliche Leiden über ihre Völker. Der eine von ihnen, Sieghert, nahm eine weſtgothiſche Königstochter Brunehild zur Frau, und Chilperich ihre Schweſter Galſuintha; aber dieſe Frau ward bald getödtet, um einer andern, Namens Fredegunde, Platz zu machen. Der Haß zwiſchen Brunehilde und Fredegunde ward dann die Quelle unzähliger Greuelthaten der Könige des fränkiſchen Reiches und mit den Königen wetteiferten die Großen, und vergebens erhoben die Biſchöfe und Prieſter dagegen mahnend und warnend ihre Stimmen. Dieſe Greuel wollen wir nicht alle erzählen, ſondern nur einige der Thaten, Sagen und Reden, welche uns zeigen, wie die Menſchen damals dachten und handelten, und wie ein Geſchlecht dem andern die Thaten der Vorfahren überlieferte.

30. Die Behandlung der Sklaven.

Im ſechſten Jahrhundert lebte ein fränkiſcher Großer, Namens Rauching, ein ſtolzer und grauſamer Mann, der ſeine

Sklaven ſehr mißhandelte. Wenn er zu Abend aß, ſo muſte ihm ein Sklave das Wachslicht halten. Vorher jedoch befahl er ihm, ſeine Schenkel zu entblößen, und dann muſte der Sklave das Licht ſo nahe an ſeinen Schenkel halten, bis es erloſch und wenn es wieder angezündet war, ſo geſchah daſſelbe und wurde ſo lange wiederholt, bis die Schenkel des Sklaven völlig verbrannt waren. Wenn aber der Unglückliche einen Laut des Schmerzes von ſich gab oder ſich von der Stelle bewegen wollte, ſo bedrohte ihn Rauching mit dem entblößt da liegenden Schwerte, und jemehr der Sklave vor Schmerz weinte, deſtomehr freute ſich ſein Herr.

Einſtmals wollten ſich unter ſeinen Sklaven ein Mann und eine Frau heirathen, da ſie ſich ſchon zwei Jahre hindurch Zuneigung bewieſen hatten. Deshalb giengen ſie in die Kirche und der Prieſter ſegnete ihren Bund ein. Als Rauching das erfuhr, eilte er ſchnell hinzu und forderte von dem Prieſter, er ſollte ihm ſogleich ſeine Sklaven herausgeben. Der Prieſter aber ſprach: „Du weißt, welche Verehrung der Kirche Gottes gebührt. Du kannſt ſie nicht eher wieder erhalten, als bis du mir verſprichſt, ſie nicht wieder zu trennen, und ſie nicht mit einer Strafe zu belegen.“ Rauching ſchwieg eine Weile, um darüber nachzudenken: alsdann legte er die beiden Hände auf den Altar und ſchwur: „Ich will ſie nie von einander trennen, ſondern ſie ſollen immer zuſammen bleiben. Zwar haben ſie unrecht gethan, daß ſie ohne meine Einwilligung zu dir gegangen ſind; aber doch willige ich ein.“ Der Prieſter glaubte gutmüthig dem Verſprechen des ſchlauen Mannes und entließ ſie.

Rauching nahm die beiden Sklaven mit nach Hauſe. Dort ließ er einen dicken Baum fällen, die Zweige und Aeſte abhauen und dann den Stamm mit einem Keile auseinander

ſpalten. Dann ließ er die Hälfte desſelben aushöhlen und in eine Grube legen. In dieſe Grube wurden auf dieß Holz die beiden Sklaven gelegt und dann befahl er Erde aufzuſchütten und das Paar lebendig zu begraben, indem er ſprach: „Ich will meinen Eid nicht brechen, daß ſie niemals getrennt werden ſollen.“ Als das dem Prieſter angeſagt wurde, eilte er ſchnell her, ſchalt den Rauching über dieſe That und erlangte von ihm, daß ſie wieder ausgegraben wurden. Der Mann wurde noch lebend herausgezogen, aber die Frau war ſchon erſtickt.

An ſolchen Thaten freute ſich der Menſch und darum war es ein wohlverdienter Lohn, als auch ihn der König eines Tages tödten ließ, wenn er auch damals nichts gegen dieſen verbrochen hatte.

31. Die Blutrache bei den Franken.

Zwar war im ſechſten Jahrhundert bei den Franken die Blutrache ſchon abgeſchafft und an ihrer Statt längſt das Wergeld eingeführt; aber in den Zeiten der Verwirrung und des Kampfes zwiſchen den beiden Königinnen Brunehilde und Fredegunde kehrten ſie noch oft zu der alten rohen Sitte der Vorfahren zurück. Davon gibt uns eine Vorſtellung folgende Geſchichte, welche zu Tournay im Frankenlande geſchah.

Ein Ehemann wurde ſeiner Gattin oftmals ungetreu und deshalb machte ihm ihr Bruder Vorwürfe und ſchalt ihn, daß er ſich beſſern möge. Als dieß aber dennoch nicht geſchah, wurde der Schwager ſo zornig, daß er mit einer Anzahl ſeiner Freunde auf den Beleidiger losging und ihn erſchlug. Aber auch die Freunde des Erſchlagenen eilten herbei, und es entſpann ſich ein allgemeiner Kampf, der mit dem Tode Aller endete, bis auf einen, der übrig blieb. Nun ſtanden aber auch alle Verwandte der Erſchlagenen gegen einander auf und wollten

ihre Todten rächen. Die Königin Fredegunde ermahnte zum Frieden, damit nicht der Brand dieſer Feindſchaft immer größer würde; aber alle ihre guten Worte waren vergebens. Deshalb gedachte ſie den Streit dadurch zu beenden, daß ſie die Urheber vernichtete. Sie lud die hervorragendſten Führer der beiden Parteien zum Gaſtmahle ein und bewirthete ſie gut. Als das Mahl abgetragen war, blieben die Eingeladenen nach fränkiſcher Sitte ruhig auf ihren Sitzen und tranken weiter. Allmälig wurden ſie trunken und auch ihre Gefolgsleute verliefen ſich einer nach dem andern in dem königlichen Palaſte, und ſchliefen ihren Rauſch aus, wo ſie gerade einen Platz fanden. Als Fredegunde glaubte, daß Alles ihrer Abſicht günſtig war, ließ ſie einige von ihrer Leibwache mit ihren Streitäxten bewaffnet hinter die Stühle der Männer treten, welche noch da ſaßen und mit einander ſtritten. Auf ein gegebenes Zeichen ſchlugen die Diener der Königin zu und die Franken ſanken tödtlich getroffen von ihren Stühlen. So glaubte die Königin den Frieden gewahrt zu haben; aber die Freunde der Getödteten hätten gern wieder Rache an der Königin genommen, wenn ſie es nur vermocht hätten.

22. Das Aſylrecht der Kirche.

Der König Chilperich wurde von ſeiner Gemahlin Fredegunde gegen ihren Stiefſohn Merovens aufgehetzt und deshalb ließ er ihm die Haare abſchneiden und ſteckte ihn ins Kloſter. Als Merovens da verweilte, gab ihm einer ſeiner Freunde den Rath, er ſolle entweichen und ſich nach Tours in die Kirche des heiligen Martinus flüchten. Dieß that Merovens und kam eines Tages in der St. Martinskirche zu Tours an, als der Biſchof Gregor, der uns dieß berichtet hat, ſelber die Meſſe las. Merovens bat den Biſchof um ſeinen Segen und dieſer

gewährte ihm auf vieles Bitten und nahm den Königssohn dadurch in seinen Schutz. Alsdann schickte er Boten zum Könige Chilperich und ließ ihm sagen: „Siehe dein Sohn ist hier.“ Fredegunde aber sprach: „Das sind Kundschafter, sie wollen sehen, wie es mit dem Könige steht,“ und bat ihren Gemahl, er solle die Boten gefangen setzen. So wurden denn die Boten sogleich ihres Eigenthums beraubt und in den Kerker geworfen. Alsdann schickte Chilperich Boten an den Bischof und ließ ihm sagen: „wirf den abtrünnigen Menschen aus der Kirche, wo nicht, so will ich das ganze Gebiet von Tours verheeren.“ Der Bischof Gregor aber war entschlossen, das alte Recht der Kirchen zu wahren, und entgegnete deshalb: „Was zur Heidenzeit nicht geschehen ist, soll wahrlich auch zur Christenzeit nicht geschehen;“ denn auch in heidnischen Zeiten hatte ein Tempel oder Altar dem Bedrängten Schutz verliehen. Darum behielt Gregorius den Merovens unter seinem Schutze.

Der König Chilperich kam nun mit einem großen Heeresgefolge heran und wollte doch seinen Sohn gern ausgeliefert haben; aber er wagte es nicht Gewalt zu gebrauchen. Deshalb ließ er durch einen Diener auf das Grab des heiligen Martin einen Brief niederlegen, der die Bitte enthielt, daß der heilige Martin ihm wieder schreiben möchte, ob er ihm gestatte, seinen Sohn Merovens mit den Freunden desselben aus der Kirche hervor zu holen oder nicht. Der Diakonus, welcher auf Befehl des Königs den Brief desselben auf das Grab des heiligen Martin niedergelegt hatte, mit einem unbeschriebenen Blatte dabei, auf welches der Heilige seine Antwort schreiben könnte, wartete drei Tage, und als das Blatt am dritten Tage noch ganz unbeschrieben war, brachte er es dem Könige zurück, und der König sah ein, daß der Heilige ihm nicht antworten wolle. Merovens aber versuchte auch sein Heil auf dem Grabe

des heiligen Martin und legte den Psalter, das Buch der Könige und ein Evangelienbuch darauf nieder. Dann durchwachte er eine ganze Nacht im Gebete und flehte den Heiligen an, daß er ihm eine Weissagung dessen geben möchte, was sich mit ihm ereignen würde. Er fastete noch drei Tage und am dritten Tage öffnete er die Bücher, zuerst das Buch der Könige und dann den Psalter. Beide Sprüche, auf die zuerst sein Auge fiel, schienen ihm Unglück zu bedeuten, und als er das Evangelienbuch aufschlug, las er die Worte: „Ihr wißet, daß wir nach zweien Tagen das Passahlamm essen werden und des Menschen Sohn wird in die Hände seiner Feinde gegeben werden, daß sie ihn kreuzigen." Da überfiel ihn Schrecken und er suchte zu entfliehen; aber unterwegs wurde er von einer Schaar des Königs Gunthram gefangen, der ihn bei sich behielt. Chilperich aber war ergrimmt auf die Bewohner von Tours und den heiligen Martin, er überfiel das Gebiet der Stadt und verheerte Alles auf die schrecklichste Weise, namentlich Alles, was der Kirche des heiligen Martin als Eigenthum angehörte. Die Kirche des heiligen Martin aber war eine der angesehensten im ganzen fränkischen Reiche.

33. Die Hochzeitreise der Tochter des Königs Chilperich.

Wie es in damaliger Zeit um die Sicherheit der Menschen und ihres Eigenthums stand, lehrt uns die Beschreibung des Brautzuges, welchen Rigunthis, die Tochter des Königs Chilperich nach dem Gothenreiche unternahm.

Im Spätsommer des Jahres 584 kam eine große Gesandtschaft von Gothen zum König Chilperich, um seine Tochter Rigunthis abzuholen, welche ihrem Könige zur Gemahlin bestimmt war. Der König gieng darauf mit ihnen nach Paris

und ließ dort viele Familien, welche in königlichen Häusern wohnten, aus denselben wegnehmen und auf die Fuhrwerke setzen, damit sie als Leibeigene seiner Tochter mit hinwegzögen. Einige weinten bitterlich und wollten nicht fort; aber Chilperich ließ sie so lange in Gefängnisse setzen, bis der Zug abgieng. Viele tödteten sich auch selbst, weil sie den Schmerz der Trennung von den Ihrigen nicht überleben wollten; denn der Sohn wurde von seinem Vater hinweggerißen und die Mutter von ihrer Tochter und die ganze Stadt war voll Weinens und Wehklagens. Einige, welche mit Gewalt gezwungen wurden mitzureisen, setzten vorher ihren letzten Willen auf und geboten, daß man ihn öffnen und sofort ausführen sollte, sobald sie mit der Königstochter in das gothische Gebiet gekommen wären; denn man sollte sie betrachten, als die längst gestorben und begraben wären.

Unterdessen kamen Gesandte des andern fränkischen Königs, Childebert, der nach dem Tode seines Vaters Siegbert König geworden war, zu seinem Oheim Chilperich, um ihm zu sagen, daß er sich nicht unterstehen sollte, seiner Tochter etwas von dem mit zu geben, was er von seinem Vater überkommen hätte und was nicht ihm, sondern dem königlichen Hause der Merovinger angehörte. Weder Sklaven, noch Pferde, noch Rindergespanne, noch irgend sonst etwas von diesen Dingen sollte er anrühren, wenn es nicht sein Eigenthum wäre, das er sich selbst erworben. Einen von diesen Gesandten fand man bald darauf ermordet und Niemand wuste von wem; aber der Verdacht wandte sich gegen den König Chilperich. Dennoch versprach er nichts von dem Familiengut anzurühren und berief nun die vornehmen Franken und seine Getreuen und feierte die Hochzeit seiner Tochter. Da übergab er den Gothen große Schätze und auch die Mutter Fredegunde brachte so viel

Gold und Silber und Gewänder herbei, daß der König, als er dieß ſah, meinte, es wäre ihm gar nichts übrig geblieben. Die Königin merkte, daß er zornig war, und wandte ſich deshalb zu den Franken und ſprach zu ihnen: „Glaubet nicht, Franken, daß unter dieſen Geſchenken etwas von den Schätzen der früheren Könige ſei; denn Alles, was ihr hier ſeht, iſt aus meinem Eigenthume genommen, das mir der ruhmvolle König Chilperich geſchenkt hat. Auch habe ich mit eigener Anſtrengung mir Einiges geſammelt, ſowohl von dem Zins der Häuſer, die mir gehören, als aus den Früchten und den Tributen, die mir geliefert werden. Auch ihr habt mir oft freiwillige Geſchenke dargebracht und aus dieſem Allen iſt das entnommen, was ihr hier ſeht, aber aus dem königlichen Schatze iſt Nichts darunter.“ So ward der König getäuſcht und beruhigte ſich. So groß aber war die Menge des Goldes und des Silbers und der koſtbaren Gewänder, daß man fünfzig Wagen damit belud. Die Franken brachten auch viele Geſchenke, einige Gold, andere Silber, andere brachten Roſſe, die meiſten reiche Gewänder und überhaupt ein jeder von ihnen nach ſeinem Vermögen.

Als die Königstochter Rigunthis mit vielen Thränen Abſchied genommen hatte und zum Thor hinauskam, brach eine Achſe an ihrem Wagen; da ſprachen Alle: „das iſt eine böſe Vorbedeutung.“ Sie zogen weiter und am achten Meilenſteine von der Stadt ließ ſie das erſte Lager aufſchlagen. In der Nacht aber erhoben ſich fünfzig Männer, nahmen hundert von den beſten Roſſen weg und eben ſo viele vergoldete Geſchirre und entflohen damit eiligſt zum Könige Childebert, dem Oheim der Königstochter. So gieng es auch ferner auf dem Wege; wo Einer ſah daß er davon gehen konnte, da nahm er mit ſich was in ſeiner Gewalt war und entfloh.

Unterwegs ward auch von den verſchiedenen Gemeinden

viel eingebracht: aber der König ließ nichts aus den öffentlichen Mitteln geben, ſondern die Armen muſten ihre Steuer bringen. Weil aber der König beſtändig in Beſorgnis war, daß ſein Bruder Gunthram oder ſein Neffe Childebert ſeine Tochter überfallen und berauben könnten, ließ er den Zug nur unter ſtarker Bedeckung eines Heeres vorwärts gehen. Dieſem hatte er mehre Anführer vorgeſetzt, die für die beſten galten. Auch außer dieſen zogen mehre Herzöge und andere Große mit, kehrten aber bei Poitiers wieder um und ließen jene ihren Weg fortſetzen. Auf dieſem ferneren Zuge wurde im Frankenlande ſo viele Beute gemacht, daß man es kaum Alles würde aufzählen können. Sie beraubten ſogar die Hütten der Armen, die Weinberge hieben ſie nieder und nahmen die gefällten Weinſtöcke mit den daran hangenden Trauben mit, das Vieh trieben ſie fort, wo ſie es erlangen konnten und wo ſie überhaupt Etwas fanden, das des Mitnehmens werth ſchien, das ließen ſie nicht zurück.

Nach vielen Beſchwerden gelangte endlich der Brautzug bis nach Toloſa (Toulouſe). Hier auf der Grenze des gothiſchen Gebiets begann Rigunthis zu zaudern, beſonders da ihre Getreuen ihr ſagten, ſie müſten dort ſich erholen, weil ſie ſelbſt von der Reiſe ermüdet, ihre Kleider und Schuhe verbraucht und die Fuhrwerke durch das lange Fahren aus den Fugen gegangen wären. Dieß Alles müſte erſt wieder in Stand geſetzt werden, damit der Bräutigam ſie mit Ehren empfangen könnte: denn wenn ſie in dieſem Aufzuge ins Gothenreich gelangten, ſo würden ſie den Gothen zum Geſpötte werden. Während ſie nun dort verweilten, um Alles wieder herzuſtellen, erhielt Deſiderius, der Anführer des Zuges, die Nachricht von dem Tode des Königs Chilperich; denn die Franken waren der Frevel dieſes Tyrannen müde geworden und als er einmal vom Pferde ſtieg,

hatte ihm einer von den Großen das Schwert in die Seite geſenkt und ſo ermordet. Auf dieſe Nachricht gieng Deſiderius in die Stadt hinein, nahm der Königstochter, die er beſchützen ſollte, alle ihre Schätze weg und verſchloß dieſe in ein Haus, das er mit einer ſtarken Schutzwache beſetzte. Der Rigunthis aber ließ er kaum ſo viel, daß ſie nothdürftig das Leben friſten konnte. Dann unternahm Deſiderius Raubzüge in das Gebiet der Weſtgothen. Einige Zeit hernach, als er von einem ſolchen Zuge gegen die Gothen heimkehrte, erſchlugen ihn die Bürger von Toloſa. Rigunthis gelangte nur mit großer Mühe und Gefahr wieder heim zu ihrer Mutter.

34. Sage von dem Walde und den Schellen.

In dem Zwiſte der Königinnen Brunhilde und Fredegunde ſoll ſich einmal folgende Begebenheit zugetragen haben.

Einmal brach der König Childebert mit großer Macht in das Reich des Königs Gunthram, weil die ihm und ſeiner Mutter Brunhilde ſo verhaßte Königin Fredegunde dahin geflohen war. Der König war nicht bei ſeinem Heere; allein Fredegunde ermahnte die Franken zum muthigen Streite und ließ ihren kleinen Sohn Chlothar vor den Schaaren hertragen und dann folgten ihr die gewaffneten Männer. Der Anführer des Heeres der Fredegunde hieß Landerich und dieſer verabredete mit ihr eine Liſt. In der Nacht hieß er das Heer aufbrechen und als ſie an einen Wald kamen, nahm er ein Beil und hieb ſich einen Baumaſt ab, dann hieng er Schellen an den Hals ſeines Pferdes, wie die Franken zu thun pflegten, wenn ſie ihre Pferde weiden ließen. Eben ſo thaten auch alle ſeine Krieger, und alsdann zogen ſie einher, jeder mit einem Baumzweige in der Hand und mit klingenden Schellen am Halſe des Pferdes, und kamen ſo in die Nähe des Lagers ihrer

Gegner. Die Königin gieng mit dem Kinde voran, damit die Krieger ſich des Kindes erbarmen und wacker ſtreiten möchten; denn wenn ſie unterlagen, kam das Kind in die Hände der Feinde.

In der Dämmerung des Morgens ſchaute einer der feindlichen Wächter aus und war verwundert über den Wald; darum rief er ſeinen Geſellen zu: „was für ein Wald iſt das, den ich dort erblicke; es ſchien mir doch geſtern Abend, daß nicht einmal niedriges Gebüſch da war?“ Da antwortete ihm der andere Wächter: „du biſt noch trunken von Wein und Schlaf und haſt vergeßen, daß wir doch geſtern im nahen Walde Futter und Weide für unſere Pferde gefunden haben. Hörſt du nicht, wie die Schellen erklingen am Halſe der weidenden Roſſe?“ Während deſſen aber die Wächter alſo unter einander redeten, ließen die Franken die Baumzweige fallen und es war da ein anderer Wald, nicht grün von Blättern, ſondern blinkend von dem Eiſen der Speere. Da überfiel Schrecken das feindliche Lager, aus dem Schlafe aufgeſcheucht muſten ſie gleich in die blutige Schlacht. Ein großer Theil von ihnen wurde erſchlagen und die Andern ſtürzten in wilder Flucht davon.

35. Sage von den Schätzen des Königs Gunthram.

Vergleichungsweiſe einer der mildeſten und beſten dieſer fränkiſchen Könige war Gunthram, welcher zu der Zeit lebte, als Authari über die Langobarden herrſchte. Die Franken und die Langobarden hatten Krieg mit einander geführt, aber dem freundlichen Sinne dieſer beiden Fürſten gelang es den Frieden wieder herzuſtellen. Von dieſem Könige Gunthram ward ſchon von ſeinen Zeitgenoßen eine wunderbare Geſchichte erzählt, wie er zu dem Reichthume gekommen ſein ſoll, welchen er ſo frei-

gebig an Alle austheilte. Einſtmals war er auf die Jagd gegangen. Sein großes Gefolge zerſtreute ſich nach und nach im Walde, ſo daß der König allein mit einem ſeiner Getreuen zuſammenblieb. Da er müde war, wollte er ein wenig ſchlafen und legte deshalb den Kopf auf die Knie ſeines Begleiters. Nachdem der König eine Zeitlang geſchlafen hatte, ſah der treue Mann, der für ihn wachte, aus dem Munde ſeines Herrn ein Thierlein hervorgehen, einer Eidechſe zu vergleichen, welches dann an einem kleinen Bache auf- und ablief und ſich vergebens abmühte hinüberzukommen. Da zog der, in deſſen Schooß der König lag, ſein Schwert und legte es über den Bach, ſo daß das Thierlein wie auf einer Brücke über das Schwert hinübergehen konnte. Nicht lange hernach, nachdem es erſt in eine Höhlung des Berges gegangen war, kehrte es zurück und gieng auf demſelben Wege wieder über das Bächlein, wie vordem, und kroch auch wieder in den Mund des Königs Guntram.

Da erwachte der König und erzählte ſeinem Getreuen einen wunderbaren Traum. Es hätte ihn nämlich gedäucht, als gienge er über einen Fluß und zwar über eine eherne Brücke. Dann wäre er in einen hohlen Berg gekommen und hätte dort gewaltige Maſſen Goldes erblickt. Der aber, in deſſen Schooß der König geſchlafen hatte, erzählte ihm darauf Alles, was vorgefallen war. Sie waren beide auf gleiche Weiſe erſtaunt; aber ſie hielten es für gut an dem Orte nachzugraben. Dies geſchah und man fand ungeheure Schätze, die vor Alters da begraben ſein mochten. Aus dieſem Golde ließ der König ein Trinkgeſchirr von wunderbarer Größe und ſchwerem Gewichte fertigen und wollte dasſelbe nach Jeruſalem zum heiligen Grabe bringen laßen. Aber es fand ſich keine Gelegenheit dazu und deshalb ward es dem heiligen Marcellus geweiht und in einer Kirche desſelben aufgehängt.

36. Die Königin Auſtrigild.

Wie aber die Gutmüthigkeit des Königs Gunthram bei andern Gelegenheiten beſchaffen war, zeigt uns folgende Geſchichte.

Zu der Zeit der Regierung dieſes Königs brach einmal eine große Peſt aus, von welcher auch Auſtrigild, die Gemahlin des Königs, befallen ward. Als ſie ihr Ende herannahen fühlte, wollte die böſe Frau auch noch im Tode Andere ins Verderben mit hineinziehen. Darum ſprach ſie zu ihrem Gemahl: „Es würde mir wohl noch Hoffnung zum Leben übrig ſein, wenn ich nicht in die Hände ſchlimmer Aerzte gefallen wäre; denn nicht meine Krankheit bringt mich ums Leben, ſondern die Tränke, die ſie mir als Arzenei gereicht haben. Darum bitte ich dich, daß du meinen Tod nicht ungerochen läßeſt, ſondern mir beſchwörſt, daß gleich nach meinem Tode meine Aerzte mit dem Schwerte hingerichtet werden. Denn ſonſt würden ſie ſich ihres Frevels an mir rühmen; aber nun ſollen auch ihre Freunde und Verwandte den Schmerz ihres Verluſtes erleiden.“ Der König ließ ſich durch die Bitten ſeiner ſterbenden Gemahlin zum Eide bewegen und, ſobald er ihn geleiſtet hatte, hauchte ſie ihr Leben aus. Der König war unzufrieden mit ſich ſelbſt, aber um des Eides willen, den er geſchworen hatte, vollzog er die Bitte und ließ die beiden Aerzte, welche die Königin gepflegt hatten, mit dem Schwerte hinrichten. Darüber erzürnten ſich viele Franken mit ihm. Sonſt aber war Gunthram ein milder, guter Mann, leutſelig gegen ſeine Unterthanen. Er verſchmähte es nicht in das Haus desjenigen Franken zu gehen, der ihn gerade einlud und von dieſem Geſchenke zu empfangen, wofür er dann ſeine Geſchenke reichlich wiedergab.

37. Die Gesandtschaft an den König Gunthram.

Wie in damaliger Zeit die Könige mit fremden Gesandten verkehrten und diese wieder mit ihnen, zeigt uns folgende Erzählung.

Einmal schickte der König Childebert Gesandte an den König Gunthram, der kurz vorher eine Empörung in seinem Reiche Burgund überwältigt hatte. Der eine von diesen Gesandten war ein Bischof und dieser redete den König also an: „Frommer König, wir danken dem allmächtigen Gott, daß er dich nach so vielen Gefahren deinem Reiche wieder gegeben hat.“ Der König antwortete: „Ihm sind wir mit Recht Dank schuldig, dem König der Könige, der durch seine Gnade dieß bewirkt hat. Dir aber wahrlich nicht, Bischof, denn durch deine verderbliche Aufhetzerei ist im verflossenen Jahre der Aufruhr in meinem Reiche entbrannt. Du hast ja niemals irgend einem Menschen wahrhafte Treue bewiesen, deine List und dein Trug sind Allen wohlbekannt; du bist nicht ein Priester und Diener der Friedens, sondern ein Feind meines Reiches.“ Auf diese Worte schwieg der Bischof still; aber der Zorn kochte mächtig in ihm. Darauf sprach ein anderer der Gesandten: „König, dein Neffe Childebert läßt dich durch uns bitten, daß du ihm die Länder zurückgeben mögest, welche sein Vater inne hatte.“ Gunthram aber erwiederte: „Ich habe es euch schon einmal gesagt, daß unsere Verträge mir diese Länder zusprechen und darum will ich sie nicht zurückgeben.“ Dann hob ein anderer der Gesandten an: „König, dein Neffe Childebert läßt dich bitten, daß du die böse Fredegunde ausliefern mögest, um deren willen schon so viele Könige den Tod haben erleiden müßen; denn er will an ihr den Tod seines Vaters, seines Oheims und vieler Verwandten rächen.“ Aber Gunthram entgegnete diesem: „Ich kann sie meinem Neffen nicht auslie-

fern, weil ſie einen kleinen Sohn hat, der König werden ſoll. Ich glaube auch gar nicht, daß es wahr iſt, was ihr da von ihr ſagt.“ Da trat ein anderer von den Geſandten näher zum Könige heran. Er hieß Boſo und war dem Könige am allermeiſten verhaßt, weil er ein Hauptanſtifter der Empörung geweſen war: darum ließ ihn Guntbram nicht zu Worte kommen, ſondern ſprach vorher zu ihm: „Du Feind meines Landes und meiner Herrſchaft, du biſt deswegen im vorigen Jahre aus dem Reiche deines Herrn oſtwärts in das meinige gekommen, daß du jenen Ballomer über mein Reich brächteſt, du Treuloſer, der du niemals dein Wort gehalten haſt!“ Mit dem Namen Ballomer aber meinte der König Guntbram verächtlich den Herzog Gundobald, der ſich in Burgund zum Könige aufgeworfen hatte. Boſo erwiderte: „Herr, du biſt ein König und ſitzeſt auf einem Throne, und darum darf dir Niemand widerſprechen, wenn du Etwas ſagſt. Wagt es aber ein Anderer meines Gleichen eine ſolche Beſchuldigung auf mich zu werfen, ſo trete er hier offen hervor und rede. Dann, o König, möge es dir gefallen, ihn mit mir auf das offene Feld hinabgehen zu laßen und die Entſcheidung in Gottes Hand zu legen.“ Alle ſchwiegen ſtill; aber der König begann wieder: „Allen muß es am Herzen liegen, daß ein ſolcher Fremdling aus unſerem Lande vertrieben werde, deſſen Vater Aufſeher einer Mühle war und, damit ich die Wahrheit ſage, den Kamm geführt hat, um Wolle zu kämmen.“ Obwohl es ja leicht geſchehen kann, daß ein Mann ſich mit beiden Beſchäftigungen befaßt, ſo erwiderte doch einer von den Geſandten, um den König in Zorn zu bringen: „Frommer König, dann hätte ja dieſer Mann zwei Väter gehabt, einen Müller und einen Wollkämmer. Es ſei fern von dir, o König, daß du ſo thöricht redeſt.“ Darüber lachten einige und einer der Geſandten

ſprach: „Lebewohl, König. Weil du uns die Länder deines Neffen nicht zurückgeben willſt, ſo wißen wir, daß die Streitaxt noch geſchliffen iſt, welche das Haupt deiner Brüder traf. Sie könnte bald auch dein Haupt treffen.“ So ſchieden ſie mit großem Aergernis für Alle, die es hörten. Der König aber war ſo erzürnt, daß er auf die Häupter der Wegreitenden Koth und Miſt werfen ließ, ſo daß ſie davon getroffen und beſchimpft abzogen.

38. König Gunthrams Unternehmung gegen die Weſtgothen (586).

Von dem damaligen verwilderten Zuſtande im Frankenreiche gibt uns folgende Erzählung eine Vorſtellung:

Dem König Gunthram war es unlieb, daß die Macht der Gothen ſich noch immer bis nördlich von den Pyrenäen erſtreckte und er beſchloß ſie daraus zu vertreiben. Namentlich zürnte er ihnen auch als Katholik, weil gerade damals Leovigild ſeinen Sohn Hermenegild, der katholiſch geworden war, wegen wiederholter Empörung hatte hinrichten laßen. Gunthram bot die Mannſchaften auf an der obern Rhone und Saone und ſchickte ſie den Strom entlang hinab. Dieſes Heer aber verübte unterwegs Greuel ohne Maß; nicht im feindlichen, ſondern im fränkiſchen Lande raubten ſie die Früchte, trieben das Vieh hinweg, plünderten die Kirchen und mordeten die Prieſter an den Altären. Auf ſolche Weiſe kamen ſie endlich nach Carcaſſonne; allein die Stadt war ihnen zu feſt und ſie muſten ſie nach einer vergeblichen Belagerung verlaßen. So gieng es ihnen auch bei anderen Städten, ſo daß ſie endlich unverrichteter Sache heimkehren mußten; allein nun fielen auch die Gothen über ſie her und tödteten eine große Anzahl. Die Andern giengen, wie ſie gekommen waren, rau-

bend und plündernd und zerſtörend, mochten ſie nun im fremden oder im eigenen Lande ſein. Hunger und Elend kam über ſie, weil ſie auf dem Hinwege ſelbſt Alles ſo muthwillig verwüſtet hatten, und unter den Ueberbleibenden herrſchte Zwietracht und Streit. So kamen Wenige in elendem Aufzuge wieder heim.

Als die Herzöge und Führer vor den König Gunthram traten, redete er ſie alſo an: „Wie ſollten wir auch wohl in unſerer Zeit den Sieg erhalten können, da wir ja Nichts von dem bewahren, was unſere Väter heilig gehalten haben. Sie erbauten Kirchen und ſetzten alle Hoffnung auf Gott und erlangten dadurch den Sieg über ihre Feinde. Wir aber fürchten nicht allein Gott nicht, ſondern verwüſten auch ſeine Heiligthümer, tödten ſeine Diener und rauben was ihm geweiht iſt. Darum ſind unſere Hände matt, das Schwert iſt eine Binſe in unſerer Hand und der Schild deckt uns nicht mehr. Wenn das meine Schuld iſt, ſo möge Gottes Zorn über mein Haupt kommen; wenn aber einer unter euch die Schuld hat, ſo ſoll das Beil ſein Haupt treffen und dem ganzen Heere ſoll es zum Zeichen ſein, daß Einer von den Erſten alſo getödtet wird. Denn es iſt beßer, daß wenige Halsſtarrige zum Wohl des Ganzen umkommen, als daß das ganze Volk verderbe.“

Als der König dieſe Worte ſprach, entgegneten die Andern: „Es würde uns ſchwer fallen, o König, die Größe deines Verdienſtes, deine Frömmigkeit, deine Strenge, deine Treue, deine Milde gegen die Dürftigen nach Gebühr zu loben: aber, weil Alles, was zu deinem Ruhme gereicht, über dich geſagt werden muß, eben darum fragen wir: was ſollen wir thun, da das Volk ſo ganz und gar verkehrt iſt? Jedermann erfreut ſich am Unrecht, Keiner fürchtet Gott, Keiner ehrt den König, Keiner achtet auf den Befehl ſeines Führers: und wenn vielleicht einmal das irgend Einem nicht gefällt und er ſich bemüht es

zu bessern, dann erhebt sich sogleich Geschrei und Tumult gegen ihn, also daß man um seines Lebens willen in Sorge ist." Der König entgegnete darauf: „Wenn einer der Gerechtigkeit nachstrebt, so soll er leben; wenn aber einer das Gesetz und unsere Weisung nicht achtet, so soll er sterben."

Guntchram hätte es gern noch wieder versucht gegen die Gothen zu ziehen; allein bei dem ganz verwilderten Zustande der Franken konnte er doch Nichts erreichen und mußte sich mit seinen Drohungen begnügen, auf die denn freilich die Westgothen wenig achteten.

39. Der Kriegszug der Franken gegen die Langobarden.

Der oströmische Kaiser Mauritius lag dem Frankenkönige Childebert immerfort mit Bitten an, er möge doch gemeinschaftlich mit ihm ein Heer gegen die Langobarden senden, um ihre Herrschaft in Italien zu vernichten. Childebert schickte darauf Gesandte zum Kaiser Mauritius, welche mit ihm die Sache genauer besprechen sollten. Diese landeten auf der Reise zuerst in Carthago. Während sie dort einige Tage verweilten, gieng einer von den Dienern der fränkischen Gesandten in einen Kaufladen, nahm dort einen Gegenstand weg und gieng mit diesem davon. Der Kaufmann folgte ihm und forderte sein Eigenthum; aber der Franke wollte es ihm nicht geben, sondern verschob es auf den andern Tag. So gieng es noch mehre Tage, bis endlich einmal wieder der Kaufmann den Franken auf der Straße traf. Er gieng auf ihn zu, faßte ihn beim Kleide und sprach: „Ich werde dich nicht eher wieder los lassen, bis ich mein Eigenthum, das du mir genommen, jetzt wieder erhalten habe." Der Franke versuchte erst sich loszureißen; als ihm dieß nicht gelang, zog er sein Schwert und tödtete den ar-

men Kaufmann. Alsdann begab er sich eiligst zu seinen Gefährten, sagte aber Nichts von dem was vorgefallen war, sondern, da es Nachmittag war, wo man in jenen Gegenden zu schlafen pflegt, legte er sich wie sie zur Ruhe.

Unterdessen war dem Vorsteher der Stadt das Vorgefallene gemeldet und darum kam er sogleich mit einem bewaffneten Haufen an das Haus der Franken und forderte Einlaß. Die Franken erschraken; denn sie wußten von dem Vorgefallenen noch gar Nichts und kamen eben aus dem Schlafe. Da rief ihnen der Führer des Zuges zu: „Legt die Waffen ab und kommt zu uns heraus, damit wir in Frieden untersuchen, wie diese That geschehen ist.“ Als die Franken diese Worte vernahmen, forderten sie ein Versprechen, daß sie ohne ihre Waffen sicher hervorkommen dürften. Die Draußenstehenden beschwuren es ihnen, weil ihre Ungeduld es ihnen nicht verstattete die Franken zu bewachen. Aber sobald sie herausträten, wurden Bodegisil und Evantius, zwei der Gesandten, von dem zornigen Volke erschlagen. Grippo nahm schnell seine Waffen wieder und gebot dasselbe seinen Dienern und trat dann auf die Carthager zu: „Wir wißen nicht, was geschehen ist und da liegen zwei meiner Mitgesandten an den Kaiser ermordet vor meinen Augen. Gott wird die That rächen, die an uns begangen ist. Wir waren gekommen, Frieden und Hilfe zu bringen; aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß eure Frevelthat schuld ist, wenn der Friede zwischen unsern Fürsten nicht bestehen kann.“ Da trat der Oberste der Stadt zu Grippo heran und suchte ihn zu besänftigen. So schiffte denn Grippo hinüber zum Kaiser. Dieser aber ward sehr zornig und versprach den Tod der beiden Gesandten zu rächen. Dann entließ er den Grippo mit vielen Geschenken wieder in seine Heimat.

Als Grippo wieder beim Könige Childebert ankam, ließ

dieſer ſofort die Franken zur Heeresfolge auffordern gegen die Langobarden und übergab die Anführung dieſes Heeres dem Herzoge Autoalt. Als dieſer von Metz aufbrach, begannen die Franken ſofort zu morden, zu verheeren und zu plündern, obwohl ſie noch im eigenen Lande waren: denn ſo war es die Gewohnheit der Franken. Als ſie nun ins Gebiet der Langobarden kamen, zerſtreuten ſie ſich bald hierhin und dorthin, um Lebensmittel zu erlangen, und die Langobarden fielen über die zerſtreuten Schaaren her und tödteten ſie einzeln. Dennoch drangen die Franken bis in die Nähe von Mailand vor. Dort war ein kleiner See, aus welchem ein tiefer Bach herausfloß. Als die Franken ſich dem Bache näherten, bemerkten ſie an dem andern Ufer einen Langobarden in Panzer und Helm, mit ſeinem gewaltigen Speere in der Fauſt. Er rief dem Frankenheere zu: „Heute wird es ſich zeigen, wem Gott den Sieg gewähren will.“ Da gingen einige Franken über den Bach auf den Langobarden zu und ſchlugen ihn nieder, ſie erblickten aber das langobardiſche Heer in der Ferne, wie es ſich zurückzog. Die Franken überſchritten nun alle den Bach; aber ſie fanden von den Langobarden keinen mehr, das Lager war verlaſſen, aber ſie erkannten noch deutlich die Stellen, wo kurz vorher die Feuer derſelben gebrannt hatten. Als alles Suchen nach den Langobarden vergeblich war, kehrten die Franken in ihr Lager zurück und dort erſchienen gleich darauf bei ihnen Geſandte des Kaiſers Mauritius und verkündeten, daß das kaiſerliche Heer im Anzuge wäre. Sie ſprachen ferner: „nach dreien Tagen werden wir uns hier mit euch vereinigen und das ſoll euch ein Zeugnis ſein: wenn ihr jenes Landhaus, das dort auf dem Berge liegt, in Feuer aufgehen und den Rauch ſich zum Himmel erheben ſeht, dann wiſſet, daß wir mit dem verſprochenen Heere nahe ſind. Die Franken warteten drei Tage und noch

einen Tag und noch mehr; aber ſie erblickten kein Feuer. Unterdeſſen hatten fränkiſche Schaaren mehre Städte eingenommen; aber die Nahrung war nicht geſund und es wüthete bald eine böſe Ruhr unter ihnen. Dazu kamen Stürme und faſt immerwährender Regen, ſo daß die Menſchen haufenweiſe ſtarben. Nachdem die Franken drei Monate in Italien verweilt hatten, ohne nur einmal mit den Langobarden handgemein werden zu können, weil dieſe ſich in den feſten Städten hielten, waren die meiſten von ihnen todt, die übrigen wollten ſich mit ihrer Beute wieder in ihre Heimat begeben; aber der Hunger wüthete unter ihnen und ſie waren gezwungen ihre Waffen und ihre Kleider zu verkaufen, um nur Nahrung zu erhalten, und wo man ihnen nicht Alles gab, was ſie verlangten, da erſchlugen ſie die Menſchen, während auch viele von ihnen ſo umkamen. So blieben nur noch wenige übrig, welche in die Heimat zurückkehrten.

So hatte der Langobardenkönig Authari ſich ſeiner Feinde ohne Schwertſtreich erwehrt; Childebert aber war ſehr bereit zum Frieden, der darauf auch geſchloſſen wurde.

40. Columban.

Als Columban und Gallus im Jahre 612 in Alemannien wanderten, um für die Erhaltung und Ausbreitung des Chriſtenthums zu wirken, kamen ſie auch nach Bregenz am Bodenſee. Sie traten aus dem Schiff und gingen in die Kirche. Alsdann wanderten ſie umher, um Alles zu beſehen, und die Gegend erſchien ihnen ſo ſchön und ſo lockend, daß ſie beſchloſſen ſich Wohnungen zu bauen und dort zu bleiben. Da fanden ſie in einem Tempel drei eherne aber vergoldete Götterbilder, die an die Wand befeſtigt waren, und ſie vernahmen bald, daß das Volk jener Gegend ſich wenig um den Gottesdienſt der

chriſtlichen Kirche bekümmerte, ſondern dieſen Völkern Opfer darbrachte, ſie anbetete und ſprach: „das ſind unſere alten Götter, die uns hold ſind, und unter deren Schutz und Schirm wir noch beſtehen bis auf den heutigen Tag.“ Als das Feſt jenes Tempels begangen wurde, ſtrömte eine große Menſchenmenge von verſchiedenem Alter und Geſchlechte herbei, nicht bloß um der Feſtlichkeit willen, ſondern auch um die Freudlinge zu ſehen, von denen in der Gegend ſchon viel geredet war. Columban befahl darauf dem Gallus zu predigen und während dieſer predigte, ergriff Columban im Angeſichte Aller die Götzenbilder, ſchlug ſie mit Steinen in Stücke und warf ſie in den See. Als das die Leute ſahen, wandten ſie ſich aufs Neue wieder zum Chriſtenthume. — Von Columban weiter aus die Legende noch Folgendes.

Von da zogen die beiden Prediger weiter und kamen an den See, der jetzt der Zürcherſee heißt. Columban wanderte dort umher und ſagte, daß ihm der Ort nicht gefiele, daß er aber um der Ausſaat des Glaubens willen einige Zeit dort verweilen wolle. Als er nun einige Tage dort geweſen war und einmal unter den Umwohnern umherging, traf es ſich, daß dieſe gerade ein Opfer bringen wollten und zu dieſem Zwecke hatten ſie ein großes Faß Bier aufgelegt, das ſieben und zwanzig Maß hielt. Der Mann Gottes trat hinzu und fragte ſie, was ſie mit dem Biere anfangen wollten. Sie antworteten: „wir wollen unſerem Gotte Wotan ein Opfer darbringen.“ Als der Heilige dies vernahm, blies er das Faß an und augenblicklich zerbarſt es mit großem Krachen und zerfiel in Stücke und das Bier ſtrömte mit Gewalt hervor. Daraus konnte Jedermann erkennen, daß in dem Faße Bier der Teufel verborgen geweſen war, der durch das unheilige Opfer die Menſchen hatte berücken wollen. — Die alten heidniſchen Götter der

Franken gehören den Bekennern für gleichberechtigt mit dem Teufel.

Außer diesen beiden waren aber noch viele andere Missionarien, welche damals lehrend und predigend unter den deutschen Stämmen umherzogen, wie der heilige Killian, Emmeran, Rupert und viele Andere. Die fränkischen Könige aus merowingischem Stamme aber unterstützten diese Bestrebungen noch nicht sehr: erst die Karolinger bemühten sich darum mit allem Eifer.

Diese Vertreter des Christenthums zeigten ihren Muth nicht blos gegen die Heiden und forderten nicht blos das Volk auf zu einem besseren Wandel, sondern ihre Worte tranen auch manchmal zu den Fürsten. Vor allen Andern bewies Columban seinen hohen Muth gegen die Königin Brunhilde. Nachdem schon viele aus dem fränkischen Königsgeschlechte durch die immerwährende Zwietracht erlegen waren, führte die alte Königin Brunhilde im Namen ihres Enkels Theuderich die Herrschaft. Als sie mit diesem einstmals in der Nähe des Klosters verweilte, in welchem der heilige Columban sich aufhielt, besuchte der junge König den Prediger des Christenthums oft und unterredete sich mit ihm. Der ernste und strenge Columban aber rieths dem König und ermahnte ihn, daß er doch allen Ausschweifungen entsagen und eine Ehe eingehen möge, wie sie einem Könige geziemte. Theuderich gab den Ermahnungen des heiligen Columban nach und versprach ihm, daß er alles thun wolle: aber das war seiner Großmutter Brunhilde nicht recht: denn sie sah wohl ein, daß der König dann selbst regieren und ihrer Leitung nicht mehr bedürfen würde, und darum wollte sie lieber, daß er sich durch Ausschweifungen verderben sollte. Einige Tage nachher geschah es,

daß Columban einmal zur Königin Brunhilde kam, und ſobald dieſe ihn in die Halle treten ſah, faßte ſie die Söhne Theoderichs und ſeiner Bublerinnen an die Hand und führte ſie dem heiligen Columban entgegen. Dieſer ſprach: „Was ſollen die Kinder für unſere Beſprechung?“ und die Königin Brunhilde erwiederte ihm: „Es ſind die Kinder des Königs, und ich habe ſie dir entgegengebracht, daß du ſie ſegnen mögeſt.“ Aber Columban erwiederte: „Nimmermehr werde ich ſie darum ſegnen: denn es ſind die Söhne der Bublerinnen und nicht berufen auf dem fränkiſchen Königsthrone zu ſitzen.“ Erzürnt ließ die Königin darauf ſogleich die Kinder hinwegbringen und auch Columban gieng von dannen. Als er die Schwelle des Palaſtes überſchritt, ertönte ein gewaltiger Donnerſchlag; aber das machte die Königin nicht irre, vielmehr verbot ſie ſogleich den Umwohnern des Kloſters des heiligen Columban, daß keiner von ihnen die Mönche bei ſich aufnehmen noch ihnen ſonſt irgend eine Unterſtützung geben ſolle; aber Columban gieng zu ihnen und ermahnte ſie, daß ſie durch die Drohungen der Königin ſich nicht abſchrecken laßen möchten. Der König Theoderich aber erfuhr auch das Verbot ſeiner Großmutter und ſchickte den Mönchen köſtliche Speiſen und Vorrath in Menge. Als Columban dieſes ſah und erfuhr, daß es vom Könige käme, ſprach er: „Fort damit; denn es ziemt uns nicht die Gaben derer zu genießen, welche den Dienern Gottes nicht allein ihre eigene, ſondern auch andere Wohnungen zum Obdach verſagen.“ Auf dieſe Worte hin zerſchlugen die Mönche des heiligen Columban die Schüßel und die Geräthe: die Diener des Königs aber ſtanden beſtürzt und kehrten darauf zum Könige zurück, um ihm das Vorgefallene zu verkünden. Theoderich ward betroffen, er trat zu ſeiner Großmutter und ſie beſchloßen Columban aus dem Lande zu vertreiben. Dieß geſchah und

Columban wanderte nach Italien und gründete dort das berühmte Kloster Bobbio.

In damaliger Zeit waren die Geiſtlichen faſt die einzige Schutzwehr des Volkes gegen den Eigenwillen der Herrſcher.

41. Der Tod der Königin Brunhilde (613.)

Nach langem Kampfe der beiden Königinnen Brunhilde und Fredegunde ſtarb die letztere, die wenigſtens eben ſo ſchuldig war, als die erſtere, ruhig und in Frieden, die erſtere aber ſetzte ihr herrſchſüchtiges Trachten auch fernerhin fort und brachte nach wie vor durch die Kriege, die ſie veranlaßte, unſäglichen Jammer über das Land. Und doch macht uns Gregor von ihrer Jugend, als ſie als gothiſche Königstochter den fränkiſchen König Sieghert heirathete, folgende Beſchreibung: „ſie war wohl gebildet, ſchön von Anſehen, von unſträflichem Wandel, ſittſam, von großem Verſtande, beredt und fein in ihrem Umgange.“ Die Herrſchſucht aber hatte ſie dahin gebracht, daß ihre Thaten ſich eher für ein Thier, als für einen Menſchen geſchickt hätten. Endlich aber nahte das Ende des langen Elends, als Chlothar II. der Enkel Fredegundes der einzige noch übrige Mann aus dem königlichen Geſchlechte Chlodwigs war. Er wurde in allen fränkiſchen Ländern als König begrüßt. Auf ſeinem Zuge durch das fränkiſche Reich ward ihm auch Brunhilde gefangen vorgeführt. Sie war eine alte ſiebzigjährige Frau: aber der Haß Chlothars und ſeiner Anhänger war ſo groß, daß ſie dennoch Rache an ihr nehmen wollten, und zwar nicht ſo ſehr wegen der vielen Grauſamkeiten, welche ſie verübt hatte; denn es gab kaum einen Franken, der nicht grauſam war, als wegen ihrer Anmaßung und Herrſchſucht, da ſie auf alle Weiſe immer dahin geſtrebt hatte das Reich der Franken allein zu regieren und faſt mit allen Großen

des Reiches verfeindet war. Dieſe Feindſchaft der Großen war ihr Unglück. Zuerſt warf Chlothar ihr vor, daß um ihretwillen zehn fränkiſche Könige das Leben verloren hätten. Als ihr genug Frevelthaten zur Laſt gelegt waren, wurde ſie hinweggeführt und drei Tage lang gemartert, alsdann aber auf einem Kamele ſitzend durch das ganze Lager geführt. Nachdem ſie ſo erniedrigt war, wurde ſie mit dem Haupthaar, mit einem Arme und einem Fuße an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und als dieß losgelaßen wurde, ſtarb ſie auf eine jämmerliche Weiſe.

42. Sage von Chlothars II. Sieg über die Sachſen.

Der König Chlothar II. machte ſeinen Sohn Dagobert zum König im öſtlichen Franken oder Auſtraſien, wie es damals hieß, deſſen Hauptſtadt Metz an der Moſel war. Dagobert wollte die Sachſen völlig bezwingen, welche ſich weigerten einen Tribut zu bezahlen, den ſie wegen einer frühern Niederlage ſchuldig waren. Deshalb zog er mit großer Heeresmacht über den Rhein; aber Bertoald, der Herzog in Sachſen war, rückte ihm entgegen und lieferte ihm ein ſchweres Treffen. Der König Dagobert wurde geſchlagen und empfieng einen Schwertſchlag ins Haupt. Bekümmert ſandte er die Haare, die mit dem Helme zugleich ihm abgeſchlagen waren, zu ſeinem Vater, damit es dieſem ein Zeichen ſei, daß ſchnelle Hilfe Noth thue. Chlothar erhielt die Nachricht, als er gerade ſich beim Jagen erluſtigte; aber er machte ſich ſogleich auf den Weg, um der Bitte ſeines Sohnes zu willfahren, und kam nach langer unabläßiger Reiſe endlich an der Weſer an, an der die Feinde einander gegenüber ſtanden. Als die Franken ihren König erblickten, erhuben ſie ein lautes Freudengeſchrei; Bertoald der Sachſenherzog vernahm am andern Ufer der Weſer den Jubel

und fragte, was das ſein möchte. Da antwortete ihm einer ſeiner Kundſchafter: „die Franken feiern die Ankunft ihres Königs Chlothar.“ Allein Bertoald entgegnete: „das iſt nicht möglich: denn ich habe ſichere Kunde, daß er auf der Jagd geſtürzt und jetzt wohl ſchon geſtorben iſt.“

Chlothar aber ſtand am andern Ufer und hub ſeinen Helm vom Haupte, daß das lange ſchon weiß gemiſchte Haupthaar frei über ſeine Schultern niederwallte. An dieſem Schmucke, der nur dem Könige zukam, erkannten ihn ſofort die Sachſen: Bertoald aber wollte ihn verhöhnen und ſprach: „Biſt du da, du Thier?“ Darüber entbrannte der König vor Zorn, er ſetzte den Helm auf das Haupt und ſprengte mit ſeinem Roſſe in die Weſer, um hindurchzuſchwimmen und ſich an den Feinden zu rächen. Alle Franken folgten ihm. Die Waffen des Königs waren ſchwer und das Waſſer füllte ihm den Bruſtharniſch und die Schuhe; dennoch drang er mit Macht auf die Feinde ein und zwang ſie zur Flucht. Während er ſie unermüdlich verfolgte, drehte ſich Bertoald im Fliehen um und rief: „Du biſt ein ſo berühmter König und ſollteſt darum doch deinen Knecht nicht ſo ungerecht verfolgen.“ Chlothar aber achtete auf dieſe Worte nicht; denn er wußte wohl, daß Bertoald aus Hinterliſt ſo redete, um nur Friſt zu erlangen. Darum verfolgte er ihn, wie vorher, erreichte ihn auch und tödtete ihn. Dann ſchlug er ihm das Haupt ab und trug es den Franken entgegen, die allmälig herankamen. Da wurden die Franken froh; ſie ergoßen ſich über das ganze Sachſenland und verwüſteten und verheerten es. Der König Chlothar befahl, daß alle männlichen Einwohner, die länger wären als ſein Schlachtſchwert, getödtet werden ſollten, damit das Andenken daran in den Gemüthern der Jüngern und Kleinern für immer unauslöſchlich ſei. So geſchah es denn auch und unſägliche Trauer

kam über das ganze Sachſenland. Von da an mußten die Sachſen den fränkiſchen Königen einen jährlichen Tribut von fünfhundert Rindern liefern.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe lagen die Franken immerdar in Krieg mit ihren Nachbarn: aber das Reich verfiel mehr und mehr durch die Schwäche der Könige, welche daheim in ihrem Palaſte ſich allen Ausſchweifungen ergaben und gemeiniglich auch ihre Hände mit dem Blute ihrer Verwandten befleckten, während der major domus oder Hausmeier, eigentlich nur der Verwalter des königlichen Hauſes und der königlichen Güter, auch die Regierung des Reiches führte. Wäre ihnen ein kräftiger Nachbar nahe geweſen, ſo war es nicht ſchwer das ganze fränkiſche Reich über den Haufen zu werfen; aber die Weſtgothen in Spanien wurden durch innere Spaltungen zerrüttet und ebenſo die Langobarden in Italien. Die andern deutſchen Stämme waren den Franken theils unterthan, theils kämpften ſie häufig mit ihnen, wie die Sachſen und die Frieſen. Aber dieſe Stämme waren, wie einſt die Vorfahren der Sachſen, die Cherusker, zufrieden, wenn ſie ſich der Angriffe der Feinde erwehrten, und weil ſich unter ihnen kein eroberungsſüchtiger Führer fand, der ſie wie einſt Chlodwig die Franken, zu einem Zuge aufgefordert und angeführt hätte, blieben ſie ruhig und friedlich in ihren Wohnſitzen, gleich als ob ſie der Zeit harrten, wo mächtigere Beherrſcher des Frankenreichs ihnen zugleich ihr Joch und das Chriſtenthum bringen würden.

13. Pipin der Aeltere, vom Heriſtall.

Wir wollen aber nun nicht mehr von dem Einerlei der unbedeutenden fränkiſchen Könige erzählen, ſondern wenden uns

zu dem Geſchlechte, welches berufen war auf das Geſchick Weſteuropas oder, wenn wir lieber wollen, der gebildeten Welt einen ſo gewaltigen Einfluß zu üben, ich meine das Geſchlecht der Karolinger, wie wir es ſchon von dem älteſten Pipin an nennen können.

Nachdem ſchon lange die Macht der Hausmeier im fränkiſchen Reiche mehr und mehr gewachſen war, ſchien es dem mannhaften Pipin, dem Sohne Anſegiſls vorbehalten, das Anſehen dieſes Amtes und ſeines Hauſes für immer zu befeſtigen und ſeinen Nachkommen die Bahn zu noch größeren Ehren zu eröffnen. Als ſein Vater Anſegiſl von der Mörderhand Gondowins gefallen war, erzog ihn ſeine Mutter mit emſigem Fleiß. Der Knabe war außerordentlich begabt, ſo daß er die Bewunderung Aller auf ſich zog. Dabei war er ſtark und ſchön von Körper und da ſeine Beſitzthümer ſich weithin ausdehnten von der Maas bis an das Friesenland, ſo konnte man wohl vorausſetzen, daß durch Pipin die Macht ſeines Hauſes nicht geringer werden würde. Die erſte That, die er kaum zum Jüngling herangewachſen mit kühner Hand ausführte, erwarb ihm Ruhm und Freunde und Anhänger in großer Zahl.

Er hatte vernommen, daß Gondowin der Mörder ſeines Vaters Anſegiſl unfern von ihm jenſeit des Rheines eine Nacht beim Mahle ſchwelgen würde. Da gedachte Pipin den Augenblick zur Ausführung der alten deutſchen Gewohnheit, der Blutrache, zu benutzen. Er gieng mitten in der Nacht mit nur wenigen Begleitern über den Rhein, nahte ſich unbemerkt dem Hauſe, und als der günſtige Augenblick gekommen war, ſtürzte er unter die Schwelgenden und erſchlug mit der noch jugendlichen Hand den Mörder ſeines Vaters. Pipins Getreue tödteten auch die Gefährten des Gondowin und dafür überließ er ihnen die Schätze der Getödteten, daß ſie ſie unter ſich vertheil-

ten. Als dieſe Nachricht ſich verbreitete, kam eine große Zahl vornehmer Franken, welche dem Hauſe Pipin und namentlich ſeinem Großvater Pipin angehangen hatten, aus allen Gegenden auch zu ihm und ſie verſicherten ihn ihrer Treue und Ergebenheit.

44. Pipins ſteigende Macht und die Schlacht bei Teüri.

Im Jahre 687 gewann Pipin die Herrſchaft über das ganze öſtliche Frankenreich, deſſen Bewohner ſich in ihrer Sprache Oſtarliudi (öſtliche Leute) nannten. Wegen der Unthätigkeit der merovingiſchen Könige und der Bürgerkriege im fränkiſchen Reiche war es möglich geworden, daß ſich einzelne Stämme von dem großen Reiche faſt ganz gelöſt hatten und nun vermeinten, auf eigenem Boden ihre eigene Freiheit mit den Waffen zu behaupten; aber Pipin überfiel nach einander die Schwaben, die Baiern, die Thüringer und zwang ſie, die Verbindung mit dem fränkiſchen Stamme wieder enger zu knüpfen. Zur ſelben Zeit herrſchte in Neuſtrien, dem Weſtfrankenreiche, Ebroin, der Hausmeier des Königs Theoderich. Ebroin war ein gewaltthätiger und grauſamer Mann. Einſtmals war er durch die Noth der Umſtände gezwungen ins Kloſter gegangen, hatte ſeine Haare abgeſchoren und geglaubt, daß er dort im Kloſter ſein Leben beſchließen müſte. Aber als Theoderich König ward, der ihm freundlich geſinnt war, da warf er das Mönchskleid weg, nahm ſich wieder eine Frau und ward Hausmeier bei Theoderich. Da muſten alle, welche früher ſeine Feinde geweſen waren, das bitter entgelten: viele ſtarben, andere wurden ihrer Freiheit, wieder andere ihrer Güter beraubt und flohen zu Pipin. Als ſchon längſt alle Bewohner Neuſtriens mit großem Zorne gegen Ebroin erfüllt waren, ſtarb dieſer und entgieng ſo dem ihm zugedachten Geſchicke. Zuerſt nahm Theoderich dann den Warats,

einen kräftigen, wackeren Mann zum Hausmeier; aber es dauerte nicht lange, da trat sein Schwiegersohn Bertar an seine Stelle, der sich nur darin von Ebroin unterschied, daß er mit der Grausamkeit und Herrschsucht noch eine viel größere List und Schlauheit vereinte. Immer häufiger kamen nun die Flüchtlinge zu Pipin und baten, daß er diesen Grausamkeiten doch endlich ein Ziel setzen möchte. Pipin war ruhig und besonnen und schickte deshalb Boten zu Theoderich mit der Bitte, daß er doch die Flüchtlinge, welche vor Ebroin und Bertar zu ihm nach Austrasien geflohen wären, wieder aufnehmen und denen, welchen ihre Güter mit Unrecht genommen wären, sie wieder zurückgeben möchte. Aber auf Bertars Antrieb erwiederte Theoderich diesen Gesandten ganz höhnisch: er werde seine entlaufenen Sklaven, welche Pipin gegen Recht und Gesetz bei sich aufgenommen hätte, gelegentlich wohl einmal wieder holen. Als die Gesandten zurückkehrten und Pipin diese hochfahrende Antwort des neustrischen Königs und seines Hausmeiers verkündigten, berief Pipin die Vornehmsten des austrasischen Reiches und hielt ihnen vor, was da Alles vorgefallen wäre und zuletzt sagte er ihnen, was ihm Theoderich und Bertar auf seine ruhigen Worte hätten erwidern lassen.

Alle Versammelten beschloßen nun einmüthig für die Armen und Bedrückten, welche ihre Hilfe anflehten, das Schwert zu ziehen und in ihnen zugleich sich selbst zu schützen. Das Heer ward zusammengerufen und Pipin zog mit demselben nach dem Carbonarischen Walde (der Theil der Ardennen im Westen der Maas bis zur Schelde), welcher die Grenze beider Reiche war. Hier auf der Marke des Landes berief er noch einmal die Angesehensten des Heeres um sich und redete zu ihnen mit folgenden Worten: „Möge doch keiner von euch, meine Getreuen, wähnen, daß ich auf diesem Zuge mir eine unbeschränkte

Herrſchaft anmaßen will, da ich doch vielmehr durch drei wichtige Gründe gezwungen bin, euch zu dieſem Kriege aufzufordern. Darum achtet auf meine Worte, daß ich dieſe Gründe noch einmal euch wiederhole. Zuerſt bin ich aufgefordert durch die Bitten und Klagen der Prieſter und Diener Gottes, welche häufig zu mir gekommen ſind und mich angefleht haben, daß ich um der Liebe Gottes willen den frevelhaften Raub an Kirchen und Gotteshäuſern doch einmal beſtrafen möge. Um ihren Bitten zu genügen, habe ich oft den Theoderich durch Boten erſuchen laßen; aber ich habe auf meine wohlmeinenden Bitten Nichts als Hohn und Spott von dorther zur Antwort erhalten. Die zweite Urſache, die mich zu dieſem Kampfe ruft, ſind die Thränen und Seufzer von ſo vielen Großen aus dem Reiche Neuſtrien, welche glaubten von uns Schutz zu erhalten gegen die ſo mannigfach ihnen widerfahrene Unbill. Die dritte Urſache aber iſt unſere Pflicht, daß es uns zuſteht den Drohungen des Königs Theoderich entgegenzugehen und die Verwüſtung, mit welcher er unſer Land und unſere Fluren heimſuchen will, mit Gottes Hilfe über das ſeinige zu bringen, damit wir mit ungeſchwächter Kraft ihn zur Rechenſchaft ziehen für ſeine Frevelthaten. Deshalb um der Liebe willen zu Gott und ſeinen Heiligen, auf zum Kampfe!"

Durch dieſe Worte ward das ganze Volk gekräftigt und gab ſeinen Beifall durch lauten Zuruf und das Geklirr der Waffen zu erkennen. Sie überſchritten den Carbonariſchen Wald und drangen plündernd und zerſtörend weiter in das Gebiet des weſtlichen Frankenreiches. Nicht weit von Viromandorum (jetzt St. Quentin) bei einem Dorfe, Namens Textricium (Teſtri) ſchlugen ſie ein Lager auf. Auch Theoderich, der bald das Herannahen Pipins vernommen, hatte unterdeſſen ein Heer geſammelt und rückte Pipin bis in die Nähe jenes Dorfes

entgegen. Zwiſchen den beiden Heeren floß ein geringes Gewäßer, das aber wegen ſeiner ſteilen Ufer ſchwer zu überſchreiten war. Von den Einwohnern des Landes wurde es Dalmannio (le Daumignon) genannt. Im Norden dieſes Flußes lagerte Pipin, im Süden Theoderich.

Pipin wollte auch jezt noch wo möglich den Frieden und ſchickte deshalb Geſandte an Theoderich und ließ ihm ſagen, weshalb er gekommen und zugleich, was ſeine Friedensbedingungen wären. Nämlich: er wolle von dem Könige Theoderich Schutz fordern für die Kirchen, daß dieſen wiedererſtattet würde, was habſüchtige verbrecheriſche Männer ihnen genommen hätten; ferner für die Flüchtlinge Gerechtigkeit und auch für ſie Wiedererſtattung deſſen, was ihnen mit Unrecht genommen wäre. Wenn Theoderich dieſe Forderungen bewilligte und den Frieden dem Kriege vorzöge, der ſo viel edles Frankenblut auf beiden Seiten vergießen würde, ſo wollte er ſelbſt ihm eine große Menge Goldes und Silbers auszahlen. Als die Geſandten die Botſchaft ihres Herrn vorgebracht hatten, redete Theoderich ſeine Räthe an und fragte ſie, was ſie von dieſen Forderungen hielten. Bertar nahm nach ſeiner gewohnten Weiſe das Wort und widerſprach dieſen Bedingungen, welche Pipin gefordert hatte; er ſagte, daß der Feind mit Gewalt aus dem Lande vertrieben werden müße, damit er die Frevel ſühne, die er auf ſeinem Marſche begangen habe. Dieſe Meinung gefiel dem Theoderich, er entließ die Boten Pipins mit der Antwort, daß aus dem Frieden Nichts werden könnte. So ſah denn Pipin ein, daß nur durch das Schwert eine Entſcheidung möglich wäre und verwandte den ganzen Tag darauf einen Plan zum Treffen zu entwerfen. Theoderich dagegen vertraute mehr auf ſeine Uebermacht in der Zahl, als auf einen klug ausgedachten Plan zum Treffen und rühmte ſich ſchon, daß am nächſten Tage

Pipin gefeßelt in seinen Händen sein würde: denn er sagte, Pipin hätte nur darum um Frieden gebeten, weil er von Schrecken erfüllt seine Niederlage in dem bevorstehenden Treffen schon voraussähe.

Pipin dagegen ermunterte nochmals die Seinen durch eine Rede, daß sie sich und die Ihrigen der Allmacht Gottes anbefehlen und in dieser Zuversicht wacker kämpfen möchten. Er war des festen Vertrauens voll und alle die Seinen sahen mit Verlangen dem Kampfe entgegen. Mit kluger Vorsicht wählte er von einem Hügel aus einen Ort zum Treffen und nach genauer Erforschung des Bodens zeigte er seinem Heere, wie dahin zu gelangen war. Nachdem er tiefbewegt von Sorgen die Nacht noch mit allerlei Gedanken hingebracht hatte, führte er beim Anbruch der Morgenröthe das Heer aus dem Lager und in aller Stille über den Dalmannio und stellte dann östlich vom Lager des Theoderich, ganz so wie er sich am Tage vorher den Plan entworfen hatte, das Heer in Schlachtordnung auf. Den Führern der einzelnen Schaaren befahl er ruhig den Aufgang der Sonne abzuwarten, damit die Strahlen derselben den Gegnern ins Gesicht fielen. Als die Sonne aufgieng, ward dem Theoderich die Nachricht gebracht, daß Pipin mit seinen Schaaren das Lager verlaßen und dasselbe angezündet habe. Sogleich ließ Theoderich seine Truppen aus dem Lager führen um den Feind zu verfolgen. Aber da vertrat ihm Pipin mit den Ostfranken den Weg und es entbrannte nun ein hitziges Treffen. Als schon die meisten der westfränkischen Großen gefallen da lagen, wandte sich Theoderich zur Flucht und that ihr nicht eher Einhalt, als bis er die Fluthen der Sequana (Seine) hinter sich wußte. Auch Ebroin floh und versteckte sich bald hier, bald dort an verschiedenen Orten; aber die Furcht und die Bestürzung hatten ihn so verwirrt gemacht,

daß die mitgeflohenen Franken erzürnt über ſeine Thorheiten ihn ſelbſt erſchlugen.

Pipin betrat als Sieger das Lager der Feinde und erlangte reiche Beute, die er unter ſeine Genoßen vertheilte. Die entflohenen Feinde aber hatten ſich in die Kirchen und Klöſter geflüchtet und in den nächſten Tagen kamen nach einander die Aebte und Prieſter der Gegend und baten Pipin um Schonung des Lebens dieſer Unglücklichen. Dieſe gewährte ihnen Pipin und verfolgte dann weiter den Theoderich. Er kam nach Paris und nahm die Stadt ein und da kam auch Theoderich wieder. Pipin war zu klug ſich ſelbſt zum Könige zu machen; er ließ dem Theoderich den Namen; aber er ſelbſt nahm alle Zügel der Regierung und alle Schätze in ſeine Hand. Das geſchah im Jahre 687, daß Pipin alleiniger Hausmeier des fränkiſchen Reiches wurde.

45. Das Auftreten Karl Martells.

Nachdem Pipin ſieben und zwanzig Jahre lang das Reich der Franken als Hausmeier regiert hatte, ſtarb er an der Maas im Jahre 714 und hinterließ einen erwachſenen Sohn, Namens Karl, der nachher Martell genannt wurde. Aber ſeine Stiefmutter Plektrude wollte ihrem kleinen Sohne die Herrſchaft verſchaffen und hielt Karl deshalb zu Köln*) am Rheine gefangen. Endlich gelang es Karl ſich zu befreien; aber unterdeſſen hatte das fränkiſche Volk aller Wohlthaten ſeines Vaters Pipin vergeßen und war von Karl abgefallen und erſt im zweiten Jahre nach dem Tode ſeines Vaters gelang es Karl die

*) An der Stelle des Gebäudes des Capitolium, wo damals Karl gefangen war, ſteht jetzt die ſchöne Kirche Maria in Capitolio. In ihr iſt noch ein Moſaikbild der Plektrudis.

Herrſchaft über Auſtraſien zu erhalten. Aber ringsumher erblickte er nur Feinde. Raginfried, der ſich zum Hausmeier aufwerfen wollte, verwüſtete das auſtraſiſche Land und hatte mit dem Frieſenkönige Radbod einen Bund geſchloßen, und zu gleicher Zeit ſammelte der König Chilperich ein Heer. Dieſer war zum Mönche beſtimmt und hatte ſchon im Kloſter gelebt; aber die Franken zogen ihn hervor, ließen ihm das Haar wieder lang wachſen und nannten ihn wieder Chilperich ſtatt des Namens Daniel, den er im Kloſter geführt hatte.

Von verſchiedenen Seiten zugleich wollten ihn nun alle dieſe Feinde angreifen; aber Karl gedachte ihnen zuvorzukommen und wandte ſich zuerſt gegen den Frieſenfürſten Radbod, der von Norden her heranzog. Es ward viel Blut von beiden Seiten vergoßen und erſt die einbrechende Nacht machte dem Treffen ein Ende; aber Karl ſandte am folgenden Tage ſeine Boten durch das ganze Land, um neue Schaaren zur Hilfe herbei zu rufen. Das frieſiſche Heer umlagerte ſchon Köln; aber für Geld ließ Radbod ſich zum Abzuge bewegen. Unterdeſſen kam eine Nachricht, daß Chilperich und Raginfried den Ardenner Wald überſtiegen hätten und mit unzähligen Schaaren heranrückten. Da theilte der vorſichtige Karl ſeine Haufen, weil er doch in offener Feldſchlacht es mit allen dieſen Feinden zugleich nicht aufnehmen konnte, ſtellte hierhin und dorthin eine kleine Abtheilung, je nachdem die Gegend ihm günſtig war, um ſo durch einen kleinen Krieg die Feinde zu ermüden und aufzureiben. Er ſelbſt gieng mit fünfhundert Mann zu dem Ardenner Walde, nahe bei der Stadt Amblava (Amblef). Dort erblickte er von der Spitze eines Hügels, wie ſich das Lager der Feinde weithin ausdehnte und ſann darüber nach, wie er ihnen einen Schaden zufügen könnte. Es war um die Stunde der Mittagsmahlzeit und die Leute Chilperichs erholten ſich an

ſchattigen Orten und in ihren Zelten, denn es war Sommer und die Sonne ſchien warm.

Als Karl mit forſchendem Auge dieß Alles überſah, trat einer von ſeinem Gefolge zu ihm heran und bat Karl ihm zu geſtatten, daß er allein im ungeſtümen Anrennen die nächſten Abtheilungen der Feinde in Verwirrung brächte. Auf ſeine dringenden Bitten bewilligte es endlich der Feldherr und ſogleich ſtürmte der Krieger in vollem Laufe daher, durchbrach die Reihe der Speiſenden, tödtete die einzeln Stehenden, ritt dann von einem Haufen zum andern und rief mit lauter Stimme, daß Karl da ſei. Von allen Seiten liefen die Feinde herzu um ihn zu ergreifen und zu tödten; allein ſein Roß war ſchneller als ſie und trug ihn aus der drohenden Gefahr wieder dem Feldherrn zu, der noch immer oben ſtand und Alles was vorgieng aufmerkſam betrachtete. Als er aber die Gefahr ſeines Getreuen erblickte, da wollte er nicht dulden, daß dieſer ſchutzlos umkommen ſollte, ſondern befahl ſeinen Gefährten die Waffen zu ergreifen und dem Bedrängten Hilfe zu bringen. So geſchah es, von oben her drängten die Auſtraſier auf die Feinde, die keinen Angriff erwartet hatten. Darum wurde dieſer Theil des feindlichen Heeres völlig geſchlagen und Viele von ihnen flohen in die Kirche von Amblava. Allen dieſen Flüchtlingen ſchenkte Karl das Leben und die Freiheit, zog ſich aber dann wieder an einen feſten Ort zurück. Chilperich gieng darauf mit dem ermüdeten übrigen Heere weiter nach Köln und berannte dieſe Stadt; aber er konnte ſie nicht gewinnen; denn er fürchtete ſich Tag und Nacht vor einem plötzlichen Angriff Karls. Endlich ließ er ſich von den Bürgern Kölns durch Geſchenke zum Abzug bewegen und zog dann ſo eilig in die Heimat zurück, daß es eher eine Flucht zu ſein ſchien als ein Rückzug.

Im folgenden Jahre beſiegte Karl Martell den König Chilperich nochmals und ſetzte ihn darauf wieder zum Könige der Franken ein; denn er hielt die Zeit noch nicht für gekommen, daß dem Hauſe der Merovinger die Krone genommen werden könnte. Aber er ſah nun ſeine Macht als alleiniger Hausmeier über das ganze fränkiſche Reich geſichert.

46. Das Treffen mit den Mauren zwiſchen Tours und Poitiers (732).

Zur Zeit Karl Martells wurde Abderrahman Anführer der Mauren in Spanien. Er faßte nach den Wünſchen ſeines Volkes den Plan, das Reich der Araber auch im Norden der Pyrenäen ſiegreich zu verbreiten und dann von Weſten her durch Europa oſtwärts vorzudringen, alſo daß er auf dieſem Wege das Reich der Araber im Oſten wieder erreichte. Mit einem gewaltigen Heere zog er zerſtörend über die Pyrenäen, die der Herzog Eudes von Aquitanien (Südfrankreich) vergebens zu vertheidigen ſuchte, und warf Alles vor ſich nieder. Dann zog er an die Rhone, um Arles einzunehmen, und hier trat ihm Eudes wieder entgegen, doch vergebens und die Fluten der Rhone wälzten die Leichen der geſchlagenen Franken zu Tauſenden ins Meer. Noch einmal ſammelte Eudes ein Heer; aber ſeine Niederlage war ſo gewaltig, daß die Franken trauernd ſagten, nur Gott habe die Zahl der Gefallenen zählen können. Die Kirchen und die Klöſter lagen in Aſche, die Felder waren verwüſtet: es war Keiner mehr im großen Frankenreiche, der helfen und retten konnte, als Karl der Hausmeier. Zu ihm giengen deshalb die fränkiſchen Edeln und ſelbſt Eudes vergaß der Feindſchaft, die er früher mit Karl gehabt hatte, und bat ihn nur jetzt ſchützend und helfend herbeizukommen. Karl antwortete den Bittenden: „Laßt die Mau-

ren erſt ungeſtört ziehen und übereilt euch nicht mit eurem Angriffe, denn ſie gleichen einem Strome, den man nur mit Gefahr in ſeinem Laufe aufhalten kann. Der Durſt nach Reichthümern und der Stolz auf ihre Siege erhöhen ihre Tapferkeit: und Tapferkeit gilt mehr, als Waffen und große Anzahl. Wartet ruhig ab, bis ſie ſich mit Beute überladen haben; dann werden ſie uneinig ſein und euch den Sieg leichter machen."

Dieſe Worte ſprach Karl auch mit Vorbedacht auf die Schwierigkeit, ein großes Heer ſchnell zuſammen zu bringen: denn Auſtraſien, der öſtliche Theil des Reiches war ſäumig in der Stellung des Heerbannes, weil er die Gefahr nicht kannte, welcher Neuſtrien faſt unterlag. Aber als dann das Heer nach vieler vergeblicher Mühe endlich beiſammen war, rückte Karl mit feſtem Muthe gegen die fremden Räuber vor, deren Schaaren in der Nähe von Tours und Poitiers beim Plündern beſchäftigt waren. Da trafen die Völker des fernen Oſtens und die des Weſtens auf einander, es war ein harter, gewaltiger Kampf und er dauerte ſieben Tage. Die Araber waren den Franken überlegen durch ihre Reiterei und die Schnelligkeit ihrer Bogenſchützen: die deutſchen Stämme dagegen hatten feſtere Körper und kräftigere Glieder und waren darum im Vortheil, wenn es zum Handgemenge kam. Karl hatte eine feſte Stellung gewählt; denn eine Reihe von Hügeln deckte die Seite ſeines Heeres und machte es den Mauren nicht leicht möglich, von dort her mit ihrer Reiterei einzubrechen. Nachdem aber ſechs Tage lang ſchon der Kampf gewährt hatte, rückten ſie ſich näher und die Araber erſchraken vor den breiten Gliedern und den zornigen Blicken der Deutſchen. Abderrahman ſelbſt fiel am ſiebten Tage und die Mauren zogen ſich am Abend in ihr Lager zurück.

Aber noch wuſte man nicht, wie das Treffen geendet hatte. Spät am Abend vernahmen die Franken noch Getümmel aus dem mauriſchen Lager; doch wuſten ſie die Urſache nicht und waren gerüſtet, auch am achten Tage aufs neue zu kämpfen. In der Nacht aber entzweiten ſich die verſchiedenen Stämme im Lager der Araber; denn nach dem Tode des Anführers wollten einige den Rückzug und andere die Fortſetzung des Krieges; der Zwiſt brach in offenen Kampf aus und das Ende war, daß ſich das noch übrige Heer der Mauren völlig auflöſte und noch in der Nacht der eine Theil hierhin und der andere dorthin floh.

Der Morgen brach an und die Sonne ſtieg höher und höher am Himmel; aber Alles blieb ſtill im Lager der Mauren. Darüber verwunderten ſich die Chriſten, welche in den vorhergehenden Tagen gewohnt waren, die Araber in der Frühe jedes Morgens aus ihrem Lager hervorbrechen zu ſehen, und Karl vermuthete eine Kriegsliſt. Aber die Kundſchafter berichteten, daß das ganze Lager leer und verlaßen ſei; da wagten es endlich die Franken hinzugehen. Sie fanden in den Zelten noch eine Menge der erbeuteten Sachen und Koſtbarkeiten aufgehäuft und nahmen ſie mit, um ſie den Eigenthümern, ſo viel es angieng, wieder zuzuſtellen. Aber die Araber ließ Karl ungeſtört entfliehen; denn ſein Heer war zu ſehr ermüdet und hatte zu viel gelitten von dem ſiebentägigen Kampfe. Dreihundert und fünfzigtauſend Leichen erſchlagener Mauren ſollen das Feld bedeckt haben und der Ruhm Karls erſcholl durch die Chriſtenheit, die er mit ſeinen Franken durch dieſen Sieg gerettet hatte. Von dieſer Schlacht bekam er den Namen Martellus, weil er wie ein Hammer die Macht der Mauren zerſchlagen hatte.

47. Karl Martells zweiter Sieg über die Araber.

In dem Kampfe gegen die Mauren hatte Eudes, der Herzog von Aquitanien, mit Karl gemeinschaftliche Sache gemacht, weil ihn die Noth dazu zwang; aber ungern unterwarf er sich ihm und auch die Aquitanier waren den Franken nicht geneigt. Aber Eudes lebte nur noch einige Jahre nach dem großen Siege von Tours und Poitiers, und Karl hielt nun nach dem Tode dieses Gegners den Augenblick für günstig, Aquitanien sich ganz und für immer zu unterwerfen. Es gelang ihm und er zog bis nach Burgund ostwärts, um sich auch den ganzen schönen Süden des jetzigen Frankreichs bleibend zu sichern. Das litten aber die burgundischen Großen nicht, und als sie in sich selbst nicht die Kraft des Widerstandes fanden, riefen sie Jussephibin mit seinen Arabern ins Land.

Dieser wohnte in dem Lande, das einst den Gothen als der letzte Ueberrest ihrer Herrschaft diesseit der Pyrenäen geblieben war, in der Hauptstadt Narbonne. Er folgte gern dem Rufe der Christen und schiffte die Rhone hinauf bis an die Stadt Avenio (Avignon) und hier setzte er sich fest. Aber als Karl die Nachricht von der bedrohlichen Nähe des Maurenfürsten vernahm, säumte er nicht. Er schickte sogleich Mannschaft voraus, um die Stadt in weitem Kreise einzuschließen, bis er selbst mit den Werkzeugen der Belagerung nachkommen würde. Ringsum ward Avenio mit einer Mauer umgeben, so daß keine Zufuhr mehr möglich war, und alsdann begann das Werk der Mauerbrecher und großen Wurfgeschoße. Nachdem eine Lücke gebrochen war, drangen die Franken stürmend in die Stadt, die sogleich von allen Seiten in Flammen stand. Die Wenigen, die das Schwert verschonte, wurden gefangen hinweggeführt. Aber damit war Karl nicht zufrieden, sondern er

gieng über die Rhone, um ſeine Waffen auch gegen .“ rbonne ins Reich der Mauren zu tragen.

Auch Narbonne ward mit einer ungeheuren Mauer umgeben, um ihr allen Zuſammenhang mit dem Lande abzuſchneiden; aber hier war die Macht der Mauren mehr in der Nähe und ſie beſchloßen ihre wichtigſte Stadt nördlich der Pyrenäen nicht im Stiche zu laßen. Amormach führte ein gewaltiges Heer heran: allein Karl wollte dieß nicht erwarten. Er ließ einen Theil ſeines Heeres im Lager vor Narbonne, alſo daß er die Stadt noch immer umſchloßen hielt und rückte mit dem andern dem nahenden Feinde entgegen. Er traf ſie am Fluße Birra im Thal Corbaria unfern von dem Orte, wo dreihundert Jahre früher Athaulf der Weſtgothenkönig ſich einen Palaſt gegründet hatte. Sofort begann der Kampf. Es war aber ein anderer, als der bei Tours; denn damals gieng vor dem arabiſchen Heere der Schrecken der Unüberwindlichkeit einher und hier fühlten und wußten die Franken ſich ſchon vorher auf der Bahn des Sieges. Amormach, der Feldherr der Mauren fiel, und alsbald wankten ſich die Araber zur Flucht. Das Schlachtfeld lag unfern vom Meere und dahin eilten die Araber dem Laufe der Birra nach, um ſich in die Schiffe zu ſtürzen und ſo zu entkommen. Aber die Franken kamen nach, zerſtörten viele Schiffe und nahmen die Mauren haufenweis gefangen. Viele Schätze wurden erbeutet und großer Jubel herrſchte im fränkiſchen Lande; denn von da an verſchwand alle Furcht vor den gefährlichen Nachbarn. Auch Narbonne mußte ſich ergeben; allein Karl befürchtete doch das Land Septimanien auf die Dauer nicht behaupten zu können und ließ deshalb alle feſten Städte in demſelben zerſtören. Dieß geſchah i. J. 778.

Die Beſchirmung Europas gegen die Araber war die hauptſächlichſte That des tapferen Karl Martell. Dennoch lichten ihn die Geiſtlichen nicht; denn in der allgemeinen Noth des Vaterlandes hatte Karl die Kirchengüter nicht geſchont und manche von ihnen für die Zwecke des Krieges an ſich gezogen und verkauft. Daher entſtanden nicht lange nachher in den Klöſtern allerlei Legenden und Mönche wollten den gewaltigen Hausmeier für ſeine Thaten in der Hölle gequält haben. Bevor Karl ſtarb im Jahre 741, theilte er das Reich unter ſeine beiden Söhne Pipin und Karlmann; denn obwohl er nicht König, ſondern nur Hausmeier oder Reichsverweſer war, ſo kümmerte weder er, noch das Volk ſich um den eigentlichen König. Karlmann ſollte Auſtraſien (das iſt Oſtfranken), Schwaben und Thüringen, Pipin ſollte Neuſtrien (Weſtfranken), Burgund und den ſüdlichen Theil des jetzigen Frankreichs regieren.

48. Ogtilo der Baiernherzog.

Die Herzöge von Baiern gehorchten nur ſehr ungern den fränkiſchen Königen und ſuchten immer ſich davon wieder unabhängig zu machen. Als der große oſtgothiſche König Theoderich ſeine Macht weithin über die Länder ausdehnte, hatten auch die Baiern ihm gehorcht; aber nach dem Verfall des oſtgothiſchen Reiches, als die Langobarden Italien einnahmen, hatten ſie ihre Selbſtändigkeit bewahrt unter dem Hauſe der Agilolfinger, aus deren Geſchlechte auch die berühmte Theudelinde war, die einſt Authari mit ſich ins Langobardenreich geführt hatte. Mit den Langobarden unterhielten die Baiern immerwährende Freundſchaft. Hernach aber warfen ſie mit dem Frankenreiche vereinigt und dieſem ſuchten ſie ſich immer wieder zu entziehen.

Namentlich hatte dieß Beſtreben Ogtilo, der die Hiltrude, eine Tochter von Karl Martell, die Schweſter Pipins

und Karlmanns, zur Gemahlin genommen hatte, als sie zu ihm geflüchtet war. Darum zogen beide Brüder mit großen Haufen gegen ihn heran und kamen an den Fluß Lech und schlugen in der Ebene dieses Flußes ihr Lager auf. Ihnen gegenüber lagerten die Baiern, die sich verstärkt hatten durch Alemannen, Sachsen, Slaven, die ihnen als Söldner dienten. Beide Heere lagen sich so fünfzehn Tage gegenüber; denn der Fluß war fast nicht zu überschreiten wegen des sumpfigen Bodens an seinen Ufern und noch dazu hatte Odilo einen starken Wall zwischen sich und den Feinden aufwerfen lassen. Von diesem sicheren Orte aus höhnten die Baiern das fränkische Heer, bis dieses zornig wurde und einmal in der Nacht versuchte, die Moräste an den Stellen zu überschreiten, wo sonst auch Fuhrwerke hinübergeschafft wurden. Dieß gelang. Pipin und Karlmann theilten ihr Heer in mehre Schaaren und stürzten so über die Baiern her, als diese nichts Böses ahnten. Odilo floh und entrann kaum mit wenigen Begleitern bis an den Inn, während Pipin und Karlmann das Land durchzogen und überall sich Unterwerfung geloben ließen.

In diesem Treffen fingen Pipin und Karlmann auch den Priester Sergius, den Abgesandten des Papstes Zacharias. Sergius hatte mit Odilo gehalten und war am Tage vor der Schlacht zu Pipin und Karlmann gekommen und hatte wie im Auftrage des Papstes ihnen anbefohlen, aus den Grenzen der Baiern zu weichen. Als nun der Sieg errungen war, ward Sergius zugleich mit Gauzebald, dem Bischofe von Regensburg, vor die Fürsten gebracht. Da sprach Pipin ganz gelassen zu Sergius: „Mein lieber Sergius, jetzt erkennen wir die Wahrheit, daß du dich nicht als einen Abgesandten des heiligen Petrus bewährst; denn du hast uns gestern gesagt, daß du ein apostolischer Mann wärest und im Auftrage des heiligen

Petrus ſelbſt und des Papſtes und verbietet, die Baiern zur Rechenſchaft zu ziehen. Aber wir ſagen dir, daß weder der heilige Petrus noch der Papſt irgend Etwas mit deiner Anſage gemein hatte; denn wenn in Wahrheit dem heiligen Petrus unſere Sache unrecht erſchienen wäre, ſo hätte er uns im heutigen Treffen keinen Beiſtand geleiſtet. Jetzt aber kannſt du ſicher und gewiß ſein, daß durch die Fürbitte des heiligen Petrus, des Fürſten der Apoſtel, und nach der Entſcheidung Gottes, der wir kein Bedenken tragen uns zu ſtellen, das bairiſche Land und das bairiſche Volk zum Frankenreiche gehören."

69. Karlmann geht ins Kloſter.

Nachdem Karlmann mit ſeinem Bruder Pipin durch manche That ſeinen Namen den Feinden furchtbar gemacht hatte, wurde er des kriegeriſchen Lebens überdrüſſig und beſchloß in der ruhigen Einſamkeit eines Kloſters ein beſchauliches Leben zu führen. Darum reiſte er mit großen Geſchenken nach Rom zum Papſte Zacharias und bat ihn um Rath was er thun ſollte. Der Papſt beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe und rieth ihm nach dem Berge Caſſinus in das Kloſter zu gehen, welches dort vor zweihundert Jahren der heilige Benedict geſtiftet hatte. Dahin zog Karlmann und nachdem er einige Zeit dort verweilt hatte, legte er das Gelübde des klöſterlichen Lebens ab, und erbaute ſich dann ſelbſt ein Kloſter am Berge Soracte. Aber er blieb nicht lange in dieſem Kloſter, ſondern kehrte zurück zum Berge Caſſinus und wurde dort Mönch bei den Benedictinern. Dabei ſoll ſich Folgendes zugetragen haben.

Als er noch in dem Kloſter verweilte, welches er ſelbſt ſich erbaut hatte, kamen häufig Fremde dahin und wünſchten ihn zu

sehen, weil sie sich nicht genug wundern konnten, daß der Herrscher eines so mächtigen Reiches freiwillig alle Güter der Erde hintansetzte, um in stiller Einsamkeit ein ruhiges und ungetrübtes Leben zu führen. Diese Besuche wurden aber Karlmann bald lästig und er dachte darüber nach, wie er sich ihnen entziehen könnte. Er vertraute sich nur einem Gefährten an, den er von Jugend auf als treu erprobt hatte, und verließ mit ihm mitten in der Nacht und Allen unbekannt das Kloster am Berge Soracte, und begab sich zum Berge Cassinus. Sie nahmen nichts mit sich, als was für den Körper durchaus nothwendig war. Beim Kloster angekommen klopfte er ans Thor und bat um ein Gespräch mit dem Vorsteher des Klosters. Vor diesem warf sich Karlmann zur Erde und sagte, daß er ein Mörder sei, der mit allen Verbrechen sein Gewissen beladen hätte, und bat ihn um Aufnahme und einen Platz, wo er seine Frevel gegen die Menschheit bereuen könnte. Der Vater kannte ihn nicht, merkte aber an seiner Sprache, daß er ein Fremder wäre, und fragte ihn darum nach seiner Heimat und seinem Geschlechte. Karlmann erwiderte ihm, daß er ein Franke und aus diesem Lande um seiner Frevelthat willen her geflohen wäre; er wolle aber gern sein Vaterland verschmerzen, wenn er sich dafür mit Gott versöhnen könnte.

Sein geistlicher Vater nahm ihn auf mit seinem Gefährten und wies ihm eine Zelle an, in welcher er während des Prüfungsjahres der Benediktinerregel gemäß leben sollte, und er hielt ihn um so strenger, weil der Novize aus dem fremden Frankenlande war. Aber Karlmann bewährte sich und ward nach einem Jahre in die Brüderschaft des Ordens aufgenommen und lebte fortan untadelig nach der Regel des heiligen Benedict. Es geschah aber auch, daß er nach der Sitte allwöchentlich in der Küche des Klosters Dienste thun mußte. Er that

es zwar gern, aber er verstieß gar oft gegen die Gebräuche. Als er einstmals ein Versehen beging, versetzte ihm der Koch, welcher trunken war, einen Stoß und sprach zornig zu ihm: „willst du so deinen Brüdern dienen?“ Karlmann entgegnete ruhig und mild: „möge dir das Gott vergeben, wie es dir dein Bruder Karlmann vergibt.“ Bis dahin aber hatte er noch niemals seinen Namen genannt, aus Furcht daß er erkannt würde. Einige Zeit nachher machte er abermals ein Versehen und wiederum stieß ihn der Koch; aber auch da blieb Karlmann ruhig und gelassen. Als es aber nicht lange darauf zum dritten Male geschah, konnte sich der Gefährte Karlmanns, welcher noch bei ihm im Kloster war, nicht länger halten. Er ergriff den Reiber, mit welchem das Brot für das Essen der Mönche zerrieben wurde, und schleuderte dieß Geräthe mit aller Kraft gegen den Koch, indem er sprach: „möge dir weder Gott vergeben, elender Sklav, noch Karlmann!“

Als die Brüder dieß vernahmen, wurden sie sehr erzürnt, daß ein fränkischer Mann, den sie nur aus Mitleid aufgenommen hätten, sich Solches herausnehmen und den Koch bestrafen wollte. Sie schlossen ihn sogleich in seine Zelle ein, damit am folgenden Tage über ihn Gericht gehalten werden sollte. Als am folgenden Tage alle Brüder sich versammelt hatten, ward er gehalt und gefragt, wie er es sich habe unterstehen können, seine Hand an einen dienenden Bruder zu legen. Er antwortete: „Das habe ich gethan, weil ich es nicht länger ertragen konnte zuzusehen, wie ein elender Sklav den besten und edelsten Menschen, den ich auf der Erde kenne, mit Schmähworten überhäufte und ihn zu stoßen wagte.“ Da wurden die Mönche noch zorniger, daß der Angeklagte einen fern hergekommenen Mann ihnen allen vorzuziehen wagte, und fragten ihn spöttisch, wer denn jener wäre, der sie an Güte und edler Herkunft alle so sehr

überträte, da er doch wenigſtens den Vorſteher des Kloſters hätte ausnehmen müßen. Da war Karlmanns Gefährte gezwungen den Namen zu nennen und wollte ihn auch gar nicht mehr zu verhehlen ſuchen. Darum ſprach er: „Es iſt Karlmann, einſt der Herrſcher der Franken, der die Herrſchaft und den Ruhm der Welt verachtet hat, um ſeiner Seele zu leben und er iſt ſo weit von ſeiner irdiſchen Höhe herabgeſtiegen, daß einer der niedrigſten Menſchen nicht bloß ihn mit Schimpfworten anfährt, ſondern auch ſeine Hand gegen ihn zu erheben ſich erdreiſtet.“

Als die Mönche dieß vernahmen, warfen ſie ſich Karlmann zu Füßen und baten ihn um Verzeihung, daß ſie ihn ſo geringfügig behandelt hätten. Aber auch Karlmann bat mit Thränen die Ausſage ſeines Freundes nicht für wahr zu halten; denn er wäre nicht Karlmann, ſondern ein Sünder und Mörder, und nur aus Furcht habe ſein Freund dieß von ihm geſagt. Aber es half ihm nichts; die Nachforſchungen der Mönche zeigten ihnen bald, daß es die Wahrheit war. Karlmann blieb noch ferner bei ihnen und ward immer hochgeehrt.

50. Die letzten Könige aus dem merovingiſchen Stamm.

Das Geſchlecht der Könige aus merovingiſchem Stamme dauerte bis auf Childerich; aber es hatte nur den Schein, daß er der letzte war; denn in Wirklichkeit hatten die letzten Könige nichts als dieſen Namen. Denn ſowohl alle Schätze als alle Macht waren in der Hand des Major Domus oder Hausmeiers. Dem Könige ſtand zuletzt nichts mehr zu, als daß er zufrieden mit dem königlichen Namen, mit wallendem Haar und lang gewachſenem Barte auf ſeinem Stuhle ſaß und

ſich anſtellte, als ob er König wäre. Er hörte die Geſandten an, woher ſie auch kamen, und ertheilte ihnen, wenn ſie ſchieden, die Antworten, welche ihm der Hausmeier vorgeſagt hatte. Was ihm ſo befohlen war, redete der König wie aus ſeiner eigenen Macht, da er doch außer dem leeren königlichen Namen und einem geringen Einkommen, welches ihm der Hausmeier nach ſeinem eigenen Ermeßen zutheilte, nichts beſaß als ein Landgut von mäßigem Ertrage. Auf dieſem Landgute hatte er ein Haus und einige wenige Sklaven, die ihn bedienten. Wohin er ſich begab, fuhr er auf einem Wagen, der mit Ochſen beſpannt war, und dieſe Ochſen trieb er nach ländlicher Sitte mit einem Ochſenſtachel an. So kam er in ſeinen Palaſt, ſo auch in die große Volksverſammlung, welche nach alter Sitte jährlich am erſten Mai gehalten ward. Dann führte er den Vorſitz vor dem ganzen Volke, begrüßte es und wurde wieder begrüßt, und wenn die Verhandlungen beendigt waren, fuhr er auch ſo wieder nach Hauſe und wohnte dort, bis wiederum der Mai herankam. Die Verwaltung des Reiches und Alles, was nach außen und nach innen zu thun war, beſorgte der Hausmeier.

Als Childerich König war, führte dieß Hausmeieramt Pipin, der es ſchon durch Erbrecht überkommen hatte. Dieſer ſchickte zwei Biſchöfe, Burchard und Folrad, nach Rom zum Papſte Zacharias und ließ fragen, ob derjenige König ſein müſte, welcher müßiger Ruhe hingegeben nur dem Namen nach König wäre, oder ob derjenige, auf deſſen Schultern die Laſt der Regierung ruhte, auch den Namen König tragen müſte. Darauf antwortete der Papſt, demjenigen käme auch der Name des Königs zu, welcher die Zügel der Regierung in Händen hielte. Da ließ Pipin dem Könige Childerich ſeine langen Haare abſchneiden und brachte ihn und ſeine Frau ins Kloſter

und Bonifacius, der Erzbischof von Mainz, salbte Pipin zum Könige.

Diese Handlung Pipins war äußerst wichtig und zwar nicht bloß darum, weil dadurch das thatkräftige Haus der Karolinger auf den Thron kam und für lange Jahre die Geschicke Europas lenkte, sondern auch darum, weil dadurch das Ansehen des Papstes eine unendlich weite Ausdehnung erhielt. Denn nachher ward die Ansicht geltend, daß der Papst Zacharias die Krone des fränkischen Reichs verschenkt und Pipin sie auf seinen Befehl angenommen hätte. Noch mehr wurde diese Ansicht befestigt, als im Jahre 800 Papst Leo III. dem Sohne Pipins, dem mächtigen Karl, die Kaiserkrone aufsetzte.

51. Die Kraft Pipins.

Als der König Pipin einmal erfuhr, daß die Großen seines Reichs ihn um seiner kleinen Gestalt willen heimlich verhöhnten, befahl er, als sie alle versammelt waren, daß man einen wilden, ungezähmten Stier herbeibringen und einen starken Löwen auf dieses Thier loslaßen sollte. Der Löwe stürzte sich mit einem heftigen Sprunge auf den Stier, faßte ihn beim Nacken und warf ihn so zu Boden. Als die Thiere über einander lagen, wandte sich der König zu den umstehenden Höflingen und sprach: „Reißt jetzt den Löwen hinweg von dem Stier, oder tödtet ihn auf dem Stiere! Wer wagt es von euch?“ Sie sahen einander stumm und betreten an und waren erstarrt vor Schrecken über eine solche Zumuthung, bis zuletzt Einzelne von ihnen herzumurmeln wagten: „Herr, es ist kein Mensch auf der Erde, der Solches zu versuchen sich getraute.“

Pipin erwiderte nichts, sondern stieg schweigend von seinem Thronsessel und trat in die Schranken. Er zog sein

Schwert aus der Scheide und trennte mit einem Streiche den Nacken des Löwen von seinen Schultern und wiederum mit einem Streiche den Kopf des Stieres von den Schultern. Alsdann steckte er sein Schwert wieder in die Scheide, schritt ruhig wieder zu seinem Thronsessel und setzte sich darauf. Dann aber wandte er sich zu seinen Höflingen mit den Worten: „Scheint es euch nun, daß ich doch wohl euer Herr sein kann?“ Diese aber fielen wie vom Blitz getroffen zur Erde nieder und sprachen: „Nur ein Unsinniger würde es wagen, deine Herrschaft über die Menschen anzutasten.“ Hinfort wagte es Keiner mehr über die Gestalt des Frankenkönigs zu sprechen oder gar zu spotten.

52. Pipin und Papst Stephan.

Ein Jahr war verflossen nach dem großen Dienste, den der Papst Zacharias dem Frankenherrscher Pipin durch seinen Rath geleistet hatte, da gedachte seinerseits auch der Nachfolger des Zacharias, der Papst Stephan, die Freundschaft des Frankenkönigs zu nutzen. Das Reich der Langobarden trennte ihn von Pipin und die langobardischen Könige bedrängten die Päpste immer und wollten ihre weltliche Macht nicht anerkennen. Namentlich lag die Hand Aistulphs schwer auf Stephan. In dieser Noth beschloß Stephan Pipin selbst um Hilfe anzusiehen. Er machte sich auf den Weg und pilgerte von wenigen Getreuen begleitet zum Könige Pipin in das Frankenland.

Pipin hatte gerade mit Feuer und Schwert im Sachsenlande gehaust und durch die völlige Verheerung ihrer Felder von ihnen erlangt, daß sie ihm dreihundert Pferde zum Tribut geben und zulaßen wollten, daß fränkische Priester ihnen das Christenthum predigten (vgl. Sachsen, Nr. 9). Von diesem Zuge war Pipin heimgekehrt und saß in seiner Burg zu Dietenhofen an

der Moſel, als er die Nachricht vernahm, daß Papſt Stephan zu ihm kommen wollte. Alsbald ſendete er ihm ſeinen erſtgeborenen Sohn Karl entgegen, der den Papſt nach Dietenhofen geleiten ſollte. Er kam mit vielen Geſchenken und bot ſie dem Frankenkönige und ſeinen Großen an. Am folgenden Tage aber kam Stephan daher und hatte Aſche auf ſeinem Haupte und war bekleidet mit einem härenen Gewande. So warf er ſich Pipin zu Füßen und bat ihn um der Barmherzigkeit Gottes willen, daß er ihn ſchützen möchte gegen die Langobarden. Nicht eher wollte der Papſt wieder vom Boden aufſtehn, als bis ihm Pipin die Hand reichte und mit ſeinen Söhnen ihn aufhob. Alsdann brachte er ihn ins Kloſter des heiligen Dionyſius (St. Denis) und dort verweilte der Papſt den ganzen Winter hindurch.

Im Frühling des nächſten Jahres führte der Papſt das ſelbſt aus, was er ſchon längſt dem Könige Pipin als nützlich und heilſam angerathen hatte. Er ſalbte Pipin feierlich zum Könige der Franken, obwohl auch Bonifacius ſchon vorher den König geſalbt hatte, und daſſelbe that er mit den Söhnen deſſelben, mit Karl und Karlmann.

Alsdann beſchloß Pipin den Kriegszug wider die Langobarden zu unternehmen. Als Aiſtulph dieſe Nachricht vernahm, gebot er dem Bruder des Frankenkönigs, der als Mönch in einem Kloſter ſeines Landes weilte, er ſollte Pipin entgegen gehen und ihm abrathen von dieſem Zuge und ihm ſagen, wie der Papſt ſich eine Macht anmaße, die ihm nicht gebühre. Doch vergebens, Pipins Vortheil war ein enges und treues Bündniß mit dem Papſte. Karlmann richtete nichts aus, und ſtarb auf dieſer Reiſe. Pipin aber unternahm den Zug und zwang Aiſtulph den Papſt in Frieden zu laſſen und ſicherte dem Papſte ein eigenes Beſitzthum durch große Schenkungen. Aber ſobald

er weggezogen war, brach die Feindschaft wieder aus, die nur aufhören konnte mit dem Untergange des Einen. Dieses Ende führte endlich Pipins Sohn Karl herbei, der Desiderius, den Nachfolger Aistulphs bezwang, ihm die Haare abschnitt und in ein Kloster steckte. (Vergl. die Geschichten der Langobarden Nr. 36.)

Pipin herrschte kraftvoll und gewaltig bis zum Jahre 768, und hinterließ da das Reich seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann, die es mit vereinter Kraft regieren sollten.

Doch bevor wir die Geschichten derselben erzählen, müßen wir uns mit demjenigen Volke beschäftigen, welches über dreißig Jahre lang den ungleichen Kampf gegen die Uebermacht des gewaltigen Frankenkönigs bestand, die Sachsen im Nordwesten des jetzigen Deutschlands.

Sachſen.

1. Die Abſtammung der Sachſen.

Vorbemerkung. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß unter dieſen Sachſen bloß die echten urſprünglichen Sachſen im nordweſtlichen Deutſchland gemeint ſind. Die heutigen ſogenannten Sachſen erhielten dieſen Namen erſt ſeit 1423, eben ſo wenig mit Recht wie die Heſſen von 1806—1813 mit zu den Weſtphalen gerechnet wurden.

Bei den alten Sachſen ſelbſt herrſchte folgende Sage über über Abſtammung. Ehe ſie her kamen nach Weſten, waren ſie in Alexanders Heer geweſen und dieſer hatte mit ihrer Hilfe die Welt bezwungen. Als aber Alexander ſtarb, wollten ſie in dem Lande nicht bleiben, weil die andern Völker ſie haßten; darum ſchifften ſie auf dreihundert Kielen (Schiffen) von dort nach Weſten zu. Dieſe Schiffe giengen unter bis auf vier und fünfzig; von dieſen kamen achtzehn nach Preußen und die Mannſchaft derſelben beſaß dort das Land, zwölf kamen in das Land der Rugier und vierundzwanzig kamen in das eigentliche Sachſenland. Sie ſchlugen die Thüringer und vertrieben ſie; aber es waren der Sachſen nicht ſo viele, daß ſie den Acker bauen konnten, darum ließen ſie die Bauern wohnen auf dem Lande und

ließen ihnen die Aecker zu solchem Rechte, als noch die Lassen (Leute) haben.

So dachten sich also die Sachsen selbst ihre Abstammung, daß sie von Osten her gekommen wären, und auch nur diese Wahrheit halten wir in dieser Sage fest. Leider aber sind uns, wie bei den andern deutschen Stämmen, so auch bei den Sachsen alle alten Lieder verklungen, die uns die Geschichte ihres Stammes hätten aufbewahren mögen. In neuester Zeit hat Jacob Grimm die Behauptung aufgestellt, daß Sachsen und Cherusker gleichbedeutend seien und daß also der Ruhm Armins und der Cherusker, welche im Jahre 9 nach Christo in den Schluchten des Teutoburger Waldes die Römer vernichteten, auf das sächsische Volk zurückstrahlte. Er begründet dieß hauptsächlich aus der Einerleiheit des Namens. Der Name Sachsen leitet auf **sahs**, das Schwert, oder vielmehr auf den Schwertgott **Saxnot**, und eben so leitet **Cherusk** auf ein Wort, welches Schwert und einen Gott des Schwertes bezeichnet. Im Gothischen heißt dieß Wort **hairus** (sprich herus), altsächsisch heru und cheru hat davon nur die Abweichung, daß es fränkisch geschrieben ist, denn die Franken bedienten sich gern der Kehllaute. Da sahs und heru gleichbedeutend sind, so müßen es auch die davon abgeleiteten Namen sein. Es wäre wunderbar, wo die Cherusker geblieben sein sollten, die doch ganz dasselbe Land einnahmen, in welchem wir später die Sachsen finden. —

Wir haben aber noch außerdem eine alte Sage von der Ankunft der Sachsen im Lande Hadeln. Diese will ich jetzt erzählen nach der Aufzeichnung, welche sie im Kloster Corvey an der Weser durch einen Mönch, Namens Widukind, erfahren hat. Wie sich diese Sage so gestaltet haben mag, ist uns nicht bekannt; Einige meinen, daß die Landung der Angelsach-

sen in England und was sich da begab, auf die Verhältnisse der Sachsen mit den Thüringern übertragen sei.

2. Sage von dem Kampfe der Sachsen mit den Thüringern.

Woher einmal die Sachsen ihren Ursprung genommen haben, wißen wir nicht; aber auf Schiffen sollen sie gekommen und zuerst im Lande Hadeln ausgestiegen sein. Nicht fern von da wohnten aber die Thüringer. Diese wollten es nicht dulden, daß die Sachsen sich dort niederließen und zogen wider sie aus. Allein die Sachsen leisteten tapferen Widerstand, und nachdem schon Viele von beiden Seiten gefallen waren, kamen sie überein Frieden zu machen. Den Sachsen sollte es demnach gestattet sein, Lebensmittel zu kaufen und zu verkaufen; aber sie sollten nicht rauben und plündern. Das versprachen die Sachsen und so dauerte der Friede viele Tage. Als aber den Sachsen das Geld ausgieng und sie nicht mehr kaufen konnten, schien ihnen der Friede drückend und lästig zu sein und sie hätten sich gern wieder seiner entledigt.

In dieser Zeit geschah es, daß ein sächsischer Jüngling ausgieng, mit einer goldenen Kette um den Hals und goldenen Armbändern geschmückt. Da begegnete ihm ein Thüringer und fragte: „was willst du mit so vielem Golde um deinen hungrigen Hals?“ Der Sachse erwiederte: „ich suche einen Käufer; denn ich besitze Nichts mehr als dieß Gold und was soll ich mich mit Gold schmücken, wenn ich Hunger leiden muß?“ Der Thüringer erkundigte sich darauf nach der Beschaffenheit des Goldes und nach dem Gewichte und fragte um den Preis. Der Sachse entgegnete: „ich mache keine Schwierigkeit; ich nehme gern an, was du mir nur geben willst.“ Darüber lachte der Thüringer und sagte: „wie nun, wenn ich dir einen Sack mit

Sand anfüllte?“ Es war nämlich gerade da ein dürrer Sandboden. Ohne zu zaudern öffnete der Sachse seinen Sack und ließ sich Sand hineingeben, übergab dann dem Thüringer sein Gold und Beide trennten sich zufrieden mit dem Kaufe. Die Thüringer lobten ihren Landsmann sehr, daß er den dummen Sachsen so angeführt habe, und priesen seinen so leicht erworbenen Reichthum. Sie waren ihres Erfolges sicher und spotteten über die Sachsen, die sich so um alle Habe bringen ließen.

Seines Goldes ledig, aber dafür mit einem Sacke voll Sand beladen kehrte der Sachse zu den Seinen zurück. Seine Gefährten liefen ihm entgegen und fragten ihn, was er hätte: als sie seinen Sack sahen, verhöhnten ihn die einen, die andern beschuldigten ihn barr: alle aber kamen darin überein, daß er sehr dumm gehandelt hätte. Aber er gebot ihnen Schweigen und sprach dann: „folgt mir, meine Landsleute, und seht, wie meine Thorheit nützlich für euch ist.“ Da er so zuversichtlich sprach, folgten sie ihm als ihrem Führer, aber zweifelhaft und ungläubig. Er gieng voran und streute seinen Sand so dünn wie nur möglich über die benachbarten Felder und gewann so den Raum zu einem Lager. Die Sachsen nahmen dieß sogleich in Besitz und befestigten es.

Als das die Thüringer vernahmen, wurden sie sehr unwillig: sie schickten Boten hin und beklagten sich über Friedensbruch von Seiten der Sachsen. Diese aber erwiderten, sie wären dem Frieden treu geblieben, sie wollten aber das für ihr Gold gekaufte Land in Ruhe behalten, oder sie würden es mit den Waffen zu vertheidigen wißen. Als die Thüringer diese Antwort vernahmen, verwünschten sie das sächsische Gold und schalten heftig auf ihren Landsmann, welchen sie früher um seines leichten Erwerbs willen so sehr gelobt hatten. Von Zorn entbrannt stürzten sie dann nicht in ordentlicher Schlachtreihe,

ſondern wild durch einander auf das Lager der Sachſen los; aber die Sachſen empfiengen ſie kaltblütig und ruhig und tödteten eine große Zahl. Sie behaupteten auch ſchon die umliegende Gegend, ſo daß die Thüringer ſich gezwungen ſahen Geſandte zu ſchicken und wegen des Friedens zu unterhandeln. Dieſe verabredeten mit den Sachſen, daß beide Völkerſtämme ohne Wehr und Waffen an einem beſtimmten Tage zuſammenkommen ſollten, um ſich wegen des Friedens zu beſprechen. Die Sachſen bedienten ſich damals langer Meßer, wie ſie auch andere verwandte Völkerſtämme, wie die Angeln, immer bei ſich zu führen pflegten. Dieſe Meßer hielten ſie unterm Mantel verborgen, als ſie mit den Thüringern an dem verabredeten Orte zuſammenkamen. Als ſie nun ſahen, daß die Thüringer unbewaffnet waren, fielen ſie über die Argloſen her und tödteten Alle, daß nicht Einer übrig blieb. Das Gerücht dieſer That erſcholl ringsumher, und alle benachbarten Völker fürchteten ſich vor den Sachſen.

Einige behaupten auch, daß die Sachſen von dieſer That den Namen erhalten haben; denn ein langes Meßer hieß bei ihnen Sahs und danach ſeien ſie Sachſen genannt.

In dieſer Sage iſt wahrſcheinlich das geſchichtlich, daß die Sachſen die Thüringer zurückgedrängt haben. Auch die nun folgenden Sagen, die ebenfalls der Mönch von Corvey erzählt, betreffen dieſen Kampf der Sachſen mit den Thüringern, indem die Sachſen ſich mit den Franken dazu verbinden. Aber die Begebenheit des Kampfes der Franken und Thüringer iſt geſchichtlich (vergl. Nr. 21. unter den fränkiſchen Geſchichten), nur ſind bei den Sachſen die Begebenheiten etwas verändert und manche und ſicherlich uralte Züge mit dieſen Sagen verbunden.

3. Sächsische Sagen von Dieterich, Irminfried und Iring.

Als der Frankenkönig Hugo starb, hinterließ er keinen andern Erben seines Reiches als eine Tochter Amalberga, welche Irminfried den König der Thüringer geheirathet hatte. Die Franken aber, welche von Hugo sehr gütig behandelt waren, wollten bei seinem Stamme bleiben, und wählten aus Anhänglichkeit seinen Sohn Dieterich, den Halbbruder der Amalberga, der als nicht ehelicher Sohn nach den bestehenden Gesetzen keinen Anspruch auf die Königswürde hatte. Dieterich schickte sogleich Boten an den Irminfried, um Frieden und Eintracht zwischen ihnen zu befestigen. Der Gesandte sprach: „Mein Herr Dieterich sendet mich zu dir, und wünscht dir gegenüber nicht in dem Verhältnis eines Herrn dazustehen, wie sein Vater Hugo, sondern als Freund und Verwandter. Nur bittet er dich, daß du die alte Freundschaft mit dem Frankenvolke nicht aufhebst, darum daß sie sich selbst einen König nach ihrer Wahl gesetzt haben.“ Darauf erwiederte Irminfried, wie es seiner königlichen Würde zukam, daß er die Volksbeschlüße der Franken billigte und fernerhin mit ihnen den Frieden bewahren wollte, dessen auch sein Volk bedürfte, daß er aber, was sein Reich anbeträfe, seine Antwort verschieben müße, bis seine Freunde alle versammelt wären.

Als die Königin das vernahm, daß ein Gesandter von ihrem Bruder gekommen wäre und mit ihrem Gemahl über die Angelegenheiten des Reichs verhandelt hätte, ließ sie Iring zu sich kommen. Iring war ein starker, kühner Mann, schlau und scharfsinnig im Rathe, beharrlich in dem, was er einmal unternommen hatte, und von leichter, gefälliger Rede, so daß Irminfried ihn um aller dieser Eigenschaften willen sehr lieb gewonnen hatte. Die Königin forderte nun von Iring, daß er

dem Könige zureden ſollte, es wäre nicht Recht, wenn er ſich das Reich nehmen ließe, welches ihm nach dem Erbrechte zukäme, weil ſie ja eine Tochter des Königs und der Königin wäre; Dieterich aber wäre ein Sklav, weil ſeine Mutter auch eine Sklavin geweſen wäre, und es wäre ſchimpflich für den König der Thüringer, jemals einem Sklaven die Hand zu reichen.

Als nun die Fürſten und die erſten Räthe des Landes berufen waren, brachte Irminfried in der Verſammlung die Worte des Geſandten vor, und jene riethen einſtimmig, er möchte, wie er ſelbſt auch wollte, dem Frieden und der Eintracht getreu bleiben; weil ſie einen Andrang der Franken nicht aushalten könnten, zumal da ſie auch ja von der andern Seite durch die Sachſen bedrängt würden. Nur Iring, wie er es der eigenwilligen Königin verſprochen hatte, rieth dem Irminfried, es ſtünde ihm nicht wohl an, dem Dieterich zu weichen; denn ſeine Sache wäre gerechter und ſein Reich groß genug: in der Anzahl der Krieger, der Waffen und allem Uebrigen, was zum Kriege nöthig wäre, ſei nicht ein ſo großer Unterſchied zwiſchen ihnen Beiden. Die Worte Irings machten Eindruck auf Irminfried und er erwiederte dem Geſandten, er wolle dem Dieterich ſeine Freundſchaft und Verwandtſchaft nicht verſagen; er müße ſich aber doch ſehr wundern, daß Dieterich eher der Herrſchaft nachſtrebe, als der Freiheit; er ſei ja als Sklav geboren und billigerweiſe könne doch ein Sklav nicht königliches Eigenthum verlangen. Irminfried fügte hinzu, wie es ihm Iring gerathen hatte, daß er doch ſeinem eigenen Sklaven, als welchen er den Dieterich mit Recht anſehen müße, nicht die Hand reichen könnte.

Sehr bekümmert entgegnete ihm darauf der Geſandte: „Lieber wollte ich mein eigenes Haupt dir hingeben, als ſolche Worte hören, da ich ja weiß, daß ſie nur durch vieles Blut der

Franken und der Thüringer zu ſühnen ſind.“ Dann kehrte er zu ſeinem Könige zurück und verſchwieg Nichts von dem, was ihm aufgetragen war. Dieterich verbarg ſeinen Zorn hinter ein heiteres Geſicht und ſprach: „So müßen wir uns ja wohl eiligſt in Irminfrieds Knechtſchaft begeben, damit wir nicht mit der Freiheit auch zugleich das Leben verlieren.“ Aber er ſammelte ſchnell ein ſtarkes Heer und rückte mit dieſem an die Grenzen des Thüringerlandes, wo ſein Schwager ihn bei Runiberg*) bereits erwartete. Zwei Tage hindurch ward mit abwechſelndem Glücke gekämpft, am dritten wich Irminfried beſiegt zurück und kam auf der Flucht an den Ort Scithingi**), der an der Unſtrode liegt.

Dieterich aber berief die Führer und die Vornehmſten ſeines Heeres zuſammen und fragte um ihre Meinung, ob ſie Irminfried verfolgen oder nach Hauſe zurückkehren ſollten. Unter ihnen war einer, Namens Waldrich, der ſprach: „Ich halte es für beßer, daß wir heimkehren, damit wir die Gefallenen begraben, die Verwundeten heilen, und dann ein größeres Heer zuſammenziehen; denn es ſind Viele von den Unſern gefallen und wir Andern ſind allein nicht ſtark genug. Denn wenn alle dieſe umwohnenden Völkerſchaften dem Irminfried gegen uns Beiſtand leiſten, mit welcher Macht willſt du dann ſiegen?“ Dieterich hatte aber auch einen ſehr klugen Sklaven bei ſich, deſſen Rath ihm ſchon oftmals viel genützt hatte. Auch dieſen fragte er um ſeine Meinung und er ſprach: „Ich halte dafür, daß bei allen ehrenhaften Unternehmungen die Beharrlichkeit das Schönſte iſt. So haben es auch unſere Vorfahren gehalten, welche von der einmal begonnenen Sache nicht wieder ab-

*) jetzt Ronneberg, anderthalb Stunden ſüdweſtlich von Hannover.
**) jetzt Burg Scheidungen an der Unſtrut.

ließen, und doch iſt ja unſere Mühe nicht mit der ihrigen zu vergleichen; denn ſie muſten mit ihrer kleinen Mannſchaft große Völkermaſſen beſiegen. Das Land iſt jetzt in unſerer Gewalt; ſollen wir nun zurückweichen und dadurch dem Feinde Gelegenheit geben, ſich aufs neue zu kräftigen? Ja, wenn ich wüſte, daß unſer Feind müßig liegen würde, ſo möchte ich ſelbſt auch wohl heimkehren, um das Vaterland und die Freunde wieder zu ſehen. Aber vielleicht bedürfen die Verwundeten unſerer Hilfe? Mögen ſie im Lager ſich ſtärken, für den unverdroßenen Sinn iſt die Arbeit die beſte Erholung. Aber unſer Heer iſt ſehr geſchwächt durch den erlittenen Verluſt? Allein ſind denn die Feinde alle entkommen? doch wahrlich wohl Wenige, denn der Führer ſelbſt hat ſich wie in ein Verſteck hinter die Mauern der Stadt verkrochen und wagt aus Furcht vor uns kaum den Himmel anzuſehen. Freilich hat er Geld, für welches er die umherwohnenden Völkerſchaften zum Kriege miethen kann, auch die Seinigen ſelbſt ſind freilich geſchlagen, aber noch ſtark; allein durch unſere Entfernung ſchöpfen ſie neue Kraft. Es ſchickt ſich nicht für die Sieger den Beſiegten den Kampfplatz zu überlaßen. Auch wenn wir Beſatzungen zurückließen, um die eingenommenen Städte zu behaupten, ſo würden wir ſie durch unſer Kommen und Gehen doch alle wieder verlieren.“

Als der Sklav ſo geſprochen hatte, beſchloßen Dieterich und alle jene ruhmgierigen Männer bei ihm, da zu bleiben und Geſandte zu den Sachſen zu ſchicken, welche ſeit langer Zeit mit den Thüringern verfeindet waren. Er verſprach den Sachſen, wenn ſie ihm hülfen, ſo wollte er ihnen, im Fall ſie ſiegten und Irminfried gefangen nähmen, das ganze Land der Thüringer zum ewigen Beſitzthum überlaßen. Die Sachſen ſäumten nicht, ſondern ſchickten neun Heerführer mit je tauſend Mann. Dieſe

Führer traten einer nach dem andern in das Lager des Dieterich, jeder von hundert der Seinigen umgeben, während die Uebrigen draußen blieben, und begrüßten auf dieſe Weiſe den Dieterich. Als dieſer ſie freundlich annahm, reichten ſie ſich gegenſeitig die Rechte und dann erlaubte er ihnen zu reden. Sie ſprachen: „Das Volk der Sachſen hat uns hergeſandt, und wir ſind bereit auszuführen, was du nur von uns forderſt, entweder die Feinde zu beſiegen oder zu ſterben: denn du weißt, daß den Sachſen keine andere Wahl bleibt: wenn ſie nicht ſiegen können, ſo wollen ſie ſterben. Wir können ja den Freunden keine größere Gunſt erzeigen, als daß wir um ihretwillen den Tod nicht ſcheuen und wir wünſchen, daß du dieſes an uns erfahren mögeſt.“

Als ſie ſo ſprachen, verwunderten ſich die Franken über dieſe an Leib und Geiſt gleich ausgezeichneten Männer, über die Haltung, die ihnen neu war, über die Waffen, über das um die Schulter wallende Haupthaar, und beſonders über die ruhige Beſtändigkeit. Die Sachſen waren bekleidet mit Mänteln, mit langen Speeren bewaffnet, durch kleine Schilde geſchirmt, und trugen lange Meßer an der Seite. Einige der Franken ſprachen auch, ſie bedürften ſolcher Freunde nicht, es wäre ein ungezähmtes Volk und wenn ſie das dortige Land erſt inne hätten, ſo würden ſie auch wohl bald die Herrſchaft der Franken vernichten. Dieterich aber dachte nur an den augenblicklichen Nutzen, nahm ſie als ſeine Freunde an und gebot ihnen ſich für die Belagerung der Feſte Irminfrieds vorzubereiten.

Deshalb maßen die Sachſen ſich ein Lager ab ſüdlich von der Stadt auf Wieſen, die an den Fluß ſtießen, und am folgenden Tage ergriffen ſie mit Sonnenaufgang die Waffen, berannten die Stadt und zündeten ſie an. Als die Stadt faſt genommen und ganz in Brand war, ſtellten ſie dem öſtlichen

Thore gegenüber ihre Schlachtreihe auf. Die Eingeſchloßenen ſahen die Schlachtreihe, und da ſie innerhalb der Feſte aufs Aeußerſte gebracht waren, ſtürzten ſie kühn aus den Thoren und geradezu auf ihre Gegner los. Nachdem die Wurfwaffen verſchoßen waren, ergriffen ſie die Schwerter. Von beiden Seiten fielen eine große Anzahl; denn die Thüringer kämpften für ihr Vaterland, ihre Weiber und ihre Kinder und für ihr eigenes Leben, die Sachſen dagegen für den Ruhm und das neue Land, das ſie erwerben wollten. Laut erſcholl der Ruf der Männer, die ſich gegenſeitig ermunterten, der Klang der Waffen, und das Stöhnen und Seufzen der Verwundeten und Sterbenden, und der erbitterte Kampf währte den ganzen Tag. Als ſchon überall das blutige Würgen und Morden ſich verbreitete, überall Geſchrei erſcholl, und doch keine der beiden Schlachtreihen vom Kampfplatze weichen wollte, trennte ſie die einbrechende Nacht. Von den Thüringern waren viele verwundet und getödtet, von den Sachſen aber wurden ſechstauſend erſchlagen gezählt.

Am Abend ward Iring von Irminfried mit einer demüthigen Bitte und allen Schätzen zu Dieterich geſchickt, um den Frieden zu erflehen und freiwillige Unterwerfung zu geloben. Iring trat heran und ſprach: „Mich ſendet der, welcher einſt dein Verwandter, jetzt dein Sklav iſt. Er läßt dir ſagen, daß, wenn du dich auch ſeiner nicht erbarmen wolleſt, du doch wenigſtens mit deiner eigenen Schweſter und deinen Neffen Mitleid haben mögeſt, welche in großer Bedrängnis ſind.“ Als er weinend dieſe Worte geſprochen hatte, traten einige der Vornehmen, welche der Glanz des mitgebrachten Goldes verführte, mahnend herzu. Es ziemte ſich der königlichen Milde, ſprachen ſie, ſolches Flehen nicht hinwegzuſtoßen. Auch ſie müßten gedenken an die Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge, und es wäre

beſſer, den zu Treue und Freundſchaft anzunehmen, der ſchon ſo beſiegt und niedergeworfen wäre, daß er ſich gar nicht wieder emporzurichten vermöchte, als jenes unbezähmbare und zu jeglicher Anſtrengung abgehärtete Volk, von welchem die Franken Nichts als Gefahr zu erwarten hätten. In dem kurz vorher vollendetem Kampfe hätte man ja ſehen können, wie feſt und unüberwindlich die Sachſen daſtünden und darum wäre es beſſer, die Thüringer wieder anzunehmen und die Sachſen mit vereinten Kräften wieder zu verjagen.

Durch dieſe Reden ward Dieterich obwohl wider ſeinen Willen bewogen, und er verſprach, am folgenden Tage ſeinen Schwager wieder zu Gnaden anzunehmen und mit den Sachſen zu brechen. Als Iring dieſe Worte vernahm, warf er ſich zu ſeinen Füßen und pries ſeine königliche Milde. Darauf ſchickte er einen Boten an Irminfried, um ihn und die Thüringer durch dieſe angenehme Meldung zu beruhigen. Er ſelbſt blieb im Lager der Franken, um bei Allem, was vorfallen möchte, gleich bereit zu ſein.

Als nun inzwiſchen die Stadt nach dieſem Verſprechen ganz ruhig geworden war, wagte es einer der Thüringer mit einem Habichte vors Thor hinauszugehen, um am Ufer der Unſtrut zu jagen. Sobald er den Habicht losgelaßen hatte, flog dieſer hinüber an das andere Ufer und wurde dort gleich von einem der Sachſen ergriffen. Der Thüringer forderte ſeinen Vogel zurück, aber der Sachſe weigerte ſich deſſen. Da ſprach Jener: „Gib ihn mir zurück, ſo will ich dir und deinen Freunden ein Geheimnis anvertrauen, das für euch großen Werth hat.“ Der Sachſe entgegnete: „unter dieſer Bedingung ſollſt du ihn wieder haben.“ Nun erzählte der Thüringer: „Die Könige haben Frieden geſchloßen und ſind unter ſich eins geworden, ſie wollen euch morgen in euerm Lager überraſchen und

fangen, und vielleicht auch tödten.“ Der Sachse fragte wiederum: „redeſt du das im Scherze oder im Ernſte? — “ Darauf erwiederte der Thüringer: „Die zweite Stunde morgen wird dir zeigen, ob ich im Scherze oder im Ernſte geſprochen habe. Darum rathe ich euch, denkt an euer Heil und rettet euch durch die Flucht.“ Der Sachſe ließ ſogleich den Habicht fahren und berichtete ſeinen Freunden, was er vernommen hatte. Dieſe wurden ganz aufgebracht, konnten ſich aber doch ſo ſchnell nicht einen, was ſie nun zu thun hätten.

Im ſächſiſchen Lager war damals unter den älteren Kriegsleuten ein ſchon ergrauter Mann, der aber nach Muth und Körperkraft noch im jugendlichen Alter zu ſtehen ſchien. Er hieß Hathagat, wurde aber um ſeiner vielen guten Eigenſchaften willen gewöhnlich der Vater genannt. Dieſer ergriff das Heiligthum, welches die Sachſen mit ſich führten, nämlich das Bild eines Löwen und einer Schlange mit einem fliegenden Adler darüber, und um ſeinen Muth und ſeine Klugheit zu bezeugen und die Feſtigkeit ſeines Sinnes ſeinen Genoßen darzulegen, ſprach er: „Bis jetzt habe ich unter den Sachſen gelebt und bin unter ihnen alt und grau geworden, aber noch niemals habe ich einen Sachſen fliehen geſehen, und warum ſoll ich denn jetzt lernen, was ich noch nicht gelernt habe? Ich verſtehe es zu kämpfen, aber nicht zu fliehen und kann es nicht: wenn das Geſchick mir nicht ferner zu leben geſtattet, ſo möchte ich wenigſtens, was mir das Liebſte wäre, mit meinen Freunden zuſammen ſterben. Als Beweiſe der Mannhaftigkeit, die wir von unſern Vätern ererbt haben, liegen hier um uns zerſtreut die Leichen unſerer Freunde, welche lieber ſterben als beſiegt werden, lieber ihre Seele, als einen Fußbreit Landes vor den Feinden aufgeben wollten. Aber wozu ſoll ich ſo lange vor euch von Todesverachtung reden? Laßt uns losbrechen gegen

die, welche jetzt ſich ſicher wähnen, zum Gemetzel, nicht zum Kampfe: ſie ſind ermüdet von dem heutigen Treffen und wegen der Friedensverabredung ohne Beſorgnis und deshalb auch wahrſcheinlich ohne Wachen. Laßt uns herfallen über die Schlaftrunkenen, die nichts Böſes ahnen, die Anſtrengung iſt gering und der Erfolg herrlich! Folgt mir als eurem Führer, und mein graues Haupt ſtelle ich euch zum Pfande, daß es geſchehen wird, wie ich vorhergeſagt habe."

Dieſe Worte beſtimmten die Sachſen in ihrem Entſchluße, ſie verwandten noch einige Zeit darauf ſich etwas zu erfriſchen und mitten in der Nacht, wo der Schlaf am tiefſten iſt, ergriffen ſie dann auf ein gegebenes Zeichen ihre Waffen. Sie erſtiegen die Mauern, die ohne alle Bewachung waren, und ſtürzten mit gewaltigem Geſchrei in die Stadt. Die Thüringer ſuchten theils ihr Heil in der Flucht, andere irrten wie Trunkene über die Mauern und die Straßen der Stadt umher, Andere geriethen unter die Sachſen, indem ſie dieſelben für die Ihrigen hielten. Die Sachſen tödteten aber alle erwachſenen Männer und die jüngeren bewahrten ſie für die Knechtſchaft auf. Es war eine ſchreckliche Nacht voll Geſchrei, voll Gemetzel und Raub, und kein ruhiger Ort in der ganzen Stadt, bis die Morgenröthe aufgieng und den blutloſen und doch ſo blutigen Sieg der Sachſen beleuchtete. Die Vollendung des Sieges wäre der Tod oder die Gefangenſchaft des Königs Irminfried geweſen, aber es ergab ſich, daß er mit Frau und Kindern entronnen war.

Als der Morgen anbrach, ſtellten die Sachſen am öſtlichen Thor einen Adler auf und erbauten einen Siegesaltar, und verehrten dann ihre heimatlichen Götter nach der Sitte ihrer Väter. Der eine dieſer Götter iſt Irmin, der dem Namen nach mit dem Hermes der Griechen verwandt iſt, aber in helden-

mäßiger Rüstung erschien wie Herakles und nach Osten blickte. Wenn die Sachsen dagegen den Wodan darstellten, so gaben sie ihm keine Waffen. Das Wort Irmin brauchten übrigens die Sachsen zum Lobe und zum Tadel auch noch lange nachher, als sie schon Christen waren und die Bedeutung ihrer alten Götter längst vergessen hatten. Drei Tage hindurch verherrlichten sie so den Sieg und theilten die Beute und feierten das Leichenbegängnis der Gefallenen. Sie erhoben ihren Anführer in ihrem Lobe bis zum Himmel und sagten, daß ihm eine göttliche Wissenschaft der Weissagung einwohne, und daß ihm allein der Sieg zuzuschreiben wäre. Dieß geschah aber alles am letzten Tage des Septembermonats und die Feier dieses Tages wurde hernach durch ein Gebot der Kirche in eine Zeit der Fasten und Reden verwandelt und blieb so bis ins sechszehnte Jahrhundert.

Als dieß geschehen war, kehrten die Sachsen zu Dieterich ins Lager zurück und wurden von ihm freundlich aufgenommen und um ihrer Tapferkeit willen gerühmt. Alsdann erhielten sie das Land zum Lohne als ewiges Besitzthum und wurden Freunde und Bundesgenossen der Franken genannt. Ihr erstes Geschäft war nun, die Stadt, welche sie während der Nacht möglichst vor Brand geschützt hatten, völlig wieder aufzubauen.

Aber dem Dieterich lag es schwer auf dem Herzen, daß Irminfried noch lebte und deshalb ersann er eine List ihn umzubringen. Er ließ ihn zu sich rufen und gieng dann zu Iring, um ihn durch Geschenke und Ehrenstellen in seinem Reiche zu bewegen, daß er seinen ehemaligen König Irminfried tödtete, so jedoch, daß Niemand merken könnte, Dieterich selbst hätte die Hand dabei im Spiele gehabt. Iring weigerte sich lange, endlich ward er durch die trügerischen Versprechungen überwältigt und versprach den Plan auszuführen. Irminfried kam

und warf ſich dem Dieterich zu Füßen; aber Iring, der als Waffenträger des Königs Dieterich daneben ſtand, zog ſein Schwert und tödtete ſeinen Herrn, der am Boden lag. Sobald dieß geſchehen war, ſprach der König Dieterich zu ihm: „Durch ſolche Greuelthat biſt du ein Abſcheu aller Menſchen geworden; darum weiche von uns, der Weg ſteht dir offen; denn wir wollen keinen Theil haben an deiner Frevelthat.“ Iring erwiederte: „Mit Recht bin ich ein Abſcheu aller Menſchen geworden, weil ich mich durch deine trügeriſchen Verſprechungen habe verleiten laßen; bevor ich jedoch von hier gehe, will ich die Schandthat ſühnen und meinen Herrn rächen.“ Und, wie er daſtand mit noch entblößtem Schwerte, ſchlug er dem Dieterich die Todeswunde, faßte dann den Leichnam ſeines Herrn und legte ihn über denjenigen des Dieterich, damit doch wenigſtens im Tode der die Oberhand hätte, der im Leben nicht hatte widerſtehen können. Die Franken wollten herzudringen; allein Iring bahnte ſich den Weg mit ſeinem Schwerte. Der Ruhm dieſer That erſcholl rings umher und zur Verherrlichung des Iring wurde die Milchſtraße am Himmel die Iringsſtraße genannt.

4. Die Eintheilung der Sachſen.

Die Sachſen lebten in dem neu eroberten Lande lange in Frieden und hatten zuerſt Freundſchaft mit den Franken. Ein Theil der eroberten Felder ward unter ihre Freunde und Freigelaßenen, die mitgezogen waren, vertheilt. Die Ueberbleibſel des früheren Volkes erhielten auch einen kleinen Theil, von welchem ſie Abgaben bezahlen muſten. Daher zerfällt auch das ganze Volk der Sachſen wie in drei Stämme, ſo auch in drei Stände außer denjenigen der Sklaven. Auch haben drei Fürſten die Anführung im Kriege und berufen deshalb zu beſtimm-

ten Zeiten den ganzen Heerbann der drei Stämme, welche der öſtliche Stamm, die Angrarier und die Weſtfalen genannt werden. Wenn aber ein allgemeiner Krieg ausbricht, ſo wird ein Anführer durchs Loos gewählt, und ihm ſind dann in der Leitung und Führung des Krieges Alle unterthan. Wenn der Krieg beendet iſt, ſo lebt ein Jeder wieder nach gleichem Recht und Geſetz, zufrieden mit ſeiner eigenen Macht. Am öſtlichen Ufer der Bode wohnen auch Sueven, welche damals ſich dort niederließen, als ein Theil der Sachſen mit Alboin und den Langobarden nach Italien zog (vgl. Nr. 6. der Sachſen). Darum leben auch dieſe Sueven nach andern Geſetzen, als die Sachſen. Später erfuhren aber die Sachſen von den Franken abwechſelnd Freundſchaft und Feindſchaft, bis Karl der Große ſie völlig unterwarf und mit dem großen fränkiſchen Reiche vereinigte.

Einige haben auch die Vermuthung aufgeſtellt, daß sala ſo viel heiße wie Genoſſe und mit dem engliſchen fellow übereinſtimme und daß dann die Weſtfalen die weſtlichen Genoſſen des ſächſiſchen Stammes wären und die Oſtfalen die öſtlichen und die Engern in ihrer Mitte lebten; doch das können wir nicht genau mehr wiſſen. Auch können wir nicht ſicher beſtimmen, wie weit die Grenzen dieſer Stämme gegangen ſind. Einige ſagen, daß die Ems die Grenze geweſen ſei der Weſtfalen und Engern, und daß die Engern von da bis an die Weſer gewohnt hätten, der Strich aber von der Weſer bis zur Elbe der Oſtfalen Eigenthum geweſen ſei.

Zwar hatten alle drei Stämme der Sachſen Gemeinſchaft unter einander und beriethen ſich alljährlich über das Wohl des ganzen Volkes zu Marklo an der Weſer; aber ſonſt kümmerten ſie ſich nicht viel um einander, ſondern meiſtens hatte jeder der drei Stämme Krieg oder Frieden, je nachdem er ſelbſt wollte

und es ſind nur nicht viele Fälle bekannt, daß ſie zuſammen gehandelt haben. Darum konnte ſie auch Karl der Große nachher eher bezwingen, weil nicht das ganze Volk auf einmal gegen ihn in Waffen ſtand, ſondern meiſt nur ein einzelner Theil.

5. Die Seeräuberei der Sachſen.

Die Sachſen, welche am Meere wohnten, waren in alten Zeiten gefürchtet wegen ihrer Seeräuberei. Von dieſer und von ihren Schiffen macht uns ein Schriftſteller jener Zeit der Völkerwanderung folgende Beſchreibung: So viele Anderen du auf den gebogenen (d. h. ſich in der Mitte ſenkenden) Meerarmen (Kanälen) der Sachſen erblickſt, ſo viele Erzſeeräuber ſiehſt du: denn alle ohne Ausnahme lehren und lernen den Seeraub. Deßhalb möge ſich Jeder hüten, der zur See fährt: denn dieſer Feind iſt ſchrecklicher als irgend ein anderer. Er greift dich an, ohne daß du es erwarteſt, und biſt du doch auf ſeinen Angriff vorbereitet, ſo entweicht er zuweilen ſchnell wieder; oft aber verachtet er alle Hinderniſſe und ſchlägt nieder, was ſich ihm entgegenſtellt. Wen er verfolgt, den erhaſcht er, und wen er flieht, dem entkommt er. Schiffbrüche üben ihn und ſchrecken ihn nicht; denn er kennt das Meer nicht bloß, ſondern iſt auch völlig mit ihm vertraut. Weil der Steuermann die, welche überfallen werden ſollen, nicht an die Küſte denken läßt, ſo benutzt der Sachſe dieſe Gelegenheit, die ihm günſtig ſcheint, und treibt ſich am liebſten unter Klippen und auf ſtürmiſchem Meere umher, weil er dann ſeine Beute um ſo eher zu erhaſchen hofft. Bevor aber die Sachſen nach ausgeführtem Raube die Anker zur Heimkehr lichten, pflegen ſie den zehnten ihrer Gefangenen den Göttern zum Opfer darzubringen und werfen mit ſcheinbarer Billigkeit gegen alle Gefangene ohne Unterſchied über ſie das Loos. Wenn das Opfer gefallen iſt, ſo halten ſie ihr

Gelübde für gelöst und die Götter für befriedigt, und fahren fröhlich zur Heimat.

Ein solches Raubschiff oder Myoparo war ein schlank gebautes Schiff aus starken Weiden geflochten, dessen Wände durch Rinderhäute dicht gemacht waren. Sie waren leicht und beweglich, so daß sie selbst leicht über das Land hinweggebracht werden konnten, wenn etwa die Sachsen vom Meere aus einen Fluß hinaufgefahren waren und sich von diesem in einen andern begeben wollten.

6. Rückkehr der Sachsen aus dem Langobardenzuge in ihre Heimat.

Mit Alboin, dem Langobardenkönige, waren auch viele Sachsen nach Italien gewandert, aber es gefiel ihnen da auf die Dauer nicht; denn sie wollten nach ihren eigenen Rechten und Gesetzen leben und die Langobarden gaben das nicht zu. Darum entschloßen sich die Sachsen wieder heimzukehren und ihren Weg über Gallien zu nehmen. Sie fiengen aber ihre Rückkehr damit an, daß sie ins Frankenreich in Gallien einbrachen und weit und breit Alles plünderten und verheerten. Da fielen die Franken bei Nacht über sie her, während die Sachsen nichts Arges ahnend in tiefem Schlummer lagen, und erwürgten eine große Zahl. Am Morgen erst konnten sich die noch übrigen Sachsen sammeln und ihren Feinden ein Treffen anbieten, allein durch gemeinschaftliche Uebereinkunft ward da Friede und Versöhnung geschloßen.

Einstweilen kehrten die Sachsen nach Italien zurück mit ihren Weibern und Kindern, entschloßen sich aber dann aufs

*) Vergl. Nr. 10. der Langobarden; Alboins Zug nach Italien.

neue durch Gallien heimzukehren. Aber um ſicherer zu gehen, wollten ſie den Frankenkönig Siegbert um Aufnahme bitten, weil ſie hofften, daß der ſie auf der Heimkehr durch ſein Land beſchützen würde. Sie theilten ſich in zwei Haufen, welche beide keilförmig vordrangen. Weil es aber gerade die Zeit der Ernte war, ſammelten ſie das Getreide ein und aßen es und gaben auch ihren Thieren davon. So raubten ſie wiederum Alles, was ſie fanden und enthielten ſich auch nicht von Brandſtiftung. Als ſie auf dieſe Weiſe an den Rhonefluß gekommen waren, welcher die Grenze des fränkiſchen Reiches ausmachte, traten ihnen wiederum fränkiſche Schaaren in großer Menge entgegen. Sie geriethen in große Furcht und baten deshalb die Franken, ſie möchten von ihnen Goldmünzen annehmen und ſie dann ungehindert über den Fluß gehen laßen. Dieß thaten jene und ſo kamen die Sachſen hinüber. Auf ihrem weiteren Zuge betrogen ſie auch viele Franken, welchen ſie Erzſtäbe für Gold verkauften. Dieſe Stäbe waren nämlich ſo vergoldet, daß ſie das Anſehen von geprüftem und bewährtem Golde hatten. Als ſie beim Könige Siegbert anlangten, erlaubte ihnen dieſer in ihre frühere Heimat zurückzukehren.

Als ſie aber nun in ihr Vaterland kamen, fanden ſie daſſelbe von den Sueven und anderen Völkerſchaften beſetzt. Sie wollten nun ſofort dieſe vernichten und verjagen. Aber die Sueven boten ihnen den dritten Theil des Landes an und ſagten: „Laßt uns doch lieber hier ruhig zuſammenleben und uns vertragen.“ Die Sachſen wollten nicht, da boten ihnen die Sueven die Hälfte. Als ſie auch dieſe ablehnten, boten ſie ihnen zwei Drittel und verlangten für ſich nur ein Drittel. Endlich boten ſie ihnen außer dem Boden auch noch das Vieh an, wenn ſie nur keinen Krieg anfangen wollten. Aber die Sachſen wollten ſich auch dabei noch nicht beruhigen, ſondern

verlangten den Kampf, und bevor ſie zum Kampfe giengen, beſtimmten ſie, wie ſie die Frauen der Sueven unter ſich vertheilen wollten. Allein es gelang ihnen nicht, wie ſie erwartet hatten; denn in dem Kampfe wurden zwanzigtauſend von ihnen getödtet, und die Sueven verloren nur vierhundert und achtzig. Darauf gelobten ſechstauſend Sachſen, welche übrig geblieben waren, niemals wieder Bart und Haupthaar zu ſcheeren, bis ſie ſich an den Sueven gerächt hätten. Als ſie aber noch einmal angriffen, wurden ſie wieder überwältigt und verhielten ſich von da an ruhig.

7. Chlothars Kampf gegen die Sachſen.

Als alle anderen Söhne Chlodwigs geſtorben waren, beſaß Chlothar I. allein das ganze Frankenreich. Er hatte ſich ſchon früher die Sachſen tributpflichtig gemacht; aber dieſe empörten ſich und wollten den Tribut nicht mehr zahlen. Deshalb zog Chlothar gegen ſie; aber als er noch nicht die Grenzen ihres Gebietes betreten hatte, ſchickten die Sachſen Geſandte, welche ihn um Frieden bitten ſollten. Sie ſprachen: „wir wollen dir ja gern gehorchen und dir Alles bezahlen, wie auch vordem; nur eins gewähre uns, überzieh uns nicht mit Krieg, daß nicht unſer Volk ſo viel leiden müße.“ Chlothar erwiderte darauf: „dieſe Leute reden nicht übel, wir wollen nicht weiter gegen ſie vorwärts dringen.“ Aber die Franken ſagten: „die Sachſen ſind ein treuloſes Volk und werden doch nicht halten, was ſie verſprochen haben. Laß uns nur weiter ziehen.“ So zogen ſie weiter ins Sachſenland hinein; aber die Sachſen ſchickten neue Boten und ſprachen: „wir wollen euch ja Alles gern geben, unſer Vieh und unſere Habe, nur laßt uns unſere Weiber und unſere Kinder frei und erregt keinen Krieg.“ Die Franken wollten ſich aber dabei nicht be-

ruhigen und drangen vorwärts. Da ſprach Chlothar wiederum: „Laßt ab, zieht nicht weiter, laßt uns ſie nicht zur Verzweiflung reizen. Wenn ihr aber doch nicht ablaßen wollt, ſo ſage ich euch, daß ich wenigſtens zurückbleibe.“ Da ſtürzten die Franken zornig über den König Chlothar her, zerrißen ſein Zelt und ſchmähten ihn, und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er nicht weiter mit ihnen zöge. So muſte Chlothar wider ſeinen Willen mit ihnen gehen.

Die Sachſen aber kamen heran und es entſpann ſich ein entſetzlicher Kampf, in welchem von beiden Seiten viele Menſchen getödtet wurden. Endlich neigte ſich der Sieg auf die Seite der Sachſen, die für ihre Heimat kämpften und Alles, was ihnen theuer war. Chlothar muſte nun von ihnen Frieden bitten und ſagte, daß er nur ungern gegen ſie gekämpft, daß aber die Franken ihn gezwungen hätten. Die Sachſen bewilligten den Frieden und Chlothar kehrte zurück; aber Tribut erhielt er hinfort nicht mehr.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe bekriegten ſich die Franken und Sachſen oft. In früherer Zeit haben ſie wahrſcheinlich Freundſchaft gehabt; aber das Chriſtenthum der Franken hatte ſie mit den heidniſchen Sachſen verfeindet. Als im ſiebten Jahrhundert das Frankenreich ſo ganz zerrüttet war, hätten die Sachſen dasſelbe leicht über den Haufen werfen können; aber wie ſich ſchon ihre Voreltern unter Armin begnügt hatten, den eigenen Boden rein zu halten von fremden Eindringlingen, ſo waren auch die Sachſen zufrieden mit ihrer Heimat, mit ihrer Religion, ihren Sitten und Bräuchen und führten nur Kriege zur Vertheidigung und nicht zum Angriff.

8. Die erſten Miſſionarien aus England bei den Sachſen.

Einer der angeſehenſten Geſchichtſchreiber des achten Jahrhunderts, der in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche Beda der Ehrwürdige heißt, erzählt uns Folgendes von den Bekehrungsverſuchen bei den Sachſen.

Gegen das Ende des ſiebten Jahrhunderts, als bei den Angelſachſen in England das Chriſtenthum ſchon mehr und mehr durchdrang, giengen zwei Männer von dort nach Altſachſen, um auch den Bewohnern des alten Sachſenlandes das Licht des Evangeliums zu bringen. Als ſie das Land der Sachſen betraten, gelangten ſie bald an die Wohnung eines Landmannes, und baten ihn, daß er ſie zu dem Adaling ſeines Gaues führen ſollte, weil ſie dieſem eine Sache von großer Wichtigkeit mitzutheilen hätten. Denn die Sachſen haben nicht einen König, ſondern ihr Land theilt ſich in verſchiedene Gaue und über jedem derſelben ſteht ein beſonderer Adaling. Wenn nun ein Krieg ausbricht, ſo werfen ſie unter einander das Looß, und welchen von den Edeln dieß trifft, dem folgen ſie alle bereitwillig zum Kampfe; wenn aber der Krieg beendet iſt, ſo tritt der Anführer in die Reihe der andern Edeln zurück und alle haben wieder gleiche Macht. Der Sachſe nun nahm die Miſſionare auf und verſprach ihnen, daß er ſie zu dem Adaling führen wollte, doch vorher lud er ſie ein einige Tage bei ihm zu verweilen. Bald erfuhren aber die Umwohner, daß dort Fremde wären, die eine andere Religion bekennten, als die heimatliche der Sachſen, und darum wurden die Fremden verdächtig; denn die Sachſen meinten, wenn jene beiden fremden Männer zu dem Adaling giengen und mit ihm redeten, ſo würden ſie ihn von ſeinen heimatlichen Göttern entfremden und zu dem neuen Glauben der chriſtlichen Lehre hinüberziehen und

dann würde er allmälig auch ihren ganzen Gau zwingen die von den Vorfahren überkommene Verehrung der heimatlichen Götter aufzugeben, und der neuen Lehre und den neuen Göttern zu dienen. Um dem zuvorzukommen, giengen ſie zu dem Hauſe ihres Landsmannes und zwangen ihn ſeine Gäſte ihnen auszuliefern. Dann tödteten ſie die Fremdlinge und warfen die Leichen in den Rhein. Das geſchah am 3. October 695.

9. Die Predigt Lebuins an die Sachſen.

Von dem Heidenbekehrer Lebuin wird uns alſo erzählt.

Als die Sachſen noch alle Heiden waren, erbarmte es ihrer den frommen Lebuin in England. Er fuhr übers Meer und kam nach Trajectum (Utrecht) und dort erzählte er dem Biſchofe Gregor, daß er den Heiden das Chriſtenthum predigen wollte. Gregor wies ihm darauf an der Grenze des Franken- und Sachſenlandes eine Wohnſtätte an, nahe an der Yſſel im Süden der Stadt Deventer, daß er dort wie ein kräftiger und ſicherer Markſtein beider Völkerſtämme wäre und beiden zum Heile gereichte. Lebuin predigte unermüdlich und hatte bald einen Haufen von Chriſten um ſich verſammelt, welche ihm auch eine kleine Kirche bauten im Weſten der Yſſel. Als aber die Zahl immer mehr anwuchs, ward ſchon am rechten Ufer des Fluſſes eine Kapelle erbaut. Das verdroß aber die Heiden, die bei ihren heimiſchen Göttern bleiben und von dem Chriſtengotte nichts wiſſen wollten, und ſie beſchloſſen die Kirche zu zerſtören. So geſchah es und Lebuin rettete ſich nur mit Mühe vor ſeinen Feinden.

Aber der muthige Mann ließ darum doch nicht ab, ſondern er beſchloß noch weiter oſtwärts zu den Sachſen zu dringen. Dieſe lebten als Heiden für ſich frei und unabhängig, und kannten weder einen einzigen Gott des Himmels, noch

wollten ſie einem einzigen Herrn auf Erden gehorchen. Sie waren in drei Stände eingetheilt. Der erſte derſelben hieß in ihrer Sprache die Edlingen, der andere Frilinge, der dritte die Laſſen, d. h. Adlige, Freie und Leute. Ein jeder Gau aber hatte, je nachdem wie er beſchloß, einen Fürſten. Zu einer feſtgeſetzten Zeit, einmal im Jahre, wurden in den einzelnen Gauen je zwölf Männer gewählt, von jedem Stande beſonders, und die alſo Gewählten kamen dann mitten im Sachſenlande zuſammen, am Weſerfluße bei Marklo*) und hielten dort eine allgemeine Berathung und entſchieden über das, was dem Lande Noth thäte. Mochte es Krieg ſein oder Friede, nichts hielt die Männer ab, da zuſammenzutreten.

Da nun Lebuin erfuhr, daß dieſe Zuſammenkunft bevorſtünde, zog er auch dahin und gedachte für ſeine Zwecke zu wirken. In der Nähe kehrte er bei einem Manne ein, Namens Folkbert, dem er ſchon von früher her ein lieber Freund war. Nachdem Folkbert ihn freundlich aufgenommen und bewirthet hatte, ſprach er zu Lebuin: „Ich freue mich, daß du zu mir gekommen biſt und meine widerholte Bitte erfüllt haſt; aber nun ſage mir auch, wohin du weiter zu gehen gedenkſt und was du vor haſt.“ Der fromme Mann antwortete: „So Gott will, habe ich vor die große Verſammlung der Abgeordneten des ſächſiſchen Volkes zu beſuchen.“ Aber Folkbert erwiderte ihm: „Ich weiß, daß viele dir nach dem Leben ſtehen; darum bitte

*) Marklo will ſagen was Silva Marciana, dunkler Wald, und die Heiligkeit des Waldes iſt der feierlichen allgemeinen Jahresverſammlung angemeßen. Wo der Ort lag, ſcheint nur unſicher ermittelt. Man glaubt unweit Hoya bei Markennah und dem Heiligenleh daſelbſt. So urtheilt Jacob Grimm, Andere ſagen, Marklo ſei das jetzige Le im Amte Nienburg.

ich dich, wende dich anderswohin; geh wieder heim oder bleib hier bei einem anderen deiner Freunde, damit du nach der Verſammlung ſicher wieder zu mir kommen kannſt.“ Lebuin aber blieb ſtandhaft und erwiderte: „ich kann und darf dem Gebote nicht unfolgſam ſein, welches Chriſtus mir ſelber auferlegt hat.“ Bekümmert entgegnete ihm ſein Wirth: „ich fürchte für dein Leben.“ Aber der Apoſtel ſprach getroſt: „Gott wird mein Helfer ſein.“ Als ſein Wirth dieſen feſten Entſchluß ſah, drang er nicht mehr in ihn, ſondern fügte ſich betrübten Herzens in das was ihn die größte Gefahr deuchte.

Als nun die Zeit herangekommen war, erſchienen von allen Seiten die Abgeordneten und auch Lebuin trat hinzu in voller prieſterlicher Kleidung, mit einem Kreuze in der Hand. Die Verſammlung der Abgeordneten des ſächſiſchen Volksſtammes war aber am allermeiſten von dem Gedanken erfüllt, die Einrichtungen und Sitten ihrer Väter zu bewahren und namentlich auch ihre Religion zu ehren, ihren Göttern Opfer darzubringen und ihre Gelübde zu löſen. Als das Lebuin ſah, trat er hervor und erhob plötzlich ſeine gewaltige Stimme und ſprach: „Höret mich, Alle, die ihr hier zuſammen gekommen ſeid, aber nicht ſo ſehr mich, als den, in deſſen Auftrage ich hier zu euch rede.“ Verwundert blickten Alle auf und überraſcht von der Kühnheit des Mannes ſchwiegen ſie ſtill und hörten ihn weiter an. Darum ſprach er weiter: „Höret und wißet, Gott der Herr iſt Schöpfer Himmels und der Erde, des Meeres und Alles, was darinnen iſt. Er iſt der alleinige Gott und kein anderer außer ihm. Die Bilder, welche ihr Götter zu ſein wähnt und welche ihr in thörichtem Sinne verehrt, ſind nichts als Holz und Stein und Metall; ſie leben nicht und regen ſich nicht und fühlen nicht, denn ſie ſind die Werke der Menſchen und können weder ſich ſelbſt, noch Anderen helfen. Gott, der

allein gut, allein gerecht iſt, der ſich erbarmt über euch und euren traurigen Irrthum, hat mich zu euch geſandt, daß ihr ihn bekennen mögt in aufrichtigem und wahrem Glauben. Denn wir ſind ſeine Geſchöpfe und in ihm leben, weben und ſind wir. Wenn ihr aber nicht glauben wollt an ihn und euch nicht taufen laßen wollt auf ſeinen Namen, ſo wird er über euch einen mächtigen König ſchicken, nicht aus der Ferne, ſondern aus der Nähe, der mit Schwert und Brand euer Land verheeren, einen Theil von euch tödten und einen andern auf immer von eurem Vaterlande verbannen wird. Eure Weiber und eure Kinder wird er zu Sklaven machen und überall hin zerſtreuen, und die Wenigen von euch, die übrig bleiben, werden mit Angſt und Trübſal unter ſeinem Joche leben."

Ueber ſolche Rede ergrimmten die Sachſen und ſprachen: „ſiehe das iſt der Verführer, der Feind unſerer Heiligthümer, der Religion unſerer Väter und unſeres ganzen Vaterlandes. Er iſt in unſere Gewalt gegeben und ſoll nun mit ſeinem Blute ſeinen Frevel büßen." Sie rißen Pfähle aus den Umzäunungen und wollten, wie man ſonſt mit Steinen zu Tode werfen pflegt, ſo Lebuin mit dieſen Pfählen tödten. Aber er entfloh glücklich und es geſchah ihm kein Leid. Einige waren auch unter ihnen, die ſich zu der neuen Lehre hinneigten und von dieſen redete Einer, Namens Buto, von einem erhöhten Orte aus alſo zu ihnen: „Meine Freunde, es ſind hier häufig Abgeſandte zu uns gekommen von den Nordmannen, von den Slaven, von den Frieſen. Wir haben ſie alle im Frieden aufgenommen, haben ihre Botſchaft angehört; wir haben ſie, wie billig, als Geſandte geehrt, und reich beſchenkt in ihre Heimat wieder entlaßen. Nun kommt zu uns ein Mann, wie er ſagt, im Auftrage ſeines Gottes und will uns zu unſerem Heile predigen und wir nehmen ihn nicht allein nicht auf, ſondern wir

verachten und mishandeln ihn und bedrohen ihn sogar mit dem Tode. Hüten wir uns, daß das nicht eintreffe, was er uns vorherverkündigt hat."

Diese Worte besänftigten die Gemüther und brachten die Sachsen zum Nachdenken. Sie beschloßen einstimmig, daß Lebuin von keinem Menschen verletzt werden sollte, sondern ungefährdet überall reisen dürfte. So predigte denn Lebuin; aber es wollte ihm nicht gelingen, die Gemüther der Sachsen den Göttern ihrer Väter und ihrer Heimat zu entfremden.

Dieß kam hauptsächlich daher, weil die Sachsen nicht, wie die andern deutschen Völkerstämme auswanderten, sondern ruhig daheim blieben in den Wohnsitzen ihrer Väter, wo ihre heiligen Haine standen und die Verehrung und die Scheu vor den alten Göttern immer lebendig in ihnen erhielten.

10. Die Friesen und ihre Lebensweise.

Nordwestlich vom Lande der Sachsen wohnten an der Küste der Nordsee die Friesen und auch sie nahmen nicht Theil an den Wanderungen, sondern beharrten ruhig in ihren alten Sitzen. Als die östliche Grenze derselben wird uns Fostesland, d. i. Helgoland genannt, im Westen dehnten sie sich aus bis zu den Mündungen des Rheins, im Süden aber erstreckten sie sich nicht tief ins Land hinein. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der Ursprung ihres Namens mit dem Worte frei verwandt ist: aber an Gewisheit fehlt es uns.

Von ihrem Lande und ihrer Lebensweise macht uns Plinius, ein alter Römer des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, eine düstere Beschreibung, die aber, wenn vielleicht auch etwas zu grau geschildert, im Ganzen doch den Stempel der Wahrheit trägt, und auch noch wohl für die nachfolgenden Jahrhunderte gelten mag, so daß ich sie hierher setze. Er sagt:

„Der unermeßliche Ocean läßt hier zweimal in dem Zeitraum eines Tages und einer Nacht seine Gewäßer anſchwellen*) und zweimal wieder ablaufen und offenbart uns dadurch den ewigen Kampf des Flüßigen und Starren, ſo daß es zweifelhaft iſt, ob die Wohnung der Frieſen dem Waßer oder dem Lande angehört. Dort wohnt das arme Volk auf Hügeln, welche entweder die Macht der Natur oder die Arbeit ihrer Hände nach ihrer Erfahrung von der Höhe der Fluten aufgeworfen hat. Während die Gewäßer das Land bedecken, ſind die Bewohner in ihren armſeligen Hütten den Schiffenden zu vergleichen; wenn ſie aber wieder abgelaufen ſind, den Schiffbrüchigen; dann ſuchen ſie die Fiſche zu erhaſchen, welche mit den rückſtrömenden Gewäßern das Meer wieder zu erreichen ſtreben. Ihnen wird kein Vieh zu Theil, auch leben ſie nicht von Milch, wie ihre Grenznachbarn, nicht einmal jagen ſie dort das Wild; denn es fehlt ihnen alles Gebüſch. Aus Rohr und Schilf flechten ſie Netze zum Fiſchfang. Den Schlamm faßen ſie mit den Händen und drücken ihn zuſammen und trocknen ihn dann mehr durch die Winde als an der Sonne. Dann zünden ſie ihn an und kochen ſo ihre Speiſen und erwärmen ihre Glieder, welche der kalte Nordwind durchſchauert. Ihr Getränk iſt nur das Regenwaßer, welches ſie in Gruben vor ihren Häuſern auffangen. Und ſolche Menſchen wagen es zu behaupten, daß ſie Knechte ſeien, wenn ſie dem römiſchen Volke gehorchten.“

Noch heute bemerkt man an den frieſiſchen Küſten der Nordſee, daß oft ganze dem Meere nahe gelegene Dörfer, namentlich aber die Kirchen auf Anhöhen liegen, die durch ihren

*) Die Erſcheinung der Ebbe und Flut iſt dem Römer auffallend, weil ſie im Mittelmeere, wie in allen eingeſchloßenen Meeren nur in ſehr geringem Maße und kaum ſichtbar ſich zeigt.

Namen andeuten, daß nicht die Natur, ſondern menſchliche Arbeit und Fleiß ſie geſchaffen hat. Sie heißen Warfen, d. i. aufgeworfene Hügel. Die Bedeutung dieſes Wortes Warf iſt aber ſehr ausgedehnt; denn weil auch Volksverſammlungen und Gerichte an ſolchen erhöhten Stellen gehalten wurden, ſo heißt das Gericht ſelbſt ſchlechtweg Warf.

Wenn aber auch dieſe Hügel oder Warfe noch vorhanden ſind, ſo würde doch der des frieſiſchen Landes Unkundige ſchwerlich auf den erſten Blick in der jetzigen Beſchaffenheit des Nordſeerandes die Beſchreibung des römiſchen Naturforſchers wieder erkennen. Von der Mündung der Elbe die Küſte entlang bis in Holland zieht ſich das fruchtbarſte, blühendſte Land, das vom Fette trieft. Dieß bewirkten die Frieſen und ihre ſtammverwandten Nachbarn durch einen geldenne höp (einen goldenen Reifen, wie die Frieſen es in ihrer Sprache nannten), den ſie um ihr Land legten, nämlich einen hohen Damm oder Deich, der den Fluten, die an ihm ſich brachen, den Eintritt wehrt in das reich geſegnete Land. Aber viele Jahrhunderte vergiengen darüber, ehe dieß gewaltige Werk genügte und oftmals, wenn Zwietracht ausbrach und über den kleinlichen Kämpfen der Parteiungen die Abwehr des einen gewaltigen Feindes, des grimmigen Elementes vergeßen wurde, durchbrachen die wilden Fluten zerſtörend den Schutzwall, den die Menſchen gegen ſie errichtet, aber nicht in Stand erhalten hatten. In ſolchen Zeiten verſchlangen die tobenden Gewäßer nicht bloß die Saaten, die Thiere, die Menſchen, ſondern das Land ſelbſt ward ihnen zur Beute und im Zuyderzee (Süderſee) in Holland, im Dollart auf der Grenze von Oſtfriesland und Holland ſchwimmt jetzt der Seefiſch, wo einſt die Menſchen ackerten und pflügten und ſich einer reichlichen Ernte erfreuten.

Die Frieſen führten häufige Kriege mit den Franken, na-

mentlich, als in dieſem Reiche die Hausmeier Pipin und Karl Martell mit ſtarker Hand die Zügel der Regierung lenkten und dieſe ſchon das Werk Karls des Großen begannen, die fränkiſche Herrſchaft und das Chriſtenthum zugleich über die benachbarten Völker auszudehnen. Es gelang den Frieſen nicht immer, ihnen mit Erfolg zu widerſtehen. Mehr jedoch, als das Schwert der Franken, richteten die Predigten der Miſſionarien aus.

11. Wilfried, der erſte Apoſtel bei den Frieſen.

Im Laufe des ſiebten Jahrhunderts war in England das Chriſtenthum faſt überall durchgedrungen und von da an begannen die Reiſen angelſächſiſcher Biſchöfe nach dem gegenübergelegenen Lande der Sachſen und Frieſen. Einer der erſten, die hinüberkamen, war Wilfried, der Biſchof von York. Er hatte aus ſeinem Vaterlande fliehen müßen, weil man ihm ſein Bisthum genommen hatte, um es an Andere zu geben, und wollte nach Rom. Im voraus aber war ſchon ein Plan gegen ihn gemacht, daß der Hausmeier Ebroin in Franken ihm auf ſeiner Durchreiſe einen Hinterhalt legen und ihn tödten ſollte. Aber Wilfried gelangte damals gar nicht hin; denn als er in ſeinem Schiffe mitten auf dem Meere war, faßte ihn ein heftiger Sturm und warf ihn an die Küſte des frieſiſchen Landes. Dort war Adgil König und dieſer nahm den Unglücklichen auf und beſchützte ihn, namentlich auch aus Haß gegen Ebroin. Als Wilfried nicht kam, überfiel Ebroin eines Tages einen andern, ruhig einherziehenden Biſchof, der nicht Wilfried, ſondern Wulfried hieß, in der Meinung den rechten zu erlangen. Als er dann hörte, daß er ſich geirrt hätte, ließ er überall nachforſchen und ſeine Boten kamen auch ins Frieſenland, um Wilfried zu ſuchen. Eben deshalb aber, weil Ebroin den Biſchof Wilfried tödten wollte, beſchützte ihn Kö-

nig Adgil Ebroin zum Trotz und geſtattete dem Biſchofe ſogar täglich den Frieſen das Chriſtenthum zu predigen. Die angelſächſiſche Mundart des Biſchofs Wilfried war von derjenigen der Frieſen nicht ſo ſehr verſchieden, ſie konnten einander wohl verſtehen; denn überhaupt konnten die verſchiedenen deutſchen Stämme in damaliger Zeit einander leichter verſtehen als jetzt, und ſelbſt Franken und Angelſachſen verſtanden einander noch im achten Jahrhundert. Aber auch bei dem Volke der Frieſen war Wilfried ſehr beliebt; denn er war ein hoher, achtunggebietender Mann und während ſeiner Anweſenheit ereignete es ſich, daß aller Erwerb der Frieſen geſegnet war. Der Fiſchfang war ergiebig und die Ernte des Jahres war über alle Maßen reich und die Frieſen ſchrieben dankbar Alles dieß der Anweſenheit des Biſchofs Wilfried zu. Dieſer predigte mit um ſo größerem Eifer und taufte ihrer viele. So war er der erſte aller jener Apoſtel, welche von da an in langer Reihe von dem Lande der Angelſachſen kamen und unter denen Lebuin und Willibrord, Winfried (Bonifacius) und Willehad ſich großen Ruhm erworben haben, weil ſie ſo unermüdlich trotz aller Gefahren dem innern Berufe ihres Herzens folgten und jene Länder dem Chriſtenthume eroberten. Aber ihre Eroberung war nicht eine zerſtörende durch Schwert und Feuer, durch Blut und Mord, wie diejenigen Karls des Großen, ſondern es war die friedliche und verſöhnende einer reinern Religion und einer höheren Bildung. Die Ankunft Wilfrieds im Friſenlande war im Jahre 677.

12. Foſitesland.

Als der heilige Willibrord, einer der eifrigſten Prediger des Chriſtenthums und auch wie ſein Vorgänger Wilfried aus angelſächſiſchem Stamme, im Friſenlande umherzog, kam er,

da wo ſich der frieſiſche und der däniſche Stamm berühren, zu einer Inſel, welche von den Bewohnern Foſtesland genannt wurde nach dem Gotte, deſſen Tempel auf dieſer Inſel ſtand. Dieſe ſtand bei den Heiden in ſo großer Verehrung, daß Niemand es wagte eins der dort weidenden Thiere anzurühren, ja ſelbſt aus der Quelle, die da hervorſprudelte, durfte Niemand anders als ſchweigend Waßer ſchöpfen. Als nun der heilige Mann durch ein Unwetter dahin verſchlagen ward, verweilte er einige Tage, bis die Stürme ſich legten und der Wind ihm günſtiger wehen möchte. Aber er achtete die thörichte Verehrung jenes Ortes wenig, und eben ſo wenig den zornigen Muth des Königs, welcher die Störer jenes Heiligthums zum grauſamſten Tode zu verurtheilen pflegte; Willibrord taufte an jener Quelle ſelbſt drei Menſchen, und ließ die Thiere, welche dort weideten, für ſich zum Eßen ſchlachten.

Die Heiden meinten, zur Strafe für dieſen Frevel würde nun gleich eine Raſerei über ihn kommen oder er todt niederfallen. Aber es geſchah Nichts dergleichen und deshalb liefen Einige ganz erſchreckt zum Frieſenkönige Radbod, der dort verweilte, um ihm zu erzählen, was ſie geſehen hatten. Dieſer ward auf das Heftigſte erzürnt gegen Willibrord und wollte die Beleidigung ſeiner Götter an dem frommen Manne rächen. Darum ließ er drei Tage hindurch zu drei verſchiedenen Malen das Looß über Willibrord und ſeine Begleiter werfen, aber niemals traf das Todeslooß den Prieſter oder irgend einen ſeiner Begleiter und darum ward auch keiner von ihnen Märtyrer, ſondern Radbod entließ ſie alle unverletzt. Beſonders aber fürchtete der Frieſenkönig den Hausmeier der Franken Karl Martell und wagte darum nicht dem Willibrord, welchen Jener ſelbſt geſandt hatte, Etwas zu Leide zu thun.

Lange Zeit hernach aber, als König Karl ruhig das Fran-

kenreich beherrſchte, kam ein anderer Bekehrer, Namens Liudger, nach Foſtesland und vollendete, was Willibrord begonnen hatte. Er hatte im Frieſenlande ſchon viele bekehrt, aber auf den Rath des Königs Karl wollte er nicht bloß die Heiden taufen, ſondern auch den Urſprung ihres Aberglaubens hinwegnehmen: darum gieng er mit einer Anzahl Begleiter hinüber und zerſtörte jenen Tempel des Foſite und baute an deſſen Statt eine chriſtliche Kirche, und die Bewohner der Inſel taufte er alle in der Quelle, in welcher ſchon Willibrord 50 Jahre vorher drei Menſchen getauft hatte. Von da an hieß die Inſel nicht mehr Foſtesland, ſondern helegland und jetzt Helgoland; denn Liudger ſtrebte, wie auch die andern Bekehrer der Heiden, die Gemüther derſelben dadurch der neuen Lehre geneigt zu machen, daß dem Orte, welchen ſie früher verehrt hatten, auch nachher ſeine Heiligkeit verblieb, und nur der Name des Foſite mußte weichen. Es dauerte auch nicht lange, ſo war der Name Foſite ganz verklungen. Liudger kam dahin im Jahre 785.

13. Der Frieſenfürſt Radbod entzieht ſich der Taufe.

Einer der unermüdlichſten Feinde der Franken und des Chriſtenthums war der Frieſenkönig Radbod: denn er hielt die neue Religion, welche ihm dieſe Feinde bringen wollten, für gleichbedeutend mit der Knechtſchaft. Aber auf die Dauer konnte er ſich gegen die überlegene Macht Karl Martells nicht mehr vertheidigen und nachdem Radbod erſt einen Sieg errungen hatte, ſchlug Karl Martell ihn bald darauf in dem zweiten Kampfe völlig aufs Haupt. So war denn Radbod gezwungen ſich der Uebermacht zu fügen und muſte ſelbſt verſprechen, daß er der heimatlichen Religion entſagen und ſich zur chriſtlichen bekennen wollte. Karl Martell ſchickte ihm den Biſchof Wulfram

von Sens und dieſer ſuchte den Friesenkönig im Chriſtenthume zu unterrichten. Nicht lange hernach ſollte das Feſt der Taufe ſtattfinden. Das Taufbad war ſchon bereit und Radbod hatte bereits ſeine Kleider abgelegt und den einen Fuß in das Taufbad geſetzt, um hineinzuſteigen, da wandte er ſich noch einmal zu dem nebenſtehenden Biſchof um und ſagte: „Noch eins muſt du mir beantworten, Biſchof, du haſt mir von Hölle und Himmel erzählt: wo ſind denn nun meine Vorfahren? Sind ſie im Himmel oder in der Hölle?“ Wulfram erwiederte: „ſie ſind nicht getauft und als Heiden geſtorben und darum ohne allen Zweifel der ewigen Verdammnis in der Hölle übergeben.“ Aber Radbod zog ſeinen Fuß zurück und ſprach: „ſo will ich denn lieber mit meinen Stammes- und Waffengenoßen zuſammen in der Hölle ſein, als mit euch Franken im Himmel!“ Darauf reiſte Wulfram wieder ab, Radbod aber ſtarb im folgenden Jahre 718.

Die Frieſen bewahren noch bis auf den heutigen Tag ein Andenken an dieſen König Radbod. Es gibt nämlich in Oſtfriesland in den jetzigen Aemtern Emden und Aurich Wege, die urſprünglich von ihm angelegt ſein ſollen. Ihr Name ſcheint auf ihn hinzudeuten, ſie heißen Conrebberswege, das iſt König Radbods Wege. Dabei iſt die Vermuthung aufgeſtellt, die ſehr Vieles für ſich hat, daß dieſe Wege dem berühmten Verſammlungsorte aller Frieſen, dem Upſtalsboome nicht weit von Aurich beim Dorfe Rahe zugeführt haben. Bis tief ins vierzehnte Jahrhundert hinein kamen dort die Abgeordneten der frieſiſchen Republiken zuſammen, um ſich gegenſeitig und gegen auswärtige Feinde den Frieden zu ſichern. — Im Amte Eſens an der Nordſeeküſte iſt ein Hügel, der Reppoldsberg genannt. Er iſt höher und überhaupt größer, als die gewöhnlichen Grabhügel, die man Hünengräber nennt, und die Sage erzählt, daß

dort König Radbod begraben ſei: aber über das Innere des Hügels ſind bis jetzt noch keine Nachforſchungen veröffentlicht. Wir müßen dabei feſthalten, daß uns in der Vorzeit der Frieſen verſchiedene Könige mit dem Namen Radbod genannt werden. Sowohl Karl Martell, als ſpäter ſein Enkel Karl der Große haben mit einem Könige Radbod Krieg geführt.

Zwar erzählen ſpätere frieſiſche Geſchichtenſchreiber uns Manches von dieſen alten Königen der Frieſen und aus noch viel früherer Zeit: aber dieſe Sagen ſind die eigenen Erfindungen der Geſchichtenſchreiber und ſtammen nicht aus alter Zeit. Alle Lieder der Frieſen ſind verklungen. Als Liudger, der von Karl dem Großen ſpäter zum Biſchof von Mimmigardeford (Münſter in Weſtphalen) eingeſetzt wurde, einmal das Land der Frieſen durchwanderte, von welchem auch zu ſeinem Sprengel ein Theil gehörte, fand er am weſtlichen Emsufer einen alten blinden Sänger, Namens Bernlef, der die Lieder von den Thaten des Frieſenvolkes und ſeiner Könige wuſte und ſang. Von dieſen Liedern iſt keins auf uns gekommen.

14. Das Wirken des Bonifacius.

Unter allen Heidenbekehrern, welche in jener Zeit das deutſche Land lehrend und predigend durchzogen, war Winfried, der um ſeiner wohlthätigen Wirkung willen den Namen Bonifacius erhielt, der unermüdlichſte. Namentlich widmete er ſeine Kraft den Thüringern und den Frieſen, deren heidniſcher Götzendienſt ihn tief betrübte. Er lehrte und predigte und taufte viele Tauſende. Dabei war er in engem Bunde mit dem Papſte, den er als den erſten Biſchof der Chriſtenheit anſah. Er prägte allen Neubekehrten mit dem chriſtlichen Glauben zugleich auch die Verehrung für den Papſt ein und forderte von ihnen Gehorſam gegen den Biſchof in Rom und die Macht

desselben stieg durch Bonifacius. Auch fragte Bonifacius bei allen, auch bei geringen Angelegenheiten den Papst um Rath. Es betrübte ihn, daß die Deutschen rohen Speck und Pferdefleisch aßen und deshalb fragte er den Papst, wie er sich dabei verhalten sollte. Zacharias antwortete, daß die Väter der Kirche darüber keine Vorschrift gegeben hätten, daß er aber für besser halte, wenn Speck nicht anders gegessen würde, als entweder geräuchert oder gekocht, außerdem aber müßten auch Hasen, Biber, Störche und Kräben zu essen verboten werden. Das Essen des Pferdefleisches aber war noch schlimmer; denn es hieng mit dem alten Götzendienst zusammen, weil den Göttern Pferde zum Opfer dargebracht und das Fleisch der geopferten Thiere dann gegessen wurde. Darum gab sich Bonifacius alle Mühe, diesen Gebrauch auszurotten und Karl der Große setzte fünfzig Jahre nachher bei den Sachsen die Todesstrafe auf den Genuß des Pferdefleisches.

Aber Bonifacius war auch noch in andern Dingen in den Ansichten seiner rohen Zeit befangen. Es war zu seiner Zeit ein Priester in Baiern, Namens Virgilius, der behauptete, die Erde wäre rund und es gäbe Menschen auf ihr, die ihre Füße gegen uns kehrten. Diese Lehre kam Bonifacius wunderlich und ketzerisch vor und er schrieb deshalb an den Papst Zacharias und fragte diesen, was er davon halten sollte. Der Papst Zacharias war gleicherweise über eine solche Lehre verwundert; er nannte sie eine verkehrte und gottlose und gebot Bonifacius, wenn Virgilius dieß wirklich behauptete und bei dieser Behauptung festbliebe, so habe er das wider Gott und seine Seele geredet und darum sollte Bonifacius über ihn eine Versammlung von Bischöfen berufen, ihn der priesterlichen Ehre berauben und als Gottesleugner aus der Kirche stoßen. Ob das geschehen sei, erzählt uns die Geschichte nicht; wir glauben es

aber auch nicht, weil dieſer Virgilius hernach noch als Biſchof von Salzburg genannt wird.

Dieſe Lehre von den Antipoden erſchien allen Menſchen damals ſehr wunderlich; aber ſie muß öfter ausgeſprochen ſein; denn auch der ehrwürdige Beda, der faſt alle Wiſſenſchaft ſeiner Zeit ſich zu eigen gemacht hatte, beſpricht ſie folgendermaßen: „Den Erdichtungen von Gegenfüßlern iſt gar kein Glauben beizumeßen: denn kein Geſchichtſchreiber berichtet uns, daß er ſolche geſehen, oder davon gehört oder geleſen habe, daß jemals Menſchen immer nach Süden gereiſt und dann hinter den heißen Gegenden Aethiopiens wieder in gemäßigte und kalte Gegenden gekommen ſeien, wo Menſchen wohnen könnten.“

15. Bonifacius haut die Eiche bei Geismar um.

Nachdem der Heidenbekehrer Bonifacius vom Papſte in Rom die biſchöfliche Würde empfangen hatte, die er nur darum annahm, weil er dem Papſte nicht zu widerſprechen wagte, gieng er wieder zurück in das Frankenreich und beſuchte Karl Martell, um ihm die Briefe des Papſtes zu bringen. Alsdann gieng er mit Karls Einwilligung in das Land der Heſſen, von denen ſchon viele Chriſten geworden waren. Ein großer Theil aber wollte nicht ablaßen von der Religion der Väter, und verehrte die alten Götter heimlich an Quellen und in Hainen. Deshalb riethen diejenigen, welche ſich ganz vom Heidenthume losgeſagt hatten, der Biſchof möchte doch die wunderbar große Eiche, welche dem Wodan geheiligt war, völlig zerſtören. Sie ſtand bei Geismar, nicht weit von Frizlar, und dahin begab ſich nun Bonifacius mit einer Anzahl Getreuer. Mit feſter Hand legte er die Axt an den Baum, während eine Menge Heiden rund umherſtanden und ihn als den bitterſten Feind ihrer heimatlichen Götter verwünſchten. Sie meinten, Wodans Zorn

würde den Verwegenen treffen. Aber, als der Baum schon stark angehauen war, stürzte auf einmal die gewaltige Masse nieder, so daß die Krone zerbrach und der ganze Baum in vier Stücke auseinanderfiel. Als das die Heiden sahen, die vergebens den Zorn ihrer Götter auf die Christen herabbeschworen hatten, sagten sie sich los von ihrem alten Glauben und wurden Christen.

Bonifacius aber hielt Rath mit den Seinen, was mit dem Holze zu beginnen wäre und auf ihr Zureden erbaute er aus demselben eine Kanzel, die er dem heiligen Petrus weihte.

Auf solche Weise wirkte Bonifacius unermüdlich bei den Sachsen, den Hessen, den Friesen, überall, wo er noch Heiden und heidnische Gebräuche fand. Dabei verließ er sich erst auf die Hilfe des fränkischen Hausmeiers Karl Martell und dann auf die seines Sohnes Pipin; denn diese beiden Fürsten und namentlich Pipin hatten trefflich erkannt, wie nützlich es ihnen wäre, mit dem Papste und der Kirche zusammenzuhalten gegen alle Feinde. Auch konnte Bonifacius ohne Hilfe des Frankenkönigs nichts erreichen und er selbst schrieb darüber an einen englischen Bischof: „Ohne Schutz des Fürsten der Franken kann ich weder das Volk regieren, noch die Priester und Diakonen, die Mönche und Dienerinnen Gottes, die ich aus England mitgebracht habe, beschützen, noch kann ich die Gebräuche der Heiden und die Götzenopfer in Deutschland ohne seine Befehle und seine Strafen verhüten.“ Am meisten aber von Allen machte ihm die Geistlichkeit zu schaffen, die sich ihm nicht unterwerfen wollte. Sein ganzes Leben hindurch zieht sich dieser Kampf gegen die Geistlichkeit der Franken und er selbst sagt darüber: „Mein Amt ist gleich dem eines bellenden Hundes,

der zwar ſieht, wie die Diebe und Mörder das Haus ſeines Herrn untergraben und in daſſelbe einbrechen, der aber, weil er keine Gehülfen um ſich hat, Nichts thun kann, als daß er für ſich knurrt und murrt."

Einige der Biſchofsſitze, die Bonifacius ſtiftete, haben ſich bis auf unſere Zeit erhalten. Der Papſt machte ihn zum Erzbiſchof von Mainz und ordnete ſeinem Stuhle außer vielen andern alle diejenigen Biſchofsſitze unter, die Bonifacius ſelber anlegen würde. Unter dieſen iſt Würzburg noch bis auf den heutigen Tag der Sitz eines Biſchofs. Dem Bonifacius ſelbſt aber war Fulda ein lieber Aufenthalt und hier wirkte nach ſeinem Tode namentlich Sturmio. Es war da ſpäter eine Zeitlang die berühmteſte Schule in der deutſchen Kirche.

16. Der Tod des Bonifacius im Jahre 755.

Bonifacius hatte die Frieſen niemals vergeſſen, obwohl er ſie verlaſſen hatte, um auch den andern deutſchen Stämmen das Chriſtenthum zu predigen. Zuerſt hatte er bei ihnen gewirkt, als Radbod, der bittere Feind der Franken und des von dieſen gebrachten Chriſtenthumes im Jahre 719 geſtorben war. 36 Jahre ſpäter gieng er zum letzten Male zu ihnen. Aber bevor er von ſeinen Freunden Abſchied nahm, ahnte es ihm, daß er nicht wiederkehren würde, und darum trug er ſeinem Freunde und liebſten Schüler, dem Biſchofe Lullus auf, daß er nicht ablaſſen ſollte von dem Bau der Kirchen in Thüringen und namentlich auch die Kirche an der Fulda vollenden ſollte, die er ſelbſt angefangen hatte. Zuletzt ſprach er noch zu ihm: „Mein Sohn, beſorge Alles wohl, und lege auch die Leinwand, in welche mein Leichnam eingewickelt werden ſoll, in meinem Bücherzimmer ſorgfältig zurück."

Dann brach er das Geſpräch ab, weil Lullus ſeinen hefti-

gen Schmerz in Thränen ergoß, und redete von andern Dingen. Einige Tage hernach reiste er fort, indem er auf einem Schiffe rheinabwärts fuhr, bis er die wasserreichen Länder der Friesen erreichte. Er gelangte glücklich über den See, der in der Sprache der Friesen Aelmere heißt (Zuyderzee) und landete am östlichen Ufer. Das Land der Friesen wird aber wegen der vielen fließenden Gewässer in viele einzelne Gaue getheilt, welche mit verschiedenen Namen benannt doch nur das eine Volk enthalten. Bonifacius durchzog diese einzelnen Gaue und predigte überall und baute Kirchen, so daß es ihm und seinem Gehülfen Eoban bald gelang, eine große Menge Männer, Weiber und Kinder zu taufen.

Nachdem sie schon mehre Gaue durchwandert waren, kamen sie an einen Fluß, Namens Borden, welcher auf der Grenze des Oster- und Westergos floß, und schlugen dort ihre Zelte auf um ein wenig auszuruhen. Aber die Neugetauften entließ Bonifacius von da zum großen Theile in ihre Heimat, damit sie an einem bestimmten Tage alle zusammen wiederkehren und seinen Segen empfangen sollten. Als schon die Morgenröthe des festgesetzten Tages heranbrochen war, da zeigten sich statt der Freunde die Feinde, welche mit geschwungenen Waffen und erhobenen Schilden daher kamen. Da brachen auch sogleich die Begleiter des Apostels hervor und suchten Waffen, wo sie nur immer solche erlangen konnten, um sich gegen den andringenden Haufen zu vertheidigen. Aber das war nicht der Wille des Bonifacius. Sobald er den Lärm vernahm, berief er die andern Geistlichen zu sich um mit ihnen zu berathen, und alsdann trat er aus dem Zelte hervor und verwies seinem Gefolge alle Kampflust. „Laßt ab vom Kampfe," sprach er, „denn wir sollen nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem vergelten. Laßt uns nur auf Gott trauen, hofft auf

ihn und dulder, was er über euch verhängt. Er wird eure Seelen erlösen.“ Auch die neben ihm stehenden Priester ermahnte er mit diesen Worten: „Seid stark meine Brüder und laßt euch nicht schrecken von denen, welche den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten. Unterwerft euch muthig dem Geschick und hofft auf den ewigen Lohn, der euch alsbald zu Theil wird.“ Als er diese Worte gesprochen hatte, stürzten auch schon die Feinde daher und erschlugen Bonifacius mit seinem ganzen Gefolge. Sie plünderten die Gezelte und weil sie meinten, daß in den Bücherkästen Gold und Silber und allerlei Schätze verborgen wären, brachten sie dieselben auf ihre Schiffe. Auch den Wein, der noch da war, schleppten sie mit; aber bald hatten sie ihn gänzlich ausgetrunken und waren fast alle berauscht. Da erhob sich ein Wortwechsel unter ihnen wegen der Vertheilung der gemachten Beute und durch die Trunkenheit Vieler ward er so heftig, daß sie sich in zwei Parteien theilten und grimmig gegeneinander kämpften. Ein großer Theil ward so erschlagen. Die Sieger erbrachen mit großem Eifer die Schlösser der Kisten, um die vermeintlichen Schätze herauszuholen; aber sie waren sehr enttäuscht, als sie statt deren Bücher fanden. In ihrem Zorne schleuderten Einige dieselben sogleich von sich, andere trugen mehre in das Gestilf eines Sumpfes, um sie dort zu versenken.

Auf die Nachricht von dem Tode des Apostels sammelte sich sogleich ein kleines Heer, um Rache an den Heiden zu nehmen. Die Christen nahten heran, und die Heiden wurden bald erschlagen; dann wichen sie vor der Uebermacht zurück und überließen den Freunden des Bonifacius das Schlachtfeld. Die Christen fanden den Leichnam des Märtyrers Bonifacius, legten ihn auf eine Bahre und brachten ihn in ein Schiff, welches dann mit günstigem Winde nach Utrecht fuhr. Da wurde die

Leiche einſtweilen beigeſetzt, bis von Mainz aus die Boten des Biſchofs Lullus kamen, um ſie abzufordern. Denn Lullus wollte ſeinen väterlichen Freund in dem Kloſter behalten, welches er ſelbſt an der Fulda erbaut hatte. Dahin ward von den treuen Schülern die Leiche gebracht, und die Sage erzählt, daß bei ihrer Einführung in das Kloſter die Glocke von ſelbſt geläutet habe.

Ein uns unbekannter Erzähler von Legenden aber ſchreibt, daß die Frieſen lange Zeit nachher, als das Chriſtenthum bei ihnen ſchon durchgedrungen war, den Ort aufſuchten, wo Bonifacius gefallen war. An der Stelle warfen ſie einen Hügel (Warf) auf, wegen der zweimal täglich anſchwellenden Flut des Meeres, und erbauten dann daſelbſt zum Andenken des Apoſtels eine Kirche.

17. Die Ausſetzung der Kinder bei den heidniſchen Frieſen.

Aus jener heidniſchen Zeit der Frieſen wird uns noch folgender Brauch erzählt.

Die Mutter des Heidenbekehrers Liudger, welcher von Karl dem Großen zum erſten Biſchof von Münſter (damals Mimmigardefort) eingeſetzt ward, hieß Liafburch und wurde in ihrer früheſten Jugend auf eine merkwürdige Weiſe am Leben erhalten. Als ſie kaum geboren war, erzürnte ſich ihre Großmutter, die Mutter ihres Vaters darüber, daß ſie nur Enkelinnen und keinen Enkel haben ſollte und gedachte nach der heidniſchen Sitte das Kind zu tödten. Deshalb ſchickte ſie einige Männer, welche das Kind holten, bevor die Mutter daſſelbe an die Bruſt gelegt hatte: denn ſo war es das Geſetz der Heiden, wenn das Kind Nahrung bekommen und dadurch ein Recht auf ſein Leben erworben hatte, durfte es nicht mehr getödtet werden. Die

Männer nahmen das Kind und ein Sklave brachte es zu einem Gefäß mit Waßer um es darin zu ertränken. Aber wunderbarer Weiſe ſtreckte das neugeborne Kind die Aermchen aus und faßte mit den Händchen an den Rand des Gefäßes, als wenn es andeuten wollte, daß man es nicht tödten dürfte. Das ſah eine Frau, die herzugekommen war und vom Mitleid bewogen ſtürzte ſie hinzu und entriß das Kind dem Sklaven, der es untertauchen wollte. Sie lief mit dem Kinde eilig in ihr Haus und warf die Thür vor dem nacheilenden Sklaven zu. Dadurch ſichergeſtellt nahm ſie eiligſt etwas Honig und gab es dem Kinde in den Mund und ſogleich ſog das Kind den Honig ein. Aber nun kamen mehr Sklaven heran, um das Kind wieder zu holen und den Befehl der alten Herrin auszuführen; denn dieſe war durch die Nachricht von dem Raube des Kindes äußerſt zornig geworden. Da gieng die Retterin des Kindes wieder hinaus zu den Sklaven und ſagte ihnen, daß das Kind Honig genoßen hätte und holte das Kind und zeigte ihnen, wie noch Honig an den Lippen war und das Kind noch daran ſog. Als das die Sklaven ſahen, erkannten ſie, daß es nach dem Brauche der Heiden nun nicht mehr erlaubt wäre, das Kind zu tödten und ließen es der Frau. Dieſe ernährte es heimlich mit Milch, welche ſie ihm durch ein Horn einflößte. Die Mutter des Kindes ſchickte der Retterin dann heimlich Alles, was zur Erhaltung deſſelben nöthig war, bis die alte Großmutter bald darauf ſtarb. Da erſt wagte die Mutter ihr Kind wieder zu ſich zu nehmen.

Menſchenopfer kamen übrigens, wie bei den andern deutſchen Völkerſtämmen, auch bei den Frieſen häufig vor, namentlich zu Ehren des Gottes Stavo, nach welchem die ſpäter mächtige Stadt Stavoren genannt iſt. Es waren entweder Verbrecher, welche auch ſonſt hingerichtet wären, und dieſe

wurden dann mit dem Geſichte nach Norden gekehrt, wenn man ſie tödtete; oder es waren eben neugeborne Kinder, die noch Nichts genoßen hatten. Sobald ſie aber einmal Etwas zu ſich genommen hatten, waren ſie andern Menſchen gleich und durften nicht mehr getödtet werden.

Karl der Große und seine Zeit.

1. Der erste Zug Karls gegen die Sachsen und die Irminsul.

Im Jahre 772 hielt Karl eine große Reichsversammlung zu Worms und stellte allem Volke vor, wie verdienstlich es wäre die Sachsen zu zwingen und sie zu Christen zu machen. Die Reichsversammlung rief seinen Worten Beifall zu und es ward nun alsbald der Heerbann des Frankenreiches aufgeboten, um die heidnischen unabhängigen Sachsen zu gleicher Zeit zu Christen und zu Karls Unterthanen zu bekehren. Mit diesem Heere drang Karl in das Sachsenland ein und eroberte zuerst die Eresburg, die da gelegen haben soll, wo jetzt Stadtberg an der Diemel liegt. Dann drangen die Franken weiter in einen heiligen Wald der Sachsen und fanden da eine Säule, welche die Sachsen ehrfurchtsvoll verehrten. Das war ein Stamm von Holz, der sich unter freiem Himmel zu bedeutender Höhe erhob und in der Sprache der Sachsen irminsûl genannt wurde, d. h. die Alles tragende Säule. Denn der Name irmin bedeutet so viel wie allgemein und ebenso hieß auch bei den Sachsen irminthiod das ganze Menschengeschlecht; denn thiod heißt Volk. Aber es ist auch möglich, daß die alten Sachsen bei der Verehrung der Säule, die das Weltall trägt, auch an einen

beſtimmten Gott oder Halbgott gedacht haben, und zwar an denſelben, dem ſie einſt nach dem Siege über die Thüringer (vergl. Sachſen Nr. 3.) auch an der Unſtrut ein Bild aufgeſtellt hatten. Darauf deutet ein Reim hin, der noch unter dem Volke Weſtphalens in jener Gegend lebt, wo einſt die Irminſul ſtand, und der doch ſchwerlich auf Armin den Cheruskerfürſten bezogen werden kann. Dieſer Reim heißt:

Hermen, sla dermen,
sla pipen, sla trummen;
de kaiser wil kummen
met hamer un stangen,
wil Hermen uphangen.

Dieſe Verſe können deshalb nicht auf den Cheruſker Armin bezogen werden, weil ſie gereimt ſind, die alten Sachſen aber den Reim nicht kannten, deſſen Erfindung erſt aus dem neunten Jahrhundert iſt. Sollte denn mindeſtens achthundert Jahre nach der Varusſchlacht (9 nach Chriſte) eine ſolche Erinnerung noch gedichtet ſein? das iſt wohl nicht leicht zu glauben.

Auf dieſem Zuge litt Karl mit ſeinem Heere großen Waßermangel. Er betete zu Gott und wunderbarer Weiſe ſprudelte und brodelte alsbald ein Quell hervor, aus welchem er mit ſeinen Kriegern den Durſt löſchte. So erzählt die Sage. Unſern des Dorfes Altenbecken, das zu Paderborn gehört, findet man noch jetzt eine Quelle, aus welcher nach unregelmäßigen Zwiſchenräumen bald dürftig, bald reichlich mit polterndem Geräuſche friſches Waßer hervorſprudelt. Darum hat die Quelle den Namen Bullerborn erhalten.

Ueber die Irminsul sind allerhand Forschungen angestellt. Unter andern hat auch vor etwa zweihundert Jahren der Gelehrte Meiboom darüber geschrieben und führt in seiner Untersuchung über diesen Gegenstand ein altes Lied an, welches ein sächsischer Herzog vor seinem Tode singt. Es war nämlich bei den Sachsen sowohl, wie auch bei andern deutschen Völkerstämmen der Brauch, daß, obwohl sonst die Todesstrafe nicht galt, doch der Herzog oder der Anführer, welcher ein Treffen verloren hatte, den Göttern zum Opfer dargebracht wurde. Ihn schlachtete alsdann der Priester. Die Worte, welche Meiboom hat, jedoch ohne zu sagen woher, lauten also:

Soll ich nun in gotes fronen hende,
In meinen allerbesten tagen,
Geben werden und sterben so elende,
das muss ich wol höchlich klagen.
Wenn mir das glück füget hette,
Des streites einen guten ende,
dorfte ich nicht leisten diese wette,
Nerzen mit blut die hire wende.

Gotes frone ist der Priester, wette ist Buße, Strafe, hire ist heilig, hehr. Obwohl alterthümliche Ausdrücke darin vorkommen, steht man doch gleich, daß die Sprache hochdeutsch und nicht sächsisch ist. Wenn auch die Gedanken echt und alt sind, so ist wenigstens die Fassung der Worte eine viel spätere.

2. Der Sieg der Sachsen über Geile und Adalgis und Karls Grausamkeit und Sieg.

Sobald der Sommer des Jahres 782 herannahte, so daß Nahrung genug für ein großes Heer vorhanden war, beschloß Karl ins Sachsenland zu gehen und dort, wie er alljährlich

auch im Frankenlande zu thun pflegte, eine große Reichsverſammlung zu halten. Deshalb ſetzte er bei Köln über den Rhein und zog der Quelle der Lippe zu. Dort ſchlug er ein Lager auf und verweilte einige Zeit. Er empfieng da auch die Geſandten, welche ihm Siegfried der Dänenkönig geſchickt hatte, und andere, welche von den Fürſten der Avaren kamen, hörte ihre Botſchaft an und entließ ſie dann wieder. Als die Reichsverſammlung beendet war, kehrte der König über den Rhein ins Frankenland zurück.

Unterdeſſen aber war Widukind, einer aus den Erſten des Stammes der Weſtphalen und der angeſehenſte Mann in ſeinem Volke, der früher zu den Nordmannen geflohen war, in ſein Vaterland heimgekehrt und reizte aufs neue die Gemüther der Sachſen zum Abfall an. Karl wuſte davon noch nichts; aber er erhielt die Nachricht, daß die Sorben und andere Slaven, welche an der Elbe und Saale wohnten, in das benachbarte Land der Thüringer eingebrochen wären und Alles mit Feuer und Schwert verheerten. Darum berief er ſogleich ſeinen Kämmerer Adalgis, ſeinen Stallmeiſter Geilo und ſeinen Pfalzgrafen Worad und trug ihnen auf im öſtlichen Franken und im Sachſenlande den Heerbann aufzubieten und ſofort die Verwegenheit der räuberiſchen Slaven zu züchtigen. Als dieſe Feldherren mit ihren Mannen das ſächſiſche Gebiet betreten hatten, vernahmen ſie, daß auf Widukinds Anſtiften die Sachſen zum Kampfe mit den Franken bereit wären. Deshalb gaben ſie ihren Zug gegen die Slaven auf und zogen mit ihrem Frankenheere derjenigen Gegend zu, wo die Sachſen verſammelt ſein ſollten. Im Sachſenlande ſelbſt trafen ſie auf Dieterich, des Königs Verwandten, der auf die Nachricht von dem neuen Abfall der Sachſen im ripuariſchen Franken ſogleich ein Heer geſammelt hatte. Er gab den eilenden Feldherren den Rath,

zuerst durch Kundschafter erforschen zu laßen, wo die Sachsen wären und was sie vorhätten und wie bald man sie erreichen könnte, um dann, wenn die Beschaffenheit der Gegend es erlaubte, sie mit vereinten Kräften angreifen zu können.

Diesen Rath nahmen die Feldherren an und nach eingezogener Kundschaft begaben sie sich zusammen nach dem Gebirge Süntel, auf dessen nördlicher Seite die Sachsen ein Lager aufgeschlagen hatten*). Am südlichen Abhang des Gebirges lagerte sich Dieterich und die anderen Feldherren setzten gemäß ihrer Verabredung über die Weser, damit sie um so leichter den Berg umgehen könnten, und schlugen an der rechten Seite des Flußes, auf dem Ufer selbst ihr Lager auf. Dann hielten die drei Feldherren einen Kriegsrath und sprachen unter einander ihre Besorgnis aus, daß, wenn sie in Gemeinschaft mit Dieterich Etwas unternähmen, ihm die Ehre des Sieges allein zufallen würde. Darum beschloßen sie auch ohne ihn die Sachsen unverzüglich anzugreifen. Ihre Krieger nahmen ihre Waffen zur Hand und giengen auf die Sachsen los, nicht wie auf einen Feind, der in fester Schlachtordnung steht, sondern als wenn sie den Fliehenden verfolgten und die Beute erjagten. Ohne alle Ordnung eilte Jeder gegen die Sachsen, wohin ihn sein Roß tragen wollte. So wurde ohne Vorbedacht angegriffen und auch ohne Vorbedacht weiter gekämpft: denn während man sich schlug, schickte Widukind eine Heeresabtheilung ab, welche die Franken umgieng, so daß sie beinahe alle getödtet wurden. Die welche entfliehen konnten, retteten sich nicht in ihr eigenes Lager, sondern in das des Dieterich, welcher an der anderen Seite des Berges stand. Aber nicht allein

*) Nicht weit von Minteln nördlich von der Weser.

die Mannschaft war verloren, sondern auch zwei von den Feldherren, Geilo und Adalgis, fielen in diesem Treffen.

Als der König Karl diese Nachricht vernahm, zauderte er nicht, sondern brach sogleich mit einem starken Heere nach Sachsenland auf, wo Alle schon in ihre Heimat zurückgekehrt waren. Da ließ Karl die Vornehmsten des Volkes vor sich fordern und forschte von ihnen nach dem Urheber dieser That. Alle gaben einmüthiglich Widukind an; aber Karl konnte diesen nicht in seine Gewalt bekommen; denn er war wieder zu den Nordmannen geflohen. Von den Uebrigen aber, welche auf Widukinds Ueberredung Antheil an dem Kampfe genommen hatten, wurden ihm viertausend fünfhundert ausgeliefert und Karl ließ sie sämmtlich an einem Tage enthaupten. — Diese Bluthat geschah zu Verden an der Aller.

Im folgenden Jahre erhob sich das ganze Sachsenland einmüthiglich gegen Karl; denn Widukind eilte überall hin durch das ganze Land und forderte alle Kämpfer auf, um der Freiheit, um des Vaterlandes, um der Götter und Alles dessen willen, was ihnen lieb und theuer sei, noch einmal einen Kampf gegen den Frankenkönig zu wagen. Die Ostphalen und die Engern rückten ihm zuerst entgegen und im Monate Mai traf Karl sie bei Thietmelli (Detmold), in derselben Gegend, wo einst Hermann die Römer geschlagen und vernichtet hatte. Karl lagerte sich an den Höhen, die Sachsen standen im offenen Felde. Es wurde mit großem Grimme gekämpft und man erzählt, daß Karl, als seine Schlachtordnung sich neigte und die Sachsen bereits den Sieg erfochten zu haben schienen, in der Angst seines Herzens gelobt habe, auf dem nahen Osning-Gebirge Gott eine Kirche zu erbauen. Der Sieg wandte sich zuletzt

auf Seite Karls. Da habe er sein Gelübde sofort erfüllt und eine Kirche erbaut, die nachher lange Jahre Sunte Hulpe hieß, in unserer Zeit aber schon lange zerstört ist. Die Ueberbleibsel des Heeres der Sachsen flohen der Hase zu, wo die Westphalen sich sammelten.

Der König Karl aber gieng erst wieder nach Paderbrunn und erwartete hier einen Theil seines Heeres, der ihm noch aus dem Hessenlande nachkommen sollte. Alsdann aber zog er gegen das Sachsenheer, das nicht weit von Osnabrück an der Hase gelagert war und unter Widukinds Anführung stand. Die Franken hatten den Vortheil größerer Kriegserfahrung und besserer Bewaffnung, denn viele Franken waren mit eisernen Helmen und Panzern bewahrt; bei den Sachsen dagegen war dieß nur den Vornehmen gestattet, denn ihr Land war nicht reich an Eisen; aber mehr als auf Eisen vertrauten sie auf ihre Sache und auf ihre Liebe zum Vaterlande. Sechstausend Sachsen lagen erschlagen, da flohen die übrigen. Widukind floh und begab sich zu den Dänen. — Von dieser Zeit an ist es den Sachsen nicht mehr gelungen einen dauernden Erfolg zu gewinnen.

3. Sagen von dem Treffen an der Hase und Widukinds Belagerung in seiner Burg.

In der Umgegend von Osnabrück werden von den Landleuten mehre Punkte mit diesem zweiten Treffen in Verbindung gebracht. Der erste ist die Klus, ein Hügel, kaum zehn Minuten südöstlich von Osnabrück. Hier soll die Schlacht vorgefallen und der Hügel danach Schlachtwörderberg genannt sein. Vor noch nicht langer Zeit war unten im Thale, wo die Hase südlich an diesem Hügel vorbeischleicht, eine Mühle, die ward die Schlachtwördermühle genannt. Der zweite Punkt ungefähr

eine kleine Stunde nördlich von Osnabrück sind die Karlsteine am kohlenreichen Piesberge. Dieß sind drei gewaltige Steine, der eine neun Fuß lang, der zweite zwölf, der dritte vierzehn und sämmtlich etwa sieben bis acht Fuß breit und drei bis vier Fuß dicht, die ganz ersichtlich früher zusammengehangen und vielleicht einen Opferaltar ausgemacht haben. Oestlich davon liegt in der Entfernung einer Stunde nahe beim Dorfe Rulle eine Wittekindsburg. Auf einem Hügel, der nach Nordwesten sehr steil abfällt, erblickt man die Ueberreste starker Umwallungen, aber ohne Gemäuer, und deshalb und zugleich wegen der großen Ausdehnung der Umwallungen darf man eher schließen, daß dort ein großes befestigtes Feldlager, als eine eigentliche Burg gewesen sein muß. Mit großer Vorsicht ist dieser Ort ausgewählt, denn der jähe Abhang macht den Hügel nach Norden und Westen sicher, nach der andern Seite hin aber sind die Umwallungen zur Abwehr wohl geeignet gewesen, zumal da sich aus anderen Vorrichtungen und Wällen am Ausgange des engen Thales, das zu diesem Hügel führt, wohl schließen läßt, daß man das Thal absperren und durch den Nettesluß, der hindurchfließt, ganz unter Waßer setzen konnte. Es ist nicht weit davon noch eine andere sogenannte Wittekindsburg, zu Schagen in der Bauerschaft Pente an der Hase. Die Umwohner jener Gegend erzählen nun über diese Oerter folgende Sage.

Witukind hatte sich mit seinen Sachsen am Abhange des Schlachtwörderberges gelagert und erwartete dort den Andrang des Frankenheeres. Lange wogte der Kampf hin und her; aber die Uebermacht der Zahl und die beßere Bewaffnung entschied endlich den Sieg für den Frankenkönig und Witukind mußte sich zurückziehn. Er begab sich mit den Uebriggebliebenen in seine Burg bei Rulle und erwartete dort, was Karl weiter thun würde. Aber auch dieser hatte schwere Verluste erlitten. Er

zog mit seinem Heere weiter nach Norden über Osnabrück hinaus dem Piesberge zu und hier rastete er im Hohne, der westlichen und östlichen Abdachung des von Süd nach Nord langgestreckten Bergrückens. Unterdessen aber versammelte er seine Getreuen um sich an einem heidnischen Opferaltar und hielt mit ihnen Rath, was zu beginnen wäre. Karl selbst war unschlüssig, ob er den Kampf noch weiter fortsetzen sollte; denn auch von seinen Franken waren viele in dem blutigen Treffen am Schlachtwörderberge gefallen und Widukinds Macht war noch immer gewaltig. Die Heerführer waren zweifelhaft; aber die Geistlichen und Bischöfe redeten ihm zu: denn sie sprachen, Gott würde mit ihm sein und ihm den Sieg verleihen, daß er seinen Namen verherrliche unter den Heiden. Aber Karl erwiderte ihnen: „eher werde ich mit dieser Gerte diesen gewaltigen Stein, den Altar der Heiden, zerschlagen, ehe es mir gelingt, mit meiner geschwächten Schaar über die Hartnäckigkeit der Sachsen den Sieg davon zu tragen.“ Als er diese Worte gesprochen, schlug er mit der Gerte, die er in der Hand hielt, nieder auf den Stein und die gewaltige Masse des Steins zerbrach in drei Stücke, also daß Jedermann daran erkennen konnte, was Gottes Wille sei. Das kräftigte Alle wieder, die schon entmuthigt waren durch den Trotz der Sachsen. Es waren im Heere des Königs Karl sieben Brüder, die errichteten sogleich den Steinen gegenüber, die am westlichen Abhang des Haster Berges liegen, am östlichen Abhange des Piesberges einen Altar zur Ehre des Christengottes und alsbald begannen die Priester des Frankenheeres dort ihren heiligen Dienst und flehten zu Gott um fernere Verleihung des Sieges. An der Stelle, wo der Christenaltar gestanden, wuchsen später in einem Kreise sieben Buchen auf zur Erinnerung an die sieben Brüder. Sie standen lange Jahre und als sie vergingen, pflanzten

die Landleute der Gegend neue ſieben Buchen an die Stelle zum ewigen Gedächtnis. Endlich aber, als nach langen Jahren wiederum die Buchen vergiengen, vergaß man es neue zu pflanzen. Da wuchſen auch ohne die Arbeit der Menſchen wiederum ſieben Buchen im Kreiße an jener Stelle und grünen und gedeihen bis auf den heutigen Tag.

Karl aber zog nun mit ſeinem Heere oſtwärts gegen die Wittekindsburg bei Rulle und wollte ſie einnehmen. Allein Widukind war liſtig und wuſte die Franken zu täuſchen. Dieſe wollten nicht gern die Hauptmacht der Sachſen in ihrem befeſtigten Lager angreifen, zumal wenn Widukind dabei war, den ſie ſehr fürchteten. Das ſächſiſche Heer war nämlich in zwei Burgen vertheilt, in die eine bei Rulle und in die andere in Schagen und die Franken konnten niemals erfahren, in welcher Burg die Hauptmacht war. Denn Widukind ließ ſeinen Roſſen die Hufeiſen verkehrt unterſchlagen und ritt ſo des Nachts hin und her zwiſchen den beiden Burgen, und wenn die Franken meinten, die Spuren der Hufſchläge führten nach der andern Seite und nach der andern Burg, ſo kamen ſie an die verkehrte, und wurden heimgeſchickt mit blutigen Köpfen.

Darüber waren die Franken wieder in großer Bekümmernis; denn dem großen Heere fieng die Nahrung bald an zu fehlen, da ringsum Alles verheert und wüſte war. In dieſer Noth erfand ein Prieſter aus Osnabrück eine Liſt. In der Burg zu Schagen waren zwei Schweſtern und Verwandte Widukinds, die man wohl gewinnen konnte. Deshalb ließ man dieſen beiden Frauen ſagen, ſie ſollten in Osnabrück alle ihre Tage bis an ihr Lebensende wohl verpflegt werden und es gut haben, wenn ſie einmal offenbaren wollten, wenn Widukind weggeritten wäre nach der andern Burg. Das ſchien den Frauen lockend und ſie verſprachen es den Franken kund zu thun.

Eines Morgens in aller Frühe erblickten die Franken auf der Burg zu Schagen das verabredete Zeichen, woraus sie ersahen, daß Widukind weggeritten wäre, und fiengen nun sofort an diese Burg mit aller Macht zu berennen und zu stürmen. Ihren Anstrengungen gelang es endlich, und als Widukind wiederum dieser Burg zuritt, um zu sehen, wie es um sie stünde, erkannte er bald verdächtige Zeichen und wandte sein Roß um zur Flucht. Die Franken, die ihn auch wohl erblickt hatten, verfolgten ihn, und kamen immer näher. An einer Stelle des Weges, den er auf seiner Flucht passieren muste, hatten sie einen Verhau gemacht, und an diesen kam Widukind, da waren ihm die Franken auf den Fersen. Sein Pferd hieß Hans und Widukind sprach zu ihm:

Hensken spring aver,
dan krigstu 'n spint haver;
springstu nich aver,
freten mi un di de raven.

Da sprang Hans hinüber und Widukind war gerettet. Aber er sah, daß nun Alles verloren und nicht mehr seines Bleibens im Sachsenlande war, drum floh er weiter und begab sich zu Siegfried, dem Dänenkönig.

4. Widukind wird Christ (785).

Im folgenden Jahre zog der König Karl wieder mit einer Schaar aus, um die Gaue der Sachsen zu verwüsten und befahl auch seinen Heerführern ein Gleiches zu thun. Auf diese Weise wurden den ganzen Winter hindurch alle Gegenden der Sachsen mit unsäglichem Jammer heimgesucht und es kam dahin, daß der König Zufuhr aus dem Frankenlande kommen laßen muste. Dann berief er nach feierlicher Sitte eine große Versammlung nach Paderbrunn.

Nachdem dort alle Geſchäfte beendet waren, gieng er weiter öſtlich in die Gegend, welche Bardengo genannt wird. Dort vernahm er, daß Widukind und Albion, die Herzöge der Sachſen, ſich im Sachſenlande jenſeit der Elbe aufhielten und ließ ſie deshalb durch einige ihrer Landsleute auffordern, daß ſie auf ſein Wort zu ihm kommen möchten. Aber ſie zauderten dem königlichen Worte zu trauen, weil ſie ja wohl wußten, wie bitterlich der König ſie haßte; darum gab er ihnen das feierliche Verſprechen, daß ihnen kein Leid widerfahren ſollte und ſtellte ihnen die Geiſeln, welche ſie verlangten. Ein fränkiſcher Großer, Namens Amalwin, führte dieſe Geiſeln hinüber zu ihnen und darauf giengen ſie mit ihm wieder zurück zu Karl. Sie reiſten dann mit dieſem nach Attiniacum (Attigny) und dort wurden ſie getauft. Von da an ruhte der Sachſenkrieg einige Jahre.

Eine Legende aber erzählt von Widukinds Taufe alſo: Als Widukind am anderen Ufer der Elbe in der Nähe des fränkiſchen Heeres umherſtreifte, ward er von Sehnſucht ergriffen einmal zu ſchauen, wie die Chriſten ihren vielgeprieſenen Gott verehrten. Das Weihnachtsfeſt kam heran, da hüllte ſich Widukind in Bettlerkleider und ſchlich ſich beim Hereinbrechen des Morgenroths ins fränkiſche Lager. Unerkannt ſchritt er durch die Reihen der Krieger, die ſich zum Gottesdienſte anſchickten, und betrat die Kirche. Da wurden nicht Pferde noch Rinder geopfert, ſondern andächtig kniete Karl mit allen ſeinen Großen vor dem Altare das Sakrament zu empfangen, der Weihrauchduft wallte empor und die Geſänge der Prieſter prieſen die geweihte Nacht, wo die Herrlichkeit des Heilandes ſich den Menſchen offenbarte. Da wurde Widukind tief ergriffen von der Herrlichkeit des Gottesdienſtes der Chriſten, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen und ſtumm faltete er

die Hände. Es war ihm, als ob das Chriſtuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winkte und ſprach: „Komm her zu mir!“ Er warf ſich vor dem Altare nieder auf die Knie und als Alle erſtaunt und verwundert ihn umringten, ſprach er: „ich bin Widukind, der Sachſenherzog, gebt auch mir die Taufe, daß ich ein Chriſt werde, wie ihr.“ Da umarmte ihn Karl und lauter Jubel erſcholl durch das Frankenheer.

Von da an erzählt uns die Geſchichte nichts mehr von Widukind, dagegen ſetzten die Sachſen auch ohne ihn noch beinahe zwanzig Jahre beharrlich ihren Widerſtand fort, den Widukind wahrſcheinlich für erfolglos hielt. Man erzählt aber noch allerlei Sagen von ihm, z. B. daß Karl das ſchwarze Pferd ohne Zügel und Gebiß, welches Widukind als ſein Zeichen auf ſeinem Schilde führte, in ein weißes verwandelt habe, damit die weiße Farbe ein Zeichen ſeines aufrichtigen Glaubens ſei. Er blieb bis an ſein Ende mit dem Könige Karl in gutem Vernehmen, denn dieſer wuſte wohl, daß durch dieß Nachgeben Widukinds und ſeine Bekehrung zum Chriſtenthume dem ferneren Aufſtande immer die rechte Kraft mangeln würde, ſo viel Blut auch dieſer Krieg noch ferner koſten möchte.

Noch bis auf den heutigen Tag zeigt man in Weſtphalen mehre Plätze, die den Namen Wittekindsburg tragen. Eine ſolche iſt die vorher in Nr. 3. beſprochene, etwa eine Stunde von Osnabrück entfernt, bei dem ehemaligen Kloſter Rulle, das jährlich am erſten Mai von vielen Wallfahrern beſucht wird. Eine andere Wittekindsburg liegt bei Meppen, welche ebenfalls ein befeſtigtes Heerlager geweſen zu ſein ſcheint. Nicht weit von Osnabrück im Oſten der Stadt liegt ein Dorf, Namens Belm, deſſen Kirche von Widukind erbaut und Bethlehem genannt ſein ſoll. Aus Bethlehem, erzählt man, wäre dann der

Name Velm geworden. In dieſer Kirche ſoll Geva, die Gemahlin Widukinds und Tochter des Dänenkönigs Siegfried, begraben ſein. Noch mehr Ueberlieferungen von Widukind knüpfen ſich an dieſen Ort; denn eine Sage dieſer Gegend läßt Widukind auch zu Velm getauft werden. Nicht weit vom Kloſter Rulle iſt ein großes von Granitſteinen zuſammengelegtes Grabdenkmal, dort ſoll Widukinds Tochter begraben ſein.

Er ſelbſt ruht der Sage nach zu Engern in Weſtphalen. Im Jahre 1377 kam der Kaiſer Karl IV. tief im Herbſte nach Bielefeld, und vernahm dort, daß in dem benachbarten Städtchen Engern das Grabmal Widukinds von uralter Arbeit ſei. Deshalb gieng er hin, um es zu ſehen. Aber es ſchien ihm, daß der Zahn der Zeit zu ſehr daran genagt hätte, als daß es noch eines ſolchen Mannes für würdig gehalten werden könnte, und befahl darum es zu erneuern. Zu Häupten ließ er die Abzeichen Karls des Großen anbringen, zu Füßen die des Königs von Böhmen, das will ſagen, ſeine eigenen, nämlich einen goldenen Löwen mit geſpaltenem Schweife in röthlichem Felde. Die Inſchrift alſo, welche ſich dort findet, rührt noch von Karl IV. her. Man zeigt daſelbſt auch noch den Ueberreſt von Widukinds Gebeinen.

In den folgenden Jahrhunderten haben viele mächtige Geſchlechter in Deutſchland ihren Urſprung auf Widukind zurückgeführt, unter ihnen namentlich das Haus der Welfen oder Guelfen, deſſen Nachkommen noch jetzt im Königreiche Hannover und Braunſchweig und außer Deutſchland noch in England regieren.

5. Wittekinds Denkſtein.

In unſerer Zeit (1829) hat eine Geſellſchaft von Freunden der Kunde des Alterthumes das Andenken an den Sachſen-

helten Widukind durch einen Denkstein zu erhalten gesucht. Zwar lebt sein Name in den Sagen und im Munde der Landleute und für diese bedürfte es einer solchen Erinnerung nicht: aber es kann eine Zeit kommen, wo ein anderes Geschlecht seiner vergeßen möchte und dieses wird der Stein daran mahnen, daß da der Held gelebt und gestritten, welcher gegen die gewaltige Uebermacht des Frankenkönigs immer aufs neue sein kleines Häuflein wieder zu den Waffen rief. Ich will meinen Lesern den Ort dieses Denksteines beschreiben.

Nahe bei Minden liegt eine Anhöhe, Wedigenstein genannt. Am südlichen Abhange derselben liegt auf einer aus der Waldung vorspringenden Höhe, langgestreckt und weithin sichtbar, ein niedriges längst schon zu Zwecken des Ackerbaues benutztes Gebäude, dessen Umfaßungsmauern unleugbar aus alter Zeit stammen. Auf dem Platze der das Gebäude umgibt sind im weiten Viereck mächtige Grundmauern gefunden; man vermuthet, daß hier die Burg Wedigenstein erbaut gewesen sein soll. Vielleicht ist hier der Ort, wo nach den dort noch erzählten Sagen von König Weking ursprünglich Widukinds steinernes Waldhaus gestanden hat.

Der Platz gewährt eine freie, weite Aussicht nach allen Seiten des Thales und ringsum liegen die Berge und Thäler, welche in der Geschichte der Sachsen die bedeutendsten sind. Südwärts liegen die Gebirge nahe, in deren Thälern und Schluchten Armin und die Cherusker in dreitägiger Blutarbeit den Römer Varus und die Kerntruppen Roms vernichteten, dicht gegenüber am andern Ufer der nah vorbeiströmenden Weser liegt das Schlachtfeld Idistavisus, wo Armin die Cherusker gegen Germanicus und die Römer anführte. Dann nicht weit von da das Feld der sächsischen Schlacht am Süntel unweit des heutigen Lerbek; dann die Höhen von Holzhausen,

wo die Franken vor der Schlacht ihr Lager hatten, ſind dem Auge erreichbar.

Der Platz ſelbſt aber iſt höchſt wahrſcheinlich das Eigenthum des Sachſenherzogs Witukind geweſen und darum wohl geeignet, daß ihm dort ein Denkſtein errichtet wurde. Am 18. Oct. 1829 iſt dieß geſchehen. Der Stein beſteht aus einer zwölf Fuß hohen, viereckigen Spitzſäule von Sandſtein, und trägt die Inſchrift:

Dem Andenken Wittekinds.
Wedigenstein. 1829.

6. Der Friede mit den Sachſen und ihre Bekehrung zum Chriſtenthume.

Nach langem Kampfe wurde endlich im Jahre 803 Friede zwiſchen Karl und den hartnäckigen Sachſen. Der Kaiſer ſah ein, daß er durch gewaltſame Unterdrückung ſie wieder nur bis aufs Aeußerſte reizen würde, und darum bot er ihnen im Jahre 803 den Frieden an unter der Bedingung, daß ſie mit den Franken gleichgeſtellt werden und hinfort mit dieſen ein Reich unter ſeiner Herrſchaft ausmachen ſollten. Das nahmen die Sachſen an und ſchickten ihre Geſandte zu ihm aus Oſtphalen, Engern und Weſtphalen, daß dieſe das Nähere mit dem Kaiſer beſprechen ſollten. In Selz an der Saale kamen ſie zuſammen. Da verſprachen die Sachſen, daß ſie hinfort ihrer heimatlichen Religion entſagen und Chriſtum bekennen wollten; aber ſie ſollten dem Frankenkönige keinen Zins, und keine Abgabe bezahlen, nur den Zehnten ſollten ſie geben, weil er eine göttliche Einrichtung wäre; und ſollten den Vorſchriften und Ermahnungen der chriſtlichen Prieſter gehorchen. Dann ſollten ſie fortan leben unter den Richtern, welche der König ihnen ſetzen würde, aber nach den Sitten und Geſetzen der Sachſen, wie ſie ihnen

von ihren Vätern überliefert waren. Sie sollten aber mit den Franken ein Volk ausmachen und versprachen dem Kaiser und seinem rechtmäßigem Nachfolger Treue zu beweisen.

Nachdem dieß geschehen war, bestätigte der Kaiser diejenigen Bischofsitze, die er schon im Sachsenlande eingerichtet hatte, und gründete neue dazu. In Allem waren es sieben und ihre Namen sind: Osnabrück, Bremen, Paderborn, Münster, Minden, Verden, Hildesheim. Im folgenden Jahre aber zog er doch noch einmal wieder hin, weil die Sachsen nordwärts von der Elbe auf ihre Zufluchtsörter in Sümpfen und Wäldern vertrauten und sich ihm nicht unterwerfen wollten. Er bezwang sie und führte dann viele von ihnen hinweg aus ihrer Heimat, um sie an einer anderen Stelle im Frankenlande anzusiedeln. Traurig verließen die Sachsen ihre Heimat und gleich nach ihrem Abzuge drängte das slavische Volk der Obotriten herein und hat dort lange gewohnt.

Einige Zeit nachher gab auch der Kaiser die Gesetze, wie viele Mannschaft die Sachsen zum großen Heerbanne des fränkischen Reiches stellen sollten. Der Freie, welcher drei Mansus besaß, sollte einen Krieger stellen, und eben so sollten drei Freie, von denen jeder einen Mansus besaß, zusammen einen Krieger stellen. Wenn aber sechs je einer einen halben Mansus besäßen, so sollten ihrer fünf den sechsten ausrüsten. Wenn aber ein Krieg gegen die Mauren in Spanien oder die Avaren in Pannonien ausbräche, so sollte überhaupt nur der sechste Theil der sächsischen Mannschaft ausrücken, gegen die Böhmen der dritte Theil, gegen die Sorben aber alle. Den Friesen wurde aufgegeben, daß die Grafen und Vasallen des Kaisers auf den Ruf desselben sich alle gewaffnet und bereit zum Heerbanne stellen sollten, aber von den ärmeren sollten je sechs den siebten ausrüsten.

Es ſind uns aus jener Zeit noch verſchiedene Taufformeln erhalten, mit welcher die bis dahin heidniſchen Deutſchen den alten Göttern entſagten und ſich zu Chriſto bekannten. Nur eine dieſer Formeln, vielleicht die am weiteſten verbreitete und bekannte, die in Bredows Weltgeſchichte ſteht und mit den Worten beginnt: Hilli krote Wodane, iſt nicht echt, ſondern erſt im achtzehnten Jahrhundert in Goslar verfaßt und dann für die alte Teufelsentſagung der Sachſen ausgegeben. Als Probe, wie ſolche Teufelsentſagungen und Glaubensbekenntniſſe verfaßt waren, ſetze ich meinen Leſern eins hierher, welches auf Anregung Karl Martells ſchon 742 auf einer Kirchenverſammlung abgefaßt wurde. Es lautet:

Frage des Prieſters: Forsachistu diobole? Entſagſt du dem Teufel?

Antwort des Täuflings: Ec forsachu diobole. Ich entſage dem Teufel.

Frage. End allum diobol gelde? Und aller Teufelsgilde?

Antw. End ec forsachu allum diobol gelde. Und ich entſage aller Teufelsgilde.

Frage. End allum dioboles uuercum? Und allen Teufelswerken.

Antw. End ec forsachu allum dioboles uuercum end uuordum, Thuner ende Wôdan ende Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint. Und ich entſage allen Teufelswerken und Worten, Thunar und Wodan und Sarnot und allen Unholden, die ihre Genoßen ſind.

Frage. Gelôbistu in Got almehtigun fadaer? Glaubſt du an Gott, den allmächtigen Vater?

Antw. Ec gelôbu in Got almehtigun fadaer. Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.

Frage. Gelôbistu in Crist, Godes sunu? Glaubſt du an Chriſt, Gottes Sohn?

Antw. Ec gelôbu in Crist, Godes sunu. Ich glaube an Chriſt, Gottes Sohn.

Frage. Gelôbistu in hâlogan Gâst? Glaubſt du an den heiligen Geiſt?

Antw. Ec gelôbu in hâlogan Gâst? Ich glaube an den heiligen Geiſt.

Wir ſehen hieraus, daß die bisherigen Götter der Deutſchen: Wodan, Thor und Saxnot dem Teufel gleichgeſtellt werden. Darum aber war das Andenken an ſie nicht erloſchen; zwar muſten Alle erkennen, daß der Chriſtengott mächtiger war, allein das Andenken und ſelbſt die Verehrung der alten Götter ſchleppte ſich unter den verſchiedenſten Geſtalten des Aberglaubens noch lange hin; denn wenn auch die Menſchen die Ueberlegenheit des Chriſtengottes anerkennen muſten, ſo hielten ſie darum noch ihre alten Götter nicht ganz für machtlos und da verkehrte ſich denn die ehemals wohlthätige Gewalt der alten Götter in eine böſe und teufliſche und Alles, was die Juden und erſten Chriſten von dem Teufel geglaubt hatten, wurde in Deutſchland auf die heidniſchen Götter, auf Wodan, auf Thor und alle anderen übertragen. Wie z. B. die Vorſtellung von Thor auf den Teufel übertragen wird, ſehen wir aus der Benennung Meiſter Hämmerlein, welche der Teufel in einigen Gegenden Deutſchlands führt: der Name kommt von dem Hammer, dem gewöhnlichen Abzeichen Thors.

Aber das Andenken an die alten Götter iſt uns noch auf eine andere, nicht immer beachtete Weiſe erhalten und wird darin auch wohl niemals untergehen, nämlich in den Namen der Wochentage. Dem Gotte Thor entſpricht der Donnerstag, und auf ihn folgt der Tag der lieblichen Göttin Freia —

der Dreitag. Dem ſächſiſchen Worte Saxnot entſpricht in den nordiſchen Sprachen Tyr und im Althochdeutſchen Ziu und davon rührt der Name Zistac oder Dienstag. Der Wodanstag iſt in der hochdeutſchen Sprache untergegangen und der farbloſe Mittwoch an ſeine Stelle getreten: aber der Holländer ſagt noch Woensdag und der Engländer Wednesday und bewahren ſo die Erinnerung an den höchſten Gott unſerer heidniſchen Vorfahren.

7. Geſchichtlicher Rückblick auf den Sachſenkrieg.

Nachdem wir einige der hervorragendſten Züge aus dem Sachſenkriege erzählt haben, iſt es nicht unzweckmäßig einen geſchichtlichen Rückblick auf dieſen wichtigen Krieg zu werfen, um uns die lange Dauer, die Hartnäckigkeit dieſes Krieges beſſer deutlich zu machen, als es aus der Erzählung einzelner Züge geſchehen kann. Namentlich iſt es auch deshalb unſere Pflicht, weil alle Erzählungen und Berichte über dieſen Krieg uns von Freunden Karls erzählt ſind. Es findet ſich unter den ſchriftkundigen Männern jener Zeit keiner, der den Sachſen geneigt geweſen wäre. Darum müſſen die ſpätern Nachkommen ſich aus der Lage der Dinge deutlich zu machen ſuchen, was für die Sachſen und was gegen ſie ſpreche.

Karl hielt ſich berufen alle Völker deutſchen Stammes zu einem großen chriſtlichen Reiche zu vereinigen, das wie nur einen Gott im Himmel, ſo auch nur einen Herrn auf der Erde über ſich erkennen ſollte. Unmittelbar aber an den Grenzen des fränkiſchen Landes wohnte der unabhängige, heidniſche Stamm der Sachſen und Karl hielt es daher für ſeine Aufgabe die Sachſen zu gleicher Zeit ſich zu unterwerfen und ſie zu Chriſten zu machen. Allein eben deshalb war auch den Sachſen das Chriſtenthum und die fränkiſche Herrſchaft gleichbedeu-

wend und sie waren auf gleiche Weise entschlossen die Religion ihrer Väter und ihre alten Sitten und Einrichtungen zu schützen; denn von allen deutschen Stämmen hangen die Sachsen und die Friesen bis auf den heutigen Tag am meisten an den Sitten ihrer Väter. Dazu kam, daß die Sachsen ihre Wohnsitze nie verlassen hatten. Die andern deutschen Völkerstämme, welche aus ihren früheren Wohnsitzen ausgewandert waren, hatten die heiligen Haine und die Verehrungsorte ihrer Götter auf ihren Wanderzügen vergessen und waren dadurch viel eher zu dem Glauben an den Christengott bewogen, dessen Verehrung nicht an einen bestimmten Ort gebunden war, sondern der überall und zu jeder Zeit in Wald und Feld, in jeder Kirche wie in jedem Hause auf gleiche Weise angebetet werden konnte. Die Sachsen aber verehrten ihre Götter noch in denselben heiligen Hainen, wo auch ihre Väter angebetet hatten: das Rauschen der heiligen Buchen- und Eichenwälder erfüllte ihre Seelen mit derselben Andacht, wie sie einst Arminius, der Held der Cherusker empfunden hatte; denn wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß die alten Cherusker die Vorfahren der Sachsen gewesen sind.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen aber, welche den Sachsen das Christenthum Karls des Großen zuwider machte, war die Zerkerung des Zehnten, von welcher Karl nicht abgieng, weil ohne die Bezahlung des Zehnten für die Geistlichen kein Unterhalt zu finden war. Es bot sich Karl somit kein Mittel, die Kirchen und Stifter mit den nöthigen Einkünften zu versehen: denn es fand sich im Sachsenlande kein Staatsgut, weil die Sachsen keinen geordneten Staatsverband hatten, also auch kein Eigenthum desselben. Weil nun Karl von dem Eigenthum der Einzelnen doch den Kirchen füglich Nichts schenken konnte, meinte er zu dem Mittel des Zehnten greifen zu müssen.

Ob er es gern oder ungern that, wiſſen wir nicht. Selbſt der gelehrte Alcuin, der doch ſo viel bei Karl galt, konnte ihn nicht bewegen von dieſer Forderung abzulaßen. Dieſer ehrwürdige Mann ſchrieb an Karl, als er ihm zum erſten Siege über die Sachſen Glück wünſchte: „Aber nun fleh dich mit deiner Weisheit und deiner Gewiſſenhaftigkeit nach frommen Predigern für das Volk um, nach Predigern äußerſt anſtändig von Sitten, gelehrt in der Wiſſenſchaft ihres Glaubens, in den Vorſchriften des heiligen Evangeliums erfahren, ſolche Männer, die dem Beiſpiele der heiligen Apoſtel folgen. Dieſe reichten ihren Zuhörern Milch dar, das iſt milde ſanfte Gebote. Aus dieſen Betrachtungen wirſt du nach deiner Liebe zur Religion urtheilen, ob es rathſam ſei ſo rohen Völkern beim Anfange des Glaubens das Joch des Zehnten aufzulegen, ſo daß er von allen Häuſern ganz gefordert werde; oder ob nicht bedacht werden müße, daß die Apoſtel, die doch von Gott ſelbſt unterrichtet und von Chriſto zur Predigt des Evangeliums geſandt waren, nie den Zehnten gefordert, nie ihn eingetrieben haben.“ Karl folgte dieſer Warnung des treuen Mannes nicht und darum betrachteten die Sachſen, die bis dahin keine Abgabe kannten, die fremden Prieſter, die ihnen einen unbekannten Gott verkündigen wollten, nur als habſüchtige Leute, die ſich ſtellten, als wären ſie um das Seelenheil der Menſchen bekümmert, die in Wahrheit aber ſich nur auf Koſten anderer Leute bereichern wollten. Dieſes Mistrauen ihnen zu nehmen, dazu war Karls Behandlung nicht geeignet; denn die Kriegsführung desſelben beſtand in der Regel darin, das ſächſiſche Land ſchrecklich zu verheeren und zu einer unbewohnbaren Wüſte zu machen. Da mochten die Sachſen wohl fragen: was iſt das für eine Religion, deren Prieſter Glaube und Liebe predigen, und zu der man uns mit Mord und Brand bekehren

will? Kann denn auch Feuer und Schwert die Menschen Liebe lehren?

Auch viele der anderen Gesetze, die Karl gab, erbitterten die Sachsen gar zu sehr, obwohl in unserer Zeit diese Gesetze nichts Auffallendes haben. Karl verordnete, daß die christlichen Kirchen, die in Sachsen erstünden, eben so heilig und noch heiliger gehalten werden sollten, als die bisherigen Götzentempel der Heiden. Derjenige, welcher einen christlichen Geistlichen tödten würde, sollte die Todesstrafe erleiden und dieselbe Strafe sollte auch die treffen, die ihren alten Göttern Menschenopfer darbringen würden. Das war nun wohl nicht unbillig; aber nun hieß es auch weiter: den Tod soll auch derjenige erleiden, der den Körper eines Verstorbenen nach heidnischen Gebräuchen verbrennt; ferner derjenige, welcher um der Taufe zu entgehen, sich verbirgt; ferner derjenige, welcher während der Fastenzeit Fleisch genießt. Wer sein neugebornes Kind nicht binnen eines Jahres zur Taufe brächte, sollte eine bedeutende Geldsumme bezahlen. Von solcher Art gab es noch andere Gesetze, die meist alle recht streng und hart waren.

Auch die Tugend, welche das Christenthum forderte, widersprach durchaus den Sitten der Sachsen. Denn sie hielten es des Mannes würdig, die ihm angethane Beleidigung selbst zu rächen: wo er es nicht selbst mehr konnte, traten seine Verwandten für ihn ein und forderten Auge um Auge, Glied um Glied, Leben um Leben. Kaum waren die Sachsen soweit in menschlicher Gesittung gekommen, daß sie statt der körperlichen Wiedervergeltung der Blutrache Bußen an Geld und Gut festsetzten, das sogenannte Wergeld, d. h. nicht Wehrgeld, sondern die gewährte Buße.*) Nun aber sollten sie einen Herrn

*) Nur unsere neuere oft so grundfalsche Orthographie hat zu diesem Mißverständnisse Anlaß gegeben.

über ſich erkennen, dem Recht über Leben und Tod zuſtand, einen Herrn, der forderte, daß bei einem Todtſchlage und einer Verwundung nicht bloß die Parteien unter ſich ihren Streit ausmachten, ſondern auch ihm als dem oberſten Richter ein Recht zur Strafe und zur Forderung der Buße zuſtünde. Das nannten die Sachſen einen Eingriff in die Rechte des freien Mannes; aber noch mehr war ihnen die eigentliche Lehre des Chriſtenthums zuwider, daß man empfangene Beleidigungen nicht rächen ſollte. Dieſes Gebot konnte ſich ihr Trotz nimmermehr gefallen laßen.

Das Chriſtenthum lehrte ferner, daß alle Menſchen vor Gott gleich wären, daß vor ihm kein Anſehen der Perſon gelte, und der Sklav dem Herrn gleich ſei. Die Lehre von der Unſterblichkeit war den Sachſen nicht neu; wie alle Deutſche, kannten auch ſie dieſelbe; aber das Chriſtenthum verlangte von ihnen, daß ſie Verzicht leiſten ſollten auf einen beſonderen Himmel für die Tapferen. Der Sachſe glaubte, daß nur die Tapferen, die im Kampfe Erſchlagenen in die Walhalla (d. i. die Halle der Gefallenen) kämen und daß ſie hier den Tag über jagen und kriegen würden, um ſich am Abend immer wieder aufs neue zum Trinkgelage niederzuſetzen. Nun aber ſollten ſie Verzicht leiſten auf ihren beſonderen Himmel, und ſelbſt die Sklaven ſollten daran Antheil haben. Der ſächſiſche freie Mann und noch vielmehr der Adaling hielt ſich für ein von dem Sklaven ganz verſchiedenes Weſen; den Sklaven erachtete er auch eines Himmels nicht für würdig und alle deutſchen Stämme, ſogar der frieſiſche, bei dem der Unterſchied der Freien und Sklaven am wenigſten grell war, ſtellten im Geſetzbuche den Sklaven einem Thiere gleich, das dem Herrn als ſein Eigenthum angehört und mit dem er verfahren kann, wie auch ſonſt mit ſeinem Beſitze. Daß dieſe Sklaven mit ihm vor Gott gleich-

berechtigt sein sollten, war den Sachsen ein unerträglicher Gedanke und hier liegt der traurige, wunde Fleck des sächsischen Unabhängigkeitskampfes.

Es ist wahr, die Sachsen stritten für ihre Sitten und ihre Einrichtungen; sie waren frei oder glaubten es zu sein; aber ihre vermeinte Volksfreiheit kam nur den Adalingen und den Freien zu gut und zum geringen Theil auch noch den Hörigen, den sogenannten Liten oder Lazzen, d. i. Leuten; aber die Sklaven, die wo es überhaupt Sklaven gibt, fast immer die Mehrzahl ausmachen, konnten durch die Eroberung Karls und durch das Christenthum nur gewinnen. denn ihre Lage wurde dadurch bedeutend verbessert und im Gefolge des Christenthums mußten allmälig mildere und bessere Einrichtungen kommen. Darum war die Niederlage der Sachsen heilsam für die Menschheit, heilsam für die siegenden Grundsätze der Menschlichkeit. Freilich fand diese Menschlichkeit an Karl einen Träger, der ihr keine Ehre machte.

Denn wir wollen damit Karl nicht loben, daß er so gegen die Sachsen verfuhr, wie er es that: vielmehr wenden wir uns mit Schauder und Abscheu weg von den Freveln, die er gegen das unglückliche Volk verübte, die er verübte im Namen derjenigen Religion, welche die Menschlichkeit zu ihrem Grundgesetze macht, und durch die allein es möglich war, menschliche Gesittung über den Erdball auszubreiten. Aber, wenn wir auch die Sachsen beklagen und sie um ihres Muthes und ihrer Hartnäckigkeit willen bewundern, mit welcher sie über dreißig lange Jahre dem mächtigen Frankenkönige widerstanden: so müssen wir uns doch darüber freuen, daß die Unterwerfung der Sachsen gelang; denn sie bahnte den Weg zur milderen Gesittung dieses Volkes. Ferner aber war diese Unterwerfung der Sachsen nothwendig zur Einigung der deutschen Stämme zu

einem großen Reiche. Die Zeit, wo der ſächſiſche Stamm herrſchte, die Zeit Heinrichs des Städteerbauers und der Ottonen iſt die der herrlichſten Blüthe des deutſchen Reiches. Das Unglück derſelben brach erſt da recht herein, als der ſächſiſche Stamm keine Bedeutung mehr hatte, als die Verblendung der Hohenſtaufer die Blüthe der deutſchen Nation einem Schattenbilde opferte.

8. Der Kampf Karls des Großen gegen die Mauren und Rolands Tod.

Als der König Karl im Jahre 777 zu Paderbrunn einen Reichstag hielt, kamen Boten zu ihm von einigen Mauren aus Spanien und ſtellten ihm vor, daß Zwietracht das Reich der Araber zerwühle und daß es ihm deshalb wohl gelingen würde, wenn er die Gelegenheit benutzen wollte, auch dieß Reich ſich unterthan zu machen. Der König Karl aber war immer begierig, wo ſich ihm eine Gelegenheit bot, ſeine Herrſchaft zu erweitern und deshalb bot er die Franken auf zur Heeresfolge nach Spanien. Mit ihm zog auch Roland, nach der Sage einer der wackerſten Helden des fränkiſchen Reiches. Bald unterwarfen ſie ſich das ſpaniſche Land bis an den Ebro und nahmen Saragoſſa ein. Dieß Land wurde genannt die ſpaniſche Mark. Auf dem Rückwege des Heeres führte Roland den Nachtrab, aber die Bergvölker der Pyrenäen, Basken genannt, umzingelten den Nachtrab und erſchlugen alle Franken, mit ihnen auch Roland im Thale Roncesval.

So erzählt uns die Geſchichte; aber die Sage hat ſich damit nicht begnügt, ſondern zwei Jahrhunderte nachher erzählten die Mönche in dem Kloſter St. Denis in Frankreich alſo:

Nachdem der herrliche Kaiſer Karl in jenen Tagen ganz Spanien ſich unterworfen und zum Glauben an Gott und ſeine

heiligen Apostel bekehrt hatte, zog er zurück und kam nach Pampelona und ruhte dort einige Tage aus mit seinem ganzen Heere. In Saragossa aber waren damals zwei sarazenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahingeschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl unterthänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken; aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte der Kaiser ihnen Ganelon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karls gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm den Tribut schicken sollten. Sie schickten ihm dreißig Rosse mit Gold und Silber und seinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süßesten und reinsten Weine und ebensoviel auch für die anderen Kämpfer, und tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse mit Gold und Silber und seinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karls in ihre Hand überliefern wollte. Darein willigte Ganelon und empfing den Lohn.

Nachdem sie dann Alles wohl mit einander verabredet hatten, kehrte Ganelon zu König Karl zurück und gab ihm die Schätze, welche die maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte dem Könige, daß Marsilies Christ werden wolle und sich schon vorbereitete, ins Frankenreich zu Karl zu gehen, um dort bei diesem die Taufe zu empfangen, und daß er dann Spanien vom Könige Karl zu Lehen empfangen wolle. Karl schenkte den Worten Ganelons Glauben, und schickte sich an die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon aber gab ihm ferner den Rath, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, daß diese mit zwanzigtausend Streitern im Thale Roncesval die Wacht hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbehalten hinübergekom-

men ſei. So geſchah es. Aber Einige aus dem Heere der Chriſten überließen ſich zügelloſem Leben und allerlei Ausſchweifungen und dafür muſten ſie bald den Tod erleiden.

Während Karl mit Ganelon und dem Erzbiſchof Turpin und vielen Tauſenden der chriſtlichen Streiter die Päſſe überſtieg, hielten Roland und Oliver mit ihren zwanzigtauſend Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens ſtiegen Marſilies und Beligand mit fünfzigtauſend Kriegern von den Hügeln und aus den Schluchten, wo ſie ſich auf Ganelons Rath zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie machten zwei Haufen, den einen von zwanzigtauſend und den andern von dreißigtauſend Kriegern, und als der größere Hauſe noch zurück war, griff der kleinere Hauſe die Franken ſofort im Rücken an. Dieſe aber wandten ſich und kämpften ſo wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht ein einziger von den zwanzigtauſend Mauren noch am Leben war. Aber unterdeſſen waren auch die Andern herangekommen und die ermatteten Franken muſten wieder aufs Neue gegen ſie kämpfen. Da fielen ſie vom Größten bis zum Geringſten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitart und wiederum andere durch Pfeile und Wurfſpieße, einige auch wurden lebendig geſchunden, andere verbrannt, und andere an Bäumen aufgehängt. Darauf zogen ſich die Mauren eine Strecke zurück.

Roland aber war noch nicht gefallen, ſondern als die Heiden ſich zurückzogen, kehrte er zurück und forſchte nach, wie es mit den Seinen ſtünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfesmüde ſich in den Wald zurückgezogen hatte und dort ausruhte. Sogleich ergriff ihn Roland lebendig und band ihn mit vier ſtarken Stricken an einen Baum. Dann ſtieg er auf eine Anhöhe, um ſich nach den Feinden umzuſehen und als er

erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch leben und sich verloren haben möchten. Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn und mit diesen stieg er wieder hinab ins Thal Ronceval. Als er zu dem Mauren kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los und erhob die entblößte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Mauren und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Marsilies zeigst, so sollst du das Leben behalten; wenn aber nicht, so mußt du sterben.“ Damals aber kannte Roland den Marsilies noch nicht. So gieng denn der Maure voran und Roland folgte ihm und der Maure zeigte ihm bald in der Ferne unter den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf einem Rothfuchs saß und seinen runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen, er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schaar auf die Mauren. Einer von diesen kam zu ihm heran, der war größer und stärker als die andern; aber Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die Anderen, sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern dort allein im Felde. Roland aber vertraute auf Gott und die Kraft seines Armes und drang in die Reihen der Mauren, gerade auf den Marsilies zu. Der begann zu fliehen, aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch Marsilies hinfiel und starb, wie die andern Mauren.

Aber unterdessen waren die hundert Begleiter Rolands, die vom Frankenheere noch übrig waren, alle gefallen, und Roland selbst war von vier Speeren und außerdem von Steinwürfen hart verletzt, und nur mit Mühe gelang es ihm zu ent-

kommen. König Karl aber war mit ſeinem Heere ſchon über die Spitze der Berge hinüber und wuſte Nichts von dem, was in ſeinem Rücken geſchah. Da irrte der gewaltige Held Roland kampfesmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines ſo herrlichen Heeres und ſo vieler Chriſten einſam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu überſteigen vermochte. Dort ſtand ein Baum neben einem Marmorſtein, der da im Thale Ronceval errichtet war, und neben dem ſprang Roland vom Pferde und überdachte ſein Geſchick. Noch hatte er ſein Schwert Durenda, das herrliche und leuchtende, von koſtbarer Arbeit, ſcharf zugleich und ſtark, das nur Rolands Arm mit rechter Kraft ſchwingen konnte. Den Namen Durenda aber hatte es von ſeinen harten (durus) Schlägen. Dieß Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es eine Weile, und mit weinenden Augen ſprach er alsdann: „O du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du biſt geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägſt den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge, du biſt mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber ſoll von nun an dich führen im Streite? Die Mauren ſind durch dich von meinem Arme gefällt, und ſo oft ich einen der Ungläubigen niederſchlug, gedachte ich dabei an Gott und Chriſtum und an ſeinen Willen. Nun aber werden die Ungläubigen ſelbſt dich hinwegnehmen und du wirſt ihnen dienen müßen.“ Als Roland dieſe Worte ſprach, ſchmerzte es ihn ſo tief, daß er mit ſeinem Schwerte Durenda auf den Marmorſtein ſchlug, der da errichtet war. Aber das Schwert ſpaltete den Stein und zerbrach doch nicht. Dreimal verſuchte es Roland; aber es wollte ihm nicht gelingen und Durenda blieb unverſehrt.

Alsdann nahm Roland ſein Horn und ſtieß mit Macht

hinein, damit die Christen, welche etwa noch aus Furcht vor den Mauren im Walde versteckt wären, sich um ihn sammelten, oder wenn etwa einige von denen, die das Gebirg bereits überschritten hätten, den Ton vernähmen, daß diese zu ihm kommen, bei seinem nahenden Ende gegenwärtig sein und dann sein Roß und sein Schwert Durenda empfangen möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in das Horn, daß es zersprang und die Sehnen an seinem Halse zerrißen und daß König Karl, der schon im Karls-Thale acht Meilen von dort entfernt war, den gewaltigen Schall vernahm: denn die Engel des Himmels trugen ihn dahin. Da wollte Karl sogleich zurückkehren, und ihm Hilfe bringen: aber der schlimme Ganelon, der wohl dachte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Wolle doch nicht gleich dahin eilen; denn vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen; denn oft stößt er auf diese Weise in das Horn.“

Roland aber lag nun auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fieberglut und sehnte sich nach einem Trunk Wassers. Da kam ein Franke daher, Namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lange, aber er fand keine Quelle, und da er zurückkehrte und Roland schon sterbend fand, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit Einige wiederkehrten und Rolands Leiche nicht in die Hände der Mauren kommen ließen. Als Karl die Nachricht vernahm, ward er tief erschüttert und kehrte selbst mit wieder um. Da fand er als den ersten seinen Neffen Roland, der unterdessen die Arme in Kreuzesgestalt gelegt allda verschieden war. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verraths überwiesen und an die vier wildesten

Pferde des fränkiſchen Heeres gebunden, welche ihn elendiglich zerrißen.

So erzählt uns der Mönch Turpin die Sage von Roland und dem Ende des Verräthers Ganelon; aber die beglaubigte Geſchichte erzählt uns Nichts von Ganelon und wir wißen nicht, ob er gelebt hat oder nicht.

Das Andenken an Roland, ob an dieſen, oder einen andern lebt außer dieſen Sagen auch noch in anderen fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, welcher in grauer Vorzeit ſeine Gewäßer von Bingen bis an das Siebengebirge durchbrochen haben ſoll, unfern von Bonn liegt ein Ort, Rolandseck genannt. Auf einem ſteilen Berge ſteht da noch ein alter Fenſterbogen, der einſt zu Rolands Burg gehört haben ſoll, welche auf dieſem Felſen ſtand. Von da ſchaut man hernieder auf die ſchöne Inſel Nonnenwerth im breiten Spiegel des Rheines und gegenüber liegt die jähe Wand des Drachenfelſen, wo einſt der Drache die Jungfrau bewachte und dafür von dem leuchtenden Helden Siegfried den Tod erleiden mußte. Hinter dem Drachenfelſen aber ragen die ſechs andern Kuppen des Siebengebirges hervor.

Aber noch in einer anderen Weiſe iſt uns das Andenken Rolands und zwar im Sachſenlande erhalten. In vielen Städten des Landes, welches einſt die alten Sachſen bewohnten, findet man gewaltige Steinbilder, die man Rolande nennt. Es ſind rieſenhafte Männergeſtalten, mit Waffen geſchmückt, die Rechte hebt hoch das Schwert empor und die Linke deckt mit dem Schilde die Bruſt. Von allen der berühmteſte iſt der Roland von Bremen, der mitten auf dem Markte ſteht. Außerdem aber findet man Rolandsbilder in Naumburg, Nordhauſen, Magdeburg, Halberſtadt, und wohin ſpäter der ſächſiſche Stamm vordrang, nachdem die eingedrungenen Slaven wieder zurück-

gedrängt waren, in Brandenburg, in Stendal, ja auch in kleineren Städten wie Perleberg, selbst in Flecken und Dörfern, wie zu Reichenwalde in der Lausitz. Die Sage aber erzählt, daß der Kaiser Karl nach der Unterwerfung der Sachsen das Rolandsbild verliehen habe als ein Zeichen und eine Bürgschaft ihrer Vorrechte, und namentlich des Blutbannes und des Gerichts. Wo die Bildsäule ganz frei unter freiem Himmel steht, wie in Magdeburg und Bremen, bedeute sie größere Freiheit, wo sie unter einem Dache sich anlehne, beschränktere. Wie dieß aber von Roland zu verstehen sei, können wir mit Bestimmtheit nicht mehr ausmitteln.

Mit diesem Treffen, in welchem Roland fiel, war aber Karls Kampf gegen die Mauren nicht beendet; denn, obwohl er selbst keinen großen erfolgreichen Zug wieder gegen sie unternommen hat, so wurde doch auf der Grenze des maurischen und des fränkischen Reiches, welches letztere nun bis an den Ebro sich erstreckte, fast immerwährend gekriegt. Die Leitung des Krieges hatte Ludwig, der König von Aquitanien, welcher nachher als Kaiser Ludwig der Fromme genannt wurde. Gegen das Ende der Regierung Kaiser Karls trug sich in diesem Kriege folgende Begebenheit zu.

9 Unternehmung der Franken gegen die Araber über den Ebro.

Als der König Ludwig schon einmal einen glücklichen Zug gegen die Mauren gemacht hatte, wollte er im Jahre 810 noch einen unternehmen, aber der Kaiser hinderte ihn daran; denn er hatte damals befohlen, daß an allen größeren Flüßen zum Schutze gegen die Einfälle der Nordmannen Schiffe erbaut

werden ſollten und Ludwig ſollte die Aufſicht führen über die Werfte an den Flüßen im ſüdlichen Frankreich. Karl ſchickte ihm aber doch ſeinen Feldherrn Ingobert, daß dieſer an Ludwigs Statt das Heer in Spanien anführen ſollte. Das Heer gelangte glücklich nach Barcinona (Barcelona), und hier ward ein Kriegsrath gehalten, wie den Feinden durch einen heimlichen Ueberfall beizukommen wäre. Da billigte man endlich dieſen Vorſchlag: es ſollten Schiffe zur Ueberfahrt über den Ebro gebaut, aber am Orte des Baues ſelbſt in vier Theile zerlegt werden, ſo daß je ein Viertheil von zwei Roſſen oder Mauleſeln fortgeſchafft werden könnte. Wenn eine hinreichende Menge von Pech und Wachs und Hanf zur Zuſammenfügung und Verklebung der Fugen bereit wäre, würde man ſie dann an dem zur Ueberfahrt erſehenen Orte mit leichter Mühe wieder zuſammenfügen können.

Ingobert zog alsdann gegen Tortoſa, und diejenigen, welche zu der Unternehmung auserſehen waren, Hademar und Bera, zogen mit ihren Truppen aufwärts an den Ebro. Der Himmel war ihr Dach; denn ſie hatten der Schiffe wegen, mit welchen die Thiere beladen waren, kein Gepäck und keine Zelte. Sie durften auch kein Feuer anzünden, damit der Rauch ſie nicht verriethe und verbargen ſich bei Tage im Walde, bei Nacht aber zogen ſie weiter. Am vierten Tage erreichten ſie den Ebro, fügten ihre Schiffe zuſammen und fuhren ſo hinüber, die Pferde aber ließen ſie hinüberſchwimmen. So ſchien die Unternehmung gelungen zu ſein, wenn ſie nicht gerade da verrathen worden wäre. Abaidun, der Befehlshaber der Araber, war nämlich aus der Stadt Tortoſa gezogen und hatte die Ufer des Flußes beſetzt, um die Franken am Uebergange zu hindern. Während nun dieſe oben am Fluße von den Arabern unbemerkt hinübergiengen, badete ſich ein Maure im Fluße und ſah auf

einmal Roſsäpfel heruntertreiben. Er ſchwamm darauf zu, und wie denn alle Araber genau und ſcharf beobachten, ſo beſah und beroch auch er den Miſt der Thiere und rief dann ſogleich aus: „Hüter euch, ihr Freunde, denn dieſer Miſt rührt nicht von unſern Thieren her die nur Gras freßen, es iſt Miſt von Roſſen oder Mauleſeln, die die mit Gerſte gefüttert ſind. Die Franken müßen uns nahe ſein, vielleicht ſind ſie oberhalb unſeres Lagerplatzes über den Fluß gegangen.“

Alsbald ſetzten ſich zwei Araber auf ihre Roſſe und ritten auf Kundſchaft aus, und es dauerte nicht lange, bis ſie den Vortrab der Franken erblickten. Alsbald brachten ſie die Nachricht dem Abaidun. Die Araber zogen ſich darauf ſogleich aus ihrem Lager zurück und überließen es den Franken. Als dieſe anlangten, nahmen ſie die Zelte in Beſitz, welche die Feinde noch hatten ſtehen laßen, und ruhten während der Nacht darin aus. Am Morgen aber kam Abaidun mit einer größeren Schaar zurück, die er unterdeſſen geſammelt hatte, und gedachte den Franken ein Treffen zu liefern. Dieſe nahmen es an und kämpften wacker, bis die Nacht hereinbrach, alsdann aber giengen ſie wieder zu den Ihrigen zurück.

Das Ergebnis aller dieſer Kämpfe war, daß die Araber zwar die ſpaniſche Mark dem Frankenreiche nicht wieder entreißen konnten, daß aber auch die Franken über den Ebro nicht hinauskamen. Später gaben jedoch die Franken ihre Eroberungen in Spanien ſelbſt auf; dafür gelang es aber den Spaniern, vom Nordweſten der pyrenäiſchen Halbinſel aus allmälig die Mauren immer weiter zurückzudrängen und ſich wieder in den Beſitz ihres Landes zu ſetzen. Aber erſt im Jahre 1492 iſt Ferdinand und Iſabelle mit Granadas Fall dieſe Wiedereroberung ganz gelungen.

10. Das Gottesgericht des Kreuzes (788).

Nachdem König Karl ſich den Beſitz des nördlichen Italiens geſichert hatte, machte er ſeinen noch jungen Sohn Pipin dort zum Könige. Dieß wollten die Avaren benutzen, welche im Weſten des jetzigen Ungarns wohnten, und fielen mit einer großen Schaar in das langobardiſche Reich ein. Dem Könige Karl ward aber ſofort die Nachricht überbracht und er befahl, daß man zur Sicherheit gegen ſolche Einfälle die Stadt Verona, deren Befeſtigungswerke zerfallen waren wieder ſtark und ſicher machen ſollte. Zu dieſem Ende ſandte er ſeinem Sohne den Grafen Berengar, der ihm mit Rath und That darin beiſtehen ſollte. Aber als König Pipin und Berengar in Verona die Befeſtigung der Stadt eifrigſt betrieben, erhob ſich ein Streit mit der Geiſtlichkeit; es war nämlich zweifelhaft, ob dieſe nur ein Viertel der Mauern auszubeßern hätten, wie ſie ſelbſt ſagten, oder ein Drittel, wie ihre Gegner, die Bürger der Stadt behaupteten. Der Streit aber konnte darum nicht entſchieden werden, weil die langobardiſchen Statthalter ſeit langer Zeit die Mauern ſelbſt hatten ausbeßern laßen, wenn Etwas daran fehlte, obwohl ſie dazu nicht verpflichtet waren.

Da nun Niemand wuſte, wie die Sache entſchieden werden müße, gefiel es Allen die Sache dem Urtheile des Kreuzes zu überlaßen. Aregaus, welcher die Bürger vertrat, und Pacificus, welcher auf Seiten des Biſchofs war, beide Jünglinge von erprobter Leibeskraft, ſtellten ſich mit kreuzweiſe aufgehobenen Händen vor den Altar, wo man die Meſſe anfieng und die Leidensgeſchichte nach dem Evangelium Matthäi las. Der leſende Prieſter war aber noch nicht bis zur Hälfte der Paſſion gekommen, als dem Aregaus die Kräfte ausgiengen und er ermattet ſeine Hände niederſinken ließ. Pacificus hingegen blieb bis zum Ende der Leidensgeſchichte ſtehen, weshalb er als der

Sieger ausgerufen wurde. Der Geistlichkeit der Stadt Verona ward das Recht zuerkannt und bestätigt, daß sie nur ein Viertel der Mauern der Stadt hinfort in gutem Stande zu erhalten habe.

Das war das Gottesgericht des Kreuzes und man sah diesen Ausgang als die Offenbarung des Willens Gottes an.

Der Einfall der Avaren aber gelang nicht.

11. Karl und der Herzog Grimoald.

Der König Karl hatte sich freilich das Langobardenreich (774) unterworfen: aber im südlichen Herzogthume dieses Reiches, zu Benevent, bot ihm noch immer der Herzog Arichis Trotz und hielt zu dem Kaiser in Constantinopel, um die Macht Karls dort nicht aufkommen zu laßen. Der Sohn des Herzogs Arichis aber, Grimoald, war als Geisel beim Könige Karl, und deshalb schien es, als wäre durch den Tod des Herzogs Arichis die Herrschaft der Franken dort gesichert. Aber der Papst Hadrian fürchtete doch noch den jungen Herzog Grimoald und gerieth in großen Schrecken, als er erfuhr, daß die Neapolitaner und Beneventaner bitten wollten, daß Karl ihnen ihren Herzog Grimoald zuschicken möchte, und darum schrieb Hadrian dringend an den König, daß dieß mit großer Gefahr verbunden wäre. Karl aber ließ sich endlich doch bewegen, im Jahre 788 Grimoald nach Benevent heimkehren zu laßen; aber Grimoald mußte ihm versprechen, daß auf den Münzen und in öffentlichen Urkunden der Name des Königs voranstehen und daß die Langobarden in seinem Herzogthume ihren Bart abschneiden sollten. Denn die Franken ließen den Bart nicht wachsen, die Langobarden aber trugen zur Rechtfertigung ihres Namens noch immer lange Bärte und dieses äußere Zeichen reichte hin, zwischen ihnen und den Franken eine Scheidung zu

erhalten. Darum verlangte Karl, daß der Bart der Langobarden fallen ſollte; zugleich aber verlangte er auch, daß Grimoald die Befeſtigungen der Stadt Salerno und anderer Städte ſchleifen laßen ſollte. Alles dieß verſprach Grimoald und kehrte dann heim. Dieſe Erlaubnis aber gab Karl, weil er vorausſah, daß ſich die Beventaner ſonſt ganz und gar den Griechen ergeben würden.

Die Unterredung Karls mit Grimoald aber wird uns alſo erzählt. Nachdem der König den Tod des Herzogs Arichis und die Boten der Beneventer vernommen hatte, welche ihn um ihren Herzog baten, ließ er Grimoald zu ſich rufen und ſprach zu ihm: „dein Vater iſt todt.“ Aber der ſchlaue Grimoald erwiderte darauf: „Großer König, mein Vater iſt, ſo viel ich weiß, vollkommen geſund und ſein Ruhm iſt in der beſten Blüthe; ich wünſche, er möge alle Jahrhunderte hindurch wachſen.“ Der König aber ſprach hingegen: „Ich rede im Ernſte, dein Vater iſt todt.“ Aber Grimoald antwortete ihm: „Herr, von dem Tage an, da ich in deine Gewalt gekommen bin, habe ich weder an Vater, Mutter noch Verwandte gedacht; denn du, großer König, biſt mir Alles.“ Der König Karl war erfreut über dieſe Worte, und da auch die Staatsklugheit es zu fordern ſchien, entließ er Grimoald mit dem Verſprechen der Treue in ſeine Heimat. Er gab ihm noch zwei treue junge Männer aus langobardiſchem Stamme mit, welche ihm zur Seite ſtehen ſollten; aber ſobald dieſe mit Grimoald nach Benevent gekommen waren, gab er ihnen die vorzüglichſten Stellen an ſeinem Hofe und überhäufte ſie mit allen Ehren um ſie an ſich zu knüpfen.

Sobald aber Grimoald an den Fluß Volturno gekommen war, noch vor ſeinem Einzuge in Capua, ſtrömte ihm eine große Anzahl Langobarden entgegen und alle hießen ihn freu-

dig willkommen. Dasselbe geschah auch bei Benevent und die Langobarden riefen: „Sei willkommen, unser Vater! Sei willkommen, der du nächst Gott die einzige Stütze unserer Wohlfahrt bist.“ Alsdann gieng Grimoald in die Kirche und dankte Gott für seine glückliche Heimkehr. Ueberall empfieng ihn das Volk mit der höchsten Freude und jubelte laut, daß sein Beschützer wiedergekehrt sei. Nun sollte er aber sein Versprechen gegen Karl erfüllen, und doch konnte er es nicht über sich bringen, die festen Mauern der Städte zu zerstören, zumal da ihn auch die Bürger mit Thränen in den Augen baten, er möchte doch nicht also handeln und ihre schöne Stadt verschonen. Als Grimoald nun unschlüssig war und selber nicht wusste, wie er es anfangen sollte, die Mauern der schönen Stadt Salerno stehen zu lassen und doch sein gegebenes Wort zu halten, trat ein Mann zu ihm und erbat sich ein Mittel ausfindig zu machen, wenn Grimoald ihm zum Lohne den reichen Hermelinpelz schenken wollte, welchen einst der Herzog Arichis, Grimoalds Vater, jährlich am Ostertage zu tragen pflegte. Dieß versprach Grimoald und der Mann rieth nun, einige der Mauern niederzureißen, aber dann sogleich stärkere und dauerhaftere an ihre Stelle zu setzen. So geschah es und Grimoald verbündete sich auch mit den Griechen. Zwar überzog ihn Karls Sohn Pipin, den Karl zum Könige Italiens ernannt hatte, sogleich mit Krieg; aber es wollte doch den Franken niemals gelingen, im südlichen Italien recht festen Fuß zu fassen.

12. Tassilo der Baiernherzog.

In Baiern lebte damals ein Herzog, Namens Tassilo, der dem fränkischen Reiche unterthan war. Man sagte aber von ihm, daß er sich gern davon losmachen wollte; denn er hatte eine Tochter des Königs Desiderius zur Frau, Namens Liut-

berga, welche den König Karl bitterlich haßte und deshalb ihren Gemahl beſtändig bat, daß er doch mit den Avaren Freundſchaft ſchließen möchte, um ſich mit ihrer Hilfe der Franken zu erwehren. Dann würde auch ihr Bruder Atalgis (Algis) Unterſtützung von dem oſtrömiſchen Kaiſer erhalten und mit ſeiner Mannſchaft ihnen zu Hilfe kommen, damit er ſelbſt ſein väterliches Reich ſich wieder gewönne. Aber dieſer Plan ward dem Könige Karl kund getban und dieſer gedachte dem Ausbruche der Verſchwörung zuvorzukommen und lud Taſſilo auf den großen Reichstag der Franken nach Ingelheim vor. Taſſilo erſchien und mit ihm die erſten baieriſchen Großen. Dieſe aber, wie denn die Menſchen ſich immer dem Mächtigen zuwenden, fiengen an Taſſilo bei Karl zu verklagen und ſagten, er habe geſchworen, daß er mit allen ſeinen Kindern lieber ſterben, als von dem Frankenkönige Unwürdiges erleiden wollte. Er habe auch zu den Avaren um Hilfe geſchickt und geborche in allen Dingen dem Rathe ſeiner Frau Liutberga. Dann klagten ſie ihn auch des Hariſlit an, d. h. der Verlaßung des Heeres; denn einſtmals, als Pipin, der Vater Karls ihn zu einem Zuge gegen Aquitanien aufgefordert habe, ſei Taſſilo zwar gekommen, aber bald wieder fortgegangen ohne Erlaubnis des Königs.

Auf dieſe Beſchuldigungen ließ König Karl alsbald die Herzogin Liutberga mit ihren Kindern herbeiholen. Auch alle Schätze muſten herbeigebracht werden. Es waren zwar Einige der Franken, die unter ſich dachten und ſprachen, daß doch keine von allen Beſchuldigungen bewieſen und daß es nicht recht wäre, für die Abſichten, welche Liutberga gehabt hätte, den Herzog Taſſilo büßen zu laßen. Sie ſagten ferner, daß Taſſilo ſicher nicht gekommen wäre, wenn er ſich ſo ſchuldig gefühlt hätte; aber keiner von ihnen wagte es vor dem Könige Karl

selbst zu sagen, sondern sie schwiegen alle still. So wurde denn die Sache Tassilos vor das Gericht gebracht, das aus den Herzogen und Großen nicht bloß des baierischen, fränkischen und langobardischen, sondern auch des sächsischen Stammes zusammengesetzt war. Sie alle verurtheilten Tassilo einstimmig zum Tode.

Da trat aber der König Karl selbst für seinen Blutsverwandten auf und sagte, daß er ihm das Leben schenken wollte. Darauf bat Tassilo, daß man ihm den Trost eines einsamen, beschaulichen Lebens widerfahren lassen möchte, damit er im Kloster Buße thäte für seine Sünden, und diese Bitte ward gewährt. Auch das wurde ihm nachgelassen, daß ihm nicht in seinem Hause das Haar abgeschnitten wurde, sondern erst im Kloster. Auch seine Frau Liutberga nahm den Schleier und eben so ward auch der Sohn Tassilas verurtheilt sein Leben im Kloster zuzubringen.

In St. Goar am Rheine wurde Tassilo geschoren, nicht weit von da, wo die Veste Rheinfels auf den Fluß zu ihren Füßen niederschaut. Dann lebte er nach einander in verschiedenen Klöstern, überall aber wurde er um seines heiligen Lebens willen gerühmt und nach seinem Tode unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

13. Die Avaren.

Die Avaren waren zuerst Freunde der Langobarden und als diese mit ihrem Könige Alboin 568 nach Italien zogen, rückten die Avaren in die Sitze, welche die Langobarden verlassen hatten. Alsdann aber hatten sie fast fortwährende Feindschaft.

Im achten Jahrhundert hatten sie sich an der Ostgrenze des damaligen Baierns bis an den Raabfluß in Ungarn festge-

setzt und machten von dort Raubzüge in die umliegenden Länder, ja sie kamen bis nach Aquitanien (dem südwestlichen Frankreich). Zu ihrer Sicherheit hatten sie ihr Land mit neun Ringen umgeben, wie sie selbst sie nannten. Ein solcher Ring aber war eine Umwallung, und die erste so weit von der zweiten entfernt, als es von Zürich nach Constanz ist. Der Wall war erbaut von Eichen-, Tannen- und Buchenstämmen, vom einen Rande bis zum andern zwanzig Fuß breit und eben so hoch. Der innere Raum war ausgefüllt mit harten Steinen und einem sehr zähen Mörtel, die Oberfläche mit grünendem Rasen bedeckt. Innerhalb dieser Wälle lagen die Dörfer und Weiler so nahe bei einander, daß die menschliche Stimme von einem zum andern vernommen werden konnte. In den fast uneinnehmbaren Wällen waren schmale Thorwege angebracht, aus welchen die Avaren auf den Raub auszuziehen pflegten. Von der zweiten Umwallung, welche ganz wie die erste gebaut war, lag die dritte wiederum zehn deutsche Meilen, welche gleich 40 italischen sind, entfernt, die inneren Ringe mochten wohl näher beisammen liegen. Von einer Umwallung aber zur andern waren alle Befestigungen und Wohnungen so vertheilt und geordnet, daß der Klang der Hörner von der einen zur andern Alles genau angeben konnte. Innerhalb dieser Ringe hatte das hunnische Volk der Avaren mehr als zweihundert fünfzig Jahre lang alle Reichthümer zusammengehäuft und den Westen Europas fast leer gemacht. Der König Karl bedurfte acht Jahre um sie zu bezwingen.

Zum ersten Male zog er gegen sie im Jahre 791; denn die Hunnen hatten mit Tassilo, dem Herzoge von Baiern, ein Bündnis und in Folge dessen räuberische Einfälle in das Gebiet des Frankenreichs gemacht. Darum brach der König im Anfang des Sommers gegen sie auf mit einem starken Heere,

zu welchem alle Theile seines großen Reiches Mannschaften gestellt hatten. Er theilte es in zwei Theile und übergab die eine Hälfte dem Grafen Dietrich und dem Kämmerer Meginfried und ließ sie am nördlichen Ufer der Donau herziehen. Er selbst zog am südlichen Ufer daher, und ließ eine andere Schaar, bei welcher auch die wasserkundigen Friesen waren, mit den Lebensmitteln die Donau abwärts treiben. Nachdem auf diese Weise der Zug glücklich begonnen war, wurde das erste Lager an der Ens aufgeschlagen; denn dieser Fluß fließt zwischen dem Baiern- und Avarenlande und galt als die sicherste Grenze der beiden. Dort ward ein dreitägiges Gebet gehalten, daß doch der Krieg einen günstigen Erfolg haben möchte. Dann erst wurde das Lager abgebrochen und man dem Volke der Hunnen feierlich den Krieg angekündigt.

Die ersten Schaaren der Avaren waren bald vertrieben und ihre Schutzwehren zerstört. Von diesen lag die eine am Flusse Kamp*), die andere sehr feste bei Comagení**). Alsdann ward Alles mit Feuer und Schwert verwüstet. Als der König bis an die Raab gekommen war, setzte er über diesen Fluß und folgte am andern Ufer seinem Laufe bis da, wo er in die Donau fällt. Alsdann schlug er dort für einige Zeit ein Standlager auf und beschloß endlich über Sarwar zurückzukehren. Die anderen Truppen aber, welche unter Dietrichs und Meginfrieds Befehlen standen, ließ er durch das Böhmerland den Rückmarsch antreten. Dieß waren namentlich die Sachsen und Friesen, welche sich unwillig zeigten über den wei-

*) Entspringt in den böhmischen Gebirgen, fließt bei Zwettl vorbei und unterhalb Krems in die Donau.

**) Ist nicht mehr vorhanden, vielleicht nahe bei dem jetzigen Königsstetten.

ten Auszug. Er selbst verwüstete mit seinen Schaaren das pannonische Land und nachdem dieß geschehen, kam er glücklich in das baierische Land zurück. Nur hatte der König einen großen Schaden erlitten, denn es brach eine solche Krankheit unter den Pferden aus, daß kaum der zehnte Theil derselben wieder mit heimgekehrt sein soll. Der König überwinterte dann in Regensburg.

Im folgenden Jahre sann der König auf einen andern großen Plan. Man hatte ihm gesagt, daß, wenn die Retnitz mit der Altmühl durch einen schiffbaren Graben verbunden würde, ganz leicht von der Donau in den Rhein geschifft werden könnte, weil der erstere von jenen Flüßen in den Main, der andere in die Donau sich ergösse. Als der König dieß vernahm, begab er sich alsbald mit seinem Gefolge an den Ort, versammelte dort eine große Menschenzahl und ließ sogleich beginnen zu graben. Es sollte ein Graben von zweitausend Schritt Länge und dreihundert Fuß Breite von dem einen Fluße in den andern geführt werden; aber es war vergeblich. Denn der Herbst war schon hereingebrochen und unaufhörlich strömten die Regengüße nieder; dazu war der Boden auch schon ohne dieß feucht und morastig und deshalb hatten die Wände des Grabens keine Festigkeit, sondern so viel bei Tage durch die Mühe der Arbeiter hinausgeschafft wurde, so viel sank bei Nacht wieder ein, weil das Erdreich keine feste Stüze hatte. So mußte das große Werk mislingen.

In unserer Zeit hat der König Ludwig von Baiern dieß selbe Werk aufs neue unternehmen laßen, und mit den Kräften und Hilfsmitteln unserer Zeit konnte leicht die Vollendung dieses Werkes gelingen, welches den Zeitgenoßen Karls ein so gewaltiges Riesenwerk schien.

11. Die Empörung der Thüringer.

Die Thüringer hielten einen Rath, wie sie den König Karl mit List fangen und tödten könnten, und wenn sie auch dieß nicht zu erreichen vermöchten, so wollten sie doch wenigstens sich von seiner Herrschaft befreien. Dieser Plan konnte dem Scharfsinne des Königs nicht lange verborgen bleiben; aber aus Klugheit ließ er es sich nicht merken. Als einige Zeit verflossen war, schickte er einen Gesandten an einen der Thüringer wegen der Tochter desselben, welche dieser einem Franken verlobt hatte, und forderte von ihm, da die Verlobung nach dem Gesetze der Franken rechtskräftig geschehen war, daß er dem Franken die Braut überliefern sollte. Aber jener achtete den Befehl des Königs wenig und sagte nicht bloß, daß er es nicht thun werde, sondern reizte auch eine große Zahl der Thüringer und seine Verwandten zu der Verschwörung gegen den König auf, daß sie sich mit vereinten Kräften gegen die Willkür desselben vertheidigen wollten.

Als der König das vernahm, ward er sehr zornig und schickte eine Mannschaft gegen diese Verschworenen, daß die Güter derselben verheert werden sollten. Die Thüringer flohen bestürzt zu dem Begräbnisorte des heiligen Bonifacius (in Fulda), um durch die Verehrung dieses Heiligen ihre Schuld vor dem König zu verringern. Der Abt des Klosters nahm sie freundlich auf und suchte sie mit milden friedlichen Worten zu beruhigen, sah aber zugleich durch einen Boten dem Könige geheime Nachricht. Dieser schickte einen Abgeordneten dahin und ließ ihnen anbieten, daß sie im Königsfrieden zu ihm kommen sollten. Dieß thaten sie und stellten sich in seinem Palaste. Der König fragte sie, ob es wahr oder falsch wäre, was ihm von ihnen berichtet wäre, ob sie ihm nach dem Leben getrachtet und beschlossen hätten, seine Befehle nicht auszuführen.

Dieß konnten ſie nicht verneinen und bejahten es deshalb ganz offen, ja einer von ihnen ſagte ihm: „wenn meine Genoßen mir zugeſtimmt hätten, ſo wäreſt du nicht wieder lebend über den Rhein gekommen.“ Der König nahm das hin und erwiderte nicht ein Wort darauf.

Nach einigen Tagen aber ließ der König die Thüringer wieder rufen und gebot ihnen, ein Theil ſollte nach Italien reiſen, ein Theil nach Aquitanien, ein Theil nach Neuſtrien. Alle aber ſollten in dem Lande, wohin er ſie ſenden würde, bei den Gebeinen der dort begrabenen Heiligen ihm und ſeinen Kindern aufs neue den Eid der Treue ſchwören. Ein ſolcher Eid bei den Gebeinen der Heiligen ward für beſonders kräftig gehalten. Das thaten die Thüringer, wie es der Kaiſer gefordert hatte. Als ſie von dort zurückkehrten, wurden ſie auf dem Wege angehalten und einige ſollten dann geblendet worden ſein. Ihre Güter und alle ihre Beſitzungen zog der König ein und vereinigte ſie mit den ſeinigen. —

Charakteriſtiſche Züge Karls nach dem Mönche von St. Gallen.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts lebte ein Mönch im Kloſter St. Gallen, der uns viele einzelne Züge von Karl dem Großen erzählt hat. Er hatte ſie von andern Männern überkommen, von denen einige noch Zeitgenoßen Karls des Großen geweſen waren, und ſchrieb ſie etwa zwiſchen den Jahren 884—887 nieder. Was er geſchrieben hat, betrifft namentlich das Verhältnis Karls zur Geiſtlichkeit, wie es ja von einem Mönche nicht anders erwartet werden kann; aber er beſchreibt uns auch in einzelnen Zügen Karls Eifer für Bildung und Unterricht. — Wenn der gute Mönch in anderen Dingen, wie in der Beſchreibung des Hofes ein wenig von der

Wahrscheinlichkeit abgeirrt sein mag, so muß man bedenken, daß er für Karl eingenommen und zugleich als Mönch in seinem Kloster dem Leben und Treiben der Welt entfremdet war. Auch hat er vielleicht schon von seinen Gewährsmännern die Berichte in einiger Hinsicht gefärbt erhalten. Von diesen charakteristischen Zügen oder Anekdoten des Mönches von St. Gallen theile ich meinen Lesern eine Auswahl derjenigen mit, die ich für die bezeichnendsten halte, ohne andere Zusätze, so wie sie der Mönch uns überliefert hat.

15. Alcuin.

Karl bemühte sich auf das eifrigste, die Wißenschaften emporzubringen und hatte auch überall guten Erfolg, nur nicht einen solchen, wie er selbst ihn wünschte. Darüber bekümmert rief er einmal aus: „hätte ich doch nur zwölf so gelehrte Männer, wie Hieronymus und Augustin gewesen sind!“ Alcuin, der sich selbst nicht mit diesen Männern zu vergleichen wagte, wurde darüber ärgerlich, und als Niemand in der Gegenwart des gefürchteten Kaisers Etwas dagegen zu sagen wagte, sprach er: „Der Schöpfer Himmels und der Erde hat ihres gleichen nicht mehr hervorgebracht, und du willst zwölf haben?“ So erzählt uns der Mönch.

Eine Sage berichtet uns von Alcuin, daß er auf folgende Weise zu Karl gekommen sei. Einstmals landete ein Schiff an der fränkischen Küste und es fanden sich darin vier Männer, die das Aussehen von Kaufleuten hatten. Da giengen die Umwohner hin und fragten, was für Waaren sie hätten. Die Angelsachsen antworteten: Weisheit. Einige lachten darüber, Andern schien es wunderlich und zuletzt gelangte die Rede an den König Karl. Dieser ließ sie holen und faßte sogleich große Zuneigung zu Alcuin, behielt ihn bei sich und ließ sich von ihm

namentlich in der Mathematik und der Astronomie unterrichten. Alcuin gab dem Kaiser und seinen Söhnen Namen aus dem Alterthume. Karl selbst nannte er David, seinen Sohn Ludwig, der nachher Kaiser wurde, Salomon: Angilbert, den Schwiegersohn des Kaisers, nannte er Homer und so gab er noch vielen jener Männer besondere Namen. Auch war Alcuin mit den meisten Leuten seiner Zeit, die sich durch Wissenschaft auszeichneten, genau bekannt und stand mit ihnen im Verkehre.

Erst war Alcuin nur wie zu einem Besuche im fränkischen Lande gewesen und kehrte nach einigen Jahren in seine Heimat zurück. Aber Karl konnte ihn nicht mehr entbehren und als ein Streit in kirchlichen Dingen ausbrach, schickte er hin ins Land der Angelsachsen und ließ ihn bitten, daß er wieder herüber kommen möchte. Dann beschenkte er ihn mit mehren Abteien und einer seiner Gegner erzählte, daß mehr als zwanzigtausend Menschen in der Sklaverei Alcuins gewesen wären, nämlich die zu den Abteien gehörten, welche Karl ihm geschenkt hatte. Alcuin aber vertheilte die Abteien unter seine Freunde und blieb auch so Karl immer zugethan.

16. Kaiser Karl bei den Schülern.

Als der Kaiser Karl einmal nach längerer Abwesenheit wieder heim kam, ließ er die Jünglinge zu sich kommen, welche er dem Lehrer Clemens übergeben hatte, und befahl, daß sie ihre Hefte und Arbeiten, um sie ihm zu zeigen, mitbringen sollten. Von den Schülern aus mittlerem und niederem Stande wiesen mehre über alle Erwartung vortreffliche Beweise ihres Fleißes auf, dagegen waren die Arbeiten der Söhne aus vornehmen Familien voll von Unwissenheit. Da schied Karl die Schüler, die fleißigen stellte er zu seiner Rechten und redete sie folgendermaßen an: „Es ist mir erfreulich, meine lieben Jüng-

linge, daß ihr meinen Befehl nach Kräften auszuführen bemüht seid und dadurch zugleich für euer eigenes Bestes sorgt. Bestrebt euch fernerhin etwas Tüchtiges zu lernen, so werde ich euch Bischofssitze und andere gute Stellen geben und ihr sollt in meinen Augen immer geehrt sein." Alsdann wandte er sich mit zornigem Angesichte zu denen zu seiner Linken und erschütterte zuerst mit einer gewaltigen Rede ihr Gewißen, dann aber wandte er sich zum Spott: „Ihr Söhne vornehmer Männer, ihr geleckte, zarte Herrchen, ihr vertraut auf eure Eltern und eure Verwandte, ihr vernachläßigt das Studium der Wißenschaften, ihr achtet mein Gebot und eure eigene Ehre gering, und jagt dafür euren nichtigen Ergötzungen, euren Spielen und Possen nach." Nachdem er aber diese Worte im Tone des Spottes gesagt hatte, erhob er sein Haupt und seine rechte Hand und donnerte mit gewaltiger Stimme in seinem gewöhnlichen Schwure: „Beim König des Himmels! Ich kümmere mich nicht um eure vornehme Geburt und euren Putz, wenn die Andern auch euch bewundern mögen. Wißet das wahrlich und gewiß, wenn ihr nicht euch aus allen Kräften bemüht, eure frühere Nachläßigkeit wieder gut zu machen, so sollt ihr bei Karl niemals etwas Gutes erlangen!"

17. Der junge Bischof.

Aus der Zahl jener fleißigen jungen Leute wählte Karl sich bald darauf einen zum Schreiber und Priester in seiner Kapelle. Als dieser eine Zeitlang bei ihm gewesen war, ward dem Kaiser eines Tages die Nachricht gebracht, daß einer der Bischöfe gestorben wäre. Der Kaiser fragte den Boten, ob der Verstorbene von dem Seinen auch Etwas ausgesetzt hätte für den Gottesdienst und für die Armen, und der Bote antwortete: „Ja Herr, zwei Pfund Silbers." Darüber seufzte jener Jüng-

ling und konnte die Gedanken seines Herzens nicht verhehlen, sondern sprach für sich: „Das ist ein kleines Reisegeld für eine so lange Reise.“ Der Kaiser hörte diese Worte, dachte ein wenig nach und sprach dann zu seinem Schreiber: „Was meinst du, wenn du jene Bischofsstelle erhieltest, würdest du mehr Reisegeld für die lange Reise verwenden?“ Der junge Mann verschlang gierig diese Worte, die in seine Ohren fielen wie reife Trauben in den Mund des lechzenden Wanderers; er stürzte zu den Füßen des Kaisers und sprach: „Herr, das steht in Gottes und in deiner Hand.“ Darauf erwiderte der König: „Stelle dich hinter den Vorhang, welcher hinter mir herabhangt, und höre, welche Mitbewerber um jene Stelle du hast.“

Sobald die Hofleute, die immer auf den Tod oder den Unfall eines andern Menschen lauern, den Tod des Bischofs vernommen hatten, bemühten sie sich, ein Jeder durch seine Vertrauten bei dem Kaiser diese Stelle zu erlangen. Aber dieser beharrte bei seinem Entschluße und sagte ihnen Allen, er wolle die Bischofsstelle jenem jungen Manne übertragen. Endlich schickte die Königin Hildegard ihre Vertrauten, ja sie kam selbst, um die Bischofswürde für ihren Geistlichen zu erbitten. Als der Kaiser sie sehr freundlich aufnahm und sagte, daß er ihr Nichts versagen könnte, als jenen Geistlichen zum Bischof zu machen, stellte sie sich zornig, wie es die Gewohnheit der Frauen ist, wenn ihr Wille und Wunsch den Entschluß des Gemahls umstoßen soll, und veränderte ihre Stimme und ihre Geberde und suchte dadurch den Kaiser umzustimmen, indem sie sprach: „Mein Herr und Gemahl, warum soll ein Jüngling einen Bischofssitz haben, um ihn zu verderben? Gib ihn doch meinem treuen Diener, jenem erprobten Manne.“ Da trat der Jüngling, welchen der Kaiser hinter den Vorhang hatte gehen laßen, näher hinzu, umfieng den Kaiser, während

er noch hinter dem Vorhange war, und brach in die Worte aus: „Mein Herr und Kaiser, bewahre deine Festigkeit, daß dir Niemand deine Macht aus den Händen entwinde.“ Da rief ihn der Kaiser offen hervor und sprach zu ihm: „Du sollst den Bischofsitz haben; aber nimm dich sorgfältig in Acht, daß du eine größere Wegzehrung zu jenem Wege zurücklegst, von welchem für mich wie für dich eine Wiederkehr nicht möglich ist.“

19. Ernennung und Absetzung eines Bischofs.

Wie Karl mit den Bischöfen verfuhr, wenn sie ihre Pflicht nicht gethan zu haben schienen, lehrt uns folgende Geschichte.

Unter dem Gefolge des Kaisers war ein Geistlicher, ein Mensch von niedriger Herkunft und in den Wißenschaften nicht genügend unterrichtet. Da er aber sehr arm war, hatte der Kaiser Mitleid mit ihm, und obwohl Alle ihn haßten und ihn zu verdrängen suchten, ließ sich Karl doch niemals überreden, ihn zu entlaßen. Einmal ereignete es sich, daß dem Kaiser die Nachricht gebracht wurde, es wäre ein Bischof gestorben. Sogleich berief er einen seiner Priester, der sowohl durch seine Geburt und seine Familie, als auch durch seine Wißenschaft sehr angesehen war, und verlieh ihm das Bisthum. Der neue Bischof war sehr erfreut, lud viele der Hofleute und viele der angesehenen Leute aus seinem neuen Bisthume in seine Wohnung ein und bereitete ihnen ein glänzendes Gastmahl. Aber er selbst übernahm sich so sehr in seinen köstlichen Speisen und betrank sich so, daß er in der folgenden Nacht vor dem St. Martinstage die Frühmeße verschlief. Nach der Vorlesung sollte nun jener Bischof den Gesang anstimmen und dann die Andern das Responsorium singen; aber Alles blieb still. Schon wollten einige im Chore anheben zu singen, als der Kaiser

ſagte: „Nun, ſo ſtimme doch Einer an!“ Da wagte es jener oben beſprochene Prieſter ſeine Stimme zu erheben. Der Kaiſer fürchtete, er würde es nicht zu Ende bringen und befahl den Andern ihm zu helfen. So ſang der Prieſter die Meſſe zu Ende. Nach Beendigung der Meſſe gieng Karl in ſeinen Palaſt um ſich zu wärmen, und ſeine Kleidung für den Feſttag anzulegen. Alsdann ließ er den neuen Sänger zu ſich rufen und fragte ihn: „Wer hat dir geheißen in der Kirche zu ſingen?“ Ganz betreten erwiederte der Mann: „Herr, ihr befahlt, es ſolle Einer ſingen.“ Der Kaiſer antwortete: „Nun ja, es iſt gut.“ Er beſann ſich eine Weile und wandte ſich dann wieder zu dem Manne und ſprach in Gegenwart der Erſten ſeines Hofes zu ihm: „jener hochmüthige Menſch, der weder Gott noch mich, den Kaiſer, ehrt und ſich auch nicht ein Mal des Gelages enthalten hat, iſt nach Gottes und meinem Beſchluße des Biſchofsſitzes unwürdig, und nach Gottes und meinem Willen ſollſt du fortan das ihm geſtern übertragene, aber heute wieder genommene Bisthum regieren.“

19. Wie der Kaiſer ſich vorleſen ließ.

Wenn Karl ſich vorleſen ließ, ſo geſchah das auf folgende Weiſe. Keiner ſchrieb einen beſtimmten Abſchnitt für jeden Einzelnen vor, auch durfte Keiner ſich ein Zeichen machen, ſondern Alle muſten mit dem, was geleſen werden ſollte, ſich ſo vertraut zu machen ſuchen, daß Keiner ſtockte, auch wenn er unerwartet aufgerufen wurde. Wenn Einer in der Verſammlung leſen ſollte, ſo zeigte der Kaiſer mit dem Finger auf ihn oder ſtreckte ſeinen Stock gegen ihn aus, oder, wenn er ihm gar zu fern ſaß, ließ er es ihm durch einen aus ſeiner Nähe ſagen. Wenn der Vorleſer aufhören ſollte, ſo machte der Kaiſer einen Ton aus der Kehle. Darauf achteten Alle ganz geſpannt,

und mochte nun der Satz zu Ende oder erst begonnen sein, mochte das Letzte, was gelesen war, einen Sinn haben oder nicht, auf diesen Ton schwieg der Vorleser still.

Der Mönch, der uns dieß erzählt hat, setzt hinzu: „auf diese Weise brachte es Karl dahin, daß alle Vorleser in seinem Palaste ganz vortrefflich waren, auch, wenn sie nichts von dem Gelesenen verstanden."

20. Wie der Gesang zu Karls Zeit beschaffen war.

Es schmerzte Karl tief, daß er bei aller seiner Mühe um die Bildung seiner Geistlichen doch so wenig erreichen konnte, und daß namentlich in ihrem Gesange noch fast keine Harmonie zu hören war. Obwohl den deutschen Völkerstämmen kein anderes Mittel zur Ueberlieferung ihrer Geschichte tauglicher erschien, als die Gesänge von den Thaten der Helden, so scheinen doch diese Lieder dem römischen Ohre nicht besonders wohllautend geklungen zu haben. Der Kaiser Julian Apostata, der im vierten Jahrhundert am Rheine gegen die Alemannen kämpfte, verglich den Gesang der Deutschen mit dem Krächzen der Raubvögel. Dem Könige Karl lag auch dieß am Herzen, wie Alles was auf die Bildung seines Volkes abzweckte. Wie übel er aber zuerst damit ankam, darüber erzählt uns der Mönch von St. Gallen folgende Geschichte, welche, wenn sie auch nicht ganz so sich zugetragen haben mag, dennoch beweist, mit welchem Hochmuth und Stolz auf ihre höhere Bildung die Römer damals noch immer auf die Franken und alle andere deutsche Stämme niederblickten.

Karl schickte Boten an den Papst mit der Bitte, daß dieser ihm doch von Rom aus behilflich sein möchte. Der Papst war ganz einverstanden mit den Bemühungen Karls, und suchte deshalb unter seinen Geistlichen zwölf aus, die der Musik sehr

kundig waren, und schickte sie ins Frankenland. Aber, wie immer die Griechen und Römer neidisch auf die Franken waren, so gieng es auch diesen, und sie beriethen unter einander, wie sie den Gesang so veränderten, daß niemals Einheit und Harmonie daraus hervorgehen könnte. Als sie zu Karl kamen, wurden sie ehrenvoll aufgenommen, und dann einzeln an die hervorragendsten Bischofssitze vertheilt, damit sie dort selbst sängen und im Singen Unterricht gäben: aber sie zeigten ihre böse Tücke, indem sie nicht bloß selbst falsch sangen, sondern auch die fränkischen Priester falsch unterrichteten, so daß jeder von ihnen an seinem Orte eine ganz besondere Weise lehrte.

Einmal in dieser Zeit feierte Karl das Weihnachtsfest zu Trier und hörte den Chorgesang der dortigen Priester an. Im folgenden Jahre war er in Tours, und als er nun scharf und genau auf die Weise des Gesanges achtete, fiel es ihm ein, daß diese gänzlich verschieden sei von derjenigen, die er im Jahre vorher zu Trier gehört hatte. Dasselbe erfuhr er nach und nach auch von andern Orten her, daß die Gesangesweise der römischen Lehrer in jeder Stadt eine andere wäre, und darum ein Chorgesang von Priestern aus verschiedenen Gegenden keine Harmonie, sondern nur Verwirrung darböte. Deshalb berichtete er die Sache an den Papst. Dieser ließ sogleich die zwölf Gesangmeister wieder nach Rom kommen und bestrafte sie mit Verbannung und Gefängnis. Alsdann aber schrieb er an Karl: „Wenn ich dir andere römische Lehrer schicke, so werden sie eben so wie jene durch Neid verblendet die Sache absichtlich falsch anfangen und so deiner spotten. Darum schicke mir zwei von deinen besten und talentvollsten Geistlichen, damit diese hier unter meinen Augen unterrichtet werden. Dann sollst du mit ihnen zufrieden sein.“ So geschah es. Zwei Männer reisten nach Rom und kehrten nach einiger Zeit

wohlgeschult wieder heim. Diese beiden Männer mußten dann andere Geistliche unterrichten, bis allmälig der Stamm einer Sängerschule gewonnen ward.

21. Demüthigung eines Bischofs.

Weil wir erzählt haben, wie Karl die Prediger erhöhte, so wollen wir auch eine Geschichte erzählen, wie er die Uebermüthigen beschämte. Es war ein Bischof voll Eitelkeit und Stolz und der sich in allen Dingen auszeichnen wollte. Das merkte der Kaiser und trug einem Juden auf, er solle diesem Bischof einen Streich spielen. Dieser Jude reiste oft nach dem Morgenlande und brachte aus dem gelobten Lande allerlei Kostbarkeiten mit, die er dann verhandelte: denn damals war aller Handel in den Händen der Juden. Deshalb nahm er eine gewöhnliche Hausmaus, ließ sie einbalsamieren und mit köstlichen Wohlgerüchen anfüllen, und dann brachte er sie zu dem Bischof und sagte, daß er von Judäa ein sehr kostbares, früher noch nie gesehenes Thier mitgebracht habe. Der Bischof war sehr erfreut darüber und bot ihm drei Pfund Silbers, wenn er ihm das kostbare Thier überlaßen wollte. Aber der Handelsmann sagte: „Nimmermehr will ich eine so kostbare Seltenheit für einen so erbärmlichen Preis verkaufen. Eher werfe ich das herrliche Kleinod ins Meer, als daß ich es dir dafür überlaße.“ Der Bischof war sehr reich und habsüchtig: denn niemals empfiengen die Armen Etwas von ihm; aber er wollte das kostbare Thier nicht fahren laßen und bot deshalb zehn Pfund Silbers. Aber der Jude antwortete: „Möge mich doch der Gott Abrahams behüten, daß ich so meine Mühe und meine Fahrt umsonst dahin geben sollte.“

Der Bischof konnte nicht laßen von der Maus und bot nun zwanzig Pfund Silbers; aber der Jude nahm schweigend

die Maus, wickelte sie in ein Stück köstlicher Seide und schickte sich an fortzugehen. Der Bischof hielt ihn zurück und ließ nun einen Eimer bringen, und füllte ihn mit Silber, um dafür das Kleinod zu erhalten. Aber er mußte erst noch viel bitten, bis er den Juden überreden konnte, der sich nur zögernd von dem köstlichen Besitzthume trennen konnte. Sobald aber dieß geschehen war, gieng er zum Kaiser, brachte ihm das Silber und erzählte Alles was vorgefallen war.

Einige Zeit hernach berief der Kaiser sämmtliche Bischöfe und Hofleute zu einer großen Berathung und nachdem die wichtigen Geschäfte erledigt waren, ließ er das Silber bringen und mitten in die Versammlung hinstellen. Alsdann sprach er: „Es ist eure Pflicht, ehrwürdige Väter und Bischöfe, mit eurem Gelde den Armen wohlzuthun; denn dadurch dient ihr Christus. Statt dessen aber verkehrt ihr Alles ins Gegentheil und jagt eitler Prahlerei nach und seid habsüchtiger, als irgend ein anderer Mensch.“ Als die Bischöfe betroffen dasaßen, fügte der Kaiser hinzu: „es ist einer unter euch, der diesen Haufen Silbers für eine gewöhnliche, aber einbalsamierte und von Spezereien duftende Hausmaus ausgegeben hat.“ Obwohl der Kaiser keinen Namen nannte, so warf sich doch der gemeinte Bischof ihm zu Füßen und gelobte Besserung und weisere Verwendung seiner Güter. Da verzieh ihm Karl.

Da wir aber einmal von Kaiser Karl und seinem Verhältnisse zu den Geistlichen reden, so wollen wir hier auch angeben, wie sich die Geistlichen zum Kriege verhielten, obwohl uns nicht der Mönch von St. Gallen dieß erzählt.

22. Der Kriegsdienst der Geistlichen.

Zu der Zeit Karls zogen die Bischöfe und Priester immer mit ins Feld und bestanden alle Kriege mit. Das war Vielen

nicht lieb, weil sie meinten, das Kriegführen schicke sich nicht gut zum Amte des Priesters, und als Karl einmal einen Reichstag zu Worms hielt, traten einige Weltliche zu ihm und übergaben ihm eine Bittschrift, in welcher sie ihn dringend baten, daß nicht bloß die Bischöfe sondern auch die übrigen Geistlichen in Zukunft von der Verpflichtung zum Kriegführen befreit werden möchten. Sie sagten, daß sie nicht die Absicht hätten die Bischöfe leichter berauben zu können, wenn diese sich nicht selbst mehr vertheidigen dürften, sondern sie wüßten wohl, daß die der Kirche geschenkten Güter ein heiliges und unverletzliches Eigenthum derselben bleiben müßten. Indem sie diese Worte sprachen, warfen sie zur Bekräftigung ihrer Versicherung Strohhalme, welche sie in den Händen hielten, zur Erde nieder; denn das sollte bedeuten, daß sie allen Ansprüchen auf die geistlichen Güter entsagten.

Karl bewilligte ihr Gesuch und es ward nun das Gesetz gegeben, daß von da an nur wenige Bischöfe, zwei oder höchstens drei, und unter ihrer Aufsicht nur so viele Geistliche bei dem Heere sein sollten, als zum Gottesdienste und zum Predigen nöthig wären. Ihre Ehre sollte aber dadurch, daß sie keine Kriegsdienste thäten, nicht im Geringsten leiden, sondern sie sollten um so mehr in Ehren gehalten werden, je treuer sie ihre Amtspflichten erfüllten. Das war aber den Geistlichen gar nicht lieb; denn sie meinten, sie würden durch diese Verfügung zurückgesetzt. Sie wollten eben so wohl jagen und kriegen, wie auch die andern Großen und Herren, und es ward Karl sehr schwer sein Gesetz in Ausführung zu bringen, und als seine starke Hand nicht mehr da war dasselbe aufrecht zu halten, ging bald Alles wieder den alten Gang und nur die Tracht unterschied oft den Bischof von den anderen großen Herren. Schon unter Ludwig dem Frommen ward das Krieg-

führen der Biſchöfe wieder ganz allgemein. Freilich wollten es nicht alle gern und ſo entſchuldigt ſich ein Abt, der einmal einen Kriegszug hatte mitmachen müßen und dieſen beſchrieben hat, er ſei wohl mitgegangen, habe aber keinen Tropfen Bluts vergoßen. Das dürfen wir ihm auch wohl glauben; denn ſeine Geſtalt war ſo beſchaffen, daß, als er zum Heere des Königs Pipin kam, dieſer und alle ſeine Begleiter in ein lautes Gelächter ausbrachen und daß Pipin ihm ſagte: „Geh hin, lieber Bruder, das Schwert paſſt nicht für deinen Arm, ſondern nur das Buch.“

Die nun folgenden Züge können uns einigermaßen ein Bild geben von dem Leben und Treiben der Nichtgeiſtlichen am Hofe des Königs Karl, namentlich da uns der Mönch zugleich auch einige Züge vom byzantiniſchen Hofe in Conſtantinopel erzählt.

23. Die arabiſche Geſandtſchaft.

Einmal kamen Geſandte der Araber zum Kaiſer Karl. Da dieſen die Lage des Frankenreiches unbekannt war, hielten ſie es für das Beſte, wegen des Ruhmes der alten Stadt Rom nach Italien zu ſchiffen; denn ſie hatten vernommen, daß Karl römiſcher Kaiſer wäre. Aber die Biſchöfe der italiſchen Länder und dann auch die des burgundiſchen und fränkiſchen Landes nahmen ſie nicht ſehr freundlich auf und verwieſen wohl gar die fremden Ankömmlinge aus ihrem Gebiete, ſo daß ein volles Jahr verfloß, bis die arabiſchen Geſandten nach ihrer Ausſchiffung in Italien Karls Wohnſitz in Aachen erreichten. Karl ließ ſie erſt einige Zeit ausruhen und dann am Tage vor dem Oſterfeſte vor ſich bringen. Die Herrlichkeit des Kaiſers flößte ihnen große Ehrfurcht ein. Der Kaiſer geſtattete ihnen

willig, überall umherzugehen und Alles anzuschauen: aber sie verschmäheten dieß, denn sie wollten am liebsten ihn selbst sehen und sich seiner Gegenwart erfreuen. Sie stiegen mit ihm auf den Söller an seinem Palaste und schauten von dort hinab auf das Heer des Kaisers und auf die Geistlichen, die sich am Palaste des Kaisers drängten. Da klatschten sie vor Freuden in die Hände und sagten, daß sie früher nur Menschen aus gewöhnlichem Erdenstoff gebildet gesehen hätten, jetzt aber einen goldenen erblickten. Dann wandten sie sich zu den einzelnen fränkischen Großen und betrachteten ihre Gewändter, erprobten ihre Waffen; aber immer kehrten sie zu dem Kaiser als dem Herrlichsten zurück. Am folgenden Tage, am Osterfeste, wurden sie von Karl mit den ersten Großen und den Vornehmsten des Frankenreiches zu Tische geladen; aber sie waren so in Staunen befangen, daß sie fast noch hungrig wieder von Tische aufstanden. So erzählt uns der treuherzige Mönch von St. Gallen; wir dürfen aber wohl glauben, daß die Gesandten des Harun al Raschid, des berühmten Kalifen, an mehr Herrlichkeiten der Kunst gewöhnt waren, als die damals noch so rohen Franken ihnen bieten konnten.

Am folgenden Tage beschloß der niemals ruhende Kaiser eine große Jagd auf Auerochsen zu veranstalten und lud auch die Araber dazu ein. Als diese die gewaltigen Thiere erblickten, wollten sie vor Schrecken davon fliehen. Aber der furchtlose Kaiser zog sein Schwert, ritt auf seinem muthigen Rosse nahe an das eine der schrecklichen Thiere heran und wollte mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe trennen. Allein der Hieb mislang und der ungeheure Stier wandte sich wüthend, faßte mit der Spitze des Hornes das Beinkleid des Kaisers und zerriß dieß und den Stiefel, dann erst ließ er ab von Steinwürfen und Schlägen geschreckt. Alle Begleiter des Kaisers

waren gleich bereit ihre Beinkleider eben ſo zu zerreißen; aber der Kaiſer verbot es und ſprach: „in dieſem Aufzuge will ich zur Kaiſerin gehen.“ Ein fränkiſcher Mann aber, Namens Iſambart, verfolgte das Thier und da er nicht wagte ihm ſehr nahe zu kommen, ſchwang er ſeinen Wurfſpieß, warf und traf das Thier zwiſchen Schulterblatt und Kehle, daß es zuſammenſtürzte und vor den Augen des Kaiſers zuckend verendete. Der Kaiſer that, als ob er es nicht bemerkte und kehrte nach Hauſe zurück.

Als der Kaiſer in ſeinem Palaſte ankam, ließ er die Kaiſerin rufen, zeigte ihr ſeine zerrißenen Kleider und fragte: „Was hat der verdient, der mich aus ſolcher Gefahr gerettet hat?“ Sie antwortete: „Wahrlich alles Gute,“ und da erſt erzählte ihr der Kaiſer Alles, wie es ſich zugetragen hatte, und ließ die gewaltigen gewundenen Hörner des Thieres herzubringen, daß die Kaiſerin erſchreckt und zu Thränen gerührt wurde. Als ſie nun auch vernommen hatte, daß der früher von ihr bitter gehaßte und aller ſeiner Ehren beraubte Iſambart den Kaiſer an dem gefährlichen Gegner gerächt hätte, warf ſie ſich dem Kaiſer zu Füßen und erbat ihrem Feinde Alles zurück, was früher ſein geweſen war, und ſie ſelbſt vermehrte es nachher noch durch reiche Geſchenke.

Die Araber brachten dem Kaiſer einen Elephanten, der Abulabaz hieß und im fränkiſchen Reiche viel angeſtaunt wurde. Außerdem verſchiedene Affen, ferner köſtliche Salben und Gewürze und allerlei Heilmittel, die nur der Oſten hervorbringt. Ferner brachten ſie ein Zelt mit den Schnüren, die dazu gehörten, Alles von feiner Leinwand und verſchiedenartig gefärbt, außerdem viele ſeidene Gewänder, zwei meſſingene Leuchter von wunderbarer Größe. Den innern Raum des Zeltes verſchloß ein Vorhang, der zwiſchen hohen Säulen hieng; dabei ſoll die

Spitze des Zeltes so hoch gewesen sein, daß man einen Pfeil kaum darüber schießen konnte. Innerhalb des Zeltes waren so viele Gemächer, daß man es für einen ordentlichen Palast hätte halten können.

Das wunderbarste für die Franken aber war eine messingene Uhr, in welcher der Ablauf der Stunden durch eine Waßeruhr bezeichnet wurde. Wenn eine Stunde abgelaufen war, so fielen eben so viele kleine Kugeln, als die Zahl der Stunde verlangte, hinab auf eine Glocke und mahnten den Hörer durch den Klang an die Zahl der verstoßenen Stunden. Auf den Schall traten eben so viele Reiter aus offenen Fenstern heraus und schloßen sie durch ihr Hinaustreten. Dieß Werk war damals ein großes Wunder und wurde von Allen sehr angestaunt und gepriesen. Aber auch außer ihren Gaben hätten Karl und Harun gute Freundschaft gehalten; denn sie hatten dazu verschiedene Ursachen. Ihre Reiche selbst stießen nicht an einander und darum hatten sie zur Feindschaft keine Ursache; aber sie hatten zum Theil dieselben Feinde; denn die Mauren in Spanien, mit denen Karl immer zu thun hatte, waren in den Augen Haruns Rebellen, weil sie von seinem Kalifat, d. i. seinem Reiche abgefallen waren und ein eigenes hatten, dessen Sitz Cordova war. Zu gleicher Zeit war Harun immer mit dem oströmischen Kaiser in Krieg, und wenn Karl auch nicht Krieg mit diesem führte, so war er darum doch nicht sein Freund, sondern beide benutzten jede Gelegenheit, wo sie sich Schaden zufügen konnten. Am meisten aber verband die beiden mächtigsten Fürsten jener Zeit der Ruhm ihres Namens; denn Karl im Westen und Harun im Osten galten für die Herren der Welt.

21. Der Hof des byzantiniſchen Kaiſers.

So viel auch der Kaiſer Karl mit ſeinen Kriegen überallhin beſchäftigt war, ſo verſäumte er doch nicht auch mit den weitentlegenſten Fürſten und Königen in ſtetem Verkehre zu bleiben, und ſchickte oft Boten und Geſandte dahin. Als er einmal mitten im Sachſenlande war, ſandte er von dort einen Botſchafter nach Conſtantinopel zum oſtrömiſchen Kaiſer. Dieſer erkundigte ſich nach dem Reiche ſeines Sohnes Karl, wie er ihn nannte, ob es ruhig in ſeinem Reiche wäre, und ob ihm auch die benachbarten Völker viel zu ſchaffen machten. Einer von den Geſandten antwortete, daß Alles ruhig wäre, aber daß ein Volksſtamm, Namens Sachſen, die Grenzen des fränkiſchen Gebiets oft verheerend heimſuchte. Da erwiderte der Kaiſer, der ſtets ruhig und müßig in Conſtantinopel lebte und vom Kriege nichts verſtand: „Warum müht ſich denn mein lieber Sohn gegen eine Handvoll Menſchen ab, deren Namen man kaum kennt? Du ſelbſt ſollſt das Volk haben mit Allem, was dazu gehört, denn ich ſchenke es dir.“ Als der Bote dieß bei ſeiner Rückkehr dem kriegeriſchen Karl erzählte, lachte dieſer und ſprach: „Er hätte beßer für dich geſorgt, wenn er dir irgend ein Kleidungsſtück für die Reiſe geſchenkt hätte.“

Von dem Aufenthalte dieſes Geſandten in Conſtantinopel erzählt uns der Mönch noch einige andere Züge. Er kam im Herbſte mit einigen Hofleuten des Kaiſers in eine Stadt, in welcher ſie der Wohnungen wegen getrennt und hierhin und dahin vertheilt wurden. Der fränkiſche Geſandte kam zu einem Biſchofe, welcher ihm beſtändig mit Faſten und Predigten anlag und ihn durch dieſe langandauernde Behandlung ganz entkräftete. Als der Frühling herankam, ſtellte er ihn dem Kaiſer vor, der dorthin kam. Der Kaiſer fragte den fränkiſchen Geſandten, wie ihm der Biſchof gefiele. Der Franke ſeufzte aus

tiefer Bruſt und ſprach: „Es iſt ein ſehr heiliger Mann, euer Biſchof, ſo weit es ohne Gott möglich iſt.“ Befremdet fragte der Kaiſer: „Wie iſt das möglich, wie kann Jemand heilig ſein ohne Gott?“ Der Franke erwiderte: „Es ſteht geſchrieben: Gott iſt die Liebe; aber von Liebe, oder nur von Rückſichten auf die Bequemlichkeit ſeiner Mitmenſchen iſt der Biſchof ganz leer.“ Dann erzählte der fränkiſche Geſandte, wie der Biſchof es mit ihm gemacht hätte.

Darauf lud ihn der Kaiſer zum Gaſtmahl ein und ließ ihm einen Platz unter den Erſten des Hofes anweiſen. Es galt aber am kaiſerlichen Hofe ein Geſetz der Etiquette, daß Niemand am Tiſche, ob Grieche oder Fremder, irgend einen Braten oder ſonſt eine Speiſe auf die Seite drehen durfte, ſondern man durfte nur ſo davon oben ab eßen, wie es gerade aufgetragen war*). Es ward nun auch ein Flußfiſch hereingebracht, der allein auf einer Schüßel lag. Der Franke kannte dieß Geſetz der Hofetiquette nicht und drehte den Fiſch auf die andere Seite, da erhoben ſich plötzlich mehre der kaiſerlichen Hofleute und ſprachen zum Kaiſer: „Herr, er verunehrt euch, ihr ſeid beleidigt, wie noch niemals eure Vorfahren.“ Seufzend ſprach darauf der Kaiſer zu dem Franken: „Ich kann es nicht hindern, daß man dich dem Tode übergibt; denn ſo will es unſer Geſetz. Fordere dir etwas Anderes als dein Leben,

*) So lächerlich dieß Geſetz der Etiquette klingen mag, ſo iſt doch wohl die Frage aufzuwerfen, ob nicht noch an jetzigen Höfen Vorſchriften ſind, die wenn auch nicht ſo lebensgefährlich, doch mindeſtens eben ſo lächerlich ſind. Freilich war der Hof von Conſtantinopel in der Erfindung ſolcher Dinge unübertrefflich; aber in größerem oder geringerem Grade finden ſich überall ſolche Gebräuche, die dem daran Gewöhnten vielleicht ehrwürdig, dem Fremden lächerlich ſind.

und ich will es gewähren, was du auch bitten mögeſt.“ Der Franke beſann ſich eine Weile und brach dann, während Alle aufmerkſam zuhörten, in die Worte aus: „Ich beſchwöre euch bei eurer kaiſerlichen Würde, daß ihr mir eurer Zuſage gemäß eine ganz kleine Bitte erfüllen wollt.“ Der Kaiſer wiederholte ſeinen Schwur und ſprach: „Fordere was du willſt und es ſoll dir gewährt werden, nur nicht dein Leben, welches du nach dem Geſetze meines Hofes verwirkt haſt.“ Der Franke ſprach nun: „Da ich am Rande des Grabes ſtehe, ſo iſt meine letzte Bitte die, daß wer geſehen hat, daß ich den Tiſch umdrehte, ſofort hier geblendet werde.“ Der Kaiſer ganz beſtürzt über eine ſolche Bedingung ſchwur ihm bei Chriſtus, daß er ſelbſt es nicht geſehen hätte, ſondern nur der Erzählung der Andern Glauben ſchenkte. Dann ſchwur auch die Kaiſerin bei der Jungfrau Maria, daß ſie es ſelbſt nicht erblickt, ſondern nur von den Andern vernommen habe. Darauf erhoben ſich nach einander die Hofleute, nach der Ordnung ihres Ranges, und der eine ſchwur bei dem Pförtner des Himmels, die Andern bei den Apoſteln, die Uebrigen bei den Vollkommenheiten der Engel und der Schaar der Heiligen mit ſchweren Eiden, daß ſie es nicht geſehen hätten. Auf dieſe Weiſe wurde der kluge Franke gerettet, und kehrte von dem eiteln Hofe der Griechen geſund und wohlbehalten ins Frankenland wieder heim.

Einige Jahre hernach ſchickte der Kaiſer Karl den Heitto, einen an Leib und Geiſt gleich ausgezeichneten Biſchof, und einen Herzog als Geſandte zum oſtrömiſchen Kaiſer. Sie wurden lange Zeit hindurch mit allerhand Nichtigkeiten hingehalten, bis ſie vor den Kaiſer gelangten, und dann nicht ſehr würdig behandelt, indem man ſie trennte und ihnen verſchiedene Wohnungen anwies. Endlich, nachdem ſie viel Geld ausgegeben hatten, wurden ſie entlaßen und kehrten zu Schiff wieder

ins Frankenland heim. Nicht lange hernach war derselbe oströmische Kaiser genöthigt, seinerseits Gesandte zu Karl zu schicken. Zufällig waren gerade damals wieder der Herzog und der Bischof beim Kaiser. Als die bevorstehende Ankunft der Gesandten gemeldet ward, gaben sie dem Kaiser den Rath, er sollte sie über Gebirge und unwegsame Gegenden kreuz und quer umherführen, und erst dann, wenn ein großer Theil ihrer Habe und ihres Gutes auf diese Weise verzehrt wäre, sie vor sich kommen laßen. So geschah es.

Als die griechischen Gesandten nach langen Irrfahrten beim Hofe anlangten, ließ der Bischof den Stallmeister Karls auf einem hohen Stuhle sich unter seinen Leuten niedersetzen, so daß Jedermann glauben muste, es wäre der Kaiser. Sobald die hereingeführten griechischen Gesandten den Stallmeister erblickten, warfen sie sich nach der knechtischen Sitte des byzantinischen Hofes sogleich zur Erde. Aber die Diener hoben sie auf und baten sie weiter zu gehen; denn es wäre der Stallmeister und nicht der Kaiser. In einem der nächstfolgenden Zimmer sahen sie den Pfalzgrafen mitten unter vornehmen Hofleuten stehen und ihnen zureden. Alsbald warfen sie sich auch da nieder zur Erde; aber wiederum hob man sie auf und sagte ihnen, daß es der Kaiser noch nicht wäre und sie noch weiter gehen müsten. Sie fanden dann den Truchsessen umgeben von seinen Dienern und auch vor diesem warfen sie sich nieder. Auch da zurückgewiesen fanden sie die Kämmerlinge des Kaisers und der oberste derselben ragte so hervor, daß es ihnen nicht zweifelhaft schien, der müste der Kaiser sein. Aber auch dieser nahm ihre Huldigung nicht an, jedoch versprach er ihnen, wenn es möglich wäre, sie sofort vor den Kaiser zu bringen. Er meldete sie bei dem Kaiser an und alsbald sandte dieser einige Hofleute, welche die fremden Gesandten ehrenvoll zu

ihm führten. Karl stand da in vollem kaiserlichen Ornate neben einem Fenster und lehnte sich auf den Bischof Heitto von Basel, denselben, der früher als Gesandter in Constantinopel gewesen war. Um ihn herum standen seine drei Söhne, die damals schon Mitregenten des Reiches waren (im Jahre 811), und seine Töchter, die sich durch Schönheit und glänzenden Schmuck auszeichneten: dann kam eine Reihe der vorzüglichsten Bischöfe und Aebte, auf diese folgten die vornehmsten Franken. Die griechischen Gesandten standen bestürzt, sie hatten fast die Besinnung und die Sprache verloren, und warfen sich stumm zur Erde nieder. Der Kaiser hob sie gütig auf und versuchte ihnen mit tröstlichen Reden Muth einzusprechen. Als sie endlich wieder freien Athem schöpften und nun erst den einst von ihnen so gehaßten und so schmählich behandelten Bischof Heitto erblickten, warfen sie sich aufs neue erschrocken zu Boden und wurden nicht eher beruhigt, als bis ihnen der Kaiser beim Gott des Himmels beschwur, daß Niemand ihnen ein Leid zufügen sollte. Da erst traten sie freier auf und sagten dem Kaiser ihren Auftrag. Bald darauf wurden sie wieder in ihre Heimat entlaßen; aber sie hatten keine Lust zum zweiten Male ins Frankenland zu gehen.

25. Stolz zweier fränkischer Jünglinge.

Beim Heere des Kaisers waren einmal zwei Jünglinge, die sich in jedem Kampfe auszeichneten. Als der Kaiser selbst sie einmal so erblickte, fragte er sie um ihren Namen und um ihre Heimat. Am folgenden Morgen ließ er sie zu sich in sein Zelt rufen und sprach: „Meine lieben Jünglinge, ich will, daß ihr mir allein und keinem Andern dienen sollt.“ Sie antworteten, daß sie eben deshalb hergekommen und ihm immer treu sein würden; aber der Kaiser fügte hinzu: „Ihr sollt meine

Kämmerlinge und Leibwächter sein.“ Sie verhehlten ihren Unwillen und sagten, daß sie es gern thun würden; aber als der Kaiser sich kaum erst zur Ruhe gelegt hatte, gingen sie hinaus zum Lager der Feinde, machten dort Lärm und führten mit ihrem Blute und dem der Feinde die Schmach, daß der Kaiser sie als freie Franken zu seinen eigenen Leuten hatte machen wollen. Sie waren dem Kaiser als dem obersten Heerführer der Franken treu und zum Gehorsam bereit ergeben; aber ihm andere Dienste zu erweisen, das schien ihnen unvereinbar mit der Würde eines freien Mannes.

28. Wie Karl Gold und Eisen gegeneinander schätzt.

Einige Könige der Nordmannen brachten dem Kaiser Karl als Zeichen ihrer Ergebenheit Gold und Silber und wollten ihm zugleich zum Zeugnis ihrer Unterwürfigkeit ihre Schwerter übergeben. Da befahl der König seinen Leuten, sie sollten das Gold auf den Boden des Saales werfen und keiner solle es anders als mit Verachtung ansehen, vielmehr wie auf gewöhnlichen Schmutz darauf treten; die Schwerter dagegen solle man ihm auf seinem Throne hinreichen, damit er sie erproben könnte. Die nordmannischen Gesandten fürchteten, daß sich ein Argwohn gegen sie erheben möchte, wenn sie zögerten dem Könige auf seinem Throne ihre Schwerter hinzureichen und boten sie ihm also dar. Der König nahm ein Schwert und faßte es beim Griff und suchte dann auch die Spitze so weit zurückzubiegen, daß Griff und Spitze sich berührten; aber das Schwert zerbrach ihm in seinen Händen. Da trat einer seiner Krieger vor, zog sein Schwert aus der Scheide und bot es dem Könige dar, indem er sprach: „Herr, ich hoffe, du wirst mein Schwert nach deinem Wunsche zugleich als ein biegsames und ein starkes erproben.“ Der König nahm das Schwert und bog

es wie eine Weide, daß beide Enden ſich berührten, und ließ es dann langſam in ſeine frühere Lage zurückkehren. Da ſtanden die Geſandten ſtumm einander an und ſprachen verwundert: „Möchte doch auch unſeren Königen das Gold ſo gemein und das Eiſen ſo koſtbar erſcheinen!“

27. Karls Vorherſagung von den Nordmannen.

Einmal ereignete es ſich, daß Karl unerwartet in eine Hafenſtadt im ſüdlichen Frankreich kam. Als er nahe am Hafen ſein Mahl verzehrte, kamen die Nordmannen auf dem Meere bis in die Nähe der Stadt und ſchickten einige Schiffe aus, um zu kundſchaften, wie es am Lande ausſähe. Auch Karl erblickte mit ſeinen Begleitern vom Fenſter aus dieſe Schiffe und fragte, was für welche es wären; denn ſie waren noch nicht ſo nahe, daß man ſie genau erkennen konnte. Da ſagten Einige, es wären Schiffe von jüdiſchen Handelsleuten, Andere meinten, es wären Afrikaner, noch Andere hielten ſie für brittiſche; aber Karl merkte genau auf die Bauart und die leichte Beweglichkeit der Schiffe und erkannte daran bald, daß es Seeräuber ſein müßten. Darum ſprach er: „dieſe Schiffe tragen keine Waaren, ſondern ſie ſind mit den grimmigſten Feinden angefüllt.“ Als ſein Gefolge dieſe Worte vernahm, ſtürzte der Eine noch ſchneller als der Andere hinunter an den Strand, um die daliegenden Fahrzeuge zu beſtriegen und gegen die Nordmannen hinaus zu fahren. Aber es war vergebens: denn unterdeſſen hatten dieſe gehört, wer in dem Hafen war, und hatten gar kein Verlangen mit ſolchen Gegnern einen Kampf zu wagen. Sie waren in kurzer Friſt nicht bloß aus dem Bereiche der Waffen, ſondern auch aus dem der Augen entſchwunden. Darum ſetzten ſich die Franken wieder zu Tiſche; aber der Kaiſer erhob ſich bald wieder, ſtellte ſich an das Fenſter nach Oſten

und ließ seinen Thränen freien Lauf. Sein Gefolge drängte sich um ihn und verlangte zu wissen, was ihn so tief betrübte; endlich gab er ihrem Andringen nach und sprach: „Ihr wollt wissen, meine Freunde, weshalb ich meine Thränen nicht zurückhalten kann? Ich fürchte meinetwegen nichts, daß jene Flüchtigen mir jemals einen Schaden zufügen können: aber wenn sie schon bei meinen Lebzeiten es wagen unsere Gestade auch nur zu berühren, so muß ich wohl klagen; denn ich sehe voraus, daß meinen und euren Nachkommen von jenen schnellen Räubern bittres Leid geschehen wird."

Von dem Tage an ließ Karl an allen Küsten seines Reiches Schiffe bauen und ließ in allen Häfen Wachen aufstellen, daß man die Ankunft der Feinde früh genug wahrnehmen konnte. Er stellte auch die Landwehrtürme wieder her und noch zwei Jahre vor seinem Tode besichtigte er selbst die Küste an der Mündung der Schelde.

28. Die Jagd des Königs Karl.

Als König Karl in Italien verweilte, sprach er eines Tages zu seinen Hofleuten: „Damit uns nicht die lange Ruhe mäge und unthätig macht, so wollen wir auf die Jagd gehen, bis wir einige Thiere erlegen. Wir wollen aber alle in derselben Kleidung bleiben, in welcher wir auch jetzt sind." Es war aber ein kalter, regnichter Tag. Der König selbst war mit einem warmen Pelz von geringem Werthe bekleidet, die Hofleute aber waren mit reichem Purpur und reich mit Pfauenfedern besetzten Gewändern und kostbaren Zelten geschmückt: denn es war Feiertag und unlängst vorher hatten venetische Schiffe alle diese Herrlichkeiten aus dem Morgenlande hergebracht. Als sie nun über Berg und Thal, durch Schluchten und Wälder umherstreiften, zerrissen die Zweige und die Dornen

die ſchönen Gewänder und der Regen und das Blut der erlegten Thiere beſchmutzten ſie. Da ſprach der König liſtiger Weiſe: „Keiner von euch lege ſein Gewand ab, bis wir wieder heim kommen, da wir uns in unſerem Hauſe beßer trocknen können.“ Als er das geſagt hatte, dachte ſein Gefolge mehr daran für den eigenen Leib Sorge zu tragen, als für die koſtbare Kleidung, und ſie ſehnten ſich nach einem warmen Heerde, um ſich zu trocknen und zu erwärmen. Sie kehrten zurück und blieben im Dienſte des Königs bis tief in die Nacht, alsdann erſt durften ſie in ihre Wohnungen heimkehren.

Als ſie die dünnen und feinen Gewänder ausziehen wollten, konnte dieß nur ſtückweiſe geſchehen; denn das Zeug zerriß, wie eine dürre Ruthe zerbricht. Darüber ſeufzten und wehklagten die vornehmen Herren, daß ſie ſo viel Geld an einem einzigen Tage verloren hätten. König Karl hatte ihnen aber die Weiſung gegeben, daß ſie ſich ihm am folgenden Tage in denſelben Gewändern wieder vorſtellen ſollten. Als dieß nun geſchah und es den Anſchein hatte, als wären ſie alle mit häßlichen Lumpen bekleidet, ließ ſich der König ein Stück dieſer lumpenartigen Kleidung geben, hob es in die Höhe und ſprach: „Ihr Thoren, welche Bekleidung iſt nun nützlicher und dauerhafter, mein Pelz, der aus einem Stücke gemacht iſt, oder eure bunten Lappen, für die ihr ſo viel Gold bezahlt habt?“ Beſchämt ſchlugen ſie die Augen zu Boden und wagten nicht den zürnenden König anzuſehen.

Da wir einmal von der Kleidung damaliger Zeit reden, ſo wollen wir noch eine andere Erzählung aus Karls Zeit über die Kleidung hier hinzufügen, obwohl ſie uns nicht der Mönch von St. Gallen erzählt.

29. Die friesischen Mäntel.

Zur Zeit des Kaisers Karl bedienten sich die Franken langer Mäntel, welche in Friesland gewebt wurden. Diese Mäntel wurden über die Schultern umgelegt und hiengen dann vorn und hinten tief nieder. Sie waren gemeiniglich von grauer Farbe, doppelt und zum Schutze gegen die Witterung wohl geeignet. Die Friesen aber trugen nach der alten Sitte kleinere Mäntel. Aber als sie einmal unter den Franken mit gestreiften Mänteln erschienen, ergetzten die Franken sich daran, ließen ihre Sitte fahren und fiengen an die der Friesen nachzuahmen. Der Kaiser Karl billigte das nicht, aber er ließ sie gewähren; denn er glaubte selbst, daß die Sitte der Friesen im Kriege zweckmäßiger sei. Doch als er bemerkte, daß die Friesen diese Erlaubnis mißbrauchten und die kurzen Mäntelchen den Franken eben so theuer verkauften, wie vordem die langen, ward er ungehalten und gebot den Franken, daß sie für den gewöhnlichen Preis nur lange und breite Mäntel nach der alten Weise von den Friesen kaufen sollten. „Denn," sprach er, „was sollen uns die Lappen helfen? Auf dem Nachtlager reichen sie nicht aus zur Bedeckung, beim Reiten schützen sie nicht gegen Regen und Wind, sondern die Glieder erstarren dabei." Da verkauften die Friesen den Franken wieder die Mäntel nach der alten Weise.

Unter den Zeitgenoßen Karls hat uns die genauesten Berichte von ihm sein treuer Geheimschreiber Eginhard hinterlaßen, der sowohl Jahrbücher der Thaten Karls, als eine besondere Lebensbeschreibung von ihm verfaßt hat. Hauptsächlich nach diesen Berichten Eginhards wollen wir die nachfolgenden Geschichten erzählen.

85. Die Krönung Karls zum römiſchen Kaiſer.

Als einſtmals der Papſt Leo III. in feierlicher Proceſſion auf einem Roſſe ſitzend zur Kirche des heiligen Laurentius zog, ward er von einer Partei der Römer überfallen, die ihm viele Verbrechen ſchuld gab und um ihn zu beſtrafen ſich nahe bei der Kirche in den Hinterhalt gelegt hatte. Der Papſt ward vom Pferde geworfen und mishandelt und es gelang ihm nur mit genauer Noth zu entkommen. Er ward in ein Kloſter gebracht, um da von den empfangenen Wunden geheilt zu werden; aber ſeine Freunde nahmen ſich da ſeiner an und ließen ihn bei Nacht an der Mauer hinab, ſo daß er entfliehen konnte. Als dem Könige Karl die Nachricht von dieſem Ereignis gebracht ward, gab er Befehl, daß man den Papſt zu ihm geleiten ſollte. Aber er unterließ darum nicht den Zug, den er gegen die Sachſen unternehmen wollte, ſondern ſetzte über den Rhein und zog längs der Lippe bis zu ihrer Quelle und ſchlug dann bei Paderbrunn ein Lager auf. Dahin ſollte auch Leo zu ihm geführt werden.

Dieſer erſchien und ward von dem Könige ehrenvoll aufgenommen. Nachdem Leo dem Könige Alles erzählt hatte, weshalb er gekommen wäre und wie es in Rom ausſähe, verſprach ihm der König, daß er ihn wieder einſetzen laßen wollte, und ſandte auch wirklich einige Tage nachher ein Heer, mit welchem der Papſt wieder heimzog und in Rom wieder aufgenommen wurde.

Im folgenden Jahre beſchloß dann Karl ſelbſt nach Rom zu ziehen. Er bereiſte erſt die weſtlichen Küſten des Frankenreiches um ſelbſt nachzuſehen, ob die Häfen ſeines Landes hinreichenden Schutz gegen die räuberiſchen Nordmannen böten, welche mehr und mehr ſich furchtbar machten. Alsdann hielt er noch eine Reichsverſammlung bei Mainz, und nachdem Alles

sich in guter Ordnung gezeigt hatte, brach er auf nach Italien. In Ancona übergab er die Oberanführung seines Heeres seinem Sohne Pipin und zog mit einer großen Begleitung über den Apennin nach Rom, wo er am 24. Novbr. des Jahres 800 anlangte. Am Tage vor seiner Ankunft war Leo ihm bis Nomentum (Nomento) entgegengegangen und hatte ihn freudig und mit allen Ehren begrüßt; am Nachmittage war Leo aber wieder heimgekehrt, um am nächsten Tage den König in Rom selbst bewillkommnen zu können. Am folgenden Tage gieng der Senat von Rom, das Volk und die Geistlichkeit, ferner alle Zöglinge der Schulen deutscher Volksstämme in Rom dem Könige in feierlichem Zuge entgegen, und führten ihn unter Absingung von Jubelliedern in die Stadt.

Als der König einzog, stand der Papst mit den Bischöfen und der höheren Geistlichkeit auf den Stufen, welche zur Kirche des heiligen Petrus führten. Während Karl vom Pferde stieg, sprach der Papst ein Dankgebet und führte ihn dann unter dem feierlichen Gesange Aller in die Kirche des Apostels.

Auf den siebten Tag nachher berief der König eine Volksversammlung und eröffnete dieser, weshalb er gekommen wäre, daß er nämlich als oberster Richter zu Gericht sitzen wollte über die Anschuldigungen, welche gegen den Papst erhoben würden. Aber vor dem Könige wagte kein Ankläger aufzutreten und als deshalb Karl den Papst freisprach, da kein Ankläger sich fand, stieg Leo III. noch auf die Kanzel mit einem Evangelienbuche in der Hand, rief die heilige Dreieinigkeit an und suchte sich durch einen Eid von den Verbrechen zu reinigen, die ihm zur Last gelegt wurden.

Unterdessen ward die Freundschaft zwischen Karl und dem Papste immer enger und Karl that dem Papste Manches zu Liebe, was er sonst nicht zu thun pflegte. Auf die Bitte des

Papſtes Leo legte er ſeine fränkiſche Tracht, die er ſonſt immer zu tragen gewohnt war, in Rom ab und umgab ſich dafür mit der Tracht eines römiſchen Patricius. Alſo gekleidet begab er ſich am Weihnachtsfeſte des Jahres 800 in die Kirche und nahm ſeinen Platz dem Altare gegenüber ein. Nachdem er dort ſein Gebet verrichtet hatte, zog der Papſt Leo III. eine Krone hervor, ſetzte ſie dem Könige auf und rief dabei mit lauter Stimme: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiſer der Römer ſei Ehre und Sieg!“ Alsdann hielt der Papſt nach der alten Sitte die eine Hand an die Lippen, als ob er dem Kaiſer einen Kuß zuwerfen wollte und berührte mit der andern ehrerbietig ſein Gewand. Alles Volk, das da verſammelt war, wiederholte mit lautem Jubel dreimal die Worte des Papſtes.

Als Karl wieder in ſein Haus zurückgekehrt war, äußerte er, daß die kaiſerliche Würde zu erhaben wäre, und daß er ſie auch nicht angenommen und trotz des großen Feſttages lieber nicht in die Kirche gegangen wäre, wenn er gewußt hätte, was Leo dort beabſichtigte. So erzählt uns Eginhard; Andere aber ſetzen Folgendes hinzu. Am ſelben Tage gleich nach beendigtem Gottesdienſte gab der Kaiſer koſtbare Geſchenke an die Peterskirche in Rom und an das Grab des Apoſtels, welches dort ſein ſoll. Er ſchenkte eine goldene mit großen Edelſteinen beſetzte Krone, mehr als funfzig Pfund ſchwer, die über dem Altare aufgehängt ward; ferner eine goldene ebenfalls mit großen Edelſteinen beſetzte Schüſſel, die dreißig Pfund wog; dann einen goldenen mit Edelſteinen beſetzten Kelch von acht Pfund Gewicht, und noch einen von ſechs und dreißig Pfund und einen dritten von ſieben und dreißig Pfund Gewicht. Ferner ſchenkte er einen ſilbernen Tiſch von fünf und fünfzig Pfund Gewicht mit allen Geräthſchaften, die dazu gehörten: dann ein

Kreuz mit Hyacinthen besetzt, das der Papst bei Processionen vor sich her tragen sollte, ein Evangelienbuch, das reich mit goldenen Verzierungen und Edelsteinen besetzt war und noch viele andere Dinge.

Einige Tage hernach ließ Karl diejenigen, welche im vorhergehenden Jahre den Papst überfallen und zur Flucht gezwungen hatten, vor sich laden und verurtheilte sie Alle zum Tode. Aber der Papst bat für sie und darum ließ Karl sie weder tödten, noch verstümmeln, verwies sie aber für immer aus dem Lande. Dann übergab er die Regierung von Italien seinem Sohne Pipin und verließ Rom, das er niemals wieder sah. —

Wir müssen noch die Frage beantworten, weshalb denn Karl sich zum Kaiser krönen ließ, ob er dies etwa nur um des leeren Titels willen gethan habe. Die Geschichte der vorhergegangenen Zeit gibt uns Aufschluß darüber. Als die deutschen Stämme sich in den südlichen Ländern Europas niederließen, sahen ihre Könige sich und ihr Volk nur dadurch als berechtigte Besitzer des neuen Landes an, daß die römischen Kaiser ihnen den Besitz des Landes bestätigten. Selbst der gewaltige Ostgothenkönig Theoderich hatte das Reich Italien, das er selbst sich erwerben wollte, vom Kaiser Zeno in Ostrom sich zum Geschenk erbeten und dieser hatte es ihm gewährt. So blieb auch noch nachher im sechsten und siebten und achten Jahrhundert die Meinung bei den Völkern, daß dem römischen Kaiser die Oberherrlichkeit über die anderen Völker zukomme. Die Kaiser selbst aber suchten ihre hohe Würde dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie den Königen der deutschen Stämme das Patriciat verliehen und sie dadurch gewissermaßen zu ihren Statthaltern machten; denn so vornehm auch die Würde eines

Patricius war, so wurde sie doch den Untergebenen des Kaisers eben so wohl verliehen als fremden Königen. Karl der Große selbst zeigt uns deutlich, daß er als fränkischer König sich um eine Stufe tiefer stehend betrachtete, als der Kaiser; denn vor seiner Krönung im Jahre 800 redete er in seinen Gesandtschaften den römischen Kaiser in Constantinopel mit dem Worte Vater an. Indem Karl sich aber zum Kaiser krönen ließ, ward dieß Verhältnis aufgehoben und von da an achtete er sich dem Kaiser in Constantinopel gleich und redete ihn mit dem Worte Bruder an. Dadurch erreichte er, daß die Völker in seinen Reichen keinen Höheren auf Erden denken konnten als ihn; er erreichte ferner dadurch, daß er von sich sagen konnte, es liege ihm als dem Nachfolger der weströmischen Kaiser ob, das alte römische Reich in seiner ganzen Ausdehnung und Macht wiederherzustellen. Um dessen willen nahm auch der Hof in Constantinopel die Nachricht von Karls Kaiserkrönung äußerst unwillig auf.

Diese wichtige Bedeutung hatte der Kaisertitel und darum dürfen wir nicht sagen, daß es ein leerer Name war; denn dieß wurde er nur dadurch, daß Karls Nachfolger Ludwig das Werk seines Vaters nicht in gleichem Sinne fortzuführen verstand. Karl wollte sich und seinem Hause durch diesen Namen den Anspruch auf die Weltherrschaft erwerben. Er wollte herrschen, wie alle Eroberer, und je mehr er hatte, desto mehr wollte er haben.

31. Der dänische Einfall in Friesland (810). Karl der Große und die Friesen.

Als es dem Frankenkönige Karl gelang, seine Herrschaft und das Christenthum immer weiter auszubreiten, vernahmen die Dänen diese Kunde mit dem äußersten Zorn und der

Dänenkönig Gotrich wollte die Friesen und Sachsen wieder dem fränkischen Reiche entreißen. Er sammelte eine große Flotte und schiffte damit nach dem Lande der Friesen. Er verheerte die Inseln, welche längs der Küste liegen, und schiffte dann seine Mannschaft auf das feste Land aus. Auch da schlug er die Friesen dreimal und vermaß sich dann, daß er nun gerades Weges auf Aachen losziehen wollte, um den Kaiser in seiner eigenen Stadt gefangen zu nehmen. Doch Karl hatte auf die Nachricht von diesem Einfalle sogleich ein Heer ausgerüstet und war damit nach Norden aufgebrochen. Als er an die Aller bei Verden kam, vernahm er, daß Gotrich schon sein Ende gefunden hatte, nicht durch Feindeshand, sondern durch die seiner eigenen Leute, welche ihn ermordet hatten. Der Kaiser jauchzte vor Freude, als er diese Nachricht vernahm, und sagte daß ihm nicht leicht etwas Lieberes hätte widerfahren können, als dieser Tod seines grimmigsten Feindes.

Gotrich aber hatte die Friesen hart gedrückt. Nach seinem Siege hatte er ihnen einen schweren Tribut aufgelegt und diesen musten sie auf folgende Weise bezahlen. Er erbaute ein hölzernes Haus von zweihundert vierzig Fuß Länge und theilte es durch Wände in zwölf Räume ab, deren jeder sich zwanzig Fuß weit ausdehnte. In dem äußersten Gemach der einen Seite saß der königliche Schatzmeister, an dem entgegengesetzten Ende war im letzten Gemach ein friesischer Schild aufgestellt. Wenn nun die Friesen ihren Tribut zahlten, musten sie die einzelnen Münzen in die Höhlung des Schildes werfen, und von diesen Münzen wurden von dem königlichen Schatzmeister nur diejenigen angerechnet, deren Klang beim Niederwerfen durch alle Räume noch hell an sein Ohr gelangte. Wenn der Klang dumpfer und leiser war, als es der Schatzmeister verlangte, so nahm er zwar die Münze, rechnete sie aber nicht mit

bei der festgesetzten Summe an. Als nun mehre Friesen ihre Münzen so hineinwarfen, daß dem Schatzmeister der Klang nicht genügte, bezahlten sie einen großen Theil ihres Geldes ganz vergeblich und mußten neues bringen, bis der Schatzmeister endlich zufrieden war.

So erzählt uns der dänische Geschichtenschreiber; aber die friesischen fügen noch mehr hinzu. Sie nennen diese Schatzung Klepschilda d. h. Klingschoß und sagen, daß diese Art der Erhebung eines Tributs bei den Friesen oft vorgekommen sei. Aber durch diesen Tribut an die Dänen, sagen sie, sind die Friesen in die äußerste Armuth gerathen; aller Gold- und Silberschmuck, den sie so sehr liebten*), war ihnen verboten, und statt dessen mußten sie Weidenruthen um den Hals tragen, um dadurch anzuzeigen, daß sie in der äußersten Knechtschaft sich befänden. Der König Gotrich gab ferner einen grausamen Befehl, um sie in knechtischer Gewohnheit zu erhalten und recht tief zu demüthigen: sie durften nur eine Thür in ihrer Wohnung haben, nach Norden gerichtet und niedriger, als die gewöhnliche Länge eines Mannes, damit sie täglich ihr Joch fühlen und beim Ein- und Ausgehen sich immer vor dem nordwärts wohnenden Dänenkönige knechtisch zu beugen schienen. Wie lange diese Schmach gedauert hat, weiß Keiner anzugeben.

Diese grausame Behandlung aber deutet an, daß sie eine Rache war, wie sie denn auch sonst von den Nordmannen nicht

*) Bis auf den heutigen Tag ist es bei den westfriesischen Frauen Sitte, außer anderem Gold- und Silberschmuck einen goldenen oder silbernen Reifen um den Kopf zu tragen, und zwar so, daß er an den Schläfen in großen runden Platten endet. Man findet diese Reifen je nach dem Vermögen in vierfacher Abstufung: breit golden, schmal golden, breit silbern, schmal silbern; aber die großen runden Platten an den Schläfen sind immer dieselben.

ausgeübt wurde. Sie erschlugen wohl die Menschen, behandelten sie aber doch nicht auf diese so entsetzliche Weise. Es war die Vergeltung für den letzten König Radbod, welcher von Karl vertrieben und 785 etwa auf Helgoland in der Verbannung gestorben war. Zugleich aber war es eine Strafe für die Friesen, welche früher in Verbindung mit den Dänen gestanden haben müßen; denn ihre Könige nahmen immer im Fall der Noth ihre Zuflucht zu den Dänen, wie auch Widukind sich dahin begab, als er nach der Schlacht am Süntel bei der Unentschlossenheit der Sachsen die Rache Karls zu fürchten hatte. So war auch der frühere Friesenkönig Radbod vor Karl Martell dahin geflohen. Die Macht der Friesen aber war durch Karl Martell und seinen Sohn Pipin als gebrochen anzusehen, und wenn auch einige Friesen einige Male die Sachsen in ihrem Unabhängigkeitskampfe unterstützten, so war dieß doch nicht hinreichend, daß man von einem Kampfe der Sachsen und Friesen sprechen kann. Vielmehr hatte bei den Friesen das Christenthum schon damals Wurzel gefaßt.

Nach dem Tode Gotrichs aber kam Karl nach Friesland und bestätigte den Friesen ihre Gesetze und Freiheiten; denn also heißt es im Gesetzbuche der Friesen:

Fria Spreka ond ondworde thet urjef us thi kining
Freie Sprache und Antwort das gab uns der König
Kerl umbe thet thet wi thene daniska kining urtegon and an
Karl um das daß wir den dänischen König entzogen und zu
thene rumeska kining hnigun, thet wi him tins jesse and
dem römischen König neigten, daß wir ihm Zins gaben und
tegota urgolde, and riuchtere herscippi bikande. Tha
Tribut bezahlten, und rechte Herrschaft bekannten. Da
lethogade hi us von tha daniska kininge and fon there
ledigte er uns von dem dänischen Könige und von dem

clipskelda and fon there eiszena withtha, ther alle frisa an Klingſchoß und von den ſpitzigen Weiden, die alle Frieſen an tha hira halse drogon.
dem ihren Halſe trugen.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Want alle Friesen in dat Nord Koningryk eer heerder, Denn alle Frieſen zu dem Nord Königreiche vorher gehörten, oenda grimma herna.
jener grauſamen Gegend. (Ecke.)

Noch jetzt heißt bei den Frieſen hörn die Ecke.

Die Sage erzählt ferner, daß Karl einige Geſetze oder Küren, wie die Frieſen ſie nannten, nicht habe beſtätigen wollen. Da waren die Frieſen beharrlich und verlangten ihr Recht und vaterländiſches Geſetz von ihm; aber Karl wurde zornig, und als die zwölf alten Männer, welche die Frieſen als ihre Vertreter zu ihm ſchickten, ſeinem Drohen nicht nachgeben wollten, ließ er ihnen die Wahl unter dreien Dingen: Tod, Leibeigenſchaft oder Ausſetzung in ein ſteuerloſes Schiff, oder wie es im frieſiſchen Geſetzbuch heißt:

een Schip also fest ende also sterk, deer een ebka ende ein Schiff ſo feſt und ſo ſtark, daß es einer Ebbe und een floed mei wrstaan, ende dat sonder rema ende einer Fluth möge widerſtehn, und das ohne Ruder und roer ende sonder tow.
Steuer und ohne Tau.

Die zwölf frieſiſchen Männer ſprachen: „Du biſt Herr unſeres Leibes und unſeres Lebens; aber unſer Geiſt und unſer Wille iſt frei und ihn kannſt du nicht brechen und nicht tödten. Setz uns hinaus aufs offene Meer, Gott wird mit uns ſein.“ Da wurden ſie nach dem Eigenwillen des Herrſchers in ihrem zerbrechlichen Kahn hinausgeſetzt auf das offene Meer. Wind

und Wellen trieben den Kahn hin und her und geduldig harrten in ihm die Friesen: aber sie riefen zu Gott um Hilfe und da erschien es ihnen, als würde das Schifflein durch die Fluten gelenkt, daß es diese durchschnitt, wie wenn ein kundiger Seemann es lenkte. Sie blickten um sich und zählten, daß ihrer nicht zwölf, sondern dreizehn waren, einer aber saß da wo sonst das Steuer ist, und war ihnen ähnlich an Gestalt und Kleidung; aber sie kannten ihn nicht, und keiner durfte ihn fragen: wer bist du? So durchfuhren sie die Wellen, da zeigte sich ihnen in der Ferne ein Streifen, es war das Land und lustig steuerte ihr Kahn durch die Wellen dem ersehnten Ziele zu. Da blickten sie wieder hin, wo der Steuermann saß, aber er war verschwunden und nur die zwölf Männer waren noch im Schiff. Sie erkannten aber den Willen Gottes und als sie gelander waren, begaben sie sich zum Kaiser. Der Kaiser meinte, daß die zwölf Männer der Friesen längst auf dem tiefen Grunde des Meeres den ewigen Schlaf schliefen, da traten sie vor ihn, und als der Kaiser erschrocken zusammenfuhr, sagten sie ihm, wie Gott sie wunderlich gerettet hätte und ihm das als sein Gebot verkünde, daß er die Willküren des Friesenvolkes bestätigen solle. Da gieng der Kaiser in sich und bestätigte die Willküren, die das Friesenvolk sich selbst gekoren hatte.

Der Kaiser aber setzte auch fest, wie weit das Volk der Friesen Heeresfolge zum allgemeinen Heerbann des fränkischen Reiches leisten sollte. Oestlich sollten sie mitziehen bis zu Hidebacker, das im Sachsenlande an der Elbe lag, wo die Jeetze in die Elbe fließt, und westlich bis zum Sincfall, das ist die Scheldemündung. Sein Vater Pipin hatte die Friesen nicht so weit gezwungen, sondern nur gefordert, daß sie im Osten ziehen sollten bis zur Weser, und im Westen bis zum Fly. Das Fly aber ist der Fluß, der früher das Land durchfloß, welches

nachher die Fluten der Nordsee verschlangen und zu dem großen Meerbusen umschufen, der jetzt Zuyderzee genannt wird. Kaiser Karl aber bestimmte nun, daß die Friesen doch etwas weiter mitziehen sollten, als bis zu den Grenzen ihres Landes, und darum heißt es im friesischen Gesetz: „das ist Recht, daß der freie Friese auf keine Heerfahrt weiter dürfe ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Flut wieder zurück, wegen der Noth, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salze See und wider den wilden Seeräuber mit fünf Waffen: mit dem Spaten und mit der Gabel (furka), mit Schild und Schwert und der Spitze des Speeres, bei Strafe des vollen Wergeldes, wenn es ihm bekannt gemacht ist, durch Boten oder Baken*), es sei denn, daß er mit sechs Eideshelfern beschwören wolle, daß es ihm nicht bekannt gemacht ist, weder durch Boten noch durch Baken." — Diese Kür der Friesen wurde ihnen auch durch die folgenden Kaiser bestätigt, zuletzt noch durch Kaiser Sigismund im Jahre 1417, und sie nahmen nicht an den Heereszügen der deutschen Kaiser Theil, allein die Kreuzzüge haben sie mitgemacht, aber nur zu Schiffe.

Weil ich hier einmal von den Friesen rede, so will ich noch Einiges über ihre Sprache sagen. Diese war mit der Sprache der Altsachsen, mit welchen Karl der Große kämpfte, am nächsten verwandt, und stand in der Mitte zwischen dieser und der Sprache derjenigen Stämme, welche Angelsachsen heißen und im Jahre 449 nach Brittannien auszogen und später den größern Theil dieser Insel England nannten. Die altsächsische Sprache erkennen wir noch in ihrer späten Enkelin, dem jetzigen Plattdeutschen; aber die eigentliche friesische Sprache hat

*) Feuerbaken, Feuerzeichen, gewöhnlich eine brennende Tonne auf dem Deiche oder Damme, der gegen die Flut schützte

dieser weichen müßen, und in denjenigen Theilen des ehemaligen Friesenlandes, die jetzt noch zu Deutschland gehören, wird jetzt fast ganz dieselbe plattdeutsche Sprache gesprochen, wie in den andern Gegenden Norddeutschlands, nur mit einigen Abweichungen. Dieser Unterschied ist namentlich, daß sich im Friesisch-Plattdeutschen eine große Anzahl friesischer Worte erhalten haben, z. B. fuke (Netz zum Fischfang), bunke (Knochen), drüppel (Schwelle), hörn (Ecke). Im sogenannten: krumme hörn im Nordwesten des heutigen Ostfrieslands heißt ein Mädchen noch mit dem altfriesischen Worte foon oder foone. Nur in einigen abgesonderten Gegenden sind die Friesen der Sprache ihrer Väter getreuer geblieben, nämlich auf den friesischen Inseln, welche mit ihren lang sich hindehnenden Watten*) und Dünen die Küste des festen Landes vor den Fluten der Nordsee schützen, wie z. B. Norderney und Wangeroge, dann aber auch in einem kleinen Ländchen an der obern Leda, die in die Ems fällt, dem Saterlande. Das Völkchen dieses Ländchens ist durch die umliegenden Moore von der Welt wie abgeschnitten und erzählt gern, daß zur Zeit der Franzosen sich niemals eine Schaar derselben bis zu ihnen verloren habe. Die Waßerstraße der Leda ist fast der einzige Weg, der zu den armen und genügsamen Saterländern führt, und ihnen zugleich das Mittel ihres Erwerbs: denn wie alle Gewäßer der Tiefebene, in denen die Wirkung der Ebbe und Flut schon sichtbar wird, ist

*) Watten sind an der flach sandigen deutschen Küste der Nordsee die Sandbänke, welche zur Flutzeit hoch überströmt sind, zur Ebbezeit ganz oder theilweise trocken liegen. Die Inseln und Dünen können betrachtet werden als hervorragende Höhen dieser Sandbänke. Höher liegende Theile dieser Bänke, die darum noch keine Inseln sind, nennt der friesische Seemann Platen. Die tieferen Meeresarme dagegen nennt er Seegat. Gat ist Loch, hochdeutsch Gaße.

dieſer Fluß tief und überall fahrbar auch für die mit Torf ſchwer beladenen Böte der Saterländer. So eigenthümlich iſt noch ihre Sprache, daß nicht bloß die Ausſprache, ſondern die Worte ſelbſt dem Bewohner unſern gelegener Gegenden räthſelhaft ſind; denn damit ich nur ein Beiſpiel anführe, ein Meßer heißt dort noch, wie einſt die Waffe der alten Sachſen, ein sahs, das ſie ungefähr saaks ausſprechen.

Auch in den Theilen des ehemaligen Frieſenlandes, die jetzt zu Holland gehören, im heutigen Weſtfriesland, findet man noch Ueberbleibſel der alten frieſiſchen Sprache, namentlich in der Gegend von Hindelopen, welche ſelbſt die Bewohner von Leeuwarden nicht verſtehen. Aber dieſe Sprache der Weſtfrieſen enthält auch noch andere Beſtandtheile, welche zu dem Altfrieſiſchen wenig paſſen und ſchwerlich davon hergeleitet werden können.

32. Beſchreibung der Perſon Karls des Großen.

Karl war von breitem und feſtem Körperbau, jedoch reichte ſeine Länge nicht über das Gewöhnliche hinaus, denn er maß ſieben Mal die Länge ſeines eigenen Fußes. Sein Scheitel war rund, ſeine Augen ſehr groß und lebhaft, ſeine Naſe ein wenig länger als das gewöhnliche Maß, ſein Haar war reich und ſchön, ſein Angeſicht heiter und froh. Sowohl ſitzend, als ſtehend zeigte er in ſeinem Aeußeren Würde und Anſehen. Obwohl ſein Nacken kurz und ein wenig gekrümmt ſchien und der Leib ein wenig vorſtand, ſo glich das Ebenmaß ſeiner Glieder dieß doch völlig wieder aus. Sein Gang war feſt, die Haltung ſeines Körpers männlich, die Stimme zwar klar, entſprach jedoch an Kraft nicht der Geſtalt des Körpers. Seine Geſundheit war feſt, außer daß er vier Jahre vor ſeinem Tode anfieng häufig vom Fieber befallen zu werden und zuletzt auf einem Fuße hinkte. Auch da noch handelte er mehr nach

seinem eigenen Ermeßen, als nach dem Rathe der Aerzte. Diese mochte er nicht leiden, weil sie ihm riethen sich bei seinen Speisen des Gebratenen zu enthalten, woran er gewöhnt war, und dafür empfahlen, mehr in Waßer abgekochte Speisen zu genießen. Er übte sich täglich im Reiten oder Jagen, wie es bei seinem Volksstamme Sitte ist; denn schwerlich werden die Franken darin von einem anderen Volke übertroffen. Auch erfreute er sich an den Dünsten warmer Quellen, und schwamm häufig, so daß Keiner hierin mit ihm wetteifern konnte. Wegen der warmen Quellen erbaute er sich zu Aachen einen Palast und wohnte dort gerne bis an sein Lebensende. Auch lud er da nicht bloß seine Söhne, sondern auch die Hofleute und Vornehmen, bisweilen sogar seine Trabanten und Leibwächter mit zum Baden ein, so daß man manchmal hundert und noch mehr Männer mit ihm zusammen im Bade fand.

Seine Kleidung war die volksthümliche der Franken. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Bekleidung um die Hüften; dann ein Untergewand, welches sich genau an den Leib anschmiegte, ferner Beinkleider. Außerdem wurden die Beine noch mit Binden umwunden, und Schuhe an die Füße geschnallt. Um Brust und Schultern trug er einen Pelz von Hermelin und Zobelfell, außerdem einen venetischen Mantel, und war immer mit dem Schwerte umgürtet, dessen Koppel entweder golden oder silbern war. Bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen; doch geschah dieß nur bei besonderen Festlichkeiten, oder wenn Gesandte von fremden Völkern gekommen waren. Ausländische Kleidung verschmähte er und wollte sie nicht anlegen, außer daß er einmal in Rom auf Bitten des Papstes Hadrian, und auch später noch einmal auf Bitten des Papstes Leo sich mit dem lang herabwallenden römischen Gewande und mit Schuhen nach römischer Sitte bekleiden ließ.

Bei feſtlichen Gelegenheiten jedoch trug er ein goldgewebtes, reich mit Edelſteinen beſetztes Gewand, und einen Mantel, der mit einer goldenen Spange zuſammengehalten wurde; auch gieng er dann einher mit ſeiner goldenen Krone, die auch mit Edelſteinen beſetzt war. An anderen Tagen aber zeichnete er ſich in ſeinem Aeußern durch Nichts von den gewöhnlichen Leuten aus.

In Speiſe und Trank war er meiſtens mäßig, beſonders im Tranke, weil er die Trunkenheit an allen Menſchen und darum am meiſten an ſich ſelbſt und den Seinigen durchaus verabſcheute. Des Eſſens konnte er ſich nicht ſo ſehr enthalten, da er oft klagte, daß das Faſten ſeinem Körper nachtheilig wäre; jedoch hielt er ſelten Gaſtmähler und nur bei feſtlichen Gelegenheiten, dann aber war die Zahl der Eingeladenen immer ſehr groß. Bei ſeiner gewöhnlichen Mahlzeit wurden nur vier Gerichte aufgetragen außer dem Braten, welchen die Jäger am Spieße hereinbringen mußten und den er lieber aß, als alle andern Speiſen. Während des Eſſens pflegte er irgend einem Vortrage oder einem Vorleſer zuzuhören, namentlich wurden ihm die Geſchichten und Thaten der Vorfahren vorgeleſen. Er hörte auch gern die Schriften des heiligen Auguſtin, namentlich die Bücher, welche unter dem Namen „vom Staate Gottes“ bekannt ſind. Im Wein und allen übrigen Getränken war er ſo mäßig, daß er während des Mahles ſelten mehr als dreimal den Becher an den Mund nahm. Im Sommer aß er nach der Mittagsmahlzeit einige Früchte, legte dann ſeine Kleider und Schuhe ab und pflegte ganz wie in der Nacht zwei bis drei Stunden zu ſchlafen. In der Nacht ſchlief er ſo, daß er ſeinen Schlummer vier oder fünfmal nicht bloß durch Erwachen, ſondern auch durch Aufſtehen unterbrach. Wenn er ſich ankleidete, ſo ließ er nicht bloß ſeine Freunde zu, ſondern auch, wenn der

Pfalzgraf ihm von einer Streitsache sagte, welche ohne sein Urtheil nicht entschieden werden konnte, ließ er die beiden Parteien zu sich hereinführen und gleich als wenn er zu Gericht säße, sprach er nach Anhörung der Gründe seine Meinung aus. Ueberhaupt machte er auch sonst noch gleich in der Morgenzeit dieß oder jenes Geschäft ab, welches seine Diener ihm vorlegten.

Karl hatte eine fließende Beredtsamkeit und war immer im Stande sein Urtheil von einer Sache sehr klar darzulegen. Dabei war er nicht zufrieden mit seiner Muttersprache, sondern wandte auch Fleiß auf die Erlernung fremder Sprachen. Die lateinische Sprache machte er sich so zu eigen, daß er sich ihrer wie seiner Muttersprache bediente, die griechische verstand er wohl, konnte sie aber nicht sprechen. Er war so wohlberedt, daß er als Lehrer hätte auftreten können. Die schönen Wißenschaften studierte er sehr eifrig, ehrte die Lehrer derselben und beschenkte sie reichlich. In der Grammatik war Peter von Pisa, ein alter Diakon, sein Lehrer, in den übrigen Wißenschaften Albin, auch ein Diakon, der den Beinamen Alcuin führte, aus angelsächsischem Stamme. Diesen sehr gelehrten und darum berühmten Mann hatte der Kaiser aus Brittannien zu sich kommen laßen und widmete ihm viele Zeit und Anstrengung, besonders als er Astronomie bei ihm lernte. Karl war nicht ungeübt im Rechnen und forschte mit scharfsinniger Anstrengung dem Laufe der Gestirne nach. Er versuchte auch schreiben zu lernen und hatte zu diesem Ende Tafel und Griffel auch sogar im Bette unter dem Kopfküssen bei sich, und wenn er einmal Zeit und Muße hatte, so übte er seine schwertgewohnte Hand im Malen der Buchstaben; aber die Arbeit fruchtete nicht viel, weil sie allzuspät begonnen war.

Die christliche Religion, in der er von Jugend auf unter-

richtet war, verehrte er auf das Heiligste: darum erbaute er auch eine kostbare Kirche zu Aachen und schmückte sie reich mit Gold und Silber, und schenkte ihr massive eherne Kanzeln und Thüren. Als er zum Bau derselben die Säulen und den Marmor nicht näher haben konnte, ließ er sie von Rom und Ravenna holen. Die Kirche besuchte er Morgens und Abends, ja selbst auch in der Nacht, und sorgte dafür, daß bei Allem, was in ihr geschah, der größte Anstand herrschte. Goldene und silberne Gefäße und priesterliche Gewänder schenkte er in solcher Zahl, daß nicht einmal die Thürsteher*), welche doch die letzten in der Ordnung der Geistlichen sind, in ihren eigenen Gewändern zu dienen brauchten. Auch auf das Vorlesen und Singen in der Kirche richtete Karl seinen Fleiß und suchte es zu bessern; denn er kannte die Vorschriften und die Gesetze der Tonkunst sehr wohl, obgleich er selbst nur leise und im Chore mitsang.

Seine Kinder ließ er so erziehen, daß sowohl seine Söhne, als seine Töchter besonders in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden sollten, auf welche auch er selbst so vielen Fleiß verwandte. Sobald es das Alter der Knaben erlaubte, mußten sie nach der Sitte der Franken reiten lernen und sich in den Waffen und auf der Jagd üben. Seine Töchter ließ er lernen Wolle zu weben und sich mit dem Spinnrocken zu beschäftigen, damit sie niemals müßig wären. Von allen seinen Kindern verlor er nur drei, bevor er selbst starb, nämlich Karl, den ältesten, Pipin, den er zum Könige von Italien gemacht hatte, und eine Tochter, welche mit dem griechischen Kaiser Constantius verlobt war. Von seinen Töchtern wollte er sich

*) In älteren Zeiten wurden Alle, die mit dem Gottesdienste irgendwie in Verbindung standen, zu den Geistlichen gerechnet.

nicht trennen, und als einmal einer seiner Söhne sich mit der Tochter des englischen Königs Offa verlobt hatte und dieser auch um eine Tochter Karls für seinen Sohn bat, wurde Karl sehr erzürnt und brach gleich alle Verbindung mit Offa ab. Weil aber seine Töchter sich nicht verheiratheten, so hatte Karl manche Nachsicht mit ihrem Lebenswandel.

Für die hinterlaßenen Kinder seines Sohnes Pipin trug Karl väterliche Sorgfalt. Den Tod seiner Söhne ertrug er mit Ruhe und Faßung, obwohl er seine Kinder so sehr liebte, daß er nicht gern ohne sie sein mochte. Zu Hause aß er niemals ohne seine Kinder und reiste auch niemals ohne sie aus. Die Söhne ritten dann an seiner Seite, die Töchter gleich hinter ihm und diesen folgte eine Anzahl Krieger zur Beschützung.

Karl war gegen alle seine Kinder mild und gütig, nur gegen einen nicht, der auch Pipin hieß, aber nicht ein Sohn seiner Gemahlin Irmengard war. Pipin war körperlich entstellt durch einen Höcker und deshalb schon leicht zum Mistrauen geneigt; dazu kam noch der Stolz seiner Stiefmutter Fastrade und die Aussicht, daß sein Vater Karl ihn nicht mit seinen anderen Geschwistern gleich behandeln und ihm keinen Theil des Reiches überlaßen würde. Deshalb sann er darauf sich vorher das Seinige zu verschaffen und gewann auch einige Anhänger, mit denen er eine Empörung gegen seinen Vater anstiftete. Während nämlich Karl wegen des Krieges mit den Avaren im Baiernlande verweilte, war Pipin unter dem Vorgeben einer Krankheit im Frankenlande zurückgeblieben. Als nun aber die Verschworenen sich eines Tages in einer Kirche zusammenfanden, um sich gegenseitig durch einen Eidschwur Treue in ihrem Unternehmen zu geloben, war zufällig in der Kirche ein Priester aus langobardischem Stamme, Namens Ferdulf, der ehemals am Hofe des Königs Desiderius gewesen

war. Herdulf vernahm aus seinem Versteck, in welches er sich zurückgezogen, Alles was da vorfiel und berichtete es an den König. Die Theilnehmer der Verschwörung wurden gefangen genommen und starben theils durch das Schwert, theils am Galgen. Seinen Sohn Pipin begnadigte der König, ließ ihn aber scheeren und ins Kloster bringen; denn der Stand eines Mönches wurde auch nach dem Gesetze der Franken für eine Art der Knechtschaft gehalten und war darum eine nicht geringe Strafe. Nicht lange hernach ward eine neue Verschwörung entdeckt und um seiner Sache sicher zu sein, nahm Karl sich vor, die Gesinnung seines Sohnes zu prüfen. Er schickte einige Boten hin in das Kloster zu Pipin und diese fanden ihn, wie er gerade mit einer Gartenarbeit beschäftigt war und Wucherkräuter ausrauste. Als diese Boten mit ihm sprachen und ihm sagten, daß sie von seinem Vater Karl gesandt wären, trug er ihnen auf seinem Vater zu sagen, bei welcher Beschäftigung sie ihn gefunden hätten. Daraus erkannte König Karl, daß die früheren hochfahrenden Gedanken Pipin wohl vergangen sein müßten und deshalb gab er Befehl ihn fortan freier zu halten und ihn von dem Kloster St. Gallen, das für unbemittelt galt, nach dem Kloster Prüm in der Eifel zu bringen. Dort lebte Pipin als Mönch bis zum Jahre 811, wo er starb.

Wie Karl überhaupt für die Bildung sowohl seiner selbst als seiner Kinder und seines Volkes bemüht war, so sorgte er namentlich auch für die deutsche Sprache, die damals noch fast im ganzen fränkischen Reiche gesprochen wurde, wenn auch neben ihr die aus der lateinischen entstandenen Sprachen galten und namentlich in Italien und im späteren eigentlichen Frankreich die deutschen Dialekte der Langobarden und Franken immer mehr verdrängten. Karl ließ die ältesten Lieder der Völker, in welchen sie die Thaten und Kriege ihrer K[illegible]ge und ihre Wan-

derungen belangen, zur Aufbewahrung aufzeichnen. Leider ist von diesen Aufzeichnungen Karls keine auf uns gekommen, wenigstens bis jetzt noch nicht aufgefunden. Auch fieng Karl eine Grammatik seiner Muttersprache an. Den Monaten gab er eigene Namen, weil sie bis dahin bei den Franken theils mit lateinischen, theils mit fränkischen Namen belegt wurden. Den Januar nannte er Wintarmanoth, den Februar Hornung, den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Junius Brachmanoth, den Julius Heuvimanoth, den August Aranmanoth, den September Witumanoth, den October Windumemanoth, den November Herbistmanoth, den December Heilagmanoth. Da für die Winde die eigenthümlich fränkischen Namen nicht wieder aufgefunden werden konnten, so suchte er auch für diese entsprechende Bezeichnungen, nämlich Ostroowint, Ostwind, Ostsundroni*), Ostsüdost, Sundostroni, Südostost, Sundroni, Süd, Sundwestroni, Südsüdwest, Westsundroni, Westsüdwest, Westroni, West, Westnordroni, Westnordwest, Nordwestroni, Nordnordwest, Nordroni, Nord, Nordostroni, Nordnordost, Ostnordroni, Ostnordost.

33. Die Verordnungen Karls des Großen über den Ackerbau.

In den alten Zeiten hatten die Könige nicht, wie in unseren Tagen, bedeutende Einkünfte aus den Steuern des Vol-

*) Ostsundroni ist genau Ostsüdwest und Sundostroni Südostwest. Man sieht aber, daß der Nachdruck auf dem vorangesetzten Namen liegt und deshalb nicht die Richtung genau in der Mitte zwischen Ost und Süd bezeichnet werden soll, sondern die Richtung zwischen Süd und Ost, die aber als Ostsüd dem Osten näher steht, als Südost dem Süden.

ked; denn Steuern kannten die alten Deutschen nicht; sondern die Einkünfte der Herrscher bestanden, wie die Einkünfte anderer reichen Leute, in dem Ertrage ihrer Güter. Der Kaiser Karl vergaß über den wichtigen Staatsgeschäften die Sorge für sein Hab und Gut nicht, sondern gab zweckmäßige Vorschriften über die Art und Weise, wie seine Güter bewirthschaftet werden sollten, damit sie ihm einen möglichst hohen Ertrag abwürfen. Er erließ über diese Sache ein eigenes Capitulare, so diesen damals die kaiserlichen Verordnungen, und dieses ist auch uns noch erhalten und äußerst lehrreich, weil wir nicht bloß daraus den Kaiser Karl von dieser Seite kennen lernen, sondern zugleich daraus erfahren, wie die Behandlung der dienenden Menschen in jener Zeit war und ferner auf welcher Stufe der Entwicklung damals der Ackerbau und überhaupt die Landwirthschaft stand, höher vielleicht, als Manche unter uns von jener dunklen Zeit denken sollte. Darum wollen wir einige bedeutendere Stellen aus jenem Capitulare hierher setzen. Der Kaiser sagt:

„Die Dienerschaft auf meinen Landgütern soll gut gehalten und von Keinem ins Elend gestoßen werden und die Verwalter sollen ihre Untergebenen weder wie Sklaven behandeln, noch irgend welche Geschenke von ihnen annehmen, weder ein Pferd, noch ein Rind, noch ein Schwein, noch ein Schaf, noch auch Hühner oder Eier oder Obst. Wenn einer aus meinen Leuten etwas verunreut hat, so soll er es erstatten und seine ihm gebührenden Schläge empfangen, wenn aber sonst ein Fränke, der auf meinen Gütern verweilt, sich Etwas zu Schulden kommen läßt, so soll er nach den Gesetzen der Franken gerichtet werden. — Wenn ich oder die Königin, oder einer meiner Hofbeamten, dem Solches zusteht, den Verwaltern meiner Güter etwas aufgetragen haben, so sollen diese es ausrichten,

wie es ihnen gebeten ist. Ist einer aber säumig und lässig darin, so soll seine Strafe darin bestehen, daß er weder Wein, noch Bier empfängt, bis er zu mir oder zu der Königin kommt und ihm sein Befehl erlassen ist. Wenn aber der Verwalter beim Heere oder sonst dringend hinweggerufen ist, und während der Zeit seine nächsten Untergebenen einen ihnen gewordenen Befehl nicht ausführen, so sollen sie sich des Genusses der Getränke und der Fleischspeisen enthalten und zu Fuß nach dem Palaste kommen und dort sollen sie dann ihr Urtheil empfangen, entweder auf dem Rücken oder wie es sonst ich oder die Königin bestimmen werde.

Auf jedem meiner Landgüter soll ein Mann sein, dem ausschließlich die Wartung und Pflege der Bienen obliegt. Nachdem der Kaiser dann noch weiter ausführlich die Stellung und die Beschäftigung des Gesindes auf seinen Gütern beschrieben hat, geht er auch zu den Sachen selbst über, welche dort bereitet und gezogen werden sollen. Da heißen seine Worte: „Insbesondere hat man dahin zu sehen und zwar mit aller Wachsamkeit, daß mit allen Gegenständen, bei welchen die Arbeit der Hände nöthig ist, durchaus peinlich verfahren werde. Dahin gehören Speck, Rauchfleisch, Salz, frisch gesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, eingesalzte Beeren, Senf, Käse, Butter, Mehl, Bier, Meth, Honig, Wachs, Mehl. Auf allen meinen Gütern sollen Stallhühner, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben immer in genügender Anzahl vorhanden sein.

In den Gärten meiner Güter sollen sich folgende Blumen und Pflanzen befinden: Lilien, Rosen, Eisenkraut, Krausemünze, Salbei, Raute, Stabwurz, Gurken, Melonen, Kürbisse, Bitterbohnen, Gartenkümmel, Rosmarin, Kerbe, italische Kichererbsen, Meerzwiebeln, Ingwer, Schlangenwurz, Anis, Koloquinten, Heilwurzen, Bärwurz, Lattich, Schwarzkümmel, weißer

Gartenſenf, Naſturzien, Kletten, Flöhkraut, Roſenpich, Peterſilie, Eppich, Rainwelden, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Senf, Bohnenkraut, Brunnenkreſſe, Münze, wilde Münze, Wurmkraut, Bergmünze, Fieberwurz, Mohn, Beeten, Haſelwurz, Malven, Melde, Paſtinaken, Maierkraut, Kohlrabi, Zwiebeln, Schnittlauch, Lauch (Porree), Rettige, Schalotten, Knoblauch, Krapp, große Bohnen, Erbſen, Koriander, Kerbel. Jeder Gärtner aber ſoll Hauslauch auf ſeinem Dache haben. Von Obſtbäumen ſollen in meinen Gärten verſchiedene Arten ſich finden: mehre Arten Birnbäume, mehre Arten Pflaumenbäume, Ebereſchen, Miſpeln, Kaſtanien, Pfirſche, alle von verſchiedener Art. Von Aepfeln ſollen verſchiedene da ſein, ſüße und ſaure, ſowohl ſolche, welche ſich den Winter hindurch halten, als welche bald gegeßen werden müßen, ſpätzeitige und frühreife."

So gehen die Beſtimmungen des Kaiſers überall ins Einzelne hinein. Ferner ordnet er zur Aufrechthaltung der Ordnung Folgendes an. „Um Weihnachten jedes Jahres ſoll mir jeder Verwalter einen genauen und ausführlichen Bericht abſtatten über jeden einzelnen Gegenſtand auf meinen Gütern. Jeder Verwalter ſoll häufig das Geſinde zuſammenrufen, ſie über ihre Wünſche und Bedürfniſſe befragen und Allen Gerechtigkeit widerfahren laßen. Wenn ein Einzelner aus dem Geſinde ſich über den Verwalter irgendwie zu beklagen hat, ſo ſoll dieſer ihm den Weg zu meinem Palaſte nicht verwehren. Wenn er aber weiß, daß ſeine Untergebenen bei mir ſich beklagen wollen, dann möge er auch ſeine Gegengründe mir zukommen laßen, damit ich die Sache unterſuchen kann und mir ihre Klage nicht zuwider werde. Dann will ich urtheilen, ob ſie mit Recht gekommen ſind."

So ſpricht der Kaiſer, und wie überhaupt die aufbauen-

den und wohlthuenden Künste des Friedens erhaben sind über die zerstörenden und vernichtenden des Krieges, so ist auch Karl in solchen Anordnungen der Weisheit und Gerechtigkeit größer und erhabener, als wenn er um seines vermeinten Ruhmes und seiner Herrschbegier willen auf den Leichen erschlagener Menschen und den Trümmern ihrer Wohnungen als blutbefleckter Sieger dasteht. Karl als Beförderer der Wißenschaften und überhaupt aller Künste des Friedens hat einen ehrenvollen Namen in der Geschichte. Seine Zeitgenoßen aber erkannten dieß nicht in vollem Maße; denn die unerträglichen Leiden, die Karl ihnen zufügte durch seine immerwährenden Kriege, indem er die Einen immer bezwang und von den Andern immer die Heeresfolge forderte, überwogen alle anderen Gefühle. Darum wurde Kaiser Karl wohl gefürchtet, aber nicht geliebt.

34. Das Wergeld zur Zeit Karls des Großen.

Bis auf den Kaiser Karl hatten die nördlichen Stämme der Deutschen noch kein geschriebenes Gesetzbuch, sondern es wurde bei ihnen Recht gesprochen nach altem Brauch und Herkommen, wie es die Alten und Erfahrenen wusten. Kaiser Karl aber gab den Befehl, daß die Gesetze schriftlich abgefaßt werden sollten; aber es kamen dadurch auch zugleich die Aenderungen hinzu, welche er vornehmen ließ, und darum haben wir keinen ganz treuen Bericht von diesen Gesetzen aus der Heidenzeit, sondern überall sind die Zusätze bemerkbar, welche zum Nutzen des Christenthums oder des Königthumes hinzugethan wurden. Diese Gesetze beschäftigen sich hauptsächlich, ja fast ausschließlich mit dem Wergelde. Freilich erkennen wir namentlich in den Gesetzbüchern der alten Sachsen und Friesen, daß die Blutrache, die diesen Völkern so heilig war, auch noch von Karl nicht ganz abgeschafft werden konnte, wenn auch frei-

lich ſchon vor ihm faſt überall das Wergeld dafür eingeführt war. So lange die Menſchen noch nicht in geſchloßenem Staatsverbande lebten, ward der Mord nur als ein Verbrechen gegen den Getödteten und deſſen Familie betrachtet, die Blut mit Blut ſühnte oder etwa das Wergeld annahm, und man dachte nicht daran, daß ein Mord oder ein Todtſchlag auch zugleich als ein Verbrechen gegen die geſellige Ordnung der Menſchen untereinander betrachtet werden müße. Sobald aber das Band eines Königthums die Menſchen umſchloß und dadurch der Gedanke eines geordneten Staates unter ihnen lebendiger wurde, muſte ſich auch Allen die Ueberzeugung aufdrängen, daß durch den Mord oder überhaupt durch ein Verbrechen nicht bloß die Einzelnen gekränkt und verletzt, ſondern die Sicherheit Aller gefährdet würde. Damit allmälig dieſes Bewuſtſein auch bei den Sachſen und Frieſen immer lebendiger erwachſen möge, forderte Karl, daß ein Mörder nicht bloß ein Wergeld an den Beleidigten, ſondern außerdem noch eine Buße an den König bezahlen ſollte: das war die Buße des Friedensbruches, welche fredum hieß. Ferner ſchränkte er auch das Recht des Rächers ein; denn der Faidoſus, d. h. derjenige, welcher durch die Blutrache verfolgt wurde, durfte in ſeinem eigenen Hauſe bei Todesſtrafe nicht angegriffen werden. Eben ſo wenig durfte ihm auf dem Wege zur Kirche und von derſelben heimwärts ein Leid geſchehen.

Das Wergeld war aber bei allen deutſchen Stämmen früher in der Art verſchieden, daß für einen Adaling noch einmal ſo viel bezahlt wurde, als für einen Freien, für einen Freien noch einmal ſo viel als für einen der Liten oder Lazzen, und die Sachſen ſowohl, als die Frieſen verlangten von Karl, daß er den Unterſchied der Stände aufrecht erhalten ſollte. Jedoch war der Unterſchied der Stände von Anfang an, ſo weit

wir die Geſchichte verfolgen können, von allen deutſchen Stämmen am wenigſten bei dem frieſiſchen Stamme auffallend: denn die Vorrechte der Adalinge waren dort geringer, als bei den andern deutſchen Stämmen.

Das Wergeld war bei allen deutſchen Stämmen mit der äußerſten Genauigkeit angeſetzt, ſo daß auch nicht ein Glied des Körpers vergeſſen war. So heißt es z. B. im frieſiſchen Geſetzbuch: wenn Einer dem Andern ein Ohr abſchneidet, ſo ſoll er zwölf Solidi bezahlen; wenn Einer dem Andern die Naſe abſchneidet, vierundzwanzig. Wenn Einer die obere Stirnrunzel mit einem Hiebe quer durchſchlägt, ſo ſoll er ſeine That büßen mit zwei Solidi, die untere Stirnrunzel aber mit vier. Wer einem Andern einen der Vorderzähne ausſchlägt, ſoll es büßen mit zwei Solidi: iſt es ein Augenzahn, mit drei; iſt es ein Backenzahn, mit vier. Aehnlich waren die anderen Beſtimmungen und im Weſentlichen war dieß bei allen deutſchen Völkern gleich. Merkwürdig aber war die Art und Weiſe, wie einzelne der deutſchen Volksſtämme, z. B. die Franken und die Frieſen, in einigen Fällen die Größe einer Wunde maßen. Wenn Jemand durch einen Hieb auf den Kopf oder an einen andern Theil des Körpers ſchwer verletzt wurde, alſo daß ein Stück vom Knochen losbrach und herausging, ſo muſte man den Knochenſplitter nehmen und ihn auf einen Schild werfen. Wenn der Knochenſplitter beim Niederwerfen auf den Schild einen ſo lauten Ton gab, daß man um dreifache Mannslänge, alſo um zwölf Fuß von dem Schilde entfernt, den Ton vernehmen konnte, ſo muſte der Beleidiger die That mit ſechshundertdreißig Solidis büßen. Waren mehre Knochenſplitter aus der Wunde hervorgegangen, ſo muſte jedes von dieſen einzeln nach jener Probe geprüft und dann von dem Beleidiger gebüßt werden.

Es konnte aber manchmal zweifelhaft ſein, wer der Thäter eines Mordes war, z. B. bei einem Auflauf. Ueber ſolche Fälle beſtimmte das Geſetz der Friesen alſo.

Wenn bei einem Auflauf oder überhaupt in einem großen Haufen Volkes ein Mann erſchlagen iſt und wegen der Menge der Anweſenden der Mörder nicht ſogleich ermittelt werden kann, ſo iſt es dem nächſten Anverwandten des Getödteten, der das Wergeld fordern will, nach dem Geſetz der Friesen geſtattet, bis zu ſieben Männer wegen des Mordes vorzufordern und einem Jeden von dieſen das Verbrechen des Mordes zuzuſchieben und dann ſoll ſich jeder Einzelne der Angeklagten durch einen feierlichen Eid von der Beſchuldigung reinigen können. Wenn dieſer Eid geſchworen iſt, gehen ſie zuſammen in die Kirche und werfen da Looße auf den Altar. Wenn aber keine Kirche in der Nähe iſt, ſo dürfen auch Reliquien von Heiligen genommen werden. Dieſe Looße aber ſind alſo beſchaffen. Es werden zwei Würfel aus dem Holze der Weiden geſchnitten, von denen man Körbe flicht. Der eine der Würfel iſt mit dem Zeichen des Kreuzes verſehen, der andere nicht, und beide werden dann auf ein Tuch von weißer Wolle geworfen, das über den Altar oder über die Gebeine eines Heiligen ausgebreitet iſt. Dann ſoll der Prieſter, oder wenn dieſer nicht zugegen iſt, ein unſchuldiger Knabe einen von den Würfeln unbeſehen von dem weißen Tuche nehmen, während die Umſtehenden Gott anrufen, daß er die Wahrheit ans Licht bringen möge. Dann wird es ſich an einem wahrhaftigen Zeichen ausweiſen, ob die ſieben Männer oder ſo viele Angeklagte da ſind, falſch geſchworen haben oder nicht. Denn, wenn der Prieſter oder der Knabe den Würfel aufhebt, welcher mit dem Kreuze bezeichnet iſt, ſo ſollen Alle daran erkennen, daß die, welche geſchworen haben, unſchuldig ſind; wenn aber der Prieſter oder der Knabe den

unbezeichneten Würfel aufnimmt, so hat einer von den Angeklagten die That vollbracht. Alsdann soll jeder einzelne von den Angeklagten einen Würfel nehmen und ihn mit seinem Zeichen bezeichnen, also daß sowohl er selbst, als auch die Umstehenden den Würfel hernach wieder erkennen mögen, und dann sollen alle diese Würfel wiederum auf das weiße wollene Tuch geworfen werden, welches den Altar oder die Gebeine des Märtyrers bedeckt. Alsdann soll wiederum der Priester, oder wenn dieser nicht da ist, ein unschuldiger Knabe einen dieser Würfel unbesehen hinwegnehmen. Dessen Würfel zuerst hervorkommt, der soll von der That freigesprochen werden, und eben so auch die Andern, welche auf ihn folgen; derjenige aber, dessen Würfel zuletzt aufgehoben wird, ist der That schuldig und muß das Wergeld des Erschlagenen an die Erben desselben bezahlen.

Wenn aber bei der ersten Wahl zwischen den beiden Würfeln derjenige aufgehoben ist, welcher mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet ist, so sollen alle sieben, oder so viele der Angeklagten sind, für unschuldig erklärt werden. Dann kann der Erbe des Erschlagenen, wenn er will, andere sieben Männer wegen derselben That anklagen, und jeder Angeklagte kann, wie die ersten, seine Hand erheben und schwören, daß er die That nicht gethan habe. Alsdann wird die Sache untersucht, wie das erste Mal; aber dabei soll es sein Bewenden haben und der Erbe des Erschlagenen soll nicht ferner noch Andere anklagen können.

So war der Brauch in einigen Gegenden Frieslands, in anderen Gegenden war es anders, im Wesentlichen aber blieb derselbe Gedanke, bei diesen wie bei allen anderen deutschen Stämmen, daß man glaubte, Gott würde um des Schuldigen willen den Unschuldigen nicht in Gefahr kommen lassen, sondern die Wahrheit ans Licht bringen.

35. Karl ernennt seinen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger.

Im August des Jahres 813 berief der Kaiser Karl eine große Reichsversammlung nach Aachen; denn er fühlte, daß sein Ende herannahte und wollte darum vorher noch für seinen Nachfolger sorgen. Zu dem Ende war Ludwig aus seinem Lande Aquitanien herbeigerufen und außerdem viele Bischöfe, Aebte, Herzöge und Grafen, damit die Sache mit aller Feierlichkeit vor sich gehen möchte. Karl redete die Versammelten an und sprach ihnen zuerst seinen Dank aus für die Treue, mit welcher sie ihm angehangen hatten; dann fragte er sie, ob sie auch seinen Sohn, Ludwig, jetzt mit ihm als Theilhaber der Regierung und nach seinem Tode als ihren Kaiser anerkennen wollten. Zugleich wies er auf die Thaten Ludwigs hin, daß er ja schon Beweise seiner Tüchtigkeit abgelegt hätte. Alle sprachen wie aus einem Munde, daß es Gott also gefalle.

Am nächsten Sonntage, dem 16. November, schmückte sich der Kaiser mit dem vollen kaiserlichen Ornate und setzte die Krone auf sein Haupt. Alsdann schritt er in die Kirche und trat zu dem großen Altare, auf welchem eine andere Krone lag. Dort legte er sich mit seinem Sohne auf die Knie zum Gebet und sie flehten zu Gott, daß ihr Vorhaben dem christlichen Volke zum Heile gereichen möchte. Der Kaiser brachte dem gütigen Gott seinen Dank dafür dar, daß er ihn gekrönet und beschützt, daß er ihm langes Leben und Sieg verliehen und dabei dankbar gegen den Geber aller Wohlthaten erhalten und ihm nun endlich auch noch seinen Sohn als Theilhaber seines Reiches und seinen Nachfolger geschenkt hätte. Nach diesem Gebete erhob er sich und wie er denn nicht ohne Beredtsamkeit war und ein ehrfurchtgebietendes Wesen hatte, redete er im

Kreiße der Bischöfe und weltlichen Großen seinen Sohn mit erhobener Stimme an.

Zuerst empfahl er ihm Ehrerbietung und Liebe gegen Gott und strenge Befolgung der göttlichen Gebote. Dann befahl er ihm an, die Kirche zu schützen und zu regieren, für seine Brüder und seine Schwestern und alle seine Verwandte zu sorgen, die Geistlichen als Väter und das Volk wie seine Kinder anzusehen, die Uebermüthigen im Zaume zu halten und die Gebeugten aufzurichten, sich treue und gute Diener auszuwählen, welche Gott vor Augen hätten, und weder um Gunst, noch um Haß das Recht beugten, welche gerührt würden durch die Leiden ihrer Mitmenschen, aber ihre Hand rein erhielten von Raub oder Bestechung. Dann erinnerte er ihn daran, daß er sich als den Gesandten Gottes betrachten möge, und daß er diesem schwere Rechenschaft ablegen müße von seinen Thaten und von seiner Regierung; darum solle er weniger sich als den Richter Aller ansehen, als bedenken, daß er selbst der Meinung und dem Urtheile Aller unterworfen sei; denn die Reiche würden nicht durch Gewalt und durch Furcht, sondern durch Zuneigung und durch Milde gesichert. Zuletzt beschwur er nochmals seinen Sohn und legte ihm ernstlich die Frage vor, ob er diese Ermahnungen halten wollte, die ja nicht sowohl diejenigen seines Vaters, als vielmehr diejenigen des allweisen und gerechten Gottes selber wären. Ludwig erwiderte darauf, daß er sie mit Gottes Hilfe halten würde, und sein Vater Karl sprach darauf noch einmal, daß auch nur derjenige mit Recht Vorschriften und Gebote geben könnte, der selbst am ersten bereit wäre sie zu halten.

Alsdann gebot Karl seinem Sohne, mit eigenen Händen die Krone vom Altar zu nehmen und sie selbst auf sein Haupt zu setzen; denn das sollte die Bürgschaft seines Gelöbnisses und

des Reiches ſein. Als der Jüngling die Krone erfaßte und ſie auf ſein Haupt ſetzte, ſah man viele der Umſtehenden Thränen vergießen und Alle wünſchten mit lauter Stimme für den Kaiſer Ludwig langes Leben und Sieg. Dann wurde eine feierliche Meſſe gehalten und nach derſelben kehrten ſie in den kaiſerlichen Palaſt zurück. Während des Ganges ſtützte ſich der Kaiſer Karl, wie auch vorher, auf ſeinen Sohn, den neuen Kaiſer Ludwig. Bald hernach begab ſich Ludwig wieder in ſein Land Aquitanien und war beim Tode ſeines Vaters nicht zugegen.

36. Karls Tod und Begräbnis.

Ueber den Tod und das Begräbnis des Kaiſers erzählt uns ſein treuer Einhard Folgendes.

Als gegen das Ende Karls ſeine Kraft durch Alter und Krankheit ſchon bedeutend abgenommen hatte, trugen ſich manche Ereigniſſe zu, die nicht bloß Andere, ſondern auch er ſelbſt auf ſeinen nahen Tod deuteten. Die drei letzten Jahre hindurch waren häufige Sonnen- und Mondfinſterniſſe und in der Sonne ſah man einmal einen großen ſchwarzen Flecken ſieben Tage lang. Der Säulengang, welcher zur Verbindung ſeines Palaſtes und der Kirche mit großen Koſten erbaut war, ſtürzte am Himmelfahrtstage bis auf die Grundfeſte in einen Schutthaufen zuſammen. Die Brücke über den Rhein bei Mainz, welche er in zehn Jahren mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung aus Holz ſo erbaut hatte, daß ſie ſchien Jahrhunderte überdauern zu können, ward innerhalb dreier Stunden ſo völlig vom Feuer verzehrt, daß außer demjenigen, was das Waſſer bedeckte, auch nicht ein einziger Balken übrig blieb. Karl faßte freilich ſofort den Entſchluß, ſie feſter und ſtärker von Stein wieder aufzubauen; aber er ſtarb bald und nach ihm

fand sich kein Anderer, der diesen stolzen Gedanken ausgeführt hätte bis auf den heutigen Tag.

Als Karl seinen letzten Zug nach Sachsen machte gegen Gottfried, den Dänenkönig, erblickte er an einem Tage, als er schon vor Sonnenaufgang aus dem Lager gegangen war, wie eine große Feuerkugel bei heiterer Luft vom Himmel fiel und von der rechten Seite nach der linken flog. Als Alle, die ihn umgaben, verwundert das Schauspiel anstarrten und sich fragten, was es bedeuten möchte, ward das Pferd des Kaisers von dieser Erscheinung scheu und warf ihn so heftig zur Erde, daß seine Mantelspange zerbrach und sein Degengehenk zerriß. Seine Diener eilten alsbald herzu, entwaffneten ihn und hoben ihn auf. Der Wurfspieß, den er zufällig in der Hand gehabt hatte, war mehr als zwanzig Schritte weit weggeschleudert. Dazu kam, daß sein Palast in Aachen häufig erzitterte, die hohen Leuchter in seinem Hause beständig knarrten; ferner daß in die Kirche, in welcher er nachher begraben ward, der Blitz einschlug, und einen goldenen Apfel, welcher die Spitze des Daches zierte, forschleuderte bis über die Priesterwohnung, welche an die Kirche stieß.

Nachdem der Kaiser Karl mit seinem Sohne Ludwig die letzte Zusammenkunft gehabt und diesen zu seinem Nachfolger ernannt hatte, gieng er unfern von Aachen zum letzten Male auf die Jagd. Hier brachte er einen Theil des Herbstes zu und kehrte dann in den letzten Tagen des Oktobermonats nach Aachen zurück. Im Januar des folgenden Jahres ward er von einem heftigen Fieber befallen und legte sich nieder. Wie es bei Fiebern wohl zu geschehen pflegt, versuchte auch er durch Fasten sich zu heilen; aber die Krankheit ward immer hitziger und heftige Seitenschmerzen kamen dazu. Auch da noch behielt er das Fasten bei und stärkte sich nur zuweilen durch einen

Trunk; aber der ermattete Körper gab nach und er ſtarb im zweiundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens und am ſiebten Tage ſeines Krankenlagers. Es war im Jahre 814 am 28. Januar, des Morgens neun Uhr, nachdem er ſieben und vierzig Jahre regiert hatte. Am ſelben Tage noch ward der Leichnam des Kaiſers gewaſchen und geſchmückt und einbalſamiert und alsdann in der Kirche zu Aachen, welche er ſelbſt hatte bauen laſſen, feierlich beigeſetzt. Man brachte ihn in vollem kaiſerlichem Schmucke in die Gruft, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, einem Stücke des heiligen Kreuzes auf ſeinem Haupte und der goldenen Pilgertaſche um die Hüfte. So ſaß er da in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle. Die Gruft ward mit Weihrauch und Spezereien angefüllt und verſchloſſen und verſiegelt. Ueber das Grab ward ein prächtiger Bogen geſetzt mit folgender Inſchrift in lateiniſcher Sprache:

„Allhier ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaiſers, des Mehrers des fränkiſchen Reichs, das er ſechs und vierzig Jahre lang glücklich regiert hat. Er ſtarb zwei und ſiebenzig Jahre alt, im Jahre unſeres Herrn achthundert und vierzehn, am acht und zwanzigſten Januar.“

Karl hatte das Frankenreich zu einer gewaltigen Macht erhoben; denn es dehnte ſich aus vom Ebro bis an die Eider und von der Raab bis ans atlantiſche Meer; aber der Glanz war äußerlich und es fehlte dem Reiche an Kraft. Die neuen Einrichtungen, welche von Karl hauptſächlich auf die Befeſtigung ſeiner Macht abgeſehen waren, hatten ſich im Volke noch nicht befeſtigt und zerfielen bald. Namentlich war dieß die

Einrichtung der missi dominici, d. h. der kaiserlichen Sendboten, welche alljährlich im Namen des Kaisers, jeder in seinem Bezirke, oder auch zwei ein weltlicher und ein geistlicher zusammen, das fränkische Reich durchreisten und die Oberaufsicht hatten. Auch die Grafen mußten ihnen Rechenschaft ablegen und darum konnte diese Einrichtung nur so lange bestehen, als ein kräftiger Regent dem Spruche der kaiserlichen Sendboten Nachdruck gab; unter einem schwachen Kaiser, wie Ludwig der Fromme war, wurden die kaiserlichen Sendboten bald gering geschätzt und bald sind sie ganz abgekommen.

Das Wesentlichste aber, woran es im Reiche Karls des Großen fehlte, war die Zuneigung der Menschen. Seine ganze Regierungszeit war fast ein fortwährender Krieg, unter dem auch ja nicht bloß diejenigen litten, welche er feindlich überzog, sondern ebenso auch die Franken und alle anderen Volksstämme seines Reiches. Darum sträubten sich auch immer die Sachsen so sehr: denn bis auf Karl hatten sie keinen andern Krieg geführt als einen Volkskrieg, nur gegen die Feinde ihres Volkes hatten sie die Waffen ergriffen. Nun aber sollten sie gegen die Avaren und gegen solche Völker ziehen, die ihnen nie etwas zu Leide gethan und von deren Besiegung sie keinen Vortheil zu erwarten hatten; dagegen sträubten sie sich und wollten nicht dahin, sondern erhoben sich lieber wider den Mann selbst, der Solches von ihnen verlangte. Der Kaiser Karl gab dem deutschen Volke das erste Beispiel eines Krieges, der viel weniger zum Nutzen und auf den Willen eines ganzen Volkes, als für die Herrschsucht eines Einzigen unternommen war. Darum ward sein Tod von seinen Zeitgenossen nicht tief betrauert, vielmehr richteten Alle ihre Blicke hoffnungsvoll auf Ludwig, von dem man damals nur noch wußte, daß er ein gutmüthiger Mann und Freund des Friedens war.

37. Der Sagenkreiß vom Kaiſer Karl.

Ein ſo gewaltiger Held, wie der Kaiſer Karl geweſen war, konnte in der Erinnerung des Volkes nicht untergehen, ſondern ward bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr verherrlicht, je weiter die Geſchichte ſelbſt durch die Entfernung in den Schatten trat. Denn ſo lange die Menſchen noch die Leiden empfinden, die ein Eroberer ihnen durch ſeine Kriege zufügt, mögen ſie nun für oder wider ihn kämpfen, ſo lange verherrlicht ihn die Sage nicht: wenn aber erſt dieſe Leiden ganz vergeßen ſind, dann gewöhnen ſich die Menſchen daran den Eroberer zu feiern, dem ihre Voreltern vielleicht geflucht haben und die Sage macht die Quäler und Peiniger der Menſchen zu ihren Helden. Allmälig ward Karl der Mittelpunkt einer Reihe von Sagen, die ſich an ihn anſetzen, und zwar als den Vorkämpfer der chriſtlichen Kirche gegen die Mauren. Dieß Beſtreben trat hauptſächlich zur Zeit der Kreuzzüge hervor, ja es gieng ſo weit, daß man auch von Karl einen Zug nach dem heiligen Lande dichtete. Die hauptſächlichſte dieſer Sagen iſt die, welche uns im Ruolandes lied erhalten iſt. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts, genau 1095, ſchrieb ein Mönch im Kloſter St. Denys in Frankreich, unter dem Namen als wäre er der Erzbiſchof Turpin bei Karl geweſen, eine Geſchichte über das Leben des Kaiſers Karl und Rolands, und nach demſelben Sagenſtoffe iſt ungefähr hundert Jahre ſpäter das erwähnte Lied vom Pfaffen Konrad gedichtet. Bei Turpin geht aber das Bild des Kaiſers ſchon ins Rieſenhafte hinaus: denn folgendermaßen beſchreibt er die Geſtalt des Kaiſers. Er ſagt: „Karl war acht ſeiner Füße hoch, ſein Bart eine Elle lang, ſeine Stirn einen Fuß breit, ſeine Löwenaugen funkelten wie Kohlen. Er aß wenig Brod, aber täglich verzehrte er ein Viertel eines Hammels, oder zwei Hühner, eine Gans oder ein

Spanferkel, oder einen Hasen. Dazu trank er täglich einen Eimer Wein. Er war so stark, daß er mit einem Schlage seines scharfen Schwertes einen bewaffneten Reiter vom Scheitel bis an den Sitz spaltete und mit dem Schwerte noch tief in das Pferd hineinhieb. Einen andern bewaffneten Mann stellte er auf seine flache Hand und hob ihn dann sofort bis an sein Haupt empor und setzte ihn wieder nieder." Also war der fromme König, der Vorkämpfer der Christenheit beschaffen, und ähnlich waren auch die zwölf Helden oder Pairs, die ihn immerdar umgaben. Unter ihnen war Roland, Oliver, Ogier, Gotfried, Engelirs, Anshelm, Erzbischof Turpin, Naims von Baiern u. s. w. Was uns der Mönch Turpin über Rolands Fall im Thale Roncval berichtet, habe ich meinen Lesern schon früher erzählt. Diese Erzählungen Turpins sind auch die Quelle gewesen für den italischen Dichter Ariost und sein Heldengedicht: Orlando furioso.

Das Rolandes liet vom Pfaffen Konrad aber ist eine der edelsten Perlen, welche uns die deutsche Dichtung des Mittelalters überliefert hat. Der Dichter selbst sagt uns über sich und sein Gedicht:

Ich heize der phaffe Chuonrat;
also iz an dem buoche geschriben stat in franzeischer zungen,
so han ich iz in die latine bedwungen, danne in die tiutiske
gekeret.

Er beschreibt uns ganz ausführlich voll der tiefsten Frömmigkeit den Todeskampf des wackern Helden Roland gegen die Mauren und schildert uns mit lieblichen und lebendigen Farben den Kaiser Karl. Einmal kommen zu diesem die Gesandten der Mauren, während er mit seinem Heere im Felde ist, und finden Alles auf das herrlichste eingerichtet. In einem eingefriedigten

Garten ſehen ſie wilde Thiere mit einander ſtreiten, während die kühnen Kämpfer Karls daneben ſich mit Waffenſpielen, mit Falken und Jagen beſchäftigen. Auch edle Frauen ſind da verſammelt, köſtlich geſchmückt und alle wunderherrlich anzuſehen; denn ſeit dem Könige Salomo war keine Pracht der Erde der des Kaiſers Karl zu vergleichen. Die Boten nahen ſich dem Kaiſer und finden ihn beim Schachſpiel. Davon ſingt der Dichter alſo:

Sin antluzze was wunnesam. Then boten harte wolgezam,
Thaz sie in muosen scowen [1]). Ja luhten sine ougen
Sam ther morgen sterre: Man erkante in vile verre;
Nieman ne thorfte vragen. Wer ther kaiser were.
Nieman ne was ime gelih. Sin antluzze was zierlih;
Mit vollecliehen [2]) ougen. Ne mohten sie in niht noh bescowen.
Thin liehte gap in wider slah [3]). Sam thin sunne umbe mittentah.
Then vianden was er gramelih [4]). Then armen was er heimlih [5]).
In volewige [6]) was er sigesalih. Wider ubel was er genathih.
Ze Gote was er geware [7]). Er was reht rihtare.
Er lerte uns thie phahte [8]). Ther engel sie im vore rihte.
Er erkunde ellin reht. Ze theme suerte was er Gotes knecht;
Aller tugende was er uz erkorn. Milter herre wart me geborn.

1) schauen; 2) völlig, mit vollen Augen; 3) Widerſchlag, hier Wiederſchein. Das Licht (Augenlicht) gab ſolchen Wiederſchein; 4) grimmig; 5) heimlich, vertraulich; 6) Volkskampf; 7) wahrhaft, treu; 8) das geſchriebene Geſetz, wonach Recht geſprochen wird (lat. pactum).

Dieses Lied nebst einer späteren Umarbeitung desselben von Stricker ist aber auch fast das einzige, welches uns aus diesen Sagenkreißen von Karl dem Großen und seinen Helden erhalten ist; denn die schöne Sage von den vier Haimonskindern ist uns nicht als Lied erhalten, sondern nur der Stoff ist durch die Volksbücher auf uns gekommen.

Aehnlich aber, wie der Pfaffe Chuonrat die Sage von Karls des Großen Kampfe gegen die Mauren erzählt, beschreibt uns der tiefsinnigste deutsche Dichter der mittelhochdeutschen Blüthezeit den Kampf eines andern Helden gegen die Mauren. Wolfram von Eschenbach dichtete etwa um 1220 seinen Willehalm von Oranse und ähnlich wie Konrad eine französische Sage benutzt hatte, so legte auch Wolfram eine französische Quelle zu Grunde. Aber der Kaiser Karl kommt nicht in ihr vor, sondern der König Loys (Ludwig der Fromme). Wolframs Dichtung ist nur ein Bruchstück.

Ludwig der Fromme und seine Söhne.

1. Ludwig der Fromme.

Weil die Ereignisse und Geschicke im fränkischen Reiche unter Kaiser Ludwig so sehr von den persönlichen Gaben und Eigenschaften dieses Mannes abhängig sind, so müßen wir eine Schilderung derselben voranschicken.

Ludwig war von mittelmäßig hoher Gestalt, seine Augen waren groß und hell, die Nase lang und gerade. Seine Brust war stark und seine Schultern breit, die Arme voll Kraft, so daß es ihm im Schießen mit dem Bogen und im Lanzenwerfen nicht leicht einer gleich that. Seine Hände waren lang und seine Finger gerade, auch die Beine waren lang gestreckt, seine Füße groß, seine Stimme war von männlicher Kraft. In der griechischen und der lateinischen Sprache war er wohl unterrichtet, aber die griechische Sprache verstand er beßer, als er selbst sie sprechen konnte; die lateinische Sprache jedoch redete er wie seine Muttersprache. Er verstand den Sinn der biblischen Schriften, nicht bloß den wörtlichen, sondern auch den bildlichen. Die heidnischen Lieder, welche er in seiner Jugend gelernt hatte, verschmähte er nachher, und wollte sie weder lesen noch hören.

Ludwig war von sanfter Gemüthsart, langsam zum Zorne,

aber zum Verzeihen leicht zu bewegen. Wenn er in der Morgenfrühe täglich zur Kirche gieng, so warf er sich auf die Knie und beugte dann sein Haupt zur Erde und betete demüthig, oft auch mit Thränen. Er war sehr freigebig, wie es vorher nicht erhört war, so daß er königliche Schlösser seines Vaters und Großvaters vielfach verschenkte. In Speise und Trank war er mäßig und machte auch in der Kleidung keinen Aufwand, nur bei festlichen Gelegenheiten, wie es auch sein Vater und Großvater gethan hatten. Dann legte er kein Gewand an, das nicht mit Gold durchwirkt war, auch das Schwert war mit einer goldenen Scheide versehen und hatte einen goldenen Griff, seine Beinschienen waren eben so wohl wie sein Panzer stark vergoldet, auf dem Haupte trug er die goldene Krone und in der Hand das goldene Scepter. Er lachte niemals so daß man es hätte hören können: selbst wenn bei hohen Festlichkeiten zur Ergetzung des Volkes Schauspieler und Sänger und Lustigmacher vor ihm auftraten, und alles Volk unmäßig lachte, lächelte er nicht einmal so viel, daß man seine Zähne sehen konnte. Aber er war mildthätig und gab täglich den Armen, und wo er auch sein mochte, er wies sie niemals ab.

In allen Dingen war er vorsichtig und bedächtig, nur verließ er sich zu wenig auf sein eigenes Urtheil und traute dafür seinen Räthen zu viel. Dieß kam daher, daß er sich gar zu viel mit gottesdienstlichen Uebungen beschäftigte: ja er wäre selbst Mönch geworden, wie sein Großoheim Karlmann, wenn sein Vater Karl es ihm nicht untersagt hätte.

Aus seiner Jugendzeit wird uns folgende Geschichte erzählt, aus welcher wir erkennen, wie wir in dieser Hinsicht Ludwig gegen seine früher verstorbenen Brüder zu stellen haben. Einstmals befand sich der Bischof Paulinus in der Kirche zu Aachen. Zufällig führte die drei Söhne des Königs Karl ihr

Weg durch diese Kirche. Zuerst kam des Königs ältester Sohn, der nach seinem Vater Karl hieß. Der Bischof, der in Aachen unbekannt war, fragte einen Geistlichen, wer der junge Mann wäre, und als er es erfahren hatte, schwieg er still. Karl aber setzte ruhig seinen Weg fort und kümmerte sich weder um den Bischof, noch überhaupt um die Kirche. Gleicherweise kam Pipin, von einer Anzahl von Hofleuten umgeben. Als man es ihm sagte und hinzufügte, daß Pipin König von Italien wäre, verbeugte sich der Bischof ehrerbietig vor dem jungen Fürsten. Aber auch Pipin bemerkte es kaum und gieng eilig weiter. Endlich kam Ludwig, der damals (794) auch schon König von Aquitanien war. Er gieng aber nicht vorbei wie seine Brüder, sondern kniete nieder und verrichtete sein Gebet mit der größten Andacht. Als Paulinus den Namen des jungen Fürsten erfuhr, erhob er sich von seinem Sitze und schritt auf Ludwig zu, der seinerseits auch sich erhob, um den Bischof zu begrüßen. Dann umarmte der Bischof den frommen Jüngling, dessen Betragen ihm so wohl gefallen hatte. Einige Tage darauf wurde der Bischof Paulinus zur Audienz vor den König Karl gelassen und dieser fragte ihn, warum er denn solchen Unterschied unter seinen Söhnen gemacht hätte. Der Bischof aber antwortete, er habe dieß deßhalb gethan, weil, wenn nach Gottes Willen einer von den Söhnen des Königs zur Regierung gelangen sollte, dieser Ludwig sich am besten dazu eignen würde. — Der Ausgang zeigte nachher, daß der Bischof Recht hatte; aber man dürfte wahrlich wohl fragen, wessen Herrschaft für das Reich der Franken ersprießlicher gewesen wäre.

Täglich bemühte sich Ludwig die Klöster zu bereichern und für die Kirchen zu sorgen; denn er wollte, daß jeder Kirche eine Hufe Landes, ein Sklav und eine Sklavin angehörte. Aber es war ihm ein Greuel, wenn Leute, die im Dienste der Kirche

standen, sich putzten und schmückten. So brachte er es dahin, daß unter seiner Regierung nach und nach die schön gestickten, mit Gold und Edelsteinen besetzten Gürtel der Geistlichen verschwanden. In allen andern Dingen aber war Ludwig den Priestern freundlicher gesinnt, als den weltlichen Großen seines Reiches und hatte vor ihnen allzuviel Ehrfurcht. Das sollte ihm nachher noch zu bitterem Leide gereichen.

2. Bernhard.

Von Pipin, demjenigen Sohne Karl des Großen, der schon vor seinem Vater verstorben war, lebte noch ein Sohn, ein Neffe des Kaisers Ludwig. Dieser hieß Bernhard und ward von Ludwig dem Frommen zum Könige von Italien ernannt. Aber Bernhard war damit nicht zufrieden, sondern machte eine Verschwörung gegen seinen Oheim und suchte ihn vom Throne zu stoßen. Als Ludwig diese Nachricht von den Bischöfen erfuhr, die an der Grenze von Italien lebten, sammelte er sogleich ein Heer, um damit seinen Neffen zu bezwingen. Da merkte Bernhard bald, daß er seinem Oheim an Kräften nicht gewachsen sein würde, und verzweifelte an seiner Unternehmung, namentlich da auch auf die Nachricht von der Rüstung Ludwigs einer nach dem andern von seinen Mitverschworenen sich heimlich entfernte, um Ludwigs Verzeihung zu suchen. Dazu entschloß sich auch Bernhard, er begab sich zu seinem Oheim, legte seine Waffen nieder und fiel ihm zu Füßen und übergab sich völlig in die Gewalt des Kaisers. Auch war er auf die Fragen desselben gleich bereit ihm alle seine Vergehen zu entdecken und anzugeben, was er eigentlich gewollt habe.

Nach dem Rechte und Gesetze der Franken mußte Ludwig über ihn die Todesstrafe verhängen; aber das wollte er nicht und als seine Räthe ihn bestürmten und durchaus den Tod

Bernhards verlangten, gab er nach, daß Bernhard geblendet werden ſollte. Aber auch dieſe Strafe gereichte dem unglücklichen Bernhard zum Tode; denn er ſtarb drei Tage nachher an dem Verluſte ſeiner Augen. Darüber war der Kaiſer ſehr bekümmert; er weinte mit tiefem Schmerze zu öfteren Malen und unterzog ſich nach dem Rathe ſeiner Biſchöfe einer ſchweren Buße. Auch gab er den Armen viele Almoſen, damit dieſe That geſühnt werden möchte, und von den übrigen Theilnehmern der Verſchwörung wurde Keiner mehr weder am Leben geſtraft, noch verſtümmelt; nur die Biſchöfe unter ihnen wurden abgeſetzt und ins Kloſter geſchickt.

Einige Jahre hernach berief der Kaiſer eine große Verſammlung von Biſchöfen und Aebten, aber auch von anderen vornehmen Männern ſeines Reiches und bemühte ſich dort alle, denen er jemals unrecht gethan hatte, wieder mit ſich zu verſöhnen. Auch bekannte er, daß er ſeinem Neffen Bernhard großes Unrecht zugefügt hätte und daß er dieß bereute und verſprach, er wollte gern Alles wieder gut machen, wo er oder ſein Vater Karl Jemandem Leid gethan hätten.

3. Der Kaiſer Ludwig und die Bekehrung der Nordmannen.

Die Achtung und die Furcht, welche die Völker rings um das Frankenreich vor dem gewaltigen Karl empfunden hatten, dauerte auch nach ſeinem Tode noch fort und übertrug ſich auf den frommen Kaiſer Ludwig, obwohl dieſer ſo wenig im Stande war, die Menſchen bei dieſer Furcht zu erhalten. Als einmal im Dänenreiche Zwiſt ausbrach, kam Harald, deſſen Brüder ihn von der Regierung Jütlands ausſchloſſen, mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und einem großen Gefolge zu Ludwig geflüchtet, als dieſer ſich gerade in Mainz aufhielt und bat ihn um

Schutz gegen seine Brüder. Den versprach ihm Ludwig unter der Bedingung, daß Harald mit seiner Gemahlin sich dort taufen ließe. Harald war bald dazu bereit und so wurde denn in der St. Albanskirche in Mainz die Taufe vollzogen. Der Kaiser selbst war Pathe bei König Harald und seine Gemahlin bei der dänischen Königin. Vor Freude beschenkte ihn dann noch der Kaiser Ludwig reichlich und gab ihm ein Besitzthum im Lande der Friesen, den Rüstringergau*), der an der Jahde lag, damit er im Fall die Dänen ihn wieder vertrieben, dort eine sichere Zuflucht habe. Einige erzählen auch, Ludwig der Fromme habe dem Könige Harald Dorestad, d. i. Wyk te Duurstede am Rheine geschenkt; aber für so thöricht können wir Ludwig doch nicht halten, denn Dorestad war damals eine der wichtigsten Städte im Norden des fränkischen Reichs, sie trieb schon einigen Handel und von ihr aus fuhr man hinüber nach Londenwyk (London). Wenn Ludwig wirklich diese Stadt dem Dänen Harald geschenkt hätte, so hätte er diesen so sehr gefürchteten Feinden, von deren Raubsucht und Mordlust er doch sicherlich wußte, einen der hauptsächlichsten Häfen des fränkischen Reiches und den Schlüssel des Rheines geschenkt. Das ist doch nicht zu glauben, wenn auch Ludwig oft sehr thöricht und leichtgläubig war.

Es lag dem Kaiser Ludwig aber ferner auch am Herzen, daß Harald nicht bloß das Christenthum angenommen hätte, sondern auch in dem neuen Glauben sich beharrlich erwiese. Deshalb dachte Ludwig darüber nach einen geeigneten Mann zu

*) Dieser Rüstringergau ist uns auch noch darum merkwürdig, weil sich das Gesetzbuch desselben in friesischer Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es heißt das Asegabuch, d. i. Richterbuch; denn der asega oder asega war der Richter.

ſtaben, den er zu Harald ſenden könnte, und der dort das Chriſtenthum ausbreitete und ſich ſelbſt im Norden einen Heimathsſitz erwürbe. Er fand einen Mann, der ſo viel an ihm war, ſeiner alle Hoffnungen erfüllte und den ſchönen Namen „Apoſtel des Nordens“ erhalten hat. Es war nämlich im Kloſter Corvey an der Weſer ein junger Mann, Namens Ansgar, der dort die Jugend unterrichtete. Er war als Jüngling tüchtigen Poſſen ergeben geweſen; aber da hatte ihn ein Traum auf einen andern Weg gebracht, ſo daß ſeine Mitſchüler verwundert den ernſten Ernſt ihres früher ſo luſtigen Mitſchülers betrachteten. Bald empfing er im Kloſter die prieſterliche Weihe und ward dann Lehrer. Dieſer Mann wurde dem Kaiſer Ludwig empfohlen, als wohl geeignet, mit dem Könige Harald als Bekehrer zu den Dänen zu gehen. Da ließ Ludwig erſt den Abt des Kloſters fragen; aber der Abt ſagte, er habe nicht das Recht, einem ſeiner Geiſtlichen die Bürde eines ſolchen Amtes aufzuladen, würde es aber nicht hindern, wenn Ansgar hinziehen wollte. So ward denn Ansgar ſelbſt gefragt und erklärte, daß er bereit ſei. Manche im Kloſter lachten darüber, zwei Jünglinge aber baten ſich die Erlaubniß aus Ansgar begleiten zu dürfen. Er nahm ſie mit und ſie gingen zuſammen erſt zum Kaiſer Ludwig nach Mainz.

Dieſer war ſehr erfreut und ließ ihnen Alles herrichten, was zur Reiſe nöthig war. Als ſie nach Köln kamen, ſchenkte ihnen der Erzbiſchof ein Schiff, auf welchem ſich zwei kleine kunſtreich eingerichtete Wohnungen befanden, ſo daß ſie auf demſelben ganz bequem leben konnten. Als Harald das Schiff erblickte, bat er, ihn mit in Taufe aufzunehmen, und von da an entwickelte ſich eine vertraute Freundſchaft zwiſchen König Harald und Ansgar. Sie fuhren ſo bis nach Doreſtade (Wijk te Duurſtede), welches damals die angeſehenſte Stadt im Lande

der Inseln und Dänen war, von da ab der Küste entlang zwischen den Inseln und dem Festlande hin über den Theil des des Meeres, der zur Ebbezeit vielfach ganz trocken ist und in unserer Zeit die Warnen genannt wird. So gelangten sie bis zur Mündung der Elbe und kehrten von da aus wieder nördlich der Küste entlang bis in die Gegend des Dänenlandes. Dort predigte Ansgar und bekehrte diejenigen Sklaven zu Christen, welche Harald ihm aus seinen Leuten gab und diejenigen, welche Ansgar mit seinem ihm von Ludwig gegebenen Gelde loskaufte. Aber die Wirkung seiner Predigten war damals noch nicht groß, hörer erst erlangte Ansgar mehr Bedeutung. Denn im folgenden Jahre wurde Harald wieder vertrieben, der doch hauptsächlich den Boden des Christenthums begünstigte. Einige Jahre nachher kamen auch Gesandte aus Schweden zum Kaiser Ludwig und baten ihn um einen Apostel; denn sie erzählten, auch aus ihrem Volke Viele dem Christenthume geneigt wären. Darum entsandte der Kaiser Ludwig Ansgar auch nach Schweden und unter vielen Gefahren zog Ansgar dahin und verweilte dort während nur wenige Monate. Nach seiner Rückkehr machte ihn der Kaiser zum ersten Erzbischof von Hammaburg, d. i. Hamburg und als solcher wirkte Ansgar noch viele Jahre.

In seinem Eifer für die Ausbreitung des Christenthums begieng aber der Kaiser Ludwig auch manchen Irrthum und meinte Alles gethan zu haben, wenn er nur die Heiden bewöge sich taufen zu lassen. Derselbe Mönch von St. Gallen, der uns von Karl dem Großen manche Geschichten aufbewahrt hat, erzählt uns auch eine solche von Ludwig, wo sein Bekehrungseifer zu unüberlegt war. Er sagt also: Der Kaiser Ludwig sprach mit den Gesandten, welche die Normannen häufig zu ihm schicken, riehe Geschenke, weil sie noch Heiden waren, und deshalb fragte er sie dann, ob sie wohl Christen werden

wollten. Sie erwiederten, daß ſie immer bereit wären zu thun, was er verlangte. In ſolchen Fällen waren die vornehmen Hofleute die Pathen der Täuflinge und dieſe erhielten aus der kaiſerlichen Schatzkammer das weiße Täuflingsgewand, von den Hofleuten aber die Kleidung der Franken und zwar koſtbare Gewänder und Waffen und den übrigen Schmuck. Als dieß ſchon öfter geſchehen war, kamen zuweilen auch Nordmannen, nicht als Geſandte, ſondern als Dienſtmannen des Kaiſers und einmal erſchienen zum Oſterfeſte ihrer fünfzig. Der Kaiſer Kaiſer fragte ſie wiederum ſofort, ob ſie ſich taufen laßen wollten, und als ſie die Frage bejahten, ließ er ohne Verzug das Taufbad bereiten. Aber es waren nicht ſogleich ſo viele leinene Taufhemden vorhanden; deshalb befahl der Kaiſer, man ſolle die vorhandenen in Streifen ſchneiden und dieſe Streifen in die Länge und in die Quere ſo übereinander nähen, daß zwiſchen den Streifen ein Raum freibliebe und mithin mehr Gewänder aus den vorhandenen bereitet werden könnten. Als eins von den alſo bereiteten Taufhemden einem der älteren Nordmannen umgelegt war, betrachtete er es eine Zeitlang mit neugierigen Augen. Dann wurde er aber ſehr zornig und ſprach zu dem Kaiſer: „Ich bin hier ſchon zwanzigmal getauft worden und immer mit einem ſchönen weißen Taufhemde angethan; aber ſolche Lappen ſchicken ſich nicht für Krieger, ſondern für Schweinehirten, und wenn ich mich nicht meiner Blöße ſchämte, da ich meine Kleider abgelegt und von dir noch keine wiederempfangen habe, ſo würde ich dir dein Taufhemd mit deinem Chriſtus wieder zurückgeben.“

Der Mönch erzählt uns das aber nicht, um Ludwig lächerlich zu machen, ſondern um zu beweiſen, wie leichtfertig und leichtſinnig die Nordmannen über die Taufe geurtheilt hätten.

4. Die Wegführung der Gebeine der Märtyrer Vitus und Lucanus aus dem Frankenlande nach Sachsen.

Zur Zeit des Kaisers Ludwig ereignete es sich, daß die Gebeine zweier Märtyrer aus dem Frankenlande nach Sachsen geschafft wurden. Dieses war aber in damaliger Zeit nicht nur wichtig für einzelne Klöster und Kirchen, sondern die Volksstämme selbst nahmen daran Theil. Darum erzählen wir diese Geschichte. Als einstmals der fränkische Abt Hilduin in seiner Verbannung Aufnahme bei den Mönchen des Klosters Corvey gefunden hatte, versprach er seinen gastfreundlichen Wirthen zum Danke dafür die Gebeine des Vitus und Lucanus. Diese beiden waren zur Zeit der Christenverfolgung der römischen Kaiser Diocletian und Maximian in Italien getödtet und ihre Gebeine waren zur Zeit Pipins von Rom nach Gallien in eine Kirche des Bisthums von Paris gebracht, wo man sich von ihnen erzählte, daß ihre Anwesenheit genügte, die Umwohner gegen Blitz und Hagel zu schützen. Der Ruf dieser beiden Heiligen war weithin gedrungen und deshalb bestanden nun auch die Mönche des Klosters Corvey an der Weser auf der Auslieferung. Der Bischof von Paris, Namens Erchanrad, willigte ein und der Kaiser Ludwig bestätigte es; so wurden denn die Leichen des Vitus und Lucanus nach dem Kloster Corvey gebracht und wie es dabei zuging, hat ein Augenzeuge uns beschrieben.

Am vierzehnten April des Jahres 836 wurde zu St. Denys unter großem Zulauf der Geistlichkeit und des Volkes erst eine Messe gehalten und dann von dem Abte Hilduin dem Abte des Klosters Corvey, Namens Warin, die Leichen übergeben. Da Corvey damals noch arm war, so hatte der Kaiser Ludwig dem Abte Warin noch die Abtei Rasbach dazu geschenkt, damit

er seiner Würde als Abt angemeßen auftreten könnte. In langsamen Tagemärschen bewegte sich der Zug, und wenn sie sich einem Kloster nahten, so zogen ihnen die Mönche mit Reliquien und Kreuzen, dampfenden Weihrauchbecken und brennenden Kerzen entgegen, und empfiengen die Leichname mit Psalmen und Lobliedern. Am Ende des Monats Mai erreichte der Zug Aachen, und nachdem er von da aus einige Tage später die Grenze des Sachsenlandes betreten hatte, kam er nach Soest, wo ihm eine große Menge der Sachsen entgegen gezogen war, um ihn weiter zu geleiten. Am dreizehnten Juni, dem Tage vor der Vigilie des heiligen Vitus, langte der Zug in Corvey an, während die Vornehmsten aus den adeligen Geschlechtern der Sachsen, Männer und Weiber, in großer Menge ihn geleiteten. Die Geschichtschreiber aber jener Zeit erzählen uns, daß durch diese Hinwegführung dem Frankenlande ein großer Nachtheil, für das Sachsenland aber Heil und Segen erwachsen sei.

b. Ludwig der Fromme theilt das Reich unter seine Söhne.

Im Jahre 817 gerieth Kaiser Ludwig in eine große Lebensgefahr. Denn als er einst nach vollendetem Gottesdienst aus der Kirche nach Hause zurückkehren wollte und über eine hölzerne Gallerie gieng, deren Balken verfault waren, konnte diese das Gewicht aller Begleiter Ludwigs nicht mehr tragen und stürzte zusammen. Mehr als zwanzig Menschen fielen mit hinab und mehre von ihnen wurden schwer verwundet, der Kaiser aber empfieng nur leichte Schrammen und erholte sich bald wieder, so daß er der Jagd wegen nach Nymegen gehen konnte. Bald darauf aber begab er sich nach Aachen und berief dorthin eine große Reichsversammlung, wie es zu geschehen pflegte; aber dieß Mal hatte der Kaiser etwas Außerordentliches und

Vielen Unerwartetes vor, und es scheint, daß bei seiner Sinnesart die kurz vorher stattgehabte Lebensgefahr nicht ohne Einfluß darauf geblieben ist.

Seine drei Söhne und mit ihnen die Ersten aus allen Stämmen, von den Franken, den Alemannen, den Burgunden, den Baiern, den Aquitaniern, den Sachsen, den Langobarden, waren in Aachen versammelt. Zuerst hielt der Kaiser einen engeren Rath mit Wenigen und nachdem er mit diesen übereingekommen war, das Reich unter seine drei Söhne zu theilen, fastete und betete er drei Tage lang, ob es auch wohl Gottes Wille also wäre, und da ihm das Gegentheil nicht gesagt wurde, war er überzeugt, daß es Gott also wolle. So trat er denn vor die Versammlung aller Ersten seines Reiches und legte ihr zuerst die Frage vor, ob es recht sei das zu verschieben, was zur Befestigung des Reiches nöthig schiene. Als Alle diese Frage verneinten, entwickelte ihnen der Kaiser seinen Entschluß, daß er in Rücksicht auf die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins für das Reich sorgen und die Würde der Herrschaft auf seine Söhne übertragen wolle.

Von der alten Freiheit der Franken waren noch einige Spuren übrig, die wenigstens den Anschein darboten, als fände eine freie Wahl statt, nämlich daß die Reichsversammlung aus mehren Söhnen des Kaisers denjenigen auswählte, welcher ihr am meisten zusagte. Dieß Recht hatte selbst Karl der Große aufrecht erhalten. Deshalb legte nun Kaiser Ludwig allem Volke ein dreitägiges Fasten auf, ließ in allen Kirchen zu Gott um Erleuchtung beten und flehen und gab selbst reichlichere Almosen als gewöhnlich und rieth dasselbe auch seinem Gefolge an, damit doch Gott sich über sie erbarmen möchte. So schien es Allen, als habe göttliche Fügung es so gelenkt, daß die Kaiserwahl auf Lothar fiel und sie stimmte mit den Wünschen Lud-

wigs und denen des ganzen Volkes überein. Zugleich aber ward festgesetzt, daß Pipin das Land Aquitanien als sein Königreich und eben so Ludwig Baiern besitzen sollte. An einem Sonntage ward in der Kirche zu Aachen feierlich die Krönung vollzogen und Ludwig verfuhr dabei mit Lothar ganz ebenso, wie sein Vater Karl mit ihm verfahren hatte und alles Volk rief: „es lebe der Kaiser Lothar!“ Dann warf sich Ludwig vor dem Altare nieder und dankte Gott, daß es ihm verliehen war, mit eigenen Augen seinen Sohn auf dem kaiserlichen Stuhle zu erblicken. Aber diese Freude war allzufrüh; denn daraus kam noch schweres Leid über die Völker und die Könige.

6. Die Gottesgerichte zur Zeit Kaiser Ludwigs.

Im Jahre 829 erließ der Kaiser Ludwig in Uebereinstimmung mit der Reichsversammlung, welche darüber zuvor berathen hatte, ein Gesetz über die Anwendung der Gottesgerichte, insbesondere des heißen Wassers. Denn die wundersüchtigen Menschen jener Zeit meinten, daß bei einem unschuldig Angeklagten Gott zu dessen Gunsten die den Menschen bekannten Gesetze der Natur für den Augenblick aufheben würde, wenn ihre Wirkung zum Schaden des Angeklagten gereiche. Wenn z. B. ein Sklav einen Mann getödtet hatte, und zu seiner Vertheidigung sagte, daß er es aus Nothwehr gethan hatte, so sollte er nach dem Gesetze, welches der Kaiser und die Reichsversammlung gegeben hatten, seine Aussage durch das Gottesurtheil des heißen Wassers beweisen. Zeigte sich aber seine Hand als verbrannt, so ward er mit dem Tode bestraft.

Dieses Gottesurtheil aber ward folgendermaßen angestellt. Zuerst ward gebetet und die Menschen beschworen die Wahrheit zu sagen, und dann ward das heilige Abendmahl genommen. Nach Beendigung der Messe ward ein Kessel mit Wasser herbeige-

bracht und durch Bibelsprüche, denen man Macht auf das Waßer zuschrieb, feierlich geweiht und entsündigt, damit der Teufel keine Macht mehr darüber habe und der, welcher die Hand hineinstecken sollte, für seine Schuld die Kraft des Waßers an sich erfahre. Denn sie fürchteten am meisten, daß der Angeklagte durch Zaubermittel die Kraft des Waßers brechen möchte, und waren viel weniger darum besorgt, daß das heiße Waßer seine natürliche Kraft auch auf den Unschuldigen ausüben könnte. Der Angeklagte wurde mit reinen Kleidern angethan und mit dem geweihten Waßer besprengt, auch muste er etwas davon trinken. Alsdann wurde Holz unter den Keßel gelegt und angezündet. In dem Keßel hieng ein kleiner Stein oder sonst ein kleiner Gegenstand an einem Stricke, bei einem einfachen Beweise eine Handbreit tief, bei einem dreifachen eine Elle tief. Während das Waßer kochend aufwallte, mußte der Angeklagte diesen kleinen Stein herausnehmen. Sobald es geschehen war, wurde die Hand sorgfältig eingewickelt und das richterliche Siegel auf die Umhüllung gesetzt. Nach drei Nächten wurden die Binden abgenommen, und wenn sich dann der bei Brandwunden gewöhnliche Eiter zeigte, der selbst ähnlich aussieht, wie heißes Waßer, so wurde die Anklage für erwiesen gehalten. Aehnlich war auch das Gottesgericht des glühenden Eisens.

Dieses Gottesurtheil des heißen Waßers ward von Kaiser Ludwig bestätigt, in demselben Gesetz aber ward das des kalten Waßers verboten. Bei diesem gieng es so zu. Zuerst wurde auch dabei gebetet und der Angeklagte beschworen die Wahrheit zu sagen, aber auch das Waßer wurde beschworen, daß nicht das reine Element den Schuldigen in sich aufnehmen möchte. Dann legte der Angeklagte seine Kleider ab, küste das Evangelium und das Kreuz Christi und wurde mit Weihwaßer besprengt. Nachdem so aller Einfluß des Teufels ferne gehalten war, wur-

den dem Angeklagten die Glieder gebunden und zwar so, daß der Körper eine Kreuzgestalt darbot und alsdann wurde er ins Waßer hinabgelaßen. Wenn er sank, so hielt man ihn für unschuldig, wenn er oben schwamm, so war er schuldig. Wir wißen, daß das Gewicht des Menschen in der Regel um ein wenig schwerer ist, als dasjenige der Waßermaße, welche er verdrängt, und darum muste der Angeklagte meistens untersinken, auch wenn die Stricke, so lange die Näße noch nicht ganz durchgedrungen war, ihn für einen Augenblick oben hielten. Damals lebte ein Bischof, Namens Agobard, der allem Aberglauben bitterlich feind war, und dieser schrieb ein Buch gegen die Meinung, daß die Wahrheit durch Feuer oder Waßer oder durch den Zweikampf offenbar werden könnte. Damals schaffte der Kaiser wenigstens diesen Misbrauch ab; aber viele Jahrhunderte später ward der unglückselige Aberglaube aufs neue angewandt bei einer der traurigsten Arten des Wahnes, welche jemals ihre Macht über den Verstand der Menschen ausgebreitet hat, nämlich bei dem Hexenglauben.

In alten Zeiten bestand zwischen dem Gottesurtheil des heißen und des kalten Waßers der Unterschied, daß jenes angewandt wurde, wo zum Beweise eines Verbrechens Nichts fehlte, als das Geständnis des Angeklagten und oft reichte schon die bloße Furcht vor diesem Gottesgerichte hin ihn zum Geständnisse zu bringen. Dagegen wurde das kalte Waßer bei demjenigen angewandt, dessen Unschuld fast erwiesen war, so daß sie nur für den großen Haufen eines augenfälligen Beweises bedurfte.

Der Zweikampf aber galt damals allgemein als Mittel die Wahrheit ans Licht zu bringen. Als Kaiser Ludwig einmal in Barcelona weilte, klagten zwei Edle aus gothischem Stamme sich gegenseitig bei dem Kaiser an. Sie hießen, der eine Bera, der andere Sanilo; aber keiner von ihnen konnte den andern

überführen. So wurde denn in einem Thiergarten bei Barcelona der Kampfplatz bereitet, es ward ein Sarg gebracht für den, der unterliegen würde. Bera ward besiegt, und der Kaiser erkannte ihn der Anklage schuldig; aber er war zu gutmüthig und mitleidig ihn tödten zu laßen. Nur verbannte er ihn aus dem fränkischen Reiche.

7. Ludwigs Heirath mit Judith, der Baiernfürstin, und die Folgen davon.

Nachdem Irmengard, die Gemahlin des Kaisers Ludwig, verstorben war, fürchteten seine Getreuen, daß der Kaiser seinem Hange zum einsamen, beschaulichen Leben nachgeben und in ein Kloster gehen möchte und deshalb riethen sie ihm, zum zweiten Male eine Frau zu nehmen. Der Kaiser gab den wiederholten Bitten nach und wählte Judith, die Tochter des Herzogs Welf von Baiern, zu seiner zweiten Gemahlin im Jahre 819. Nicht lange hernach berief der Kaiser eine Reichsversammlung nach Nymegen an der Waal und ließ dort noch einmal feierlich verlesen, welche Länder er seinen drei Söhnen erster Ehe geschenkt hätte, und Alle, die dort versammelt waren, musten diese Theilung billigen nnd bestätigen. Einige Zeit hernach ward dem Kaiser Ludwig von seiner Gemahlin Judith auch ein Sohn geboren, den er Karl nannte, und der nachher den Beinamen des Kahlen erhielt.

Im Jahre der Geburt aber dieses Karl kamen im fränkischen Reiche viele Trübsale über die Menschen. Aachen wurde durch ein entsetzliches Erdbeben fast zerstört, in Sachsen verbrannten in einem Jahre dreiundzwanzig Städte, und Pest unter Menschen und Vieh wüthete durch alle Länder. Ferner erzählen die fränkischen Jahrbücher, daß auf einem alten und bereits verlöschten Marienbilde das Jesukindlein zwei Tage lang

einen hellen Schein von sich gegeben habe, daß Jedermann sich darüber hätte verwundern müßen. Solche Trübsale und Wunder betrübten den frommen Kaiser tief und darum nahm er seine Zuflucht zum Fasten, zum Gebete und zum Almosengeben und bat auch die Priester, daß sie beten möchten und gab ihnen reiche Geschenke, um den Zorn Gottes damit zu versöhnen; denn man hatte ihm gesagt, Gott zürne der Welt und wolle sie ganz vertilgen.

Aber die Mutter Karls war nicht damit zufrieden, daß das ganze Reich unter die drei älteren Söhne Ludwigs vertheilt sein und ihr Karl gar Nichts haben sollte. Deshalb lag sie dem Kaiser beständig an mit Bitten, daß er doch auch ihrem Sohne Karl einen Theil des Reiches bestimmen möchte; denn es wäre ja unbillig, wenn er allein leer ausgehen sollte. Sie gewann auch Lothar, den ältesten Sohn des Kaisers, daß er nicht widersprach, indem sie ihm vorhielt, daß er ja nach seines Vaters Tode Kaiser und somit auch Herrscher über seine drei Brüder sein würde, ja sie sagte ihm, daß er seinen jüngsten Bruder Karl schützen müße, weil er ihn aus der Taufe gehoben und dadurch sein geistlicher Vater geworden wäre. Lothar gab ihr Recht und Judith brachte es bei Kaiser Ludwig dahin, daß er seinem jüngsten Sohne das Land Alemannien zwischen dem Baiernlande und Aquitanien zu geben versprach.

Aber damit war die Kaiserin Judith noch nicht zufrieden, sondern sie sah sich nach einer noch beßern Stütze um und diese glaubte sie in einem Herzoge Bernhard zu finden, der im südwestlichen Winkel des Frankenreiches, in Septimanien regierte. Ein alter Geschichtschreiber jener Zeit aber sagt, daß der Tag, wo Herzog Bernhard das Haus des Kaisers betrat, der Anfang aller Leiden der Franken und alles Unheils war, weil der Hof des Kaisers damals einen Mann aufnahm, dessen Thätigkeit

darauf gerichtet war, alle Verhältnisse zu oberst und unterst zu kehren. Bernhard war ein gewandter, schlauer Mann und hatte bald beim Kaiser Ludwig eben so wohl wie bei der Kaiserin Judith den mächtigsten Einfluß. Wenn Jemand beim Kaiser in besonderer Gunst stand, so sagte Bernhard von ihm, er halte es mit den Söhnen Ludwigs gegen ihren Vater und entfernte auf diese Weise die treuen Rathgeber des Kaisers, indem er bei dem schwachen Manne Mistrauen gegen sie ausäete. Aber auch die Söhne des Kaisers wurden dadurch sehr unruhig und versahen sich nichts Gutes von ihrem Vater; denn er that Alles, was Herzog Bernhard wollte.

Zu dieser Zeit im Jahre 830 empörten sich die Britten, deren Vorfahren vor den Angelsachsen aus England geflohen und sich in Armorica niedergelaßen hatten, das jezt Bretagne heißt. Ludwig versammelte ein Heer und wollte gegen sie ziehen. Aber Pipin, der König von Aquitanien, der längst schon mit Mistrauen und Argwohn auf den Hof seines Vaters geblickt hatte, glaubte nun, daß diese Unternehmung, wenn auch mit Worten gegen die Britten, doch der That nach gegen ihn gerichtet wäre, und rüstete sich auch. Von beiden Seiten schürten böse Menschen das Feuer und entfernten Vater und Sohn immer weiter von einander. Der Kaiser Ludwig war krank an den Füßen und konnte nicht gehen; dessenungeachtet ließ er im März doch das Heer aufbrechen und nahm seinen Sohn Karl und den Herzog Bernhard mit sich. Viele der Großen, die zur Heeresfolge verpflichtet waren, blieben aus und entschuldigten sich mit dem schlechten Wetter, weil die Wege noch ungangbar wären, versprachen aber, daß sie bald nachkommen würden. Allein noch war der Monat nicht verflossen und der Kaiser noch nicht bis ins Brittenland gelangt, als eine Empörung offen gegen ihn ausbrach. Denn fast alle Große haßten den Herzog

Bernhard um seines Uebermuthes willen und sagten viel Schlimmes von ihm und der Kaiserin Judith, was auch allgemein geglaubt wurde, nur von dem gutmüthigen Kaiser nicht.

Als der Kaiser die Nachricht von der Empörung erhielt, zeigte er sich muthiger, als man erwartet hatte. Er war wie aus dem Schlafe erwacht: aber, obwohl er ruhig und sicher gegen den Rhein hätte zurückkehren können, wollte er das doch nicht, sondern befahl, daß der Zug fortgesetzt werden sollte. Bernhard aber wagte es nicht sich der Gefahr auszusetzen, er entkam und floh nach Septimanien und von dort nach Barcelona. Auch für Ludwig war bald alle Hoffnung des Widerstandes verloren und seine Gemahlin Judith gerieth in die Hände ihres Stiefsohnes Pipin und der Großen, die mit ihm verbündet waren. Sie bedrohten die Kaiserin mit dem Tode, wenn sie nicht thäte, was sie verlangten, und befahlen ihr dann, daß sie den Kaiser Ludwig, ihren Gemahl bewegen sollte, ins Kloster zu gehen. Als sie das versprochen, ließ man sie zu Ludwig gehen, und sich im Geheimen mit ihm unterreden: aber als sie zurückkehrte, sagte sie, daß sie selbst zwar bereit wäre den Nonnenschleier zu nehmen, daß aber der Kaiser für sich um Bedenkzeit bäte. Die ward ihm gewährt, Judith aber ins Kloster St. Radegundis zu Poitiers gebracht.

Während dieß geschah, war Lothar aus seinem Reiche Italien herbeigekommen. Als er hörte, was geschehen war, billigte er es. So hatte der Kaiser den ganzen Sommer dieses Jahres nur den Namen, aber nicht die Macht des Kaisers und war bei seinen Söhnen, wie ein Gefangener. Allmälig aber wandten sich die Gemüther der Menschen um; denn sie meinten, es wäre doch gar noch nicht bewiesen, daß die Kaiserin Judith und Bernhard schuldig wären, und man dürfe doch Niemanden ungehört verurtheilen. Am meisten aber be-

dauerten Alle den alten Kaiser Ludwig, den doch im Grunde auch Niemand haßte, den vielmehr Alle sonst einen gütigen und frommen Herrn nannten: Lothar aber hatte ihn ganz in seine Hand genommen und verfuhr nun überall, als ob er schon allein Kaiser wäre. Er hatte seinen Vater einigen Mönchen übergeben, welche ihn für das mönchische Leben vorbereiten sollten: aber diese Mönche dachten, daß sie mehr Vortheil davon hätten, wenn Ludwig Kaiser bliebe, als wenn Lothar es würde, und legten deshalb dem alten Ludwig die Frage vor, ob er aus allen Kräften für die Kirche sorgen würde, wenn sie ihm zu seiner Freiheit behilflich wären. Als Ludwig dieß mit voller Aufrichtigkeit versprach, sagten sie ihm dafür zu, daß sie sich nach besten Kräften bemühen wollten, daß ihm die Herrschaft wieder zu Theil würde.

Der Herbst nahte heran und mit ihm die Zeit, wo es passend war eine allgemeine Reichsversammlung auszuschreiben. Auf dieser hoffte Lothar seine Macht zu befestigen; allein auch sein Bruder Pipin arbeitete schon gegen ihn, während der andere Bruder Ludwig noch immer in seinem Baiern verweilte. Lothar forderte, daß die Reichsversammlung im eigentlichen Frankenlande gehalten würde: allein sein Vater wollte das nicht, sondern bestimmte einen Ort, der dem Schauplatze der Verwirrung ferner lag, nämlich Nymegen an der Waal. Dem trat auch Pipin bei, denn er dachte, es würde Lothar dort viel schwerer sein, irgend etwas zu unternehmen, weil die Stämme am rechten Rheinufer Lothar nicht sehr geneigt waren. Damals nämlich fingen die Stämme schon an sich so zu scheiden, wie es nachher für immer festgesetzt wurde.

Am 1. Oktober strömte in Nymegen eine große Menschenzahl zusammen und die vom Osten des Rheins waren alle entschlossen dem alten Kaiser Ludwig zu helfen. Dieser erkannte

bald ſeine Kraft und begann wieder ſich mehr als Kaiſer zu fühlen. Ein Abt, Namens Hilduin, war mit einer Schaar Krieger hergekommen. Als Ludwig das ſah, ließ er ihn vor ſich führen, und als Hilduin, der ein Freund Lothars und ein verwegener Menſch war, zu dem Kaiſer trat, fragte ihn dieſer, wie er es habe wagen dürfen, gegen den ausdrücklichen Befehl ſeines Kaiſers mit einer bewaffneten Schaar herbeizukommen. Hilduin ſchwieg betreten ſtill, als der Kaiſer ihn ſo ernſt anredete, da fuhr dieſer fort und ſprach: „Weil du mit deiner Mannſchaft gekommen biſt, um im Winter Krieg zu führen, ſo gebiete ich dir, daß du mit deiner Schaar den Winter hindurch in einem Zeltlager leben ſollſt.“ Zugleich ließ ihm der Kaiſer die drei Abteien, die Hilduin beſaß, abnehmen und verſchenkte ſie an Andere.

Den Anhängern Lothars aber konnte es auch nicht verborgen bleiben, daß ihre Macht täglich mehr zuſammenſchmolz. Deshalb giengen ihre Häupter am Abend vor dem 1. Oktober zu Lothar und beriethen die ganze Nacht hindurch mit ihm, was zu thun wäre. Sie riethen ihm, daß er entweder entſchloßen einen Handſtreich wagen oder davon gehen ſollte, um neue Kräfte zu ſammeln. Aber obwohl Lothar nicht wuſte, was er thun ſollte, ſo wollte er doch dieß Mittel nicht ergreifen. In der Frühe des Morgens ſchickte nun Kaiſer Ludwig einen Boten an ihn, daß Lothar vor der Verſammlung als Sohn zu ſeinem Vater kommen möchte. Als dieſe Botſchaft überbracht wurde, ſuchten die Begleiter Lothars ihn zurückzuhalten; allein Lothar gieng hin. Der Vater empfieng ihn nicht mit zürnenden Worten, ſondern mit ſanften und milden. Während aber Lothar drinnen bei ſeinem Vater war, verſammelten ſich die Haufen ihrer Anhänger und drohten einander mit Kampf und Blutvergießen. Der Kaiſer hörte davon und faßte den Ent-

ſchluß, allem Hader alsbald ein Ende zu machen. Deshalb trat er mit ſeinem Sohne Lothar hervor, ſo daß Aller Augen ſie beide als Freunde erkennen konnten. Da ſchwieg auf einmal aller Lärm und alle Aufregung der tobenden Menge und die Großen des Reiches betrachteten mit Staunen und Verwunderung dieſes Schauſpiel.

Alsdann aber ließ der Kaiſer nach und nach die Häupter der Verſchwörung gefangen nehmen und verwahren. Aber er tödtete keinen von ihnen, ſondern er ließ bloß den Weltlichen das Haar abſchneiden und ſchickte ſie dann ins Kloſter, die Geiſtlichen aber ließ er in Klöſtern bewachen. Dann begab er ſich nach ſeiner Pfalz zu Ingelheim und ſchickte ſeine drei Söhne in die Reiche, die er ihnen zugetheilt hatte, Lothar nach Italien, Pipin nach Aquitanien, Ludwig nach Baiern. Auch Judith ließ er wieder aus dem Kloſter holen und fragte ſie, ob das wahr wäre, deſſen man ſie beſchuldigte. Aber da in öffentlicher großer Verſammlung kein Kläger ſich gegen ſie erhob, ſo war ſie von dem Verdachte gereinigt und der Kaiſer nahm ſie darauf wieder zu ſich und wohnte mit ihr zu Dietenhofen an der Moſel. Dort jagte und fiſchte er und empfieng dort auch Geſandtſchaften der Mauren, welche ihm Geſchenke brachten. Er verzieh dann Allen denen, die ſich gegen ihn empört hatten, und diejenigen, welche ins Kloſter geſteckt waren, ließ er fragen, ob ſie lieber dort verweilen oder in das Gewühl des Lebens zurückkehren wollten. Wenn ſie dieß Letztere wollten, ſo ließ er ſie wieder frei und zeigte überall ſeinen ſanftmüthigen Willen. Einige Zeit verlebte er nun auch in Ruhe und Frieden: aber bald zeigte er ſich wieder zu ſchwach und bittere Kränkungen wurden aufs neue ſein Lohn.

8. Die altſächſiſche Evangelienharmonie zur Zeit Ludwigs.

Der fromme Kaiſer Ludwig wünſchte, daß die Sachſen das Evangelium von Chriſto in ihrer Mutterſprache leſen und hören könnten und bat deshalb einen Sachſen, der ihm als ein Dichter bekannt war, das Evangelium in der Sprache der Sachſen zu erzählen. Der Sachſe, deſſen Namen wir nicht mehr kennen, unterzog ſich gern einer ſolchen Arbeit, und erzählte den Sachſen die Geſchichte Chriſti, indem er nicht einem der vier Evangelien folgte, ſondern den Inhalt aller vier wiedergab und die Berichte des einen durch die des andern zu ergänzen ſuchte. Das hatte man ſchon öfter verſucht und ein ſolches Werk nannte man eine Evangelienharmonie, d. i. die Uebereinſtimmung der Evangelien.

Dieſer altſächſiſche Dichter aber faßte ſeine Erzählung poetiſch ab. Die Form der Dichtkunſt damals beſtand nicht darin, daß in einem Verſe betonte und unbetonte Silben abwechſelten und zwei auf einander folgende Verſe mit den Endſilben reimten, ſondern daß die bedeutſamſten Wörter eines Verſes mit denſelben Buchſtaben begannen. Ein ſolches Beiſpiel iſt aus dieſer Evangelienharmonie der Vers:

Gêng imu thô the Godes sunu, endi is jungaron mid imu.
Es gieng (ihm) da der Gottes Sohn und ſeine Jünger mit ihm.
Sat imu thâr mid is gezidun endi im sagde vilu.
Er ſetzte ſich da mit ſeinen Jüngern und ihnen ſagte Vieles.

Dieſe bedeutſamſten Wörter einer Zeile, die durch gleiche Anfangsbuchſtaben übereinſtimmten, nannte man die Liedſtäbe und die ganze Art der Dichtung den Stabreim oder die Alliteration. Sie war bei allen deutſchen Stämmen gebräuchlich;

man wuste noch nichts von dem Endreime, der erst gegen Ende dieses neunten Jahrhunderts durch eine andere Evangelienharmonie zum ersten Male auftrat. Aus der Zeit der Alliteration aber sind uns noch bis auf unsere Zeit eine Menge Ausdrücke geblieben, die sprichwörtlich geworden sind; z. B. Land und Leute, Haut und Haar, Mann und Maus, Kind und Kegel, Stock und Stein und viele andere, welche man oft gebraucht, ohne ihren Ursprung zu kennen.

Damit aber meine Leser an einem kleinen Bruchstück erkennen, wie die Sprache der Altsachsen und die Dichtkunst unserer (der Niedersachsen) Vorfahren beschaffen war, setze ich das Vaterunser hierher in der poetischen Form der Altsachsen:

.... Than gi god uuillean, uueros, mid inuuon uuor-
.... Wann ihr Gott wollet, Männer mit euren Wor-
dun uualdand grôtean, allaro cuningo craftigôstan, than
ten den Waltenden anreden, aller Könige kräftigsten, dann
quedad gi, sô ic iu lêriu. Fadar is ûsa, firiho
sprechet ihr, wie ich euch lehre. Vater ist unser, der Menschen
barno, the is an them hôhon himilarikea. Geuuihid si thin
Sohn, der ist in dem hohen Himmelreiche. Geweihet sei dein
namo, uuordo gehuuilico. Cuma thin craftag
Name, (mit) Worten jeglichen. (Es) Komme dein kräftiges
riki. Uuerda thin uuilleo, obar thesa werold; al sô
Reich. (Es) Werde dein Wille, über diese Welt; ganz
sama an erdo, sô thâr uppa ist, an them hôhen himil-
ebenso auf Erden, wie da oben ist, an dem hohen Himmel-
rikea. Gef ûs dago gehuuilikes râd, drohtin the
reiche. Gib uns der Tage eines jeglichen Rath, Herr der
gôdo, thina hêlaga helpa. Endi âlât ûs, hebenes uuard,
gute, deine heilige Hilfe. Und erlaß uns, Himmels Wart,

managoro mensculdio, al sô uue ôdrum mannum doan.
mancher Schulden, ganz wie wir anderen Menſchen thun.
Ne lât ûs farlêdean lehta uuihti, sô ford an iro uuil-
Nicht laß uns verleiten böſe Weſen, ſo fort nach ihrem Wil-
leon, sô uui wirdige sind: Ac help ûs uuidar allun ubi-
len, wie wir würdig ſind; ſondern hilf uns wieder alle übe-
lon dâdium.
le Thaten.

Lange Jahre lag dieß unſchätzbare Denkmal deutſcher Frömmigkeit und deutſcher Poeſie und Sprache ungekannt, bis es in unſerer Zeit aufs neue ans Licht gezogen wurde. Tauſend Jahre waren ſeit ſeiner Abfaßung verfloßen, da wurde es im Jahre 1830 zum erſten Male gedruckt und unter dem Namen Hêliand, d. i. Heiland, aller Welt zugänglich gemacht.

Derſelbe Gelehrte, der dieß Buch der Welt wieder gegeben, hat auch eine althochdeutſche Ueberſetzung einer anderen Evangelienharmonie bekannt gemacht. Dieſe Bearbeitung der Evangelien iſt vielleicht ſchon aus dem ſechsten Jahrhundert und zwar in Alexandria gemacht, deren Ueberſetzung ins Althochdeutſche aber in der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts, um dieſelbe Zeit ungefähr mit der altſächſiſchen. In dieſer althochdeutſchen Ueberſetzung lautet das Vaterunſer alſo:
Sus sculut ir betôn: Fater unser, thû ther bist in himele,
So ſollet ihr beten: Vater unſer, du der biſt im Himmel,
si giheilagot thin namo. Quemê thin rihhi; si thin
ſei geheiligt dein Name. Es komme dein Reich; (es) ſei dein
uuillo, sô her in himile ist, sô si her in erdu. Unser brôt
Wille, wie er im Himmel iſt, ſo ſei er auf Erden. Unſer Brod
tagalihhaz gib uns hiutu. Inti furlâz uns unsara sculdi, sô
tägliches gib uns heute. Und erlaß uns unſere Schulden, wie

unir furlâxemês unsaron sculdigon. Inti ni galeitês unsih
wir erlaßen unsern Schuldigern. Und nicht geleitest uns
in costunga: uzonh arlôsi unsih fon ubile.
in Versuchung; sondern erlöse uns von Uebel.

Zu diesen beiden Evangelienharmonien kommt noch eine dritte aus demselben Jahrhundert, nämlich die des Benediktinermönches Otfried aus Weißenburg im Elsaß, welcher zuerst den Reim in die Dichtkunst einführte. Nach der gothischen Bibelübersetzung von Ulfilas sind diese drei Bücher die wichtigsten alten Denkmäler unserer deutschen Sprache. Von jener altsächsischen Sprache stammt die heute noch lebende plattdeutsche Sprache im Norden Deutschlands, von der althochdeutschen Sprache, welche vorzugsweise von den Baiern und Schwaben ausgieng, die spätere an Wohlklang und Lieblichkeit so reiche mittelhochdeutsche Sprache, und dann mit niederdeutschen Zusätzen die neuhochdeutsche Sprache. Diese hat von allen deutschen Dialekten sich als die bildungsreichste erwiesen und drängt die andern mehr und mehr in den Winkel zurück; namentlich seitdem die Mittel des Verkehrs durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so überraschend vermehrt sind, sind die andern Dialekte dem gebildeten Hochdeutschen mehr und mehr gewichen, und wie schon seit langer Zeit das wißenschaftliche Leben ihnen entfremdet ist, so dürfte auch die Zeit nicht mehr so sehr fern sein, wo die hochdeutsche Sprache auch in allen bürgerlichen Verhältnißen des Lebens und auch auf dem Lande durchdringt, wo das jetzige Plattdeutsch, das sich nicht auf große Geisteswerke unserer Dichter stützen kann, ganz vergeßen sein wird. Nur ein Gebiet ist es, welches die plattdeutsche Sprache, wenigstens plattdeutsche Namen länger festhalten und schwerlich jemals ganz vergeßen wird: das ist die Schifffahrt zur See. Die Namen der Gegenstände und Werkzeuge an und auf unseren

Schiffen ſind plattdeutſch und das hochdeutſche ihnen entſprechende Wort oft gar nicht geeignet, die Sache kurz und ſcharf auszudrücken. Ferner ſind dieſe plattdeutſchen Ausdrücke nicht bloß Eigenthum der jetzigen Deutſchen, ſie theilen dieſelben mit den Holländern, mit den Engländern, bei denen faſt alle Wörter ihrer Sprache, welche ſich auf Schifffahrt und Seeweſen beziehen, angelſächſiſchen, alſo deutſchen Urſprungs ſind. Ferner weichen die Namen der nordiſchen Sprachen für dieſe Gegenſtände nicht ſehr weit von den plattdeutſchen ab, und daß dieſe überhaupt ſich unter allen am beſten dazu eignen müßen, ſieht man daraus, daß einige ſelbſt in die ſpaniſche und portugieſiſche Sprache übergegangen ſind. Denn wie uns die Geſchichte in allen Jahrhunderten lehrt, die Nordteutſchen (im weiteſten Sinne genommen) und ihre Nachkommen und Stammverwandten ſind die eigentlichen Beherrſcher des Meeres. Darum glaube ich, um auf unſere plattdeutſche Sprache zurück zu kommen, wird ſie ſich auch auf dem Meere am längſten behaupten.

9. Die weiteren Kämpfe Ludwigs mit ſeinen Söhnen bis zu ſeinem Ende.

Der König Ludwig von Baiern hatte an der Empörung ſeiner Brüder gegen ihren Vater Ludwig keinen Theil genommen; aber nicht lange hernach behauptete auch er, der ſonſt von allen dieſen Brüdern der ruhigſte war, daß er gekränkt und in ſeinen Rechten verkürzt wäre, und zog gegen ſeinen Vater zu Felde. Dieß Mal aber war der Vater ſchneller, er drang mit einem Heere über den Rhein und ſchlug bei Tribur ein Lager auf. Da ſah König Ludwig wohl ein, daß er gegen die Uebermacht ſeines Vaters einen Kampf nicht aufnehmen könnte: er gieng zurück, aber ſein Vater folgte ihm auf dem Fuße. So

kamen sie bis nach Augsburg, und hier schien König Ludwig sich zum Kampfe stellen zu wollen; allein der Friede war ihm lieber als der Krieg und darum ließ er seinen Vater um Frieden bitten. Der gute Ludwig nahm die Bitte nach seiner gewohnten Weise an, er freute sich, daß sein Sohn wieder zu ihm gekommen war und verzieh ihm.

Aber die Kaiserin Judith war unablässig darauf bedacht für ihren Sohn Karl ein Reich zu erwerben und schürte dadurch die Glut zu neuem unseligem Zwiste. Sie dachte, wenn von den Brüdern nur Lothar mit ihrem Sohne Karl zusammenhielte, so wäre die vereinte Macht der Beiden genug gegen Pipin und Ludwig. Kaiser Ludwig aber, um die Bitten seiner Gemahlin erfüllen zu können, gedachte nach ihrem Rathe seinem Sohne Pipin einen Theil Aquitaniens zu nehmen. Er ging über die Loire in das Land Aquitanien und da Pipin nicht gutwillig das Land missen wollte, nahm der Kaiser ihn gefangen und schickte ihn nach Trier, wo er bewacht werden sollte. Dann beredete Kaiser Ludwig sich mit seinem Sohne Lothar, der Italien besaß, um eine Grenzscheide festzusetzen; aber auch sie konnten sich nicht vereinen und der Kaiser zog wieder fort. Er wollte seinen Sohn Pipin nun wieder mit sich versöhnen; aber dieser war unterdessen entflohen. Als Ludwig die Loire noch nicht wieder überschritten hatte, traf ihn großes Mißgeschick des Wetters. Erst goß der Regen in gewaltigen Strömen vom Himmel, und als dann alles Land überschwemmt war, brach ein harter Frost herein. Die Pferde mußten immer auf dem Eise einhergehn und davon stürzten viele, und kaum konnten die Menschen sich ihrer noch bedienen. Dazu kamen viele andere Mühseligkeiten, so daß der Kaiser in kläglichem Aufzuge über die Loire kam, um im Frankenlande den Winter zuzubringen.

Pipin aber war zu seinem Brüdern geflohen und beklagte sich bitter über die Behandlung, die er von ihrem Vater Ludwig erfahren hätte, und forderte sie auf, mit ihm vereint gegen den Vater zu Felde zu ziehen. So zogen sie denn hin im Frühlinge des Jahres 833 und nahmen auch den Papst Gregor mit sich als den einzigen Mann, welcher sowohl berufen, als auch fähig wäre, Vater und Söhne mit einander wieder zu versöhnen. Der Papst aber hielt es mit Lothar, in dessen Reiche er wohnte. Im Mai kam auch der Kaiser mit einem starken Heere gegen Worms heran und dort berieth er lange, was zu thun wäre. Endlich schickte er Bernhard den Bischof von Straßburg an seine Söhne und ließ sie auffordern zu ihm zurückzukehren. Auch an den Papst Gregor sandte er Boten und ließ ihn fragen, wenn er der Sitte seiner Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhle getreu handeln wolle, warum er denn nicht sofort zum Kaiser käme, um alle Hindernisse der Versöhnung dadurch hinwegzunehmen. Einige aber sprachen, der Papst wäre deshalb da, um sowohl den Kaiser als die Bischöfe durch die Drohung der Excommunication zu zwingen, wenn sie den Söhnen des Kaisers nicht gehorchen wollten; aber die Bischöfe sprachen: „Wenn er kommt uns zu excommunicieren, so thun wir ebenso mit ihm.“ Denn die Macht des Papstes war damals noch nicht so hoch gestiegen, als es erst nachher geschah und viele Bischöfe hielten treu zu Ludwig.

So dauerte es einige Zeit, bis die Heere im Monat Juni zur Zeit des Johannistages sich näher rückten an einem Orte, der mit dem ewigen Fluche dessen beladen ist, was dort geschah und darum Lügenfeld genannt wird. Denn weil die, welche dem Kaiser Treue versprochen hatten, dort als Lügner erfunden sind, bleibt der Ort für immer das Zeugnis ihrer Schande. Dieses Feld aber liegt im Elsaß nicht weit von Colmar. Wäh-

rend sich die Heere gegenüber in Schlachtordnung standen und man schon immer glaubte, daß es bald zum Treffen kommen müße, wurde dem Kaiser die Nachricht gebracht, daß der Papst zu ihm herankomme. Der Kaiser stand in der Reihe der Schlachtordnung, als er den Papst empfieng, und redete ihn an: „Du selbst bist schuld, daß du hier nicht beßer empfangen werden kannst, weil du nicht zu mir gekommen bist, wie deine Vorgänger zu den meinen kamen.“ Der Papst erwiderte: „ich bringe dir den Frieden Christi, wenn du ihn annimmst, so wird er auf dir ruhen; wenn nicht, so wird er sich wieder zu mir wenden.“ Dann ward der Papst in ein Zelt geführt und er sagte dem Kaiser, daß er nur deßhalb den Weg zu ihm gemacht hätte, weil das Gerücht gienge, daß der Kaiser von unerbittlichem Haße gegen seine Söhne erfüllt wäre: darum wolle er nach beiden Seiten hin Frieden stiften. Dann hörte der Papst auch die Antwort des Kaisers und verweilte einige Tage bei ihm. Nachdem sie Alles besprochen hatten, entließ der Kaiser ihn wieder mit der Bitte, Frieden zu machen zwischen ihm und seinen Söhnen.

Aber unterdeßen war eine große Veränderung vorgegangen. Ein Theil von Ludwigs Heere war durch Geschenke bestochen, ein anderer durch Versprechungen verlockt, ein anderer wieder durch Drohungen geschreckt, und faßt wie ein Bach in seinem Laufe nicht aufhört, so giengen auch die Schaaren Ludwigs in langem Zuge zu seinen Söhnen und ihrem Heere hinüber. Auch der Papst, der doch versprochen hatte wieder zu kommen, kehrte nicht zurück. Von Tag zu Tag ward der Abfall stärker und so weit kam es, daß der Kaiser selbst zu den wenigen noch übrig Gebliebenen sprach: „Geht doch auch ihr hinüber; denn ich möchte es nicht, daß Jemand um meinetwillen sein Leben oder seine Glieder verlöre.“ Zu am heiligen

Pauli Tage (29. Juni) wagten einige Pöbelhaufen den Kaiser zu bedrohen, um damit den Söhnen desselben einen Gefallen zu erweisen. Der Kaiser vermochte nicht mehr ihnen zu widerstehen, und ließ deshalb seine Söhne auffordern, ihn doch nicht der Plünderung eines rohen Pöbelhaufens auszusetzen. Sie ließen ihm erwidern, daß er aus seinem Lager hervor zu ihnen kommen möchte, sie selbst würden ihm auch entgegenkommen. Als sie nun einander begegneten, ermahnte der Kaiser seine Söhne, als sie von ihren Pferden stiegen, daß sie ihm und seiner Gemahlin halten möchten, was sie einst versprochen hätten. Als sie ihm darauf eine scheinbar befriedigende Antwort gaben, küßte er sie und folgte ihnen zu ihrem Lager. Sobald sie dahin kamen, ward die Kaiserin Judith von ihrem Gemahle entfernt und in Ludwigs, ihres Stiefsohnes Zelt geführt, den Kaiser selbst aber mit dem jüngsten Sohne Karl führte Lothar mit sich fort und brachte ihn und einige wenige Begleiter in ein Zelt, das eigens dazu erbaut war.

Dann aber traten die drei Brüder zusammen und theilten sich aufs neue das Reich, nachdem sie erst die versammelten Völker den Eid der Treue gegen die drei Brüder hatten schwören lassen. Ihre Stiefmutter Judith, die König Ludwig unter seiner Obhut hielt, brachten sie nach Italien ins Kloster Tortona. Als der Papst Gregor dies sah, wie die Söhne mit dem Vater umgingen, kehrte er traurend nach Rom zurück. König Ludwig begab sich in sein Reich Baiern und König Pipin in sein Aquitanien. Lothar aber zog mit seinem Vater davon, indem er ihm nur wenige Begleiter ließ, mit denen der Kaiser allein dahertritt. Zuerst kamen sie nach Metlei im Elsaß und verweilten da so lange, als es Lothar gut dünkte und thaten, was er befahl. Dann zogen sie bis nach Metz und Virdunum (Verdun) und von da aus berief Lothar eine Reichs-

versammlung nach Compendium (Compiegne). Ueberall aber machte Lothar das Volk abwendig von seinem Vater Ludwig, und so gelangten sie endlich nach Soissons, wo Lothar seinen Vater den Mönchen des Medardusklosters übergab, die ihn da bewachen sollten. Der Knabe Karl, welcher als der einzige Trost seinem Vater noch übrig geblieben war, wurde von ihm genommen und nach dem Kloster Prüm in der Eifel gebracht. Jedoch ließ Lothar ihm nicht die Haare abschneiden, um ihn zum Mönche zu machen. Nachdem dieß Alles geschehen war, überließ sich Lothar den Freuden der Jagd, bis der Herbst anbrach.

Unterdessen weilte Ludwig im Medardusklosters und wurde treu bewacht. Da er seiner gebildet war, als die Leute seiner Zeit zu sein pflegten, so hat er selbst eine Beschreibung aufgesetzt, wie sein Leben im Kloster beschaffen war. Darin erzählt er unter Anderem Folgendes: „Als ich vernahm, daß ich außer der Herrschaft, außer meiner Frau (deren Tod man ihm fälschlich verkündet hatte), auch noch meinen kleinen Karl verlieren sollte, weinte und wehklagte ich nicht wenige Tage und die Schwere meines Kummers lag lastend auf mir. Allen, die nicht im Kloster weilten, war der Zugang und das Gespräch mit mir untersagt; darum hatte ich Niemanden als Gott zum Trester und ging häufig in die Klosterkirche. Auch zu den Klosterbrüdern ging ich, wenn es meine Wächter nur gestatten wollten, was sie nur selten thaten. Die Mönche hatten Mitleiden mit mir und verwiesen mich auf Gott, der allein mir Heilung von meinem Schmerzen geben könnte; aber sie beteten auch mit mir und auf meine Bitte auch für die Seele meiner Frau. Nach solchem Besuche ward ich jedes Mal wieder meinem Kerker übergeben. Einmal aber zeigte sich mir ein lächerliches Schauspiel, das ich als eine gute Vorbedeutung ansah. Ein Wächter, der mir besonders freundlich gesinnt war, stand

unten vor meinem Fenſter und ſchlief dort ein, von Wein und Schlaf überwältigt. Als ich das erblickte, band ich eine Schlinge an einen Speer, der ſich zufällig in meinem Gemache befand, warf die Schlinge um den Griff ſeines Schwertes und zog ihm dieß aus der Scheide und zu mir herauf. Alsdann rief ich ihn beim Namen und gebot ihm ſeine Hand an ſeinen Schwertgriff zu legen, damit er ſeine Wachſamkeit erkenne. Am folgenden Tage war ich in der Kirche und that Gelübde für die Erlöſung der Seele meiner Gemahlin, da berührte einer der Kloſterbrüder vorſichtig meine Hand und ſprach leiſe: „es liegt hinter dem Altare.“ Als das Abendmahl gereicht war und Alle ſchon hinausgiengen, ſuchte ich ſchnell hinter dem Altare nach und fand auf dem Boden eine kleine Rolle, auf welcher ſtand: „deine Frau lebt, deinem Sohne widerfährt kein Leid, Viele bereuen ihr Unrecht und denken daran, dich wieder in deine Würde einzuſetzen.“

Als der Herbſt heranbrach, muſte am 1. Oktober die gewöhnliche Reichsverſammlung gehalten werden, die auch Lothar nach Compiegne berufen hatte. Dahin nahm Lothar ſeinen Vater mit und wollte da bewirken, daß derſelbe feierlich abgeſetzt würde. Es war dort auch eine Geſandtſchaft vom Kaiſer in Conſtantinopel angekommen, nämlich der Erzbiſchof Markus von Epheſus, und hatte Geſchenke für den Kaiſer mitgebracht. Lothar nahm dieſe Geſandtſchaft auf, als wäre ſie an ihn geſchickt, er empfieng ihre Geſchenke, hörte ihren Bericht und entließ ſie dann wieder. Auch diejenigen Geſchenke, welche nach der Sitte der fränkiſchen Reiche von den Großen und Biſchöfen dem Kaiſer dargebracht zu werden pflegten, brachte man zu Lothar und er nahm ſie an, als gehörten ſie ihm. Einige der Großen wurden auch der Anhänglichkeit an Kaiſer Ludwig beſchuldigt; aber als Lothar ſie zur Rede ſtellte, reinigten ſich

einige durch ihr einfaches Wort, etliche bekräftigten ihre Treue gegen Lothar durch einen Eid. Der Jammer über dieses Elend und den traurigen Wechsel der Dinge erfaßte alle Anwesende, nur nicht die Urheber desselben. Diesen schien es nothwendig, daß nun bald eine feierliche und unwiderrufliche Absetzung Statt fände, und daß man diese auf das Unrecht begründen müße, welches Kaiser Ludwig gegen seine längst verstorbenen Brüder und gegen Bernhard verübt hätte. Der alte Kaiser aber hatte sich selbst solcher Vergehen häufig angeklagt und sich freiwillig der Buße unterworfen, welche ihm die Geistlichen auferlegt hatten. Darum wagten es Einige zu sagen, daß Gott selbst in seinem Gesetze nicht eine zweimalige Strafe für einmaliges Vergehen festsetze und daß auch sonst die bürgerlichen Gesetze ein Vergehen nur einmal bestraften. Das waren aber sehr Wenige, denn die meisten billigten Alles, wie es in solchen Dingen zu geschehen pflegt, damit sie keinen Anstoß gäben und selber ungefährdet blieben.

Die Bischöfe aber traten mit Lothar zusammen und sagten, daß sie berufen wären, Alles was zum Umsturze der Kirche und des Reiches abzwecke, zu untersuchen und zu bestrafen. Nachdem sie daran erinnert hatten, daß unter der Regierung des mächtigen Kaisers Karl das Reich und die Kirche blühend und stark gewesen seien, sagten sie weiter, daß durch die Fahrlässigkeit und den Leichtsinn des Kaisers Ludwig das Reich und die Kirche dem Untergange nahe gebracht wären. Zur Strafe dafür sei Ludwig die Herrschaft genommen: aber damit er mit derselben nicht auch seine Seele verlöre, solle er in der St. Marienkirche zu Compiegne vor den Gebeinen der Märtyrer St. Medardus und St. Sebastian in Gegenwart seines Sohnes Lothar und der Bischöfe und Großen des fränkischen Reichs, auf einem härenen Gewande knieend, öffentlich Kirchenbuße thun und be-

kennen, daß er oft und vielfach Gott beleidigt, in der Kirche Aergernis gegeben und das Volk geirret hätte.

So geschah es; denn Ludwig willigte ein zu thun, was man von ihm verlangte. Es waren namentlich acht Hauptstücke, deren er sich schuldig bekennen mußte. Darunter war, daß er das Reich mehrmals getheilt und sowohl seine Söhne als die Völker genöthigt hätte, Eide zu schwören, die sich widersprächen, und daß er noch zuletzt mit Heeresmacht gegen seine Söhne herangezogen wäre und das Reich und das ganze Volk so in die Gefahr des größten Verderbens gestürzt hätte. Das Alles bekannte Ludwig in der Kirche, und die Bischöfe und Priester sangen dabei Lieder zur Ehre Gottes und trugen geweihte Kerzen in den Händen. Ludwigs Sohn Lothar war dabei und sein Vater Ludwig bat ihn öffentlich in der Kirche um Vergebung alles dessen, was er gegen ihn gesündigt hätte. Er erhielt sie jedoch nicht, denn eine Vergebung war es nicht, daß Lothar für seinen Vater auf ewige Gefangenschaft im Kloster sann.

Wir sehen daraus, wie sehr die Menschen geneigt sind bei ihren Uebelthaten den Schein der Frömmigkeit anzulegen und selbst bei ihren Greuelthaten sich stellen und auch selbst wohl manchmal meinen, als geschähe Gott ein Dienst damit und als wären die Bubenstücke zu seiner Ehre gethan. Das ist also gewesen von jeher und wird auch wohl immer so bleiben. Namentlich zeichneten sich bei diesem Trauerspiele die Bischöfe und unter ihnen der Erzbischof Ebbo von Rheims aus, der auch noch über den Willen Lothars hinausgieng und den alten Kaiser mehr quälte, als selbst für die Zwecke Lothars nöthig war. Und doch war er dem Kaiser Ludwig mehr Dank schuldig, als irgend ein anderer Mann: denn er war dessen Milchbruder gewesen und dafür hatte ihn dieser aus dem Sklavenstande em-

vorgehoben und ihn frei und angesehen gemacht. Darüber sprach ein anderer Bischof erzürnt zu Ebbo: „Der Kaiser Ludwig hat dich mit dem Purpur und dem erzbischöflichen Pallium geschmückt, und zum Danke dafür hast du ihm das härene Bußgewand angethan.“ Aehnlich zeigte sich auch der Bischof Goswin von Osnabrück; denn als der Kaiser zauderte seinen Degen abzulegen, sprang Goswin hinzu, riß dem Kaiser das Schwert gewaltsam von der Seite und legte es auf den Altar. Goswin aber war auch nach seiner Herkunft ein Leibeigener, den Kaiser Ludwig lieb gewonnen und ihm deshalb das Bisthum Osnabrück verliehen hatte. Aber es schien damals, als wenn Alles, was schlecht und abscheulich war, sich gegen den alten Kaiser zusammenhäufen mußte.

Lothar aber und seine Partei hielten das Geschehene nicht für hinreichend, sondern sie verurtheilten Ludwig feierlich zur lebenslänglichen Gefangenschaft im Kloster. Als dieß Urtheil gesprochen war, kehrte alles Volk bekümmert und schweigend nach Hause zurück, Lothar aber führte seinen Vater nach Aachen und brachte dort mit ihm den Winter zu. Er glaubte nun seinen eigentlichen Zweck erreicht zu haben, nämlich daß sein Vater durch das Urtheil der Bischöfe und durch das traurige Schauspiel, welches sie in Compiegne aufgeführt hatten, für immer die Achtung des ganzen Volkes und darum auch die Hoffnung auf eine Wiedereinsetzung verloren habe; aber darin hatte er sich geirrt: denn es wandte sich Alles zum Gegentheil. Nur diejenigen, die Gewinn davon hatten, hielten es mit Lothar gegen Ludwig, bei den Andern herrschte dumpfes Schweigen: denn auch die, welche aus Furcht vor Gewalt erst eingewilligt hatten, schämten sich und grollten mit sich selbst über ihre bewiesene Schwäche, und weil sie mit sich selbst unzufrieden waren, zürnten sie den Urhebern der That noch um so viel mehr.

Während des Winters aber kamen Viele aus dem eigentlichen Frankenlande, aus Burgund, aus Aquitanien, aus Baiern, aus Alemannien, kurz aus allen Gegenden des großen Reiches zusammen und klagten mit bittern Worten über das Schicksal und die Behandlung des Kaisers Ludwig. Es kam so weit, daß sich Graf Eggebard und Graf Wilhelm im Frankenlande verbanden und auch viele andere Große zu sich hinüberzogen, um mit gewaffneter Hand den Kaiser zu befreien. Aus Baiern schickte der König Ludwig den Abt Hugo zu seinen Bruder Pipin nach Aquitanien und ließ ihm sagen, daß sie solche Behandlung nicht dulden dürften, und auch der Bischof Drogo feuerte den König Pipin an, seinem Vater Hilfe zu bringen. In Burgund durchzogen zwei Grafen, Bernhard und Werin, das Land und reizten das Volk auf, daß es wie aus einem Munde die Befreiung des Kaisers fordern sollte.

Als der Winter vergangen war und der Frühling wiederkehrte mit seinen Blättern und Blüthen, hieß Lothar seinen Vater wieder mit ihm ziehen: denn er hatte seine Getreuen nach Paris bestellt, um sich dort von ihnen huldigen zu lassen. Aber er wußte nicht, wie rings um ihn die Macht seiner Feinde anschwoll. Eggebard und einige Andere traten ihm auf dem Zuge zwischen Lüttich und Namur entgegen, um den Kaiser zu befreien, und es wäre da zum Kampfe gekommen, wenn nicht der sanftmüthige Kaiser, der die Gefahr so vieler Menschen überdachte und dabei erwog, daß auch ohne Blutvergießen die Sache bald entschieden würde, sie durch Boten beschworen hätte von ihrem Vorhaben abzustehen. Darum gelangte Lothar mit seinem Vater ohne Anstoß nach dem Kloster des heiligen Dionysius (jetzt St. Denis).

Unterdessen kam auch Pipin mit großer Heeresmacht aus Aquitanien und rückte vor bis zur Seine. Aber die Brücken

über diesen Fluß waren zerstört und die Fährschiffe versenkt; darum konnte er nicht hinüber und blieb am Flusse stehen. Auch Bernhard und Berin kamen mit vielen Schaaren aus Burgund bis an die Marne; aber die ungünstige Witterung hielt sie hier auf. Aus diesem Grunde sowohl, als auch um sich durch ihre Bundesgenossen zu verstärken, verweilten sie einige Tage in Bonneuil und dem umliegenden Lande. Es war um die Zeit der Fasten und in der ersten Woche derselben schickten sie den Abt Atrebald und den Graf Gautselin an Lothar mit der Forderung, daß er seinen Vater Ludwig, ihren Kaiser, aller Haft entlassen und ihnen zurückgeben sollte. Wenn er ihrer Forderung Gehör gäbe, so würden sie selbst bei seinem Vater dahin wirken, daß ihm die Herrschaft und die Ehre bliebe, die ihm derselbe einst bestimmt hätte; wenn er aber nicht wollte, so würden sie auf seine Gefahr zu ihm kommen und Gott selbst zum Schiedsrichter anrufend die Sache mit den Waffen entscheiden. Darauf erwiederte ihnen Lothar, daß Niemand mehr als er mit dem Unglück seines Vaters Mitleiden empfände und Niemand mehr sich freuen würde über das Glück desselben. Sie hätten kein Recht ihm Vorwürfe zu machen; denn sie hätten ja den Kaiser Ludwig zur Zeit der Noth im Stich gelassen. Ueberhaupt aber dürfe man ihm keine Schuld beimessen, da seine Brüder ihn verrathen hätten, auch habe nicht er seinen Vater der Haft überwiesen, sondern dieß sei nach dem Urtheilsspruch der Bischöfe geschehen. Mit dieser Antwort kehrten die Gesandten zurück und brachten zugleich die Bitte, daß einige der Heerführer zu Lothar kommen möchten, damit sie mit ihm unterhandelten, wie ihre Forderung auszuführen wäre. Dann aber bat sich Lothar aus, daß sie ihm ihre Ankunft am folgenden Tage melden möchten.

Als sie nun aber hingingen, änderte Lothar seinen Plan.

Er ließ ſeinen Vater in St. Denis und gieng mit jenen Männern nach Burgund und wohnte eine Zeitlang in der Stadt Vienna. Die Begleiter des Kaiſers Ludwig, die bei ihm in St. Denis geblieben waren, riethen ihm den kaiſerlichen Schmuck wieder anzulegen. Aber Ludwig war noch immer aus der kirchlichen Gemeinſchaft ausgeſchloßen und wollte darum die Sache nicht zu eilig betreiben; ſondern er forderte, daß er in der Kirche des heiligen Dionyſius durch die prieſterliche Hand eines Biſchofes wieder mit der Kirche ausgeſöhnt würde und dann aus der Hand der Biſchöfe ſeine Waffen wieder empfienge. Als dieß geſchah, erhob ſich großer Jubel unter allem Volk, ja ſelbſt die Elemente ſchienen das Unrecht mitzufühlen, das dem Kaiſer angethan war, und ſich zu freuen über ſeine Wiedererhebung. Denn bis zu dieſer Zeit hatten unaufhörlich die Stürme gewüthet und ſchreckliche Regen waren vom Himmel niedergeſtrömt, ſo daß alle Flüße anſchwollen und um des fortdauernden Sturmes willen, der ſie doch aufregte, nicht zu überſchreiten waren. Aber am Tage der Abſolution des Kaiſers ſchwiegen die Stürme und klar und blau blickte der heitere Himmel wieder auf die Erde herab.

Alsdann zog der Kaiſer von dieſem Orte weg; aber er wollte nicht Rache nehmen an ſeinem Sohne, obwohl Viele dieß von ihm verlangten. Auf ſeiner Reiſe kam er an das Heer ſeines Sohnes Pipin, der noch bei der Marne ſtand. Es war um die Mitte der Faſtenzeit und ein ſchöner heiterer Tag, da ſtrömte dahin unzähliges Volk zuſammen und jubelte laut vor Freuden. Der Kaiſer empfieng ſie alle gütig und dankte ihnen für ihre Treue. Dann entließ er ſeinen Sohn Pipin und die bei ihm waren und ſetzte ſeinen Weg nach Aachen fort. Dort empfieng er ſeine Gemahlin Judith wieder, welche ihm zwei Biſchöfe aus Italien wieder zuführten, ſo wie ſeinen Sohn

Ludwig, der aus Baiern hergekommen war. Karl war gleich nach der Ankunft seines Vaters aus dem Kloster Prüm hergebracht worden und mit diesen zusammen feierte der Kaiser das Osterfest in Aachen und vergnügte sich mit seinem Sohne Ludwig auf der Jagd.

Aber mitten unter diesen Vergnügungen empfieng der Kaiser eine Nachricht, welche ihn sehr traurig stimmte, nämlich daß sein Sohn Lothar nicht nach Italien gegangen sei, sondern noch immer im Frankenlande sich aufhalte. Da zog der Kaiser Mannschaft zusammen und brach mit seinem Sohne Ludwig auf, den ältesten Sohn zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß sein Vater gegen ihn heranzöge, schlug Lothar sogleich ein Lager auf und suchte sich zu verstärken, während sein Vater nicht fern mehr ihn bedrohte. Sie schickten darauf Gesandte zu einander und dieser Verkehr dauerte vier Tage hindurch. In der vierten Nacht aber schickte sich Lothar an sich zurückzuziehen, und sobald sein Vater die Nachricht erhielt, brach auch er auf, um in schnellen Märschen seinem Sohne zu folgen. So kamen sie bis an die Loire und schlugen hier wieder beide ein Lager auf.

Aber während sie noch damit beschäftigt waren, ihre Lager zu verschanzen und zu befestigen, erhielt Kaiser Ludwig neue Hilfe: denn auch der andere Bruder Pipin kam mit einem so großen Heere, als er nur hatte zusammenbringen können. Da sah Lothar ein, daß es sein Unglück sein würde, wenn er bei dieser großen Uebermacht seines Vaters das Glück der Waffen versuchen wollte: deshalb kam er bittend zu seinem Vater um dessen Verzeihung zu erlangen. Ludwig saß auf dem Throne und seine drei jüngeren Söhne standen um ihn und alle Großen des fränkischen Reiches, da kam Lothar und warf sich ihm zu Füßen. Ludwig empfieng ihn mit mahnenden Worten, ließ dann sowohl seinen Sohn selbst, als die vornehmsten Anhänger

desſelben durch einen Eid ſich zur Treue verpflichten, und nachdem dieß geſchehen war, entließ er ſie alle nach Italien und ließ die Bergpäſſe der Alpen bewachen, daß ohne Erlaubnis kein Heer herüber noch hinüber konnte. Darauf hielt Ludwig eine große Reichsverſammlung und ſuchte viele Misbräuche abzuſtellen. Es kamen Klagen gegen ſeinen Sohn Pipin, daß dieſer viele Kirchengüter genommen und den Seinigen gegeben hätte; aber Ludwig befahl ihm ſie ohne Verzug allen Kirchen und Klöſtern wieder zurückzugeben.

Es quälte aber den Kaiſer noch immer der Gedanke, daß er nicht völlig wieder gereinigt und in den frühern Stand wieder eingeſetzt ſei. Darum gieng er im Frühling des nächſten Jahres nach Metz und berief dahin auch die Biſchöfe, welche dem Lothar damals den Rath zu der Kirchenbuße gegeben hatten. Von ihnen allen aber kam nur einer, der Erzbiſchof Ebbo, die andern entſchuldigten ſich, daß ſie nicht abkommen könnten. Ebbo aber fragte die andern Biſchöfe um Rath, was er nun thun ſollte, und ſie ſagten ihm, er ſolle ſich für unwürdig des biſchöflichen Amtes bekennen und daſſelbe niederlegen. Dieß that er und dann verzieh ihm der Kaiſer. Aber der Erzbiſchof Agobard, der es verweigert hatte in Metz zu erſcheinen, wurde dreimal feierlich aufgerufen, und als er auch da nicht erſchien, wurde er ſeines Amtes entſetzt. Als die übrigen Biſchöfe das vernahmen, flohen ſie nach Italien zu Lothar.

Dann aber forderte der Kaiſer von den andern Biſchöfen, die ihm treu geblieben waren, daß ſie ihn wieder weihen ſollten. Am folgenden Sonntag erſchien eine unzählige Menſchenmenge im Dome und eine große Zahl von Biſchöfen. Während die Meſſe gefeiert ward, ſangen ſieben Erzbiſchöfe ſieben Pſalmen der Verſöhnung mit der Kirche auf ſein Haupt und das galt für die volle Wiedereinſetzung des Kaiſers in ſeine

Würde und alles Volk, das da versammelt war, lobte Gott dafür. Die beiden Söhne des Kaisers Pipin und Ludwig verweilten unterdessen immer bei ihrem Vater und reisten auch nachher mit ihm erst nach seinem Schloße Dietenhofen an der Mosel und dann nach Aachen.

Des Kaisers Gesundheit nahm ab, denn es waren zu schwere Schläge auf sein Haupt gekommen. Deshalb berieth sich die Kaiserin Judith mit den Räthen des Kaisers, was zu thun wäre, wenn einmal ein schneller Tod denselben hinwegnehmen sollte. Die Räthe hielten dafür, daß Ludwig seinen Sohn Lothar auffordern müße Gesandte an ihn zu schicken, damit die Versöhnung eine vollständige würde, und der Vater dann seine Gemahlin und ihren Karl in den Schutz seines ältesten Sohnes mit Ruhe übergeben könnte. Zur festgesetzten Zeit erschienen die Boten Lothars, um sich mit dem Kaiser zu unterreden. Unter ihnen war auch Wala, der dem Kaiser viel Unrecht zugefügt hatte; aber sobald Ludwig ihn erblickte, verzieh er ihm Alles. Dann ließ Ludwig seinem Sohne sagen, er möchte so schnell wie möglich zu ihm kommen. Die Boten kehrten zu Lothar zurück, aber es schien, als ob es nicht ausgeführt werden sollte; denn ein böses Fieber warf Wala auf das Krankenlager und raffte ihn bald dahin und auch Lothar selbst lag längere Zeit auf dem Siechbette. Sein Vater Ludwig bekümmerte sich über diese Nachricht und schickte zwei seiner Getreuesten zu seinem Sohne, damit sie ihm nachher genaue Nachricht geben könnten, wie es Lothar ergangen wäre.

So verging einige Zeit, während welcher der Kaiser mit seinen Söhnen in gutem Vernehmen war. Im Jahre 838 umgürtete Ludwig in großer Versammlung zu Aachen auch seinen jüngsten Sohn Karl mit dem Schwerte und setzte ihm eine Krone aufs Haupt. Auch gab er ihm als sein Besitzthum das

Land Neuſtrien, d. i. den weſtlichen Theil des eigentlichen Frankenlandes ſüdlich bis an die Loire und ließ die Vornehmſten dieſes Landes ſeinem Sohne den Eid der Treue mit einem Handſchlag beſiegeln. Auch Pipin war bei dieſer Feierlichkeit zugegen und mit Allem, was geſchah, zeigte er ſich wohl zufrieden. Es ließ ſich aber während des Feſtes ein großer Komet in dem Sternbilde des Skorpions ſehen und flößte Allen großen Schrecken ein. Nicht lange hernach ſtarb König Pipin und Alle waren des feſten Glaubens, daß der Komet das zu bedeuten gehabt hätte.

Mit dem Tode Pipins aber hatte ſich auf einmal Alles geändert und die Kaiſerin Judith und die Räthe des Kaiſers baten ihn nun dringender, als je zuvor, daß er doch wieder zu Lothar ſchicken möchte um ihn herbeizuholen, und daß der Kaiſer ihm im voraus verſprechen ſollte, wenn Lothar ſich ſeines Bruders Karl recht annähme, ſo ſollte er für alles Vorgefallene volle Verzeihung erhalten, und ferner ſollte Lothar mit Karl ſich in das ganze große fränkiſche Reich theilen, außer Baiern, welches man König Ludwig nicht entreißen wollte. Der Kaiſer Ludwig gieng auch auf alle dieſe Bitten ein und Lothar ſäumte auf dieſe Aufforderung nicht zu kommen. So kamen ſie zuſammen in der Stadt Worms, und ſobald Lothar ſeinen Vater erblickte, warf er ſich vor Aller Angeſicht ihm zu Füßen und rief: „Ich bekenne, daß ich vor Gott und vor dir, mein Vater, vielfach gefehlt habe; ich bitte dich nicht um ein Reich, ſondern um deine Milde und Gnade.“ Der Vater aber hob ihn mild und gütig auf, verzieh ihm nochmals alle ſeine Fehler und forderte nur von ihm das Verſprechen, daß er in Zukunft weder Etwas gegen ihn ſelbſt noch ſeinen lieben Sohn Karl unternehmen ſollte. Das verſprach Lothar und dann küſſete ihn Ludwig und dankte Gott, daß er ihm ſeinen verlorenen Sohn

wieder geſchenkt hätte. Denſelben Tag aber beſtimmten ſie zur Erholung und erſt am folgenden Tage wollten ſie über den Zweck ihrer Zuſammenkunft reden. Der König Ludwig von Baiern war gar nicht geladen und der Vater und die beiden Söhne Lothar und Karl verhandelten die Sache, als wäre Ludwig gar nicht da.

Am andern Tage, als ſie alle verſammelt waren, hob Ludwig alſo an: „Mein Sohn, wie ich dir verſprochen hatte, das ganze Reich ſteht in deiner Hand; theile es, wie es dir beliebt. Dann ſoll Karl die Wahl haben: wenn du aber lieber zuerſt wählen willſt, ſo wollen wir theilen.“ Drei Tage lang verſuchte es Lothar das Reich zu theilen; aber er konnte es nicht vollbringen: da gieng er wieder zu ſeinem Vater und bat dieſen, daß er doch theilen und dann ihm die Wahl überlaßen möchte. Er bezeugte aber noch dazu mit einem Eide, daß er keinen andern Grund zu dieſer Bitte habe, als ſeine Unkenntnis der Länder. So theilte denn der Vater das ganze Reich mit Ausſchluß von Baiern. Lothar wählte darauf alles Land, was öſtlich von der Maas lag und von der ſüdlichen Verlängerung der Linie, welche die Richtung der Maas angibt; Karl aber ſollte alles Land haben, welches weſtlich von dieſer Linie lag. Damit ſtimmten Alle überein, die dort verſammelt waren und der Kaiſer bat nun ſeine beiden Söhne, daß ſie ſich unter einander lieb haben und einander nach beſten Kräften unterſtützen ſollten. Er hielt Lothar vor, daß er an Alter und Erfahrung faſt wie ein Vater zu Karl ſtehe; darum hat er ihn Karl zu behandeln, wie ſeinen Sohn und gebot Karl ſeinem Bruder Lothar zu folgen gleich einem Vater. Das verſprachen auch beide Söhne und dann begaben ſich beide in ihre Länder, Lothar reiſte nach Italien und Karl nach Neuſtrien.

Aber es war ein Mann übrig, den dieß Alles gar nicht

erfreute, ſondern ſehr erzürnte, nämlich der dritte Sohn des Kaiſers, der König Ludwig. Dieſer hatte gedacht, daß ihm nach dem Tode ſeines Bruders Pipin alles Land zukäme bis an den Rhein, und was man ihm in Güte nicht geben wollte, das gedachte er ſich mit Gewalt zu erwerben und brach alsbald mit einem Heere auf. Sobald der Kaiſer die Nachricht vernahm, gedachte auch er nicht zu ſäumen; er zog mit vieler Mannſchaft bei Mainz über den Rhein und lagerte ſich bei Tribur, um noch mehr Verſtärkung an ſich zu ziehen. Dann drang er weiter vor: aber König Ludwig merkte bald, daß er der Macht ſeines Vaters doch nicht gewachſen ſein würde und entſchloß ſich deshalb allein zu ſeinem Vater zu gehen und um die Verzeihung desſelben zu bitten. Der Vater nahm auch dieſes Mal ſeinen Sohn Ludwig gütig und freundlich auf und obwohl er ihn erſt mit zürnenden Worten empfieng, ſo wurde er doch bald wieder ſanftmüthig und ließ ihm ſein Reich Baiern.

Dann zogen beide von einander, der Kaiſer gieng bei Coblenz über den Rhein und dann in den Ardenner Wald um da zu jagen, wie er gern zu thun pflegte. Von da begab er ſich weiter weſtlich und feierte ſein letztes Weihnachtsfeſt zu Poitiers. Als er ſich hier aufhielt, kam die Nachricht, daß König Ludwig die Thüringer und Sachſen mit aufgereizt hätte und mit ihnen zuſammen und ſeinen Baiern in Alemannien (den ſüdweſtlichen Theil des jetzigen Deutſchlands) eingefallen wäre. Dieſe Nachricht ſchuf dem alten Kaiſer großes Herzeleid, und obgleich ſein ſanftmüthiger Sinn ſich ſonſt nicht leicht zum Zorne reizen ließ, ſo ward er doch durch dieſe Botſchaft ſo erbittert, daß ſeine wankende Geſundheit unheilbar zerſtört ward. Aber noch einmal raffte ſich der alte Kaiſer auf, er eilte nach Aachen und bot ein Heer auf. Mit dieſem gieng er über den Rhein und drang in Thüringen vor. Aber wiederum wagte

Ludwig nicht den Andrang seines Vaters auszuhalten, sondern suchte sein Heil in der Flucht und eilte zu den Slaven, die an der Oberelbe wohnten, und von dort gelangte er glücklich heim.

Aber Ludwig berief nun eine Reichsversammlung nach Worms um der Sache seines Sohnes Ludwig willen, und da Karl mit seiner Mutter Judith in Aquitanien war, so forderte der Kaiser seinen Sohn Lothar in Italien auf, in dieser Reichsversammlung zu erscheinen, damit er über seinen Bruder Ludwig mitberathen könne. Bevor die Versammlung gehalten werden konnte, geschah eine große Sonnenfinsternis und alles Volk harrte ängstlich, was dieß bedeuten möchte, und wie uns der fromme, sternkundige Geschichtschreiber Ludwigs erzählt, es harrte nicht lange vergebens. Denn bald hernach ward dem Kaiser häufig übel, er fühlte sich geneigt zu seufzen und krampfhaft zu schluchzen und seine Kraft fieng an ihn zu verlaßen. Er ahnte wohl, was dieß zu bedeuten hätte und befahl deshalb, daß man ihm seine Sommerwohnung auf einer Rheininsel im Gebiete von Mainz zubereiten sollte. Als er dort ankam, legte er sich sofort aufs Krankenlager.

Dahin begaben sich dann viele Männer, die besonders gute Freunde des Kaisers gewesen waren, namentlich verließ ihn sein Halbbruder Drogo nicht. Der milde Sinn des Kaisers war geneigt Alles zu verschenken, und deshalb ließ er seine Kämmerer kommen, und seinen Schmuck, seine Waffen, kostbare Gefäße u. dergl. unter seine getreuen Anhänger vertheilen. Ferner bedachte er auch Kirchen und Klöster reichlich und trug ihnen dabei auf, den Armen davon wohlzuthun. Seinem Sohne Lothar vermachte er seine Krone, und ein kostbares, mit Gold und Edelsteinen reich verziertes Schwert; dabei aber ließ er ihn nochmals an sein Versprechen mahnen, daß er seinem Bruder Karl treu bleiben und sich väterlich desselben annehmen sollte.

Einige Biſchöfe fürchteten, daß er gegen ſeinen Sohn Ludwig unverſöhnlich ſein möchte und deshalb baten ſie Drogo, wegen dieſes Sohnes bei dem Kaiſer erſt nur eine leiſe Hindeutung zu machen; denn ſie wußten, daß eine öfter geheilte und dann wieder aufgeriſſene Wunde immer ſchmerzhafter wird und zugleich war es ihnen Allen nicht unbekannt, daß der Kaiſer es nicht einſah, wie doch der Anfang aller Empörungen ſeiner Söhne auch in ſeiner eigenen Schwäche zu ſuchen war, da er erſt das Reich ſo früh unter ſie getheilt und hernach durch die Bitten der Stiefmutter Judith bewogen, ihnen das einmal gegebene wieder hatte nehmen wollen. Als Drogo wegen dieſer Sache einen Verſuch bei dem Kaiſer machte, zeigte dieſer erſt die ganze Bitterkeit ſeiner Seele; allmälig aber dachte er nach, ſammelte ſeine Kräfte und erzählte mit ſchwacher Stimme ſeinem Bruder Drogo noch einmal Alles, worin er von Ludwig gekränkt war und weshalb er ſelbſt ſich für unſchuldig hielte. Endlich aber ſprach er: „Weil Ludwig doch wohl nicht zu mir kommen kann, um mir Genugthuung zu geben, ſo nehme ich Gott und Euch zu Zeugen, daß ich, ſo viel an mir iſt, ihm Alles, was er gegen mich geſündigt hat, in meinen letzten Stunden feierlich verzeihe. Eure Pflicht aber wird es ſein ihn daran zu erinnern, daß, wenn ich auch ihm verziehen habe, er ſelbſt doch es nimmer vergeßen darf, daß er es iſt, welcher die grauen Haare ſeines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat."

Nach dieſen Worten befahl er, weil es Sonnabend war, daß man vor ihm die Vigilie (Vorbereitung auf den Sonntag) halten ſollte und während derſelben machte er beſtändig das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Bruſt, und als ſeine Kräfte abnahmen, bat er ſeinen Bruder Drogo, es zu thun. Am folgenden Tage ließ er den gewöhnlichen Gottesdienſt des

Sonntags vor sich begehen und aß ein wenig von dem Brote des Abendmahls und schlürfte ein wenig von dem Wein. Darauf fühlte er, daß sein Ende herannahte: er ließ seinen Bruder Drogo rufen und dieser mußte bei ihm bleiben. Nicht lange hernach verklärte sich sein Gesicht, er drehte sich gegen die Wand und war todt. Das geschah am 19. Juli 840, nachdem er ungefähr 27 Jahre regiert hatte. Alle seine Söhne waren fern, aber sein Halbbruder Drogo ließ die Leiche nach Metz bringen und allda begraben.

10. Der Kampf der Brüder.

Als Lothar den Tod seines Vaters vernahm, gedachte er sich sogleich das ganze Reich seines Vaters zu sichern und als Kaiser das ganze Frankenreich zu beherrschen. Er schickte Boten aus und ließ alle Lehensleute seines Vaters auffordern, ihm den Eid der Treue zu erneuern, dann würde er sie in ihrem Besitzthume schützen und sie fernerhin reich machen; denjenigen aber, welche ihn nicht als ihren Herrn anerkennen wollten, drohte er mit dem Tode. Allein er selbst traute der Sache noch nicht, sondern blieb erst südwärts von den Alpen, um abzuwarten, wie sich die Sache machen würde. Die Großen des Reiches fürchteten ihn alle und eilten zu ihm und bald war seine Macht bedeutend. Da wollte er zuerst über seinen Bruder Ludwig herfallen und schickte deshalb an Karl Gesandte und ließ ihm sagen, er werde immer gütig und wohlwollend gegen ihn sein, wie es ja auch billig wäre, da er ihn zur Taufe gehalten und ihr Vater noch auf dem Sterbebette ihm die Sorge für seinen Bruder Karl empfohlen habe.

Ludwig aber merkte wohl, was Lothar vorhatte und rüstete gleichfalls ein Heer. Lothar drang vorwärts und gieng über den Rhein und kam bis nach Frankfurt. Nicht weit von dort

ſtießen ſie unerwartet auf einander und ſtanden auf beiden Seiten des Mains, da wo er in den Rhein fließt, und ſchauten nicht mit brüderlichen Blicken herüber und hinüber. Lothar aber ſah ein, daß er Ludwig nicht anders als durch einen heißen Kampf bezwingen könnte, aber das wollte er nicht; denn er glaubte, daß er erſt leichter mit Karl fertig werden könnte. Darum machten ſie unter einander aus, daß ſie dort von einander ſcheiden, und wenn ſie nicht bis zum 27. Oktober ſich vertragen hätten, ſich dann da wieder zum Kampfe einander ſtellen wollten.

Als Lothar gegen Karl heranrückte, gerieth dieſer in große Verlegenheit; denn er hatte einen Angriff nicht erwartet, und weil Lothar ſo mächtig war, giengen viele von denen, die ſonſt treu bei Karl waren, zu ihm über. Aber ein merkwürdiges Ereignis ſtärkte den Muth Karls und der Seinen. Als Karl eines Tages in einem Orte an der Seine war, welche er überſchreiten wollte, kamen Geſandte zu ihm aus Aquitanien. Der König war gerade aus dem Bade gekommen und hatte ſeine Kleidung wieder angelegt, als dieſe Geſandten ihm die Krone und den ganzen königlichen Schmuck darboten. Es war Allen wunderbar, daß ſo wenige Männer eine ſo große Strecke Landes unverſehrt zurückgelegt, und während Raub und Plünderung aller Orten wüthete, ſo viel Gold und eine unendliche Menge Edelſteine mit ſich gebracht hätten. Und ferner ſchien es Allen noch mehr wunderbar, daß ſie gerade den Ort aufgefunden, wo Karl damals war und faſt wie zur beſtimmten Stunde gekommen waren, um Allen neuen Muth einzuflößen; denn Karl ſelbſt wuſte nicht, was aus ihm und den Seinen werden ſollte. Darum erfüllte dieß Ereignis Alle mit großer Freude.

Nicht lange hernach ſchickte Ludwig Boten an Karl und

ließ ihn fragen, ob ſie mit vereinten Kräften der Anmaßung ihres älteſten Bruders Lothars entgegen treten wollten. Das war dem König Karl ſehr erwünſcht und ſo kamen denn die beiden Brüder zuſammen und erzählten ſich gegenſeitig ihr Leid, was ſie von Lothar hatten ausſtehen müßen und beriethen über die Maßregeln, die ſie gemeinſam zu ihrer beider Wohl ergreifen wollten. Sie boten Lothar den Frieden an und daß ſie unter einander ihre Forderungen ausgleichen wollten; aber dieſer erwiderte ihnen, daß er um der Seinen willen ihnen nichts zugeſtehen könnte, ohne vorher den Kampf verſucht zu haben. Dieſe Nachricht war Ludwig gar nicht angenehm: denn die Seinen waren von dem vielen Umherziehen ermattet und ſeine Roſſe haufenweiſe geſtürzt: aber er wollte doch lieber mit Ehren ſterben, als ſeinen Nachkommen Schande hinterlaßen.

Nicht weit von Fontenaille lagerten ſich die Heere der drei Brüder einander gegenüber. Noch einmal boten da Ludwig und Karl ihrem älteſten Bruder den Frieden und allerlei Geſchenke an, nur möchte er die Völker mit dieſem ſchrecklichen Kriege verſchonen. Allein Lothar verweigerte die Erfüllung ihrer Bitte auch dieſes Mal und ſo war jede Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung geſchwunden, und die Brüder ließen Lothar ſagen, daß ſie am folgenten Tage, den 23. Juni 841, um die zweite Stunde des Tages ſich zum Gerichte vor Gott in ehrlichem Kampfe ſtellen wollten. Mit der Morgendämmerung erhoben ſich Karl und Ludwig und beſetzten den Gipfel eines Hügels, der nahe bei Lothars Lager war. Lothar ließ auch nicht auf ſich warten und es begann nun ein ſehr erbitterter Kampf. Aber er dauerte nicht lange, denn Ludwig, der mit dem Theile der feindlichen Macht ſtritt, welchen ſein Bruder Lothar ſelbſt befehligte, zwang dieſen bald ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Auch die Mannſchaft, welche Karl und den

Weſtfranken gegenüber kämpfte, ward in die Flucht geſchlagen und der Sieg verblieb den beiden Brüdern Ludwig und Karl.

Dieſe hatten Mitleiden mit dem fliehenden Volke und hielten ihre Schaaren ab vom ferneren Morden; jedoch erlaubten ſie ihnen das Lager zu plündern und dort reiche Beute zu machen. Lothars Herrſchaft hätte ganz unſchädlich gemacht werden können, wenn die Brüder ihn ſofort kräftig verfolgt hätten; aber ſtatt deſſen befragten ſie die Biſchöfe, ob ſie ſich durch ihren Bruderkampf keiner Sünde ſchuldig gemacht hätten, und dann faſteten und beteten ſie drei Tage lang zur Ehre und zum Danke Gottes, weil er ſo deutlich ſeinen Willen kund gethan und durch den Sieg ihre Sache als die gerechte anerkannt hätte. Es war auch freilich ſchon genug des Bluts im Bruderkampfe gefloſſen; denn die Blüthe der vornehmen Geſchlechter des fränkiſchen Reiches fiel an dieſem Tage. Von da an ſank nicht bloß die Macht, ſondern auch die Streitbarkeit der Franken; denn Nordmannen, Mauren, Ungarn fielen von da an oft ungeſtraft in verſchiedene Länder des ehemals fränkiſchen Reiches.

In dieſem Treffen wurde auch der Erzbiſchof Gregor von Ravenna gefangen, welcher als Geſandter des Papſtes dem Treffen beigewohnt hatte. Aber weil er Theil genommen hatte am Kampfe, achtete man ſeiner geiſtlichen Würde wenig, ſondern zwang ihn mit den andern Gefangenen zu Fuß zu gehen und da er es nicht mehr konnte, ward er auf ein ſchlechtes Fuhrwerk geſetzt und ſo zu König Karl geführt.

Sobald Gregor den König Karl erblickte, warf er ſich ihm zu Füßen. Der Jüngling ſtand da in purpurnem Gewande, das von einer goldenen Spange gehalten ward, der Griff ſeines Schwertes war mit Edelſteinen beſetzt, in ſeiner Rechten hielt er einen eiſenbeſchlagenen Speer und ein Helm, von dem ein

hoher Busch herabwallte, bedeckte sein Haupt. Als nun Gregor herankam, sprach der König zu ihm: „O du Seelenhirte, wenn du diesen Namen verdienst, warum verlässest du denn deine Heerde? Warum hast du sogar Schätze bei dir geführt? Wenn es dir auch noch so sehr am Herzen lag einmal ein Treffen anzusehen, so durftest du doch die Schätze deiner Kirche nicht aufs Spiel setzen und verlieren: denn die wirst du nicht wieder gewinnen und lebtest du auch ein Jahrhundert." Der Bischof aber entgegnete ganz bestürzt: „Ich war gekommen um zum Frieden zu rathen, aber keineswegs um mitzukämpfen." Der König aber erwiderte: „Gestern Abend aber in deinem Zelte hast du doch anders gesprochen und hast dich vermessen: wenn du heute den Karl besiegt und an den Armen mit Riemen gefesselt erblicktest, so wolltest du ihn zum Mönche machen. Aber doch will ich dich jetzt loslassen: denn meine Mutter bat für dich gebeten, darum zieh heim und setze dich auf deinen erzbischöflichen Stuhl." Darauf wurden ihm die Reliquien zurückgegeben, die er bei sich gehabt hatte, einige derselben waren aber nicht wieder aufzufinden.

Nach dem Treffen trennten sich Ludwig und Karl: denn dieser wollte Pipin, den Sohn ihres Bruders Pipin von Aquitanien bekriegen. Unterdessen versuchte Lothar, Karl von dem Bündnisse mit Ludwig abzuziehen: allein vergebens, und eben darum schlossen diese beiden Brüder das Bündnis im folgenden Jahre noch viel enger und bekräftigten es zu Straßburg vor allem Volke mit einem Eide und auch ihre Völker schwuren ihnen.

11. Der Eid bei Straßburg.

Am 13. Februar des Jahres 842 kamen die Könige Ludwig und Karl zusammen in der Stadt, die früher Argentoratum, damals aber schon Straßburg hieß und schwuren einander

einen Eid, der eine in romaniſcher, der andere in deutſcher Zunge, und eben ſo ſchwuren ihnen auch die Völker, die von der einen Seite auf romaniſch, die von der anderen Seite auf deutſch. Denn die Franken hatten allmälig ihre deutſche Mutterſprache vergeſſen und die der überwundenen Völker gelernt, die in Gallien wohnten. Die Sprache dieſer ehemals römiſchen Unterthanen war nicht das gute Latein, welches die Schriftſteller der Zeit des Kaiſers Auguſtus geſchrieben haben; ſondern die Sprache des täglichen Lebens, welche allerlei andere Wörter und Redewendungen enthielt, die in der feineren Sprache nicht gebraucht wurden. Anfänglich hatten die Franken ſich um dieſe romaniſche Sprache weniger gekümmert und hatten ihre deutſche Sprache beibehalten; denn wir wiſſen ja, wie großen Werth noch Karl der Große auf die deutſche Sprache legte. Auch noch im Jahre 813 verlangte eine Verſammlung von Biſchöfen in Tours, daß dem Volke gepredigt werden ſollte entweder in der romaniſchen Sprache, wie ſie in den ehemals römiſchen Ländern geworden war, oder in der deutſchen. Aber unter der Regierung Ludwigs des Frommen hat die deutſche Sprache in dem Lande, welches ſpäter das eigentliche Frankreich heißt, unterliegen müßen, und um ſich dem Volke verſtändlich zu machen, durfte man nicht mehr deutſch zu ihm reden.

Zuerſt hielt nun Ludwig eine feierliche Anrede an das verſammelte Volk. Er ſprach: „Ihr Alle wißt, wie oft Lothar nach dem Tode unſeres Vaters mich und dieſen meinen Bruder verfolgt und ſich aus allen Kräften bemüht hat, uns zu ſchaden. Da weder brüderlicher Sinn, noch irgend eine andere menſchliche Regung ihn dahin bringen konnte, daß Friede wurde zwiſchen uns, ſo haben wir die Entſcheidung in die Hand des allmächtigen Gottes gelegt, zufrieden mit dem, was er über uns

verhängen würde. Aus dieſem Streite ſind wir, wie Euch Allen bekannt, durch die Barmherzigkeit Gottes als Sieger hervorgegangen, er aber iſt mit den Seinigen beſiegt und entflohen. Wiederum aber überwog und die brüderliche Liebe und Mitleiden mit dem armen Volke und wir wollten es nicht verfolgen und zu Grunde richten; ſondern wir haben auch da noch ebenſo wie vordem nur gefordert, daß Jedem ſein Recht zu Theil werde. Aber jener iſt auch jetzt noch nicht zufrieden mit dem Ausſpruch des göttlichen Gerichtes, ſondern aufs neue greift er uns an und verheert unſer Land durch Feuer und Schwert. Darum ſind wir hier zuſammen gekommen, um uns gegenſeitig unſeren Schutz zuzuſichern, und damit Keiner von Euch an unſerer Beſtändigkeit zweifeln dürfe, wollen wir uns gegenſeitig hier einen Eid leiſten. Es treibt uns dazu keine böſe Begier, ſondern wir thun es, damit wir unter Gottes Beiſtand um ſo ſicherer ſeien. Sollte ich aber jemals dieſen meinen Eid, den ich nun ſchwören will, nicht halten wollen, ſo entbinde ich euch Alle von dem Eide der Treue, durch welchen ihr mir unterthan ſeid.“ Dieſelben Worte wiederholte Karl ſeinem Volke in romaniſcher Sprache, und dann begann Ludwig, weil er der ältere war, alſo zu ſchwören und zwar in romaniſcher Sprache.

Pro Deo amur et pro christian poblo

Um Gottes Liebe willen und um des chriſtlichen Volkes

et nostro commun salvament dist di

und unſeres gemeinſamen Wohles willen von dieſem Tage

in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si

hinfort, inſoweit Gott Wiſſen und Können mir ſchenkt, ſo

salvarai eist meon fradre Karlo, et in adiudha et in

halte ich dieſen meinen Bruder Karl, ſowohl in Hilfe als in

cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist,

jeder Sache, ſo wie man mit Recht ſeinen Bruder halten ſoll

in o quid il mi altre si fazet, et ab Ludher nul
in so weit er mir ebenso thun wird, und mit Lothar keinen
plaid nunquam prendrai, qui meon vol
Vertrag niemals werde ich eingehen, der (mit) meinem Willen
cist meon fradre Karle in damno sit.
diesem meinem Bruder Karl zu Schaden wäre.

Dann schwur Karl in deutscher Sprache, damit es die östlichen Völker verständen:

In Godes minna ind in thes christianes folches
Um Gottes Liebe willen und um des christlichen Volkes
ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes,
und unser beider Erhaltung willen, von diesem Tage hinmordes, so fram so mir Got gewizci indi mahd furgibit, so
fort, so weit mir Gott Wissen und Macht gibt, so
haldih thesan minan bruodher Ludhuwig, soso man mit rehtu
halte ich diesen meinen Bruder Ludwig, wie man mit Recht
sinan bruodher scal; in thiu thaz er mig sosoma duo, indi mit
seinen Bruder soll; insoweit daß er mir eben so thue, und mit
Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the minan
Lothar in keinen Vertrag gehe ich ein, der nach meinem
willon imo ce scadhen werdhên.
Willen ihm zum Schaden wäre.

Nachdem die Könige geschworen hatten, leisteten auch ihre Völker den Eid. Dieser lautete in der Sprache der Romanen so:

Si Lodhuvigs sagrament, que son fradre
Wenn Ludwig den Eid, welchen er seinem Bruder
Karlo jurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo
Karl schwört, hält, und *Karl* mein Herr von seiner
part non lostanit, si io returnar non l'int
Seite nicht dabei beharrt, wenn ich nicht abwenden ihn davon

pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois, in
mag, weder ich noch jene, welche ich abwenden davon mag, in
nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iu er.
keiner Hülfe gegen Ludwig werde ich ihm sein.

Und in deutscher Sprache:

Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Ludhuwige
Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig
gesuor, geleistit, indi Ludhuwig min hêrro, then er imo
schwur, leistet (hält), und Ludwig mein Herr, den er ihm
gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag,
schwur, bricht, wenn ich ihn davon abwenden nicht mag,
noh ih noh thero nohhein, then ih es irwenden mag,
weder ich noch deren irgend einer, den ich davon abwenden mag,
widhar Karle imo ce follusti ne wirdu.
wider Karl ihm zur Unterstützung ich nicht werde.

Nach diesem Eide trennten sich die Brüder wieder um nach verschiedenen Gegenden zu gehen; aber die Einigkeit der beiden war von da an nicht mehr gestört. Beide hatten viele Aehnlichkeit mit einander. Sie waren von mäßig hoher Gestalt, von schönem Aussehen und in allen Uebungen geschickt. Beide waren kühn, freigebig, klug zugleich und beredt; aber mehr als durch alles Andere wurden die Völker von da an erfreut durch ihre Einigkeit. So lange sie zusammen waren, hielten sie ihre Mahl gemeinschaftlich, und wie sie den Tag über in einem Hause lebten, so schliefen sie auch in demselbigen. Sowohl ihre gemeinsamen Angelegenheiten besprachen sie unter sich, als was Jedem von ihnen besonders oblag. Sie kamen auch häufig mit ihrem Gefolge zusammen zu den Waffenübungen. Während die Menge der Zuschauer rund umherstand, schickten sie in gleicher Anzahl Austrasier, Britten, Waskonen, Sachsen zum Kampfspiele hervor und diese stürzten in schnellem

Laufe gegen einander, als wäre es zum ordentlichen Streite. Dann wandte ſich der eine Theil und ſuchte ſich im Fliehen mit dem Schilde zu decken, bis ſie ſich wiederum gegen die Feinde kehrten und ihrerſeits wiederum dieſe in die Flucht ſchlugen. Zuletzt zeigten ſich dann beide Könige, umgeben von der kriegsluſtigen Jugend ihrer Reiche, und hielten in der Mitte Stand, während ihre Gefolge ſich nach beiden Seiten hin zertheilten. Niemand aber wagte in dem allgemeinen Jubel ſeinem Gegner irgend ein Leid zuzufügen; denn das Beiſpiel der Könige hatte auch ihre Völker friedlich geſtimmt. — Wir ſehen aber aus dieſer Beſchreibung, daß man damals die Kampfſpiele noch nicht kannte, welche ſpäter in der eigentlichen Ritterzeit ſo gebräuchlich und Turniere genannt wurden. Es fehlte nämlich diejenige Art des Kampfes, welche bei dieſen Ritterſpielen die gebräuchlichſte war, das Rennen der Kämpfer gegen einander mit eingelegter Lanze.

12. Der Vertrag von Verdun (843).

Karl und Ludwig lebten ferner in gutem Einvernehmen und beſchloßen, je zwölf Männer auszuwählen, welche der Länder und der Völker kundig ſich über die Theilung des Reiches berathen ſollten. Dieß geſchah und dann wandten ſie ſich zu ihren Ländern, um da diejenigen zu unterwerfen, welche ſich noch ihrer Macht widerſetzten. Namentlich wollte Ludwig gegen die Stellinger zu Felde ziehen. Das war ein Bund im Lande der Sachſen, welche Lothar ſchon früher aufgereizt und aufgefordert hatte, mit ihm zu halten, weil er der Kaiſer wäre und ihm die Oberhoheit über ſeine Brüder gebühre. Ferner hatte er ihnen verſprochen, daß er ihnen die Religion ihrer Väter, das alte Heidenthum, wieder erlauben wollte, wenn ſie ihm erſt beiſtehen würden, und dieſes Verſprechen war zu lockend für die

Sachſen. Darum widerſetzten ſie ſich dem Könige Ludwig, nachdem dieſer mit Karl ſich ſo geeinigt hatte, daß Ludwig das Land öſtlich vom Rheine haben ſollte, und er muſte daher einen ſchweren Krieg gegen die Stellinger führen. Endlich aber bezwang er ſie mit vieler Härte und Grauſamkeit.

Aber Lothar ſah ein, daß alle ſeine Hoffnung auf die Oberherrſchaft über ſeine Brüder ſchwand. Er war in einem Schiffe den Rhoneſtuß aufwärts gefahren und ſandte von dem Schiffe aus Boten an ſeine Brüder und ließ ſie um Frieden bitten. Er verſprach, daß er fernerhin nicht mehr Feindſchaft zwiſchen den chriſtlichen Völkern ausſäen wollte; aber er bat ſie auch, daß ſie ihm um der kaiſerlichen Würde willen, welche ihr Großvater erworben und welche nun ihm übertragen wäre, ihm auch den dritten Theil des väterlichen Reiches übergeben möchten. Dann könnten ſie neben einander in Frieden und ſtäter Eintracht leben. Die Brüder freuten ſich ſehr über dieſe Botſchaft und ſagten ihren Völkern, daß dieß ja von Anfang an ihr Wunſch und Wille geweſen wäre und daß nur Lothars Herrſchſucht den Frieden geſtört habe, und darum ſei es um ſo erfreulicher, daß dieſer ſelbe Lothar jezt den Frieden wolle. Alſo boten ſie ihm an, er ſolle außer Italien und der Kaiſerwürde noch alles Land haben, welches zwiſchen dem Rhein und der Maas liege, ſo daß man von der Mündung der Maas erſt bis zu ihrer Quelle gehe, von da in gerader Linie bis zur Quelle der Saone, die Saone abwärts bis zu ihrem Einfluße in die Rhone und die Rhone abwärts bis zu ihrem Einfluße in das Meer. An der andern Seite ſollte der Rhein die Grenze dieſes Landſtrichs ſein von ſeiner Mündung bis zu ſeiner Quelle.

Aber Lothar war damit nicht zufrieden, ſondern verlangte mehr und deshalb kamen die drei Brüder an einem Tage des

Monats Juni, jeder mit einer gleichen Anzahl Begleiter, auf der Inſel Anſilla zuſammen und ſchwuren einander aufs neue einen feierlichen Eid, daß fortan Friede zwiſchen ihnen ſein ſollte. Dann machten ſie aus, daß ſie das ganze Reich in drei Theile theilen wollten und daß Lothar, weil er der älteſte Bruder war, die erſte Wahl zuſtehen ſollte. Nur das frühere Reich der Langobarden, Aquitanien und Baiern ſollten nicht mit getheilt werden, weil einem Jeden von ihnen eins dieſer drei Reiche ſchon von früher her zu eigen gehörte. Die Männer aber, welche ein Jeder von ihnen auswählen ſollte, damit ſie dieſe Theilung vornähmen, ſollten zu Metz ſich aufhalten. Nachdem dieß ausgemacht war, trennten ſie ſich und ein Jeder gieng in ſein Land, nur Lothar wohnte zu Dietenhofen an der Moſel. Darüber beklagten ſich die, welche in Metz mit der Theilung beſchäftigt waren; denn Lothar war ihnen ſehr nahe und konnte ſie von Dietenhofen aus leicht hinwegführen, und da ſie aus den angeſehenſten Geſchlechtern des fränkiſchen Reiches waren, ſo hätte Lothar an ihnen gute Geiſeln gehabt. Darum ſchickte Karl an ſeinen Bruder Lothar und bat ihn als Bürgen für die Aufrechthaltung des Bündniſſes und zur Sicherſtellung der Edeln in Metz ihm Geiſeln zu ſtellen. Nach einigen Unterhandlungen kamen ſie dann überein, daß Coblenz am Zuſammenfluße des Rheins und der Moſel doch ein beſſerer Ort wäre, als Metz und deshalb muſten ſich die Abgeordneten der drei Länder dahin begeben. Es waren ihrer hundert und zehn außer den Geiſeln.

Am 17. Oktober 842 kamen ſie in Coblenz zuſammen; aber damit nicht ein Aergernis entſtünde, muſten die Geſandten Ludwigs und Karls am rechten Ufer des Rheines verweilen, die Abgeordneten Lothars am linken. Täglich aber kamen ſie zur Beſprechung in der Kirche des heiligen Caſtor zuſammen. Von

den Geſandten Ludwigs und Karls wurden aber verſchiedene Klagen erhoben und deshalb wurde gefragt, ob einer von ihnen eine klare Kenntnis des ganzen Reiches hätte. Als ſich Keiner fand, warf man ihnen vor, warum ſie denn nicht in der ihnen vorher gelaßenen Friſt die Grenzen des Reiches umreiſt und dadurch die Schwierigkeit ihres Werkes verringert hätten. Weil aber Alle einen Eid ſchwören muſten, daß ſie nach beſtem Wißen und Willen theilen wollten, ſo wurde zuletzt die Frage aufgeworfen, ob auch Alle aufrichtig den Eid leiſten könnten, da doch Niemand eine genaue Kenntnis habe. Dieſe Frage wurde den Biſchöfen zur Beantwortung übergeben. Die Biſchöfe von Lothars Seite beriethen darüber und erwiderten, wenn Jemand ſündige den Eid zu leiſten, ſo könne er dieß abbüßen, und es ſei beßer, daß er dieß thue und daß endlich Friede werde, als daß noch länger Mord und Brand und Plünderung durch das Reich wüthe. Dagegen ſagten die Biſchöfe von Ludwigs und Karls Seite, daß man darum doch nicht gegen Gott ſündigen dürfe. Es wäre beßer den Frieden unter ſich zu befeſtigen und dann Geſandte durch das ganze Reich zu ſchicken, damit ſie überall genaue Kunde einholten und dann nach ihrer Kenntnis theilen könnten. Damit werde nicht bloß Kampf und Zwietracht für die Zukunft, ſondern auch der leichtſinnige Eid in der Gegenwart vermieden.

Dennoch konnten die Biſchöfe darüber nicht einig werden und beſchloßen deshalb den Geſandten der Könige die Sache vorzulegen. Diejenigen von Lothars Seite ſagten, daß ſie zum Eide bereit wären, aber Ludwigs und Karls Anhänger ſagten, ſie wären es auch wohl, wenn ſie nur könnten. Darüber redeten ſie noch lange hin und her; weil aber Niemand ſeine Meinung aufgeben wollte, legten ſie die Sache den Königen ſelbſt zur Entſcheidung vor. Alle widerriethen den Krieg und baten,

daß ſie auf irgend eine Weiſe ſich vertragen möchten. Darum wurde beſchloſſen, daß Friede ſein ſolle bis zum zwanzigſten Tage nach St. Johannis (24. Juni) und dieſer Friede wurde feierlich zu Dietenhofen an der Moſel beſchworen.

Am feſtgeſetzten Tage des Jahres 843 kamen die Brüder friedlich zu Verdun zuſammen und beſtimmten die Theilung der Reiche. Karl erhielt alles Land, welches eingeſchloſſen wird von der Scheldt, dem Ocean, den Ardennen, der Maas, der Saone, der Rhone und dem mittelländiſchen Meere bis an die ſpaniſche Mark. Der Kaiſer Lothar erhielt Italien und den Strich Landes, den der Rhein von der Quelle bis zur Mündung und die Rhone, Saone und Maas einſchließen. Ludwig erhielt das Land öſtlich vom Rheine, und an der Weſtſeite des Rheines noch die drei Städte Speier, Worms und Mainz, des Weines wegen; denn am Main und in den anderen Gegenden des deutſchen Landes wurden damals noch keine Reben gebaut.

Von da an ſind die drei Hauptländer getrennt geblieben bis auf den heutigen Tag und immer ſchärfer ſonderten ſich die Völker ab. Was von deutſchem Elemente noch in Italien war, gieng unter, bis auf wenige Züge des langobardiſchen Stammes, welche der ſcharfe Beobachter dort noch erkennen ſoll; ebenſo auch gieng das deutſche Weſen in dem Reiche unter, welches den Namen der Franken behielt; nur in dem Streifen Landes, den Lothar bei der Theilung bekam, erhielt ſich deutſche Sprache und deutſches Weſen lebendig und kam darum hernach naturgemäß zum größten Theile zum deutſchen Reiche, bis wiederum ein großer Theil dieſes deutſchen Landes nicht ſo ſehr durch fremde Raubſucht, als durch die Schwäche und Schlechtigkeit des deutſchen Volkes und namentlich ſeiner Fürſten vom deutſchen Reiche abgeriſſen wurde. Denn wo ein Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler.

In jener Zeit aber bildete sich erst der Name „deutsch," den die Völker früher nicht kannten. Die Römer nannten alle deutschen Völker zusammen mit dem Namen der Germanen. Dieses Wort ist aber, wie J. Grimm sagt, nicht deutschen Ursprunges, sondern keltischen. Bei den Kelten nämlich, die früher in Westeuropa wohnten, bedeutet gairm Ausruf und da ihnen die deutschen Völkerstämme als solche bekannt waren, welche immer mit Geschrei den Kampf begannen und ihnen dadurch Schrecken einflößten, wie sie auch den Römern erzählten, so sind die Germanen die tobenden, die ungestümen Krieger. Der Name deutsch dagegen ist schöner und dem deutschen Volke angemessener; denn im Gothischen heißt thiuda das Volk, im Althochdeutschen diota, und darum bedeuten auch die davon abgeleiteten Wörter das was volksmäßig, was national ist. Von dem althochdeutschen Hauptwort diota kommt das Adjektivum diutisc, wie vom gothischen thiuda das Adjektivum thiudisk. Für das althochdeutsche iu aber gebraucht das Neuhochdeutsche eu, also wird aus diutisc mit Weglaßung des i deutsch.

Dieser Name aber hat sich erst entwickelt, nachdem die gewanderten deutschen Stämme sich von dem Ursitz des deutschen Volkes gelöst hatten und nach der Trennung von dem eigentlichen Frankenreiche nur die unvermischten Völker des germanischen Stammes ihrer alten Sitte und Sprache getreu blieben.

Angelſachſen.

1. Sage von den älteſten Bewohnern von England und Schottland.

Zuerſt ſoll dieſe Inſel, welche jetzt England und Schottland heißt, von den Britten bewohnt worden ſein, welche aus dem Lande Armorika gekommen ſich im Süden des Landes niederließen. Nachdem ſie von Süden aus allmälig den größten Theil der Inſel ſich zum Eigenthume gemacht hatten, kam das Volk der Pikten von Scythien in langen Schiffen hergefahren, jedoch nicht zahlreich, und der Wind trieb ſie ganz um Brittannien herum, bis ſie das nördliche Geſtade von Hibernien (Irland) erreichten. Dort landeten ſie und baten ſich von den Schotten, die auch dorhin gekommen waren, Wohnſitze aus; aber dieſe bewilligten ſie ihnen nicht. Die Schotten erwiderten nämlich, daß die Inſel beide Völker nicht faßte. „Aber doch," ſprachen ſie, „können wir euch einen zweckmäßigen Rath geben, was ihr zu thun habt. Von uns aus gegen Aufgang der Sonne liegt eine andere Inſel nicht ſehr fern, welche wir an hellen Tagen bisweilen in weiter Ferne liegen ſehen können. Dahin geht und macht die Inſel auch wohnbar; wenn aber Jemand es euch wehren will, ſo ruft uns zur Hilfe." So fuhren die Pikten hinüber und wohnten im nördlichen Theile des Lan-

des; denn im Süden wohnten die Britten. Aber die Pikten hatten keine Frauen und baten deshalb die Schotten ihnen solche zu geben. Das bewilligten diese; aber sie machten die Bedingung, daß wenn die Sache zweifelhaft wäre, sie ihren König eher nach der weiblichen Geschlechtsfolge, als nach der männlichen nehmen sollten. Das gestanden die Pikten zu und so ward es noch lange nachher bei ihnen gehalten. Nicht lange darauf aber giengen auch die Schotten nach der Insel hinüber, so daß diese nun drei Völker beherbergte: im Süden die Britten und im Norden die Pikten und die Schotten.

2. Die Einfälle der Pikten.

Hernach wurde das Land der Britten den Römern unterthan und diese kämpften oft mit den Pikten und schlugen sie zurück, wenn sie räuberische Einfälle in das Land der Britten machen wollten. Sie erbauten auch einen Wall aus Rasen gegen diese Einfälle und konnten sich dann mit Hilfe dessen um so leichter vertheidigen. Unter der Herrschaft der Römer ward das Land blühend und reich und brachte viel Korn hervor und die Römer führten manche prächtige Bauwerke auf. Aber die Macht der Römer sank und ihre Legionen mußten hinweggerufen werden aus Brittannien, um Italien und Rom selbst zu schützen. Namentlich geschah dieß, als der Westgothenkönig Alarich in Italien einbrach und Stilicho alle Macht des weströmischen Reiches aufbot ihn zurückzuschlagen. Unterdessen mehrten sich die Einfälle der Pikten und Schotten und flehentlich baten die des Kriegs entwöhnten Britten um die Hilfe römischer Legionen. Aber die Römer gaben ihnen zur Antwort, daß sie zum Schutz der Britten fernerhin nicht mehr so mühselige Züge unternehmen könnten; darum möchten sie sich selbst rüsten und die Feinde bekämpfen, die nur dann ihnen überlegen

ſein könnten, wenn ſie aller Tapferkeit vergeßen hätten. Aber doch halfen die Römer den Britten einen neuen ſtarken Wall bauen von zwölf Fuß Höhe, acht Fuß Breite, in gerader Linie von Oſten nach Weſten. Auch am ſüdlichen Geſtade des Meeres, von wo aus ein Einfall zu beſorgen war, wurden in Zwiſchenräumen Thürme aufgebaut, und dann ſagten die Römer den Britten Lebewohl und kehrten nicht wieder. Dafür aber kamen die Pikten und Schotten deſto häufiger und wurden durch den geringen Widerſtand, den ſie fanden, immer zuverſichtlicher. Es wurde freilich an einem höher gelegenen Orte eine Schaar aufgeſtellt und lagerte da mit zitterndem Herzen Tag und Nacht; aber als die Feinde kamen, verließen ſie ihren feſten Standort und zerſtreuten ſich und wie die Lämmer von dem Zahn der wilden Thiere, ſo ſtarben die unglücklichen, des Kriegs entwöhnten Bürger unter dem Schwerte ihrer Feinde. Durch die Verwüſtung der Felder kam mit dem Morde und dem Raube der gierigen Gegner auch nach Hungersnoth über ſie herein. Vergebens riefen die Britten da noch einmal die Römer zu Hilfe, dieſe konnten nicht mehr kommen, denn ſie ſelbſt waren zu ſehr bedrängt. Im Lande der Britten kamen zu dieſem Unheil, welches die Feinde von außen brachten, noch innere Zwiſtigkeiten hinzu, und das Land war ein Bild des Jammers und des Elends.

3. Die Britten rufen die Angeln und Sachſen zu Hilfe.

In dieſer Zeit der Noth beriefen die Britten eine große Volksverſammlung, um zu berathen was zu thun wäre zur Abwehr der ſo häufigen und ſo grimmigen Einfälle der nördlichen Feinde. Sie beſchloßen insgeſammt mit ihrem König Vortigern, das Volk der Sachſen von jenſeit des Meeres zur Hilfe herbei-

zurufen, und dachten nicht daran, daß ſie ein Uebel durch das andere vertreiben wollten. Vortigern lud dieſe Völkerſchaften ein, welche der Seefahrt kundig in drei langen Schiffen, Kielen genannt, über das Meer ſteuerten und am öſtlichen Ufer Brittanniens landeten. Dort wies ihnen der König Vortigern am Ausfluß der Themſe die Inſel Thanet, welche nachher mit der Küſte verbunden ward, zum Wohnſitze an, zuerſt aber muſten ſie den Britten gegen die nordiſchen Eindringlinge den Sieg erkämpfen helfen. Dieß geſchah und dann nahmen die Sachſen ihren Wohnſitz ein. Ein Theil von ihnen aber ſchiffte wieder in die Heimat und erzählte dort von der Fruchtbarkeit der Inſel und der Schlaffheit der Britten und forderte die Landsleute auf in größeren Schaaren hinüberzuſegeln und das ganze Land in Beſitz zu nehmen. Es giengen nun viele Männer hinüber aus den drei Stämmen der Angeln, der Sachſen und der Jüten und verſprachen den Britten, daß ſie für Land und jährlichen Lohn den Kampf gegen die Pikten aufnehmen wollten. Von den Jüten ſtammen in Brittannien die Cantuaren und Wichtſaten; von den Altſachſen die Oſtſachſen, Weſtſachſen und Südſachſen; von den Angeln die Oſtangeln, Mittelangeln, Mercier und die Bewohner von Nordhumbrien.

Zwei Brüder waren die Führer dieſer Schaaren, Hengiſt und Hors. Von dieſen fiel Hors bald nachher im Kampfe und ihm wurde im öſtlichen Theile von Kent ein Denkmal geſetzt, welches noch lange nachher dort ſtand. Sie nannten ſich Söhne des Wetzgiſl, deſſen Vater Wecta hieß. Wecta ſoll aber ein Sohn Wodans geweſen ſein, von dem die Könige vieler Völker ihren Urſprung herleiten. Allmälig vermehrte ſich durch den Andrang der Völker aus der Heimat der Sachſen und Angeln die Mannſchaft ſo ſehr, daß ſie den Britten ſelbſt zum Schrecken gereichte. Die Sachſen ſchloßen zuletzt gar ein Bündnis mit

den Pikten und wandten nun mit dieſen vereint ihre Waffen gegen die, von welchen ſie zu Hilfe gerufen waren. Zuerſt zwangen ſie die Britten ihnen mehr Getreide zu geben, als erſt bedungen war; dann forderten ſie immer noch mehr und drohten, wenn dieß nicht geſchähe, ſo würden ſie ſich an das Bündnis nicht kehren, ſondern die ganze Inſel verwüſten und fiengen ſchon an ihren Worten durch die That Nachdruck zu geben.

Erſt gaben die Britten nach nach: aber als der Uebermuth und die Forderungen der Sachſen wuchſen, rüſteten ſie ſich zum Kampfe und ſtellten eine größere Heeresmacht auf, als die der Sachſen war. Es war im ſechſten oder ſiebten Jahre nach der Ankunft der Sachſen, als ſich die Schlacht bei Aegelesthrep ereignete. Hors, der damals noch lebte, und Hengiſt führten jeder eine beſondere Schaar und ſo kühn drang Hors auf den einen Haufen der Britten unter Catigern, dem Sohne Vortigerns ein, daß er Catigern gleich erlegte und der Haufe deſſelben wie Spreu vor dem Winde auseinander ſtob. Aber Gortimer, der Bruder des Catigern, drang von der Seite auf die Schaar des Hors ein, durchbrach ſie und tödtete den Helden Hors. Die Ueberbleibſel ſeiner Schaar eilten zu Hengiſt, welcher der Uebermacht mit unerſchütterlichem Muthe Stand hielt. Endlich aber muſte er weichen und da die Britten immer ſtärker eindrangen, ward er zur Flucht gezwungen, obwohl er früher nie geflohen war.

Einige Jahre hernach führten die Britten vier große Heereshaufen unter vier Anführern gegen Kent heran, wo Hengiſt und ſein Sohn Aeſc auch ein Heer geſammelt hatten. Dieſes war durch neue Ankömmlinge aus dem Sachſenlande verſtärkt. Die Sachſen ſchlugen mit ihren Schwertern und Streitärten gewaltig unter die Britten und als viertauſend von dieſen auf dem Schlachtfelde lagen, wandten die Uebrigen ſich zur Flucht.

Zagend eilten ſie nach London und wagten niemals wieder den Sachſen den Beſitz von Kent ſtreitig zu machen. Von da an nannte ſich Hengiſt Herzog von Kent.

Als wiederum mehre Jahre vergangen waren, rüſteten Hengiſt und ſein Sohn Aesc ein gewaltiges Heer, und die Britten kamen ihnen entgegen mit einem andern, das ſie in zwölf herrlichen Schlachtordnungen aufſtellten. Nach langem Streite waren die zwölf Heerführer der Britten erſchlagen, ihre Feldzeichen von den Sachſen genommen und die Britten wandten ſich zur Flucht. Aber auch Hengiſt hatte viele angeſehene Führer verloren und unter dieſen einen Degen (thegn, daraus ſpäter than) Namens Wypped. Nach dieſem wurde das Schlachtfeld Wyppedesfleth genannt. So viele Thränen und ſo viel Schmerz knüpften ſich an dieſen Sieg, daß beide Völker geraume Zeit hindurch Frieden hielten und nicht wagten ihre Grenzen zu überſchreiten.

Einige Zeit nachher landeten wiederum drei Kiele der Sachſen ſüdlich von Kent, in dem Lande, das nachher Südſachſen oder Suſſex genannt ward. Die Britten erhoben ein lautes Geſchrei und ſtürmten ſofort aus den nahgelegenen Ortſchaften herbei, um die Sachſen an der Landung zu hindern. Aber Aella, ſo hieß der Anführer der Sachſen, erwartete muthig den Angriff der an Zahl überlegenen Britten. Die Sachſen waren von größerem, ſtärkerem Körperbau, und ſtanden kaltblütig zuſammen, während die zornigen Britten unvorſichtig gegen ſie heranſtürmten und in Verwirrung gegen die feſte Schlachtordnung der Sachſen kamen. So wurden die Britten einer nach dem andern erſchlagen und den Nacheilenden kam die Schreckensbotſchaft ſchon entgegen. Alsdann ließen die Sachſen ſich am Meeresufer nieder und drangen langſam und allmälig von da aus weiter, bis zuletzt eine große Anzahl von

Britten ſich gegen ſie vereinte, um ſie von dort wieder zu vertreiben. Die Schlacht war heiß und blutig; allein keine Partei konnte ſich rühmen den Sieg davon getragen zu haben und die Schaaren Aellas waren ſo geſchwächt, daß er in die Heimat Boten ſchickte und Hilfsvölker von ſeinen Landsleuten verlangte. Dieſe kamen und nun drangen die Sachſen immer weiter.

Es war da eine Stadt, die noch von den Römern erbaut war, Namens Anderida, und dieſe muſten die Sachſen gewinnen. Sie waren aber unerfahren in der Kunſt Städte zu belagern und deshalb fügten ihnen die Britten manchen Schaden zu; denn weder bei Tag noch bei Nacht waren ſie ſicher vor den Ueberfällen der Britten. Darum ſuchten die Sachſen mit aller Gewalt die Stadt zu gewinnen; aber während ſie die Mauern berannten, kamen ihnen die Bogenſchützen der Britten in den Rücken und ſandten von da aus ihre Pfeile, welche die Sachſen nicht mit der gleichen Gewandtheit zurückwerfen konnten. Wenn ſie dann ſich gegen die Schützen wandten, ſo flohen dieſe ſchneller und behender als die Sachſen in den Wald und vergebens ſuchten dann die letztern ſie hervorzulocken. So kamen der Sachſen viele ums Leben und die übrigen wurden müde und ſehnten ſich um ſo mehr das Ende herbeizuführen. Sie theilten ihr Heer in zwei Abtheilungen, damit wenn die eine ſtürmte, die andere in ihrem Rücken die Bogenſchützen abhalten könnte. So gelang es ihnen endlich nach langem Streite die Stadt zu nehmen und ſie waren ſo erbittert, daß nicht einer der Bürger am Leben blieb. Einige Jahre hernach kannte man nur noch die Stätte, wo die Stadt einſt lag; aber in unſerer Zeit kennt man auch dieſe nicht mehr. Aella aber nannte ſich von da an König von Suſſex und war ein Bretwalda, d. i. Oberanführer der Angeln und Sachſen.

Vorher war ſchon Hengiſt in Kent geſtorben und ſein Sohn Aesc war nach ihm König von Kent. Auf dieſelbe Weiſe aber landeten im Laufe der Jahre noch immer mehr Sachſenhaufen und gründeten ihre eigenen Reiche auf der Inſel, und vergebens verſuchten die Britten dieſen Eindringlingen Widerſtand zu leiſten.

Es ſind aber auch noch andere uralte Sagen von der Ankunft der Angelſachſen in England von einem Schriftſteller Namens Nennius aufbewahrt. Er erzählt, nachdem die Angelſachſen in England angekommen wären, habe Hengiſt ein großes Gaſtmahl veranſtaltet und ſeiner ſchönen Tochter, die Einige Rowena nennen, aufgetragen, ſeinen Gäſten Wein und Bier darzureichen. Da ſei Vortigern von Liebe für die ſchöne Rowena ergriffen und habe durch ſeinen Dolmetſcher den König Hengiſt bitten laßen, er wolle ihm für die Hand ſeiner Tochter Alles gewähren, was Hengiſt fordern möchte und wäre es auch die Hälfte ſeines Königreiches. Da habe ſich Hengiſt erſt mit ſeinen Aelteſten darüber beredet, was er von dem Brittenkönige fordern ſolle, und auf ihren Rath habe er von dem Könige Vortigern ſich das Land Kanthgvaraland ausgebeten, das jetzt Kent heißt und Vortigern habe es ihm bewilligt. Von da an wohnte Hengiſt in Kent.

4. König Arthus und die Tafelrunde.

Unter den Königen der Britten, welche ihr Vaterland gegen die fremden Eindringlinge vertheidigten, iſt der gefeierſte Name der des Arthus oder Arthur und ſeiner Tafelrunde: denn an ſeinen Namen knüpften die ſpäteren Geſchlechter Alles, was ſie Großes und Herrliches von den Kriegsthaten der Britten zu ſagen wußten. Der keltiſche Volksſtamm, zu welchem

die Britten gehörten, fand in ihm einen der letzten und würdigsten Vertreter und darum ſuchten die, welche in den verheerenden Kriegen von dieſem Stamme noch übrig blieben, den König Arthus als den Mittelpunkt ihrer Stammesſagen mit aller Herrlichkeit derſelben zu umkleiden. Zugleich war Arthus Vorfechter des Chriſtenthums gegen die noch heidniſchen Angelſachſen und darum ſtand er in einem doppelten Glanze. In ſeinem Schloße Kaerlleon in Wales, erzählte die Sage, hielt er Hof mit Ginover ſeiner Gemahlin, umgeben von einem glänzenden Hofſtaat der edelſten Ritter und Frauen. Unter dieſen Rittern ſind zwölf die auserleſenen, welche mit Arthus an einem runden Tiſche ſitzen. Zu dieſen zwölf Rittern der Tafelrunde zu gehören, galt für die höchſte Ehre, die einem Ritter widerfahren konnte und deshalb zogen dieſe auf Abenteuer aus, um den höchſten Preis des Ritterthums zu erlangen. Die Beſchreibung der Abenteuer dieſer Helden iſt der Inhalt eines großen Theiles der Rittergedichte, nicht bloß des keltiſchen Stammes in ſeinem letzten Zufluchtsorte Wales, ſondern auch der Franzoſen, ſo wie der Deutſchen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, und die Sagen von Arthus und ſeiner Tafelrunde dauern bis auf den heutigen Tag. Ja das deutſche Volk verdankt den Sagen, die ſich an Arthus anſchließen, zwei Gedichte, die unter die vollendetſten gerechnet werden müßen, welche in deutſcher Sprache verfaßt worden ſind. Das ſind der Parzival von Wolfram von Eſchenbach und Triſtan und Iſolde von Meiſter Gottfried von Straßburg, die beide im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet ſind. Beide Gedichte aber ſtehen in tiefem und ſchneidendem Widerſpruch; denn Wolframs Parzival erzählt uns mit tiefem Ernſte die Thaten und die inneren Erlebniſſe des gefeierten Helden Parzival, der durch den zerfreßenden Zweifel zum Glauben ſich hindurchkämpft, Gott-

frieds Triſtan iſt ein Lebensbild, welches das menſchliche Treiben und Thun in ſeiner Gottvergeßenheit und Sittenloſigkeit mit den blendendſten Farben malt. Darin aber ſind ſich beide Meiſterwerke ähnlich, daß ſie uns zeigen, zu welcher Vollendung und zu welcher Schönheit die deutſche Sprache in jener Zeit erblüht war, als die Hohenſtaufer mit den Päpſten um die Herrſchaft der Welt rangen. Wenn Wolfram uns die dunkeln Tiefen des menſchlichen Gemüths zu enthüllen ſtrebt und in dieſem Streben ſelbſt den Reichthum ſeiner tiefſinnigen Anſchauung offenbart, ſo daß oft die Sprache nicht Ausdrücke genug hat für alle ſeine gedankenreichen Bilder: ſo ſtrömt bei Gottfried die Rede leicht und glänzend dahin in immerwährendem Fluße und niemals fehlt dem Dichter das Wort und immer trifft er das rechte. Mit Dankbarkeit darf wohl der Deutſche dahin blicken, von wo ſeinen Dichtern der Stoff geboten wurde, um zwei ſolche Werke zu ſchaffen.

Nicht bloß die keltiſchen Bewohner Englands, auch die hinüberwandernden Angelſachſen waren reich an Liedern und Sagen, und von ihnen iſt ein großartiges Heldengedicht in angelſächſiſcher Sprache, Namens Beowulf, auch auf unſere Zeit gekommen. Dieſe Lieder und Sagen wurden bei ihnen auf folgende Weiſe erhalten. Wenn bei Gaſtmählern die Fröhlichkeit herrſchte, ſo war es Sitte, daß Alle nach der Reihe die andern Gäſte durch ein Lied erfreuten, das zur Cither geſungen wurde. Dieſe gieng rund um den Tiſch und wenn einer ſie von ſeinem Nachbar empfangen ſollte, erhob er ſich und nahm ſie an und ſang dann ein Lied nach ihrem Klange.

5. Die Vorbereitung zur Bekehrung der Angelſachſen zum Chriſtenthume.

Unter den Britten hatte längſt das Chriſtenthum geblüht; aber die deutſchen Völkerſchaften, die übers Meer dahin gezogen waren, verehrten noch Wodan und die andern heimatlichen Götter. Einmal kamen einige junge Angeln als Gefangene nach Rom und ſtanden dort auf dem Forum, um als Sklaven verkauft zu werden. Da kam der Biſchof Gregorius, welcher einige Jahre hernach zum Papſte gewählt wurde, des Weges daher und bemerkte dieſe Jünglinge, denn ſie fielen ihm auf durch ihr ſchönes Geſicht, ihre weiße Hautfarbe und ihr herrliches Haupthaar, und Alles deutete bei ihnen auf eine vornehme Abſtammung. Auf ſeine Fragen vernahm er, daß ſie aus Brittannien wären; da beklagte er es laut, daß Gott ihnen äußerlich ein ſo ſchönes Antlitz, aber innerlich doch nicht die Gnade des Chriſtenthums geſchenkt habe. Er hörte ferner, daß ſie Angeln genannt würden, da rief er aus: „Und mit Recht heißen ſie ſo, denn ſie haben ein Geſicht wie die Engel (angeli) und ſie ſollten die Miterben der Engel ſein im himmliſchen Reiche.“ Weiter wurde ihm der Name der Landſchaft Deiri genannt, aus der ſie gekommen wären. „Wohl,“ ſprach er, „ſie ſind de ira eruti, dem Zorne entriſſen, und zur Barmherzigkeit Gottes berufen.“ Dann erfuhr er, daß der Name ihres Königs Aella hieße. Darauf ſprach er: „Allelujah, das Lob Gottes ſoll in jenem Lande erſchallen.“

Dann eilte Gregor zum Papſte und bat ihn um die Abſendung von Miſſionen nach dem Lande der Angeln und Sachſen, und erbot ſich ſelbſt mit hinzureiſen, um da das Chriſtenthum zu predigen. Aber der Papſt konnte die Entfernung Gregors nicht geſtatten, und die Römer wollten ihn auch nicht miſſen, darum blieb Gregor in Rom. Aber als er einige Jahre

hernach ſelbſt Papſt ward, da war es eine der erſten ſeiner Handlungen Geſandte hinzuſchicken, welche den Angeln und Sachſen das Evangelium verkünden ſollten. An der Spitze dieſer Miſſionarien ſtand der Abt Auguſtin. Aber kaum waren ſie bis nach Südgallien gekommen, da hörten ſie von der Rohheit und Wildheit des ſächſiſchen Volkes und daß die Sprache desſelben ſo ſchwer zu verſtehen wäre. Darum ſendeten ſie den Abt Auguſtin, der zu ihrem Biſchofe beſtimmt war, wenn ſie von den Sachſen und Angeln günſtig aufgenommen würden, wieder zurück zum Papſte Gregor mit der Bitte, daß dieſer ihnen doch ein ſo mühevolles und gefährliches Unternehmen erlaßen möchte. Aber Gregor gebot die Fortſetzung der Reiſe und ſchrieb ihnen einen Brief zum Troſte. Er ſagte, es wäre noch beßer eine Sache niemals anzufangen, als wieder abzulaßen, nachdem man ſie einmal angefangen hätte; darum ſollten ſie nur getroſt weiter reiſen, es würde ihnen wohl gelingen. Dann empfahl er ſie dem Schutze der fränkiſchen Könige und ließ ihnen Dolmetſcher aus dem Frankenreiche mitgeben; denn damals waren die Sprachen der deutſchen Völkerſchaften noch nicht ſo ſehr verſchieden, daß ſie ſich unter einander nicht hätten verſtehen können.

Dann fuhren die Boten des Chriſtenthumes hinüber und landeten auf der Inſel Thanet, wo zuerſt bei der Einwanderung auch die Angeln und Sachſen gelandet waren. Der Biſchof Auguſtin meldete ſeine Ankunft dem Könige Aethelbert von Kent und bat ihn um gaſtfreundliche Aufnahme. Aethelbert hatte ſchon Kunde vom Chriſtenthum; denn ſeine Frau Bertha war aus dem fränkiſchen Reiche und hatte einen Biſchof, Liudhard mit Namen, mit dahergebracht. Dieſer aber bezieng ohne alle Hinderung den Gottesdienſt in der Kirche zu Canterbury, die noch aus den Zeiten der Römer dort erhalten war.

Aethelbert aber fürchtete, daß dieſe fremden Prieſter ihn durch Zauberkünſte umſtricken möchten und waffnete ſich deshalb mit den Mitteln, die ſein Volk gegen die Zauberer gebrauchte, und alsdann erſt empfieng er unter freiem Himmel ſitzend die Abgeſandten der römiſchen Kirche. Zwar ſchien ihm die Predigt der Fremden und ihr Gottesdienſt ſchön zu ſein, aber er wollte darum dem Glauben ſeines Volkes nicht entſagen; jedoch erlaubte er den Ankömmlingen in ſeiner Stadt Canterbury zu predigen und zu taufen, ſoviel ſie es vermöchten. Es dauerte nicht lange, da ließ auch Aethelbert ſelbſt ſich taufen und erbaute in Canterbury noch eine neue Kirche und beſchenkte ſie reich mit liegenden Gütern. Gregor hatte dieſe Nachricht mit Freuden vernommen und dankte Gott, daß die Sprache jener Völker, welche bis dahin nur heidniſchen und barbariſchen Zwecken gewidmet war, nunmehr zum Lobe Gottes das Alleluja ſänge.

Von da an begann allmälig ein anderes Leben der Angeln und Sachſen; denn ihre Seeräuberei hörte auf und ſie wandten ſich friedlichern Beſchäftigungen zu. Auguſtinus, der nun Erzbiſchof von Canterbury geworden war, ſuchte auch Frieden und Freundſchaft mit den chriſtlichen Prieſtern der Britten zu ſtiften. An der Grenze von Weſtſex kamen die Geiſtlichen von beiden Seiten unter einem Baume zuſammen, der zur Erinnerung daran Auguſtinseiche, d. i. die Auguſtinuseiche genannt ward. Aber dennoch mislang das Unternehmen des Auguſtinus und zwar durch ihn ſelbſt; denn er trat den Biſchöfen der Britten allzu hochmüthig entgegen und verlangte von ihnen, daß ſie ſeinen Willen thun ſollten und daran ſcheiterte die Vereinigung. Aber die Kirche der Angeln und Sachſen blühte fortan, zumal da auch an andern Stellen die Bekehrer lanteten und das Chriſtenthum predigten. Zwar war noch Aethelberts

Sohn wieder ein Heide und verfolgte alle, die ſich zum Chriſtenthume bekannten; aber dennoch ſchritt das Chriſtenthum immer weiter fort und kam von Kent aus auch bald zu den anderen Reichen der Angeln und Sachſen.

6. Wie das Chriſtenthum zu den Angeln kam.

Im Anfange des ſiebten Jahrhunderts war Edwin König der Angeln und hatte Aethelberge, eine Tochter Aethelberts von Kent geheirathet. Sie war eine Chriſtin, wie ihr Vater; aber ihr Gemahl hieng noch den Göttern ſeiner Väter an und weder Aethelberge, noch der Biſchof Paulinus, den ſie mitgenommen hatte, konnte ihn völlig überzeugen und dahin bringen, daß er das Chriſtenthum annähme. Darum wandte ſich Paulinus nach Rom und bald ſchickte der Papſt Briefe und koſtbaren Schmuck an Edwin und Aethelberge, um ihn zu überreden. Allein wenn Edwin auch nicht abgeneigt war, ſo bedachte er doch die Schwierigkeiten und Gefahren eines ſolchen Schrittes, da das Volk der Angeln das Chriſtenthum nicht wollte. Einſt ſtellte ein Mörder dem Könige nach dem Leben, an demſelben Tage, wo ihm eine Tochter geboren war. Aber Lilla, einer der Höflinge des Königs, warf ſich vor ihn, als ſchon der Mörder den Streich führte, und ward ſtatt ſeines Königs getödtet. Da gab Edwin den Bitten des Biſchofs Paulinus nach, der ihn bat, zum Andenken an dieſe Rettung ſeine Tochter dem Chriſtenthume zu weihen. Der König zeigte dadurch ſeine Bereitwilligkeit; aber noch immer that er ſelbſt nicht über; nur gelobte er dem Biſchofe Paulinus, daß er es nochmals reiflich überlegen wollte, wenn ihm im Kampfe mit dem Könige von Weſſex der Sieg verbliebe; denn es war gerade ein Krieg mit dieſem ausgebrochen.

Edwin zog in den Streit und der Sieg ward ihm zu

Theil. Er kehrte heim und ſann nun darüber nach, ob er Chriſt werden ſollte oder nicht. Paulinus aber erinnerte ſich an ein Ereigniß im Leben des Königs und gedachte dieß zu benützen, um Edwin zum Entſchluße zu bringen. Dieß Ereigniß aber war folgendes. Als dieſer einſtmals vor einem der angliſchen Könige, Namens Aethelfrick hatte flüchten müßen, hatte er ſich unterwegs in der Stille der Nacht einſam auf einen Stein niedergeſetzt. Da war es ihm, als träte eine unbekannte Geſtalt zu ihm heran und begrüßte ihn und ſpräche zu ihm: „Ich weiß, wer du biſt und weiß, weßhalb du trauerſt; aber ſage mir, welchen Lohn verheißeſt du dem zu geben, welcher dich befreit von der Beſorgniß, in der du jetzt ſchwebſt, und für dich eine gute Aufnahme bei Redwald auswirken will, denn zu dieſem fliehſt du ja und willſt ihn um Aufnahme bitten.“ Als nun Edwin geantwortet hatte, daß er Alles was er nur hätte und geben könnte, dafür zum Lohne verheißen würde, fuhr der Unbekannte fort: „Wie nun aber, wenn er auch in Wahrheit dir weiſſagt, daß alle deine Feinde dir unterliegen ſollen und daß du nicht bloß deinen väterlichen Thron ganz wieder gewinnen wirſt, ſondern auch Alle, die vor dir Könige der Angeln geweſen ſind, an Macht übertreffen ſollſt?“ Edwin erwiderte, daß er auch einem ſolchen Heilsverkündiger nach ſeinen Kräften die erwünſchte Botſchaft vergelten würde. Darauf ſprach der Unbekannte zum dritten Male: „Wenn er aber dir einen beſſern Weg deines Heiles und deines Lebens vorſchläge, als den jeder deiner Vorfahren bis jetzt gewandelt iſt, würdeſt du auch da ihm folgen?“ Edwin zauderte nicht zu antworten, daß er einem ſolchen Manne in allen Dingen willfahren würde. Als der Unbekannte dieß Verſprechen vernommen hatte, legte er dem Könige die Hand aufs Haupt und ſprach: „Wenn dieß Alles, was ich dir geſagt habe, ſo wird eingetroffen ſein, dann

erinnere dich dessen, was wir hier gesetzt und sei nicht säumig das auszuführen, was du jetzt versprichst." Und mit diesen Worten war der Unbekannte verschwunden. Sobald aber dieß geschehen war, kam ein befreundeter Mann des Weges daher und lud den König ein mit ihm zu gehen und sich auszuruhen und führte ihn hernach zu Redwald, dem Beerwalda (König) der Westsachsen, der Edwin aufnahm und ihm weder selbst ein Leides zufügte, noch ihn seinen Feinden auslieferte. So war Edwin in Sicherheit und wartete ruhig ab, bis sein Feind Aethelfried gestorben war. Nach dessen Tode kehrte er heim und wurde König der Angeln.

Dieses Ereigniß war dem Paulinus genau bekannt und er gedachte es nun zu benutzen, um den König zum Entschlusse zu bringen. Als dieser einst, wie er damals nach dem Siege über den König von Wessex zu thun pflegte, in dunkler Nacht gedankenvoll da saß und hin und her erwog, ob er nun zum Christenthume übertreten sollte oder nicht, trat Paulinus leise zu ihm heran, legte ihm die Hand auf's Haupt, um zu erforschen, ob der König dieß Zeichen wieder erkennen würde. Der König erkannte den Bischof Paulinus nicht, sondern warf sich ihm zitternd zu Füßen. Da hob Paulinus ihn auf und sprach im freundlichen Tone zu ihm: „Sieh, du bist gerettet aus den Händen der Feinde, die damals dich betrieben: du hast das Reich erhalten, das du damals begehrtest: so erinnere ich dich denn daran, daß du nicht mehr verschieben mögest das zu halten, was du damals versprochen hast. Wie Gott dich von deinen zeitlichen Leiden befreit hat, so wird er dich auch von den ewigen erretten und dich seiner Seligkeit theilhaftig machen. Darum bekenne dich zum Christenthum."

Der König Edwin versprach nun, daß er dieß thun wolle: aber vorher wolle er noch mit seinen Freunden und

Rathen und allen Vornehmen des angelsächsischen Volkes sich beraten, damit, wenn sie mit ihm übereinstimmten, alle zugleich dieselbe Weihe der Taufe empfangen könnten. Er berief nun einen großen Rath aller Großen in seinem Reiche Northumberland, um sie zu befragen, was sie von der neuen Lehre der Christen hielten. Da erhob sich zuerst der oberste Priester des Heidenthums, der Coifi hieß, und sprach Folgendes: „Sieh selbst, o König, wie es mit der neuen Lehre beschaffen ist: ich aber will die von unserer bisherigen Gottesverehrung sagen, daß sie überhaupt keine Kraft haben kann. Denn Niemand von allen, die sie gehörten, hat mit größerem Eifer dem Dienste der Götter obgelegen, als ich; demnach sind Viele, welche größere Geschenke und höhere Würden von dir empfangen haben als ich. Wenn aber die Götter etwas vermöchten, so würden sie doch eher mir gnädig gewesen sein, da ich ihnen eifriger gedient habe. Wenn nun alle die Lehre, welche jene Christen uns predigen, sich nach deiner Prüfung als besser und klarer erweist, so wollen wir sie ohne Zaudern annehmen.“ Dem stimmten die Andern bei und Coifi bat nun, daß Paulinus ihnen eine Predigt halten möchte, damit sie daran erkennten, wie es mit der neuen Lehre beschaffen wäre. Als Paulinus geendet hatte, sprach Coifi: „Nun erkenne ich klar, daß in dieser Predigt die Wahrheit offenbar wird, welche uns zum Heile gereichen muß.“

Alsdann ward ein Tag zur Taufe bestimmt; aber es entstand nun die Frage, wer die Altäre und Tempel der Götter zerstören sollte. Da sprach Coifi: „das will ich thun; denn weil ich sie am meisten verehrt habe, so liegt es auch mir am meisten ob, die Nichtigkeit dieser Verehrung zu beweisen.“ Er bat den König, daß er ihm seine Waffen geben möchte. Dann bestieg er das Roß des Königs, obwohl es nach den Gesetzen

des Heidenthums dem Priester nicht gestattet war zu reiten und Waffen zu tragen. Mit dem Schwerte umgürtet und mit der Lanze in der Hand ritt er auf den Tempel zu, während der dabei stehende Volkshaufe meinte, Coifi wäre wohl nicht recht bei Sinnen. Als aber Coifi dem Tempel nahe genug gekommen war, schwang er die Lanze und warf sie gegen den Tempel, alsdann befahl er seinen Genossen Feuer anzulegen und das Gebäude mit Allem, was daran hieß und dazu gehörte zu verbrennen. Da geschah es und der Ort, wo dieß sich ereignete, liegt nicht weit im Osten von der Stadt York. Paulinus aber wurde Bischof von York.

Der Friede und die Ruhe in Edwins Reiche sicherte die Ausbreitung des Christenthums; denn man sagte, unter seiner Regierung könne eine Frau mit einem Säuglinge von einem Meere zum andern ungefährdet ziehen. Der König ließ Brunnen an der Heerstraße graben und Becher zum Gebrauche der müden Wanderer daneben hängen; aber keine Hand als die dankbare des durstigen Wanderers wagte sie zu berühren; denn solche Zeiten waren im Northumberlande.

7. Der Tod des Königs Siegbert von Ostangeln.

Als Edwins Bemühungen für das Christenthum in seinem Reiche nördlich vom Humberfluße bereits großen Erfolg hatten, war das Land der Ostangeln noch ganz der alten Verehrung der Götter ergeben geblieben. Damals aber kam Siegbert aus der Verbannung zurück, welcher durch den vorigen König aus seiner Heimat vertrieben war. Er war lange im Reiche der Franken gewesen und dort im Christenthum unterrichtet. Als nun nach seiner Rückkehr die Ostangeln ihn zu ihrem Könige machten, weil er aus königlichem Geblüte war, bemühte er sich seine Landsleute der Segnungen der neuen Re-

ligion theilhaftig werden zu laßen. Er gründete Kirchen und ſtiftete eine Schule, aus welcher im Laufe der Jahrhunderte die Univerſität Cambridge erwuchs. Nachdem aber der König ſeine Bemühungen mit Erfolg gekrönt geſehen hatte, ward er der Herrſchaft überdrüßig. Er beſchloß ſie niederzulegen und in der Stille eines Kloſters ruhiger Beſchaulichkeit zu leben. Obwohl der König Penda von Mercia ſein Land mit Krieg zu überziehen drohte, ſo vermochte das doch nicht, ihn von ſeiner Neigung abzuziehen, ſondern er überließ ſeinem Bruder Egrike die Vertheidigung des Landes. Dieſer aber ward geſchlagen und die Oſtangeln verlangten mit Ungeſtüm ihren König Siegbert wieder. Sie klopften an die Thüre ſeines Kloſters und als Siegbert ſich weigerte, zogen ſie ihn faſt mit Gewalt hervor, und flehten ihn an, daß er nur durch ſeine Gegenwart ſein Heer ſtärken möchte; denn unter ſeinen Augen würden ſich die Oſtangeln nicht fürchten. Da gab Siegbert nach; aber er wollte keine andere Waffe tragen als ſeinen Stab. Auf dieſen geſtützt ſtand er allein ruhig und unbewegt im Kampfgewühl und war den Seinen ein mächtiger Sporn der Tapferkeit. Aber die Mercier ſtürmten heran und errangen den Sieg und Siegbert und Egrike wurden mit einer großen Anzahl der Oſtangeln erſchlagen. Dennoch nahm der Sieger Penda das eroberte Reich nicht in Beſitz, ſondern er begnügte ſich ſeine Gegner beſiegt zu haben und ließ es zu, daß die Oſtangeln einen anderen Mann aus dem Geſchlechte Siegberts zum Könige über ſich ſetzten. Darum giengen auch die Beſtrebungen Siegberts mit ihm nicht unter; denn ſein Nachfolger ſetzte das Werk fort und bald war ganz Oſtangeln dem Chriſtenthume gewonnen.

8. Oswald.

Der gewaltige Heidenkönig Penda aber ruhte damit noch nicht, ſondern er überzog auch Eadwin, den König von Northumberland und erſchlug ihn im Treffen. Faſt ſchien es, als wenn das Chriſtenthum da wieder untergehen ſollte; denn es regierten nun wieder zwei heidniſche Könige in Northumberland. Aber ihre Herrſchaft dauerte nur ein Jahr, da wurde Oswald König, deſſen Mutter eine Schweſter Eadwins war und Oswald führte den Sieg des Chriſtenthums durch. Sobald Oswald König geworden war, kam Ceadwalla, der letzte König der Britten, gegen ihn heran. Aber Oswald errichtete ein Kreuz als Zeichen des Chriſtenthums, und trat dann dem ergrauten Helden Ceadwalla entgegen, der in ſechzig Treffen Sieger geweſen und darum den Britten für unüberwindlich galt. Nun aber war ſeine Stunde gekommen; denn gleich im Anfange des Treffens fiel er und beſtürzt durch dieſes Unglück wandten ſich die Seinigen zur Flucht. Es war der letzte Verſuch; denn Oswald unterwarf ſie völlig und ward nun Bretwalda, d. i. Oberkönig der Angeln, der Britten und eines großen Theiles der Pikten und der Schotten.

Aber der Sieger war nicht bloß ein thatkräftiger Held, er war zugleich auch mild und gütig und bald gaben ihm die unterworfenen Britten den Beinamen Saniqwin, d. i. die gütige Hand. Oswald war ſtreng gegen ſich ſelbſt und die Mächtigen ſeines Reiches; aber freundlich und wohlgeſinnt gegen die Armen und Unterdrückten. Er gründete Kirchen und Schulen und ſeine Länder blühten unter ſeiner Herrſchaft, und von da an verſchmolzen die verſchiedenen Völker ſeines Reiches zu einem einzigen. Noch lange nach ſeinem Tode prieſen ihn die Völker, und als einſt eine Peſt ausbrach, hörte ſie auf an Oswalds Todestage.

Aber ſein Leben war nicht von langer Dauer; denn noch lebte der gewaltige Heidenkönig von Südhumbrien oder Mercia, der unermüdliche Penda und bereitete auch Oswald das Verderben. Penda zog heran und Oswalt fiel im Treffen, nachdem er erſt acht und dreißig Jahre alt geworden war und acht Jahre regiert hatte. Sein Volk aber verlangte, daß man die Dauer ſeiner Regierung auf neun Jahre ſetzen ſollte, damit das Andenken an ſeinen Vorgänger erlöſchen und Oswald als der Nachfolger Edwins gelten möchte.

Nicht lange hernach fand Oswald ſeinen Rächer. Der übermüthige Penda war nicht zufrieden, daß die Northumbier ihm jährlich Tribut verhießen, er forderte immer mehr und drang wiederum raubend und plündernd über den Humberfluß vor. Da ſprach Oswin: „Wenn der Heide unſere Gabe nicht zu ſchätzen weiß, ſo wollen wir ſie dem opfern, der ſie würdigt, unſerem Gott und Herrn.“ Alsdann gelobte er Kirchen und Klöſter zu bauen, wenn ihm der Sieg verliehen würde.

Am Fluße Winwaed, der jetzt Broad Are heißt, nicht weit von Leeds trafen die Heere auf einander. Der Strom war von Regengüßen hoch angeſchwollen, aber Penda gieng mit ſeinen Schaaren hinüber und der Kampf begann. Penda fiel und ſeine beſten Heerführer mit ihm, da wandte ſich das Heer von Mercia zur Flucht; aber Oswin und die Seinen verfolgten ſie und erſchlugen ihrer viele und noch mehr ertranken in dem hoch angeſchwollenen Strome. Das geſchah im Jahre 654 und von da an wandten ſich auch die Sachſen dem Chriſtenthume zu.

9. Egbert von Weſſex, der erſte König von England.

Egbert war der Sohn des Königs Alimud von Weſſex; aber er ſelbſt hatte keine ſichere Zufluchtsſtätte in ſeinem Va-

terlande, ſondern muſte als Jüngling über das Meer zu den Franken fliehen, um nur ſein Leben zu retten vor den Feinden ſeines Vaters. Dreizehn Jahre lang lebte Egbert am Hofe Karls des Großen, dann ſtarb der König von Weſtſex und die Freunde Egberts luden ihn zur Rückkehr ein, da er nun ſein Reich ſich ſichern könne. Darum zog Egbert hinüber und ward freudig aufgenommen. Zur ſelben Zeit war das Heer des Königs von Mercia geſchlagen und dieſe Siegesfeier vereinte ſich mit dem Jubel der Krönung.

Sobald Egbert ſeine Macht befeſtigt hatte, berief er eine Reichsverſammlung nach Wincheſter und ſchlug vor den Namen der ganzen Inſel nach dem Namen der Angeln Anglia, d. i. England zu benennen; denn im Laufe der Zeit hatte der Stamm der Angeln ſich immer mehr ausgedehnt und ihr Name war vielfach für die Bewohner der Inſel gebräuchlich geworden. Den Namen der Sachſen vermieden ſie, weil man ſie dann mit den Sachſen jenſeit des Meeres hätte verwechſeln können, die Karl der Große bezwungen hatte. Egbert hatte bei Karl dem Großen mancherlei gelernt, und wie dieſer ſeine Herrſchaft über alle deutſche Stämme des Feſtlandes ausgedehnt hatte, ſo wollte ſich auch Egbert alle Völkerſchaften der Inſel unterwerfen. Aber es verzieng darüber lange Zeit; denn länger als das Viertel eines Jahrhunderts regierte Egbert nur über das kleine Königreich Weſtſex, neben dem Mercia das mächtigſte Land der Inſel war. Dieſes aber bedrängte die anderen kleinen Reiche und der König von Oſtangeln kam zu Egbert und bat ihn um Hilfe gegen den Uebermuth Mercias. Zwar ſchien es anfangs, daß das Geſchick ſich gegen Weſtſex wenden wollte; denn die Mercier drangen weit vor; aber da trafen die Heere aufeinander bei Ellendune. Es war ein heißer, blutiger Kampf, ſo daß der Bach Ellendune roth ward von dem

vergossenen Blute; aber nach langem Streite flatterte die Fahne der Sachsen mit dem Drachenbilde in der Mitte siegreich auf dem Schlachtfelde. Viele Große und Angesehene waren gefallen, unter ihnen Bernewolf, zu dessen Andenken man noch später das angelsächsische Lied sang:

Elendune, Elendune, the land is fulle rede
Of the blode of Bernewolf, ther he tóke his dede.

D. h. Elendune, Elendune, das Land ist voll der Sage
von dem Blute Bernewolfs, da er seinen Tod empfieng.

Nachdem Egbert den mächtigsten Staat Englands sich unterworfen, drang er rasch nordwärts vor und unterwarf sich die anderen Reiche. Zwar ließ er die Könige derselben bestehen; aber sie mußten ihn als ihren Oberlehnsherrn anerkennen. So herrschte Egbert als der erste König von England und fortan giengen auch alle Völkerschaften des Landes in das eine Volk der Angelsachsen auf.

Aber es that Noth, daß die Zerstückelung Englands in viele kleine Reiche, die unter einander sich zerfleischten, endlich aufhörte; denn es war ihnen allmälig ein gefährlicher Feind herangewachsen, der die ganze Kraft aller Angelsachsen erforderte. Das waren die Nordmannen, welche aus dem unbekannten Dunkel ihrer Heimat raubend und plündernd Jahrhunderte lang die Küsten Europas heimsuchten, und seit Egbert bestehen die Thaten der Könige Englands bis auf den größten seiner Könige, den herrlichen Aelfred, nur in der Abwehr der Nordmannen. Egbert starb im Jahre 836.

Von da an hören wir den Namen der Britten nicht mehr für ein besonderes Volk; sondern sie verschmelzen so mit den

Angelſachſen, daß in ſpäterer, wie in unſerer Zeit der Name eines Britten oder Engländers gleichbedeutend iſt. Eine Anzahl Britten hatte ſich ſchon früh nach der Halbinſel des Frankenreichs begeben, die von ihnen den Namen Bretagne führt, ein anderer Theil hielt ſich noch lange in dem gebirgigen Wales. Aber in der Länge der Zeit ſind ſie alle mit den anderen Einwohnern des Landes verſchmolzen und der keltiſche Stamm, von welchem das Volk der Britten herſtammte, iſt dort nicht mehr unvermiſcht zu finden. Dieß iſt eher der Fall in Irland, deſſen hauptſächlichſte, faſt die ganze Bevölkerung von den Kelten abſtammt. In unſerer Zeit ſcheint ſich auch hier das Schickſal der keltiſchen Stämme zu erfüllen, denn auch ſie muß weichen vor dem welterobernden Stamme der Angelſachſen. Einestheils kommt dieß Zurückweichen von der Unterdrückung, welche die Angelſachſen gegen die Kelten noch jetzt ausüben, anderntheils aber und hauptſächlich von der größern ſittlichen Kraft des angelſächſiſchen Stammes.

10. Aelfred der Große.

Egbert, der zuerſt alle Königreiche Englands unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, hatte zwei Söhne, von denen Aethelſtan zum Könige, Aethelwolf aber für die Kirche erzogen wurde. Aber als der ältere Bruder ſtarb, muſte doch der milde und friedliebende Aethelwolf die Regierung übernehmen. Er hatte mit ſeiner Frau Oſburga fünf Söhne, deren jüngſter der Liebling beider Eltern war. Sein Name war Aelfred und er war im Jahre 849 geboren. Weil Aethelwolf den Knaben um der herrlichen Gaben ſeines Leibes und ſeiner Seele willen über Alles liebte, ſo gedachte er ihm im zarten Alter diejenige Segnung zuzuwenden, welche die Menſchen ſeiner Zeit über Alles hoch ſchätzen, nachdem zuerſt der König Karl der Große ſich

vom Papſte in Rom zum Kaiſer hatte krönen laßen, nämlich die Salbung durch den Papſt. Mit dem erſt fünfjährigen Knaben fuhr der Vater über das Meer und zog mit ihm weiter bis über die Alpen nach Rom. Dort hatte der Papſt Leo ſeine Freude an dem herrlichen Knaben und ſalbte und krönte ihn auf die Bitte ſeines Vaters.

Dann kehrte Aethelwolf mit ſeinem Sohne wieder heim und verweilte auf der Rückkehr längere Zeit am Hofe Karls des Kahlen in Frankreich. Er verheirathete ſich zum zweiten Male mit deſſen Tochter Judith und brachte dieſe mit nach England. Aber Osburge, die Mutter Aelfreds lebte noch und hatte nach wie vor Einfluß auf ſeine Erziehung. Sie liebte die alten Lieder und Heldengeſänge des Volkes der Angelſachſen und lehrte ſie ihrem kleinen Aelfred, der ſie mit großer Aufmerkſamkeit vernahm. Einſt traten ihre Söhne zu ihr und fanden ihre Mutter leſend, da ſprach ſie zu ihnen: „Demjenigen von euch will ich dieß Buch ſchenken, der es zuerſt auswendig lernt!“ Da erwachte in dem Knaben Aelfred die Begierde leſen zu lernen und als er das Buch beſah, lockten ihn die ſchönen, großen Anfangsbuchſtaben und er hätte das Buch um jeden Preis gern das ſeinige genannt. Darum fragte er noch einmal, ob es denn wirklich Ernſt ſei, daß derjenige das Buch erhalten ſollte, der es zuerſt ihr vorleſen könnte, und als ſie ihm ſeine Frage bejahte, war Aelfred ſchnell entſchloßen und legte bald den Grund in ſich zu denjenigen Kenntniſſen, welche ihn ſpäter über alle ſeine Zeitgenoßen erhoben.

Nicht minder aber übte ſich Aelfred in den Waffen und es kam die Zeit heran, wo ihm dieſe Uebung ihre Früchte tragen muſte. Denn um jene Zeit brachen alljährlich die Nordmannen ein, die man in England Dänen nannte, und verheerten das Land mit entſetzlicher Grauſamkeit. Ihre Schiffe waren

nur klein, aber deſto zahlreicher, ſo daß oft eine Flotte von dreihundert Schiffen zuſammen auf einen Raubzug ausgieng. Denn Rauben und Plündern war für ſie die ehrenvollſte Beſchäftigung, ſie verachteten den Mann, der auf dem Bette ſtarb; denn nur der Schwerttod, ſagten ſie, iſt des Mannes würdig, und ihre größte Kraft zeigten ſie darin, unter quälenden Wunden lachend zu ſterben. Dieſelbe Grauſamkeit, die ſie ſtandhaft zu erdulden vermochten, zeigten ſie auch gegen Andere und nicht zufrieden damit, ihre unſchuldigen Opfer zu berauben und zu morden, quälten ſie ſie auch auf ausgeſuchte Weiſe. Sie drangen tief hinein in die Länder; denn ihre Schiffe waren klein, und wie ſie mit ihnen auf der ſtürmiſchen See der Wuth der Wellen trotzten, ſo fuhren ſie mit ebendenſelben Fahrzeugen die Ströme hinauf bis tief in das Land und wenn ſie an eine Stelle kamen, wo das ſeichte Waßer ſie nicht mehr tragen konnte, ſo hoben ſie ihre Schiffe auf und trugen ſie hinüber. Dasſelbe geſchah auch, wenn ſie aus einem Fluße in den andern wollten, auch dann trugen und ſchleppten ſie ihre leichten Fahrzeuge über das Land. Wo ſie nahten, da gieng Schrecken vor ihnen einher; denn ihre Wuth war nicht zu verſöhnen. Sie wollten nicht herrſchen, nicht Land ſich erwerben, wie es vordem doch die wandernden Stämme gewollt hatten, vor denen ſich die Menſchen fürchteten: denn ruhige Niederlaßung im eroberten Lande war gegen ihre Gewohnheit, ſie wollten nur rauben und nach dem Raube auch noch zerſtören. Darum bewahren noch bis auf den heutigen Tag alle Küſten der weſteuropäiſchen Länder grauenvolle Erinnerungen an die Nordmannen und nicht bloß die Küſten, ſondern Städte, wie Paris und Köln ſind manchmal von den entſetzlichen Nordmannen heimgeſucht worden.

Zur Zeit von Aelfreds Jugend brachen dieſe Nordmannen

alljährlich in England ein und verheerten was sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Wenige Jahrhunderte waren erst vergangen, als auch die Sachsen durch ihre Räubereien dieser Art sich den Küstengegenden furchtbar gemacht hatten; aber sie hatten in ihrer neuen Heimat den Einfluß erfahren, welchen der Ackerbau auf die Gesittung der Menschen ausübt und zugleich hatte das Christenthum die alten Gewohnheiten gebrochen und sie das als unrecht erkennen laßen, was ihren Vorfahren und deren Sinnesgenoßen als das verdienstlichste Werk galt, Raub und Plünderung. Mit der wachsenden Gesittung geht aber auch zu oft nicht bloß die Uebung in den Waffen, sondern auch zugleich die Fähigkeit und Bereitwilligkeit dazu unter, und darum drängten sich die Angelsachsen nicht zum Kampfe, wie die Nordmannen, deren Fest es war, sondern sie vertheidigten sich nur, wenn die Noth sie zwang gegen die übermüthigen Feinde aufzutreten. Dafür musten sie dann oft bitter büßen. Namentlich war ein König der Dänen, Namens Inguar, ein Mann, vor dessen Namen die Engländer schon erschrecken musten. Als er den König Edmund in seine Gewalt bekam, forderte er von diesem, daß er sich vom Christenthume lossagen sollte. Aber Edmund weigerte sich dessen, da ließ ihn Inguar an einen Baum binden, ihn erst schlagen und dann mit Pfeilen nach ihm schießen. Auch da noch blieb Edmund standhaft und unerschüttert, bis Inguar zuletzt aufgebracht und ermüdet durch diese Festigkeit ihm das Haupt abschlagen ließ. Dafür wurde Edmund in der Sage und im Liede verherrlicht und seine Verehrung hat viele Jahrhunderte überdauert.

Aelfreds vier ältere Brüder stritten muthig gegen diese entsetzlichen Feinde; aber einer nach dem andern erlag in diesem Kampfe, bis zuletzt, woran bei seiner Geburt kaum zu denken gewesen, Aelfred im Alter von zweiundzwanzig Jahren nach

dem Wunſche des geſammten Volkes auf den Thron berufen wurde. Denn wenige Monate vor dem Tode Aethelreds, des letzten ſeiner Brüder, hatte Aelfred in dem Treffen bei Aescesdun ſich die Bewunderung und die Liebe aller Sachſen erworben. Es war an einem Sonntag und die Heiden rückten ſchon in ihre Schlachtordnungen, da gieng Aethelred noch in die Kirche, um dem Gottesdienſte beizuwohnen. Vergebens baten ihn ſeine Anführer, daß er doch für dieß Mal den Beſuch der Kirche aufſchieben möchte, Aethelred erwiderte, daß Nichts ihn vom Gottesdienſte abhalten könnte und daß er, bevor die Meſſe geendigt ſei, den Ort nicht lebendig verlaßen würde. Da warf ſich Aelfred, der die andere Heeresabtheilung anführte, mit kühnem Jugendmuthe auf die Feinde, die den Angriff noch nicht erwarteten, und brachte ſie in Verwirrung. Zwar leiſteten ſie noch einige Zeit hindurch Widerſtand, weil Aelfreds Hauſe zu klein war; aber als nun auch Aethelred nach Beendigung der Meſſe mit ſeiner Schaar nachrückte, konnten die Dänen das Feld nicht mehr behaupten, ſondern ſuchten in wilder Flucht ihr Heil. Bald darauf wurden die Dänen, die durch andere Züge verſtärkt waren, noch einmal geſchlagen; aber Aethelred wurde verwundet und ſtarb im Jahre 871. Da ward Aelfred König.

Er weigerte ſich erſt die Krone anzunehmen, bis die Bitten der Angelſachſen erſt nach Monatsfriſt ihn dazu vermochten. Trotz ſeines Jugendmuthes ſchlug er die Gefahren der Dänen nicht geringer an, als ſie wirklich waren, und gedachte wohl auch ſeiner Krankheit, die ihn oft unerwartet erfaßte. Denn im Jünglingsalter hatte ihn einmal ein ſchmerzhaftes Uebel ergriffen, deſſen Urſprung und Weſen den Aerzten ſeiner Zeit unbekannt war und gegen das ſie vergebens ihre Mittel verſuchten. Nach einigen Jahren ſchien es ihn verlaßen zu haben; aber

als er ſich im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens verheirathete, brach auf einmal am Hochzeitstage wieder das ſchmerzhafte Uebel aus. Von da an kehrte der Schmerzenanfall faſt bis an ſein Lebensende hindurch täglich wieder, und nur Aelfreds mächtiger Geiſt konnte dieſe Schmerzen ſo überwinden, daß er dabei an Leib und Seele immerfort für den Erſten ſeines Volkes gehalten werden muſte. Denn an Uebung und Geſchicklichkeit in den Waffen war ihm ebenſo wenig ein Mann ſeines Volkes gleich, als in der Wiſſenſchaft und allen Kenntniſſen ſeiner Zeit.

Während Aelfred die Leiche ſeines Bruders nach Winburn in die Gruft begleitete, drangen wiederum die Dänen ſo vor, daß Aelfred von dieſem Zuge ablaßen muſte, um ihnen mit einer kleinen Schaar entgegentreten zu können. Er beſiegte die Dänen und traute ihren Verſprechungen, daß ſie fortan ſich friedlich und ruhig verhalten wollten: aber vergebens, denn weder an ein einfaches, ſchlichtes Verſprechen banden ſich die Dänen, noch an Geiſel und Eid. Alljährlich kamen wieder neue Schaaren nach und dieſe hielten ſich durch die Verſprechungen der Andern nicht verpflichtet. Darum kam Aelfred auf die Gedanken, lieber mit den Dänen auf dem Waßer zu kämpfen, als ſich ihnen erſt nach ihrer Landung entgegen zu ſtellen. Er erinnerte die Angelſachſen daran, daß auch ihre Vorfahren gewandt und mächtig zur See geweſen waren, und forderte ſie auf, in allen Häfen Schiffe zu bauen, damit ſie mit ihnen die Mündungen der Ströme bewachten, und die Dänen zu ſchlagen, bevor ſie noch ins Land gekommen wären. Dieß gelang auch und eine ganze Flotte der Dänen wurde vernichtet. Während dieß im Weſten, in Weſſex geſchah, fiel eine andere Dänenſchaar unter ihrem Anführer Hubbas im Norden in England ein. Aber auch ſie erlitt eine ſchwere Niederlage und der Sieg

der Angelſachſen war um ſo unheilbedeutender für die Dänen, weil dieſe ihre Fahne verloren hatten. In dieſe Fahne hatten die drei Schweſtern des ſchrecklichen Ingvar und Hubbas den Vogel Odins gewebt, einen Raben, den die Dänen für lebend anſahen und auf den ſie die Blicke richteten, wenn eine Unternehmung ſie lockte. Schien der Rabe zu flattern oder die Flügel zu heben, ſo bedeutete es Heil und Sieg für die Dänen; wenn er ſie aber ſenkte, ſo ſtand ihnen Unglück bevor.

Aber dennoch kam das Unglück über Aelfreds Haupt. Sein Heer wurde wiederholt geſchlagen und er muſte mit wenigen Begleitern in den Sümpfen und Marſchen der Grafſchaft Somerſet ſeine Zuflucht ſuchen. Viele der Angelſachſen flohen übers Meer in andere Länder, noch andere hielten es mit den Dänen und verließen ihren König, der mit ſeinen wenigen Getreuen jedem Zufall ausgeſetzt war und ſelbſt durch Liſt oder Gewalt ſich den nothdürftigſten Unterhalt erwerben muſte. Einmal hatte er bei einem Kuhhirten ſichere Zuflucht gefunden. Eines Tages ſaß er am Heerde desſelben und ſchnitzte Bogen und Pfeile. Die Hausfrau aber, welcher keine Ahnung von ihrem hohen Gaſte inwohnte, hatte ihm anbefohlen, auf das Brot zu achten, das ſie buk und welches ſie an das Feuer geſetzt hatte. Aber Aelfreds Gedanken blieben nicht beim Brote, ſondern ſchweiften hinaus ins Weite und er ſann auf Mittel ſein Volk zu ſchützen gegen die Dänen; da fieng das Brot an zu brennen und die geſchäftige Wirthin gewahrte es und ſah den Aelfred ruhig daneben ſitzen. Zornig rief ſie ihm zu: „Du thörichter Menſch, ſiehſt du nicht das Brot brennen, deſſen Sorge ich dir befahl! Freilich, du verſchlingſt es lieber, wenn es gar iſt.“

Ein anderes Mal, erzählt die Sage, ſaß Aelfred allein im Hauſe, während ſeine Begleiter auf den Fiſchfang ausgegangen

waren, und las in den Geſchichten ſeines Stammes und Landes. Da klopfte ein Bettler an die Thür und bat ihn um einen Biſſen Brotes. Es war aber nur noch ein Stück da, das letzte, dieſes nahm Aelfred, zerbrach es in die beiden Hälften und reichte dem Bettler die eine. Dann ſchlief er ein und während ſeines Schlafes hatte er ein Traumgeſicht, das ihm verkündete, bald würde er ſein Reich wieder erobern. Er theilte den Traum ſogleich ſeiner treuen Mutter Osburge mit, die ihn auch da nicht verlaßen hatte, und Beide ſchöpften wieder neuen Muth.

Nachdem einige Zeit verfloßen war und die Dänen in ihren Nachforſchungen nachgelaßen hatten, gieng Aelfred mit ſeinen wenigen Begleitern aus ſeiner Zufluchtsſtätte hervor und ſuchte ſich eine andere. Dieſe lag in derſelben Grafſchaft Somerſet und war durch zwei Flüße, die ſich dort vereinigten und den ſumpfigen Boden, der ſie umgab, zu einer völligen Inſel gemacht. Aelfred nannte ſie Aethelingsey, d. i. Inſel der Edelinge, der Edeln. Nur eine einzige Zugbrücke führte zu ihr und dieſe war leicht zu beſchützen. Ueber ſie hinaus eilten oft die Angelſachſen, um ſich Nahrung zu verſchaffen oder auch um kleine Züge der Dänen anzugreifen und dann eiligſt wieder in ihren ſicheren Verſteck heimzukehren.

Wenn aber auch ſolche Angriffe meiſt immer wohl gelangen, ſo war doch der Vortheil zu gering und konnte gegen die ſich immer mehr begründende Macht der Dänen kaum gerechnet werden. Darum entſchloß ſich Aelfred zu einem kühneren Schritte. Er war ein Meiſter des Geſanges und des Saitenſpieles und dieſe Kunſt gedachte er zu nützen, um ſowohl die Macht der Dänen zu erforſchen, als auch ſelbſt im Lande zu erfahren, auf welche Hilfe er zu rechnen habe. Als Harfner verkleidet machte er ſich auf und fand Eingang ins Lager der Dänen, die ſich gern an ſeinem Spiele und Geſange ergetzten, ja

in das Zelt des Königs Guthrum ſelbſt gelangte er mit leichter Mühe. Da ſah er die Beſchaffenheit ihres Heeres, alle ihre Zurüſtungen, er ſah, wie ſie ſorglos und fahrläßig an keinen Feind und keinen erheblichen Widerſtand mehr dachten, ſondern nur auf Raub und Plünderung ausgiengen und ſelbſt den Schutz und die Bewachung ihres Lagers verſäumten.

Dann erforſchte er auch die Stimmung der Bewohner der drei zunächſtgelegenen Grafſchaften und da er glaubte, ſich auf ihren Eifer und ihren Muth verlaßen zu dürfen, kehrte er wieder in ſeine Waßerburg zurück. Sieben Wochen hatte ſein Häuflein ſich durch dieſe beſchützt, da berief Aelfred um die Pfingſtzeit alle ſeine Getreuen nach dem öſtlichen Ende des Selwood, d. i. Weidenwald in Somerſet. Sie erſchienen zahlreich und hießen mit Jubel ihren König willkommen. Mit kühnem Muthe rückten die Sachſen auf die Hauptmacht der Dänen ein, die von der neuen Anſtrengung der Sachſen bereits unterrichtet waren. Es war ein heißer Kampf und die Dänen den Sachſen an Zahl überlegen; aber dieſe kämpften für ihr Vaterland und ihre Freiheit und wurden geführt von einem Könige, der an Klugheit, wie an Muth es Allen zuvor that; darum wurden die Dänen geſchlagen und zogen ſich fliehend in ihr feſtes Lager zurück. Aber Aelfred rückte nach und umſchloß ſie eng von allen Seiten. Da giengen den Dänen bald die Lebensmittel aus und ſie ſchickten hin zu Aelfred und erboten ſich das Land zu verlaßen und nimmer wiederzukehren, wenn ihnen freier Abzug bewilligt würde. Aelfred gewährte ihnen dieſe Bitte und die Dänen hielten dieß Mal den Vertrag. Aber ihr Köntg that noch mehr. Aelfreds herrlicher Sinn hatte ihm die Bewunderung des Königs Guthrum gewonnen und als dieſer mehrmals mit dem Sachſenkönig ſich unterredet hatte, gelobte er ein Chriſt zu werden. Mit ihm faßten viele andere der vor-

nehmſten Dänen dieſen Entſchluß und nicht lange hernach wurden mit Guthrum dreißig ſeiner Mannen getauft, wobei Aelfred ſelbſt Pathe war. Dann beſchenkte er den Dänenkönig mit reichen Gaben und dieſer zog in ſein Land Oſtangeln, das Aelfred ihm zu Leben gegeben hatte.

Von da an blieb Aelfred für immer der Sieg. Es kamen noch neue Dänenſchaaren; aber Aelfred hatte für Schiffe geſorgt, gieng ihnen ſchon auf dem Meere entgegen und ſchlug ſie dort. Einmal traf er eine Dänenflotte, deren einen Theil er ganz vernichtete, ſo daß die übrigen Dänen in ihren Schiffen die Waffen weglegten, auf die Knie fielen und ihn um Gnade baten. Die gewährte ihnen Aelfred und von da an hatte England längere Zeit Ruhe; denn die Dänen wandten ſich lieber den anderen Küſten zu, wo ſie nicht die Gegenwehr fanden, wie bei Aelfred. Namentlich waren den Dänen auch die Schiffe Alfreds furchtbar; denn er hatte ſie größer bauen laßen, als es damals Sitte war, mit ſechszig Rudern, während doch die Fahrzeuge der Dänen nur klein waren. Auch konnten die Angelſachſen Aelfreds neue Bauart nicht gleich liebgewinnen und wußten nicht mit ihr umzugehen, darum ließ er Seeleute aus Friesland kommen, die von jeher um ihrer Erfahrung willen berühmt waren.

Nachdem Aelfred aber ſein Reich nach außen geſichert hatte, war die ganze Sorgfalt des jungen Königs darauf gerichtet, es auch innerlich zu befeſtigen und ihm eine gute Verfaßung und gute Geſetze zu geben. Darum ließ er eine Sammlung der Geſetze veranſtalten, welche frühere weiſe Könige ſchon hatten niederſchreiben laßen, und ließ ſie durch ſeine Rathgeber prüfen. Er änderte nicht viel darin; denn er ſagte, er wüſte nicht, wie ſolche Abänderungen dem Volke gefallen würden, denen dieſe Geſetze durch den Brauch der Vorfahren mündlich

überliefert waren. Namentlich dachte er nach über die Rechtspflege und prüfte deshalb die Urtheile der Richter, ob ſie mit den Geſetzen und dem Herkommen ſeines Volkes übereinſtimmten und einmal ſoll er in einem Jahre vier und vierzig Richter mit dem Tode beſtraft haben, weil ihnen bewieſen war, daß ſie falſches Urtheil geſprochen hatten. Darum verlangte er ferner auch von den Richtern, daß ſie eifrig in den Geſetzen ihres Volkes forſchen ſollten, damit ſie vertraut würden mit denſelben. Als wichtigſten Rechtsgrundſatz bei allen Vergehen aber hielt er die alte deutſche Ueberlieferung feſt, daß Jedermann nur von ſeines Gleichen gerichtet werden dürfe. Darum ſollten zwölf Männer, die Volks- und Standesgenoßen des Angeklagten wären, den Wahrſpruch fällen, ob ſchuldig oder nicht. Dieß Geſetz, das dem Keime nach auch bei den andern deutſchen Völkerſchaften galt, iſt Jahrhunderte lang der Stolz des engliſchen Volkes geweſen, weil es in ihm die ſicherſte Schutzwehr gegen alle Willkür erblickte und es iſt Aelfreds unſterblicher Ruhm, dieß Geſetz bei ſeinem Volke ausgebildet zu haben.

Aber Aelfred wollte auch Ruhe und Sicherheit ſchaffen, ohne daß der Angelſachſe zum Gerichte ſeine Zuflucht zu nehmen hätte, und darum ſann er darüber nach, wie er am beſten allen Gewaltthätigkeiten und Räubereien ſteuern könnte. Das beſte Mittel dazu ſchien ihm zu ſein, wenn er ſeine Angelſachſen ſelbſt verantwortlich machte und dieß geſchah auf folgende Weiſe. Er theilte England in Grafſchaften ein und die Grafſchaften wieder in hundreds, d. i. Hundertſchaften und die Hundertſchaften wieder in Zehnſchaften. Zehn bei einander liegende Häuſer machten eine Zehnſchaft aus und ihre Bewohner waren ſich unter einander und alle zuſammen dem Geſetze verantwortlich für alles Unrecht, das bei ihnen vorfiel. Sie urtheilten auch unter einander über kleinere Dinge; aber wichti-

gere wurden vor das Gericht der Hundertſchaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, ſeinen Namen in eine Zehnſchaft eintragen zu laßen, ſo wurde er wie einer betrachtet, der außer dem Geſetze ſtand; er wurde für vogelfrei erklärt. Von dem Gericht der Hundertſchaft gieng man weiter an das Gericht der Grafſchaft und von dieſem an den König. So kam es dahin, daß man ſagen durfte, der Reiſende, welcher ſeine Börſe auf der Straße verloren hätte, könne ſich ruhig ſchlafen legen, weil er ſie ſicher wieder finden würde. Und ferner erzählte man, daß goldene Armbänder an Scheidewegen aufgehängt unangerührt dageblieben wären, weil Niemand ſie hinwegzunehmen wagte. Aber nicht genug, daß Aelfred ſo den innern Frieden ſicherte, er begründete durch dieſe Eintheilung auch die beſte Wehr gegen den Feind nach außen. Denn jede Zehnſchaft und jede Hundertſchaft muſte ihre beſtimmte Anzahl Krieger ſtellen und der Graf oder Alderman der Grafſchaft war zugleich auch ihr Kriegshauptmann, der auf den erſten Ruf die Seinen bald herbeirufen konnte.

Ferner ſorgte Aelfred für die Bildung ſeines Volkes und leuchtete auch darin wieder als das erhabenſte, von keinem Könige der Erde jemals erreichte Muſter ſeinem Volke voran. Vor allen Dingen hielt er auf ſeine Mutterſprache, das Angelſächſiſche und ſorgte dafür, daß die Jugend ſeines Volkes die alten Heldenlieder lernte und ſich am Geſange derſelben erfreute. Dann berief er die ausgezeichneten Männer ſeiner Zeit zu ſich und ſie kamen willig und gern zu dem Könige, der wie kein anderer die Wißenſchaften ehrte und liebte. Aelfred ſelbſt erlernte die lateiniſche Sprache in ſeinem ſechs und dreißigſten Lebensjahre und bemühte ſich auch ſogleich ſein Wißen ſeinem Volke nützlich zu machen. Denn weil er ihnen gern gute Bücher in ihrer Mutterſprache geben wollte, welche ſolche noch

nicht beſaß, ſo wählte er ſelbſt mit ſeinen gelehrten Freunden aus den Schriften der Römer diejenigen aus, welche ihm die tauglichſten ſchienen und überſetzte ſie in die angelſächſiſche Sprache. Da wählte er ſich namentlich ein Buch aus, welches wenige Jahrhunderte vorher einer der letzten römiſchen Weiſen ſich zum Troſte geſchrieben hatte, als der oſtgothiſche Theoderich in ſeiner Leichtgläubigkeit gegen die Einflüſterungen ſeiner Höflinge und in ſeiner rohen Willkür ſeine glänzende Laufbahn mit dem ungerechten Todesurtheile befleckte. Ferner überſetzte Aelfred auch geſchichtliche Bücher, z. B. die Geſchichte der Angelſachſen, die der ehrwürdige Beda in lateiniſcher Sprache geſchrieben hatte.

Aber er legte auch großen Werth auf die lateiniſche Sprache und wollte, daß alle Söhne der Adeligen dieſe lernten, und wie weit ihm dieſe Bemühungen um die lateiniſche Sprache gelangen, ſehen wir am beſten aus einem Briefe, den er geſchrieben hat, als er ſeine Ueberſetzung einer Rede des heiligen Gregor an die Biſchöfe Englands ſchickte. Er ſagt darin: „Die Gelehrſamkeit war ſo in Verfall gekommen (nämlich bei ſeiner Thronbeſteigung), daß es nördlich vom Humberfluße wenige Prieſter gab, welche die Gebete ſoweit verſtanden, daß ſie die Bedeutung derſelben in angelſächſiſcher Sprache wiedergeben konnten, oder welche überhaupt einen lateiniſchen Satz angelſächſiſch überſetzen konnten, und ich glaube, ſüdlich vom Humberfluße waren auch nicht Viele, die das konnten. In der That waren es ſo wenige zur Zeit, als ich die Krone erlangte, daß ich mich auch im Süden der Themſe nicht eines Mannes mehr entſinne. Gott dem Allmächtigen aber ſei Dank, daß es jetzt doch einige Biſchöfe gibt, welche ſelbſt im Stande ſind Latein zu lehren.“ Das Alles aber war nur Aelfreds Werk, der Schulen ſtiftete, wo und wie er nur konnte und der auch die Univerſität Oxford gegründet haben ſoll.

Auch in andern Dingen wirkte Aelfred für die Bildung ſeines Volkes. Einmal kam zu ihm ein Mann, Namens Other und erzählte dem Könige, daß er im nördlichen Theile des Landes Norwegen wohne, dort wo das Eismeer die norwegiſche Küſte im Nordweſten beſpült. Er beſchrieb ihm das Land, wie es öde und verlaſſen ſei und daß nur einſam und zerſtreut hier und dort einige Finnen wohnten, die ſich mit Jagd und Fiſchfang beſchäftigten. Er ſelbſt habe aber einmal erforſchen wollen, wie weit ſich das Land noch nach Norden und Oſten ausdehne, und darum ſei er nordwärts gefahren, während zur rechten Hand ihm immer Land geblieben ſei. Dann aber habe er wieder abwarten müßen, bis der Wind von Nordweſt gewecht habe und zuletzt habe er ganz nördlichen Wind haben müßen. Alsdann habe er einen großen Fluß geſehen, der ſich dort ins Meer ergöße; er habe aber aus Furcht vor den Anwohnern nicht gewagt ihn hinaufzuſchiffen; er habe die Fahrt dahin nur eingeſchlagen, um Wallroßzähne zu holen. Solche brachte er auch dem Könige Aelfred zum Geſchenk. Other aber war ein ſehr reicher Mann in ſeiner Heimat; denn er beſaß ſechs hundert Rennthiere und unter ihnen ſechs Lockrennthiere zum Fangen der wilden; aber nur zwanzig Rinder, zwanzig Schafe und zwanzig Schweine. Dagegen aber beſtand ſein hauptſächlichſter Reichthum in dem Tribute, den ihm die Finnen bezahlten, nämlich Pelzwerk, Flaumfedern der Vögel, Wallfiſchbarten und Stricke, die aus der Haut der Wallfiſche und Seekälber gemacht waren.

Dieſer Bericht Others von ſeiner Heimat war dem Könige Aelfred ſehr lieb und als er wieder ein geſchichtliches Buch der Römer in die angelſächſiſche Sprache überſetzte, nämlich die Kirchengeſchichte des Oroſius, erzählte er darin auch das, was er von Other vernommen hatte. Aber er ſelbſt war

auch dadurch angeregt zu neuen Forschungen und entsandte deshalb einen anderen Seefahrer, Namens Wulfstan; dieser schiffte ostwärts, bis er durch das Kattegat und den kleinen Belt in die Ostsee kam. Dort suchte auch er die Völker und ihre Sitten zu erforschen, um hernach seinem Könige Bericht abzustatten von den Menschen und Sitten, die er daselbst gesehen hatte. Wulfstan fuhr bei der Insel Burgundaland, d. i. Bornholm, vorbei und nahe an dem Lande hin, das zu seiner Rechten lag und Weonadland hieß, bis an den Ausfluß der Weichsel. Auch die Berichte, die Wulfstan ihm dann machte, erzählte Aelfred wieder seinem Volke.

Wahrlich, wir müssen uns wundern und staunen über die seltene Thätigkeit dieses rastlosen Mannes. Er konnte aber so viel mehr leisten, als andere Menschen, weil er mit seiner Zeit so sparsam und haushälterisch war, daß er sie den ganzen Tag hindurch genau eingetheilt hatte und dadurch auch viel mehr Zeit gewann, als andere Menschen hatten. Da man damals noch keine Uhren hatte, und wegen des häufigen Nebels in England der Gebrauch der Sonnenuhren nicht immer zweckmäßig ist, so war er selbst darauf bedacht, einen Zeitmesser zu erfinden. Er nahm dazu sechs Lichter, von denen jedes in einer gegen Luftzug geschützten Kapsel vier Stunden brannte. Die Kapsel war eingefaßt von durchsichtigen Häuten; denn der Gebrauch und die Bereitung des Glases war in den Dänenkriegen untergegangen.

So haushälterisch wie mit seiner Zeit gieng er auch mit seinen Einkünften um. Denn obwohl diese nicht groß waren und mancher Kaufmann in unserer Zeit viel bedeutendere Einkünfte hat, als dieser große König, so war doch Alles aufs genaueste vertheilt und dadurch wußte Aelfred viel zu schaffen. Die eine Hälfte seiner Einnahmen war für weltliche, die andere

für geiſtliche Zwecke beſtimmt. Die erſte zerfiel wieder in drei Theile, von denen einer für ſeine Krieger beſtimmt war: denn abwechſelnd mußten die Krieger ſeiner Leibwache je einen Monat vom Vierteljahre bei ihm ſein und während der beiden andern konnten ſie ihren eigenen Geſchäften nachgehen. Das zweite Drittheil der erſten Hälfte war für die unzähligen Bauleute und Künſtler, welche Alfred aus allen Gegenden zu ſich berief, damit ſie ſein Reich durch herrliche Gebäude verſchönerten und ſeinem Volke die nöthige Anleitung gäben, ſich weiter fortzubilden. Das dritte Drittheil der erſten Hälfte war den Zwecken der Gaſtfreundſchaft geweiht für alle diejenigen Fremden, welche aus weiter Ferne den König aufſuchten. Die andere Hälfte ſeiner Einkünfte, welche für geiſtliche Zwecke beſtimmt war, theilte er wieder in vier Theile. Von dieſen war das eine Viertel für die Armen beſtimmt, das zweite für die beiden Klöſter, welche er ſelbſt geſtiftet hatte, das dritte für die Schule für den jungen Adel ſeines Landes, welche er mit großer Mühe ins Leben gerufen hatte, das vierte Viertel war für die gelegentliche Unterſtützung aller andern Klöſter und Kirchen beſtimmt, die ſich hilfend an ihn wandten.

Lange Zeit hindurch genoß Alfred Frieden; aber am Abend ſeines Lebens drangen nochmals wieder die Dänen in das Land und hauſten nach ihrer alten Weiſe. Sie waren von dem kräftigen deutſchen Könige Arnulf im September des Jahres 891 bei Löwen aufs Haupt geſchlagen und wie ſie ſich früher nach den Siegen Alfreds ganz auf das gegenüberliegende Feſtland von Deutſchland und Frankreich geworfen hatten, ſo wollten ſie nach dieſer Niederlage umgekehrt wieder England heimſuchen. Aber Alfred empfing ſie und nach manchem harten Kampfe kehrte die größere Mehrzahl der Dänen heim, die wenigen Zurückbleibenden konnten leicht abgewehrt werden. Dabei

war Alfred darauf bedacht, die wenigen Britten, die ſich noch von den Angelſachſen geſondert hielten, mit den Seinigen zu verſöhnen. Dieſe wenigen noch übrigen Britten wohnten in dem gebirgigen Wales im Weſten von England und waren von da aus nur gar zu gern geneigt, mit den feindlich einfallenden Dänen gegen die Angelſachſen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Aber der Charakter Alfreds gewann ihre Achtung und ihr letzter König kam freiwillig zu Alfred, welcher ihn überall aufnahm und als ſeinen Sohn behandelte.

Friede und Ruhe war wiederhergeſtellt; aber unerwartet ſchnell war Alfred ſein Ende beſchieden. Am 28. October des Jahres 901 raffte ihn der Tod dahin, nachdem er neun und zwanzig Jahre und ſechs Monate regiert hatte. Alfred iſt ein Spiegel aller Könige, und wenn man jemals einem Könige den Beinamen des Großen mit Recht gegeben hat, ſo iſt es Alfred, der ihn vollkommen verdient, als Held zugleich und als Weiſer. Wir haben außer ihm zwei andere Könige genannt, die man mit dem Beinamen der Großen nennt: Theoderich den Oſtgothen und Karl den Franken. Daß der Ruf Theoderichs nach ihm zuſammenſank, würde ihm von ſeiner Größe nichts nehmen; aber es fehlt dem mit dem Purpur des Weiſen bekleideten Manne die Treue und Gerechtigkeit, es fehlt ihm bei ſeinen Schöpfungen die verſöhnende Milde, die Alfred in ſo hohem Maße ziert, es fehlt ihm die Krone Alfreds, der Eifer für menſchliche Bildung; denn dieſer Eifer iſt derjenige Gewicht, welches vor dem Richterſtuhl der Geſchichte die Wagſchale eines Fürſten und jedes Menſchen ſinken oder ſteigen macht. Darin wetteifert vielleicht der fränkiſche Karl mit Alfred, aber doch nicht mit der eigenen Thätigkeit. Und auch von dieſem ſchreckt uns die Willkür, die Sucht nach Eroberungen, welche das Chriſtenthum zum Deckmantel nahm, welche das Glück von

Tausenden zertrat, um seinen Willen zu haben, und wenn das heilige Recht der Nothwehr sich gegen die Willkür stemmte, roh und blutdürstig mit eiserner Faust Alles niederschmetterte. Nichts von Allem diesem ist bei Aelfred. Auch er kämpfte als Held, aber er kämpfte einen heiligen Kampf, den Kampf menschlicher Gesittung gegen die planlose Grausamkeit des heimatlosen Räubers, und als Alle um ihn verzagten, war er es allein, der nicht abließ und durch seine Kraft auch die Andern kräftigte, daß ihm endlich der Sieg blieb. Keine Eroberungssucht befleckt den schönen, herrlichen Charakter; ja er nannte sich bis an sein Lebensende, auch noch in seinem uns erhaltenen Testamente nicht König von England, wie er es doch wirklich war, sondern nur nach seinem Stammlande: König von Westsee. Man hat oft gesagt, daß die Geschichte uns die Leiden des menschlichen Geschlechts erzähle, insbesondere aber die Leiden der Völker, welche ihre Könige verschuldet haben — der Name Aelfreds des Großen söhnt uns aus mit vielen der Urheber solcher Leiden und tröstet uns, wenn wir zu andern Zeiten sehen, daß da, wo der Mensch leichtgläubig nur gar zu oft das Höchste und das Herrlichste erwartet, nur die Lüge und die verworfenste Selbstsucht thront. Darum hat der Engländer ein Recht, wenn er mit Stolz den Namen des Königs Aelfred nennt und sein Andenken wird dort nimmer erlöschen. Im Jahre 1849 noch hat man in vielen Gegenden, wo zum Theil noch die Grundlagen der alten Gemeindeeintheilung König Aelfreds bestehen, den Tag gefeiert, wo vor tausend Jahren der Welt dieser König geschenkt ward. Die Völker vergeßen die Könige, welche nur zum Unheil und zum Verderben ihrer Mitwelt geschaffen zu sein scheinen; aber den Namen Aelfreds wird eine andere Nachwelt nach abermals tausend Jahren mit Liebe und Verehrung nennen.

11. Das Vaterunſer angelſächſiſch.

Damit meine Leſer ſich eine Vorſtellung davon machen können, wie die angelſächſiſche Sprache jener Zeit war, will ich das Vaterunſer auch in dieſer Sprache herſetzen.

Fader ure thū the eart on heofenum, si thin nama
Vater unſer du der biſt in Himmeln, ſei dein Name
gehalgod. Tō becume thin rice. Gewurdhe thin willa on
geheiligt. Zu komme dein Reich. Es werde dein Wille auf
eorthan, eall swā on heofenum. Üre dägwamlican hläf syle
Erden, ſo wie in Himmeln. Unſer tägliches Brot gib
ūs tō däg. And forgyf ūs ūre gyltas, swā swā we
uns heute. Und vergib uns unſere Schulden, ſo wie wir
forgifath ūrum gyltendum. And ne gelædde thū ūs on
vergeben unſern Schuldnern. Und nicht geleite du uns in
costnunge. Ac älÿs ūs of yfele.
Verſuchung. Sondern erlöſe uns von Uebeln.

Das Uebrige fehlt.

Dieſe angelſächſiſche Sprache, mit welcher unter den andern deutſchen Sprachen die friesiſche und dann die plattdeutſche die meiſte Verwandtſchaft haben, iſt der Kern des jetzigen Engliſchen; denn namentlich ſind alle Ausdrücke des täglichen Lebens ſind aus dieſer Sprache übergegangen, und daher kommt es, daß die engliſche Sprache für den plattdeutſch Redenden ſehr leicht zu erlernen iſt. Wilhelm der Eroberer, der im J. 1066 von der Normandie aus hinüberſchiffte und ſich die Inſel unterwarf, führte daneben die damalige franzöſiſche Sprache ein. Aus beiden Sprachen, verſchmolzen mit den wenigen Ueberbleibſeln der altbritiſchen und den ſich ausdrücken noch ſelbſtändig erhaltenen Ueberbleibſeln des Lateins iſt die jetzige engliſche Sprache erwachſen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.